H. misc. 367

Kleine historische Schriften

von

Karl Ludewig Woltmann.

Erster Theil.

Jena,
bei J. G. Voigt 1797.

Vorrede.

Es ist freilich in mehrern Fächern unsrer Literatur eine traurige Nothwendigkeit, dafs der gründliche Kritiker die gesetzgebende und die richterliche Gewalt häufig für den einzelnen Fall zugleich ausüben mufs; aber die Historie ist diesem Uebel, welches in der literärischen Welt eben so viel Unheil anrichten kann, als in der politischen, vorzüglich unterworfen. Ohne eine Ungerechtigkeit und Härte zu begehen, darf man behaupten, dafs bis auf einige wenige Abhandlungen über einzelne Geschichtschreiber von keiner Nation etwas über historische Kunst hervorgebracht sei, welches für eine künftige

Gesetzgebung über die Historie tauglich wäre: nirgends ragt ein Denker hervor, auf welchen man sich bei Urtheilen über Produkte der Geschichte berufen könnte.

Glücklich wären wir indessen noch zu preisen, wenn unsre historische Kritik wirklich schon in der Gefahr schwebte, die aus Vereinigung der gesetzgebenden und richterlichen Gewalt in Einer Hand entsteht, denn leider richten unsre Kritiker im Gebiete der Geschichte, ohne an Gesetze zu denken, nach welchen sie ihre Urtheile abfassen müfsten. Mit den vier Wörtern „Gründlichkeit, Einfachheit, Geschichtforschung und Geschichtschreibung„ machen sie einen Zauberkreis um sich her, und theilen Tod und Leben mit diesen Formeln aus, deren Sinn sie sich durchaus nicht mit Bestimmtheit entwickelt haben, wie sich allenfalls aus den meisten Blättern ihrer historischen Orakelsprüche, welche sie aus ih-

rem Zauberkreise in die Welt senden, darthun liefse. Was sie etwa meinen, das ist ihr Kodex der Gesetzgebung für die Historie, und nur zu häufig haben Natur und Vernachlässigung wissenschaftlicher Kultur sie dazu bestimmt, dafs an ihrer Meinung gar nichts gelegen seyn kann. Auch darf man in keine weitere Erörtrung mit ihnen sich einlassen, da sie keinen Punkt haben, von welchem man mit ihnen ausgehen könnte. Den Tadel über Werke der Geschichte möchte man ihnen gerne erlauben, denn oft mag er nicht ungerecht seyn, wenn er es auch in ihrem Munde ist, und ungegründete Vorwürfe wider ein wahrhaft gutes Erzeugnifs thun der Wissenschaft nimmermehr Abbruch; ihr Lob hingegen macht gewöhnlich den widrigsten Eindruck, und hält die Bildung des selbstständigen reinen Geschmackes in der Historie zurück. Welche deklamatorische Rednerei von der einen, welche fliessende Weitschwei-

figkeit und Nüchternheit von der andern Seite werden in unsern kritischen Blättern so häufig als Muster einer guten historischen Schreibart empfohlen.

In der That zeigt sich unsre historische Kritik nie in einer traurigern Gestalt, als wenn sie über die Kunst der Geschichtschreibung spricht. Daran hat sie niemals gedacht, dafs es hier gar nicht darauf ankommt, was dem einzelnen Geschmack etwa deucht, sondern dafs hier jedes Urtheil objektiv begründet seyn mufs, wenn es Werth haben soll; dafs zuerst aus dem Begriffe der Geschichte ein Grundgesetz abgeleitet werden mufs, sowol für die Komposizion des Ganzen und der einzelnen Theile, als die historische Schreibart. Dieses kann durchaus kein andres seyn, als dafs Anordnung und Sprache so viel wie möglich dahin streben müssen, den darzustellenden Gegenstand so anschaulich als möglich

su machen. Kann ihnen gezeigt werden, dafs sie in dieser Hinsicht nicht die erreichbare Vollkommenheit haben: so werden alle übrige Vorzüge sie der Historie nicht würdig machen. Entsprechen sie jenem Grundgesetze, so besitzen sie schon dadurch das ihnen eigenthümliche Leben, die ihnen eigenthümliche Schönheit, welche sich durch das kleinste Glied von dem Ganzen verbreiten. Nach jenem Gesetze mufs sogar entschieden werden, auf welche Weise der Periodenbau einzurichten, ob eine Frage, oder ein Ausrufungszeichen oder das blofse ruhige Punktum an dieser oder jener Stelle zu setzen sei, der historischen Wahrheit Genüge leisten werde. Da es sich indessen aus dem Zwecke der Geschichte ergiebt, dafs sie andern die Empirie anschaulich machen will: so folgt, dafs sie keinen Reitz verschmähen darf, wodurch sie ergötzen und die Aufmerksamkeit angenehm machen kann. Immerhin mag diese

Schreibart in einem historischen Produkt in eine Allee von Blüthen voll Schönheit an Farbe, voll Duft führen, wenn nur die bestimmte, helle Aussicht in die Ferne dadurch nicht verhindert wird. Der Stil des Historikers mag rhetorisch und poetisch genannt werden; wenn er nur die Klarheit nicht verletzt hat, so bleibt er ächt historisch, und hat desto gröfsere Verdienste, je blühender er ist. Ob er aber jenes sich habe zu schulden kommen lassen, das mufs auf eine logische Weise durch Vergleichung zwischen ihm und dem dargestellten Gegenstande entschieden werden. Der subjektive Eindruck, welchen der einzelne Kritiker davon bekam, bedeutet wiederum gar wenig, denn wie kann die historische Schreibart sich nach allen den mehr oder weniger stumpfen Augen unsrer meisten historischen Kritiker bequemen?

Nach dem bisherigen wird es mir niemand verargen, wenn ich eine Theorie der Ge-

Geistes unsrer Zeiten ansehe. Wichtiger erscheint aber dieselbe noch aus diesem Gesichtspunkte. In der Poesie ist es möglich, dafs vor aller Theorie derselben vollendete Kunstwerke erscheinen, da der Dichter seine Empirie *schaffet*, wenn er auch seinen Stoff von der Trádision leihet: der Historiker hingegen soll eine *gegebene* Empirie *darstellen* und mufs für diesen Zweck selbst seine Schöpfungen nur als ein Mittel der Geschichtforschung brauchen. Welche Pflichten nun durch die ungeheuren, verwickelten Verhältnisse zwischen der gegebenen Empirie und dem Historiker diesem auferlegt werden, und auf welche Weise er ihnen genug zu thun vermag, dieses einzusehen, dazu reicht alles historische Genie allein nicht hin, sondern die Theorie der Geschichte mufs ihm durch feste Gesetze hier zu Hülfe kommen, und vor der Aufstellung derselben können wir kein vollendetes historisches Werk erwarten; eine Behauptung, welche mir

gen Eindruck im Munde eines Schriftstellers machen wird, von welchem Herodot, Thuzydides, Tazitus und Johannes Müller so verehrt worden, wie sie wohl selten verehrtes worden sind.

Fragmente meines Systemes über die Historie wird man in dieser Sammlung finden und mit meinem Begriffe der Geschichte zusammenhalten. Ich müfste mich selbst mehr lieben, als die Wissenschaft, welcher ich mein Leben geweiht, das in einem solchen Falle traurig und kalt seyn würde, wenn ich mir schmeicheln könnte, durch dieses System, wiewohl es nach einer Reihe von Jahren eine höhere Ausbildung erhalten haben möchte, dem erwähnten Bedürfnisse abgeholfen zu haben. Nur wünsche ich, Punkte zur Sprache zu bringen, an deren Entwicklung der Historie ein grofses liegt. Wer durch Untersuchungen über dieselben uns weiter bringt, oder durch eigene Meisterwerke der Theorie vorleuchtet, den

kenne kaum einen Gedanken, welcher mich mehr niederschlägt, als dafs ich während meinem Leben vielleicht nicht die entzückende Freude haben sollte, wenn auch nicht in Deutschland, nur unter irgend einer Nation ein historisches Genie aufblühen und in solchen Situazionen zu sehn, dafs es Historiker werden könnte.

Studium der alten Geschichtschreiber und Vergleichung derselben mit dem Ideal der Historie und den menschlichen Kräften haben mir die feste Ueberzeugung gegeben, dafs die Historie unter uns eine ungleich höhere Vollkommenheit erhalten könne, als sie jemals im griechischen und römischen Alterthume gewann. Es giebt keinen Geschichtschreiber aus demselben, welcher nicht von mehrern Seiten als Künstler roh wäre, und mancher, welchen wir als Muster für eine Gattung von Geschichtschreibung anführen, kann höchstens auf den Ruhm eines Forschers für die Historie An-

ist, wenn man ihn blos insoferne betrachtet, als er die Materialien für eine Biographie wählte, aber durchaus nicht auf den Namen eines biographischen Geschichtschreibers rechnen darf; daher alle seine Helden, welche für Biographien behandelt werden können, erst nach seinen und anderweitigen Materialien bearbeitet werden müssen. Dann ist der Gesichtskreis in der Geschichte, welchen der neuere Historiker haben kann, so ungleich gröfser und umfassender, seine Forschung so viel tiefer, als beide im Alterthume seyn konnten, dafs auch der Stil seiner Arbeit ungleich höher seyn wird. Zuletzt entscheidet hier auch die angeführte Bemerkung, dafs wir nur nach Vollendung der Theorie über die Geschichte ein gänzlich vollendetes historisches Werk erwarten können, für uns wider die Alten.

Oft versetze ich mich in jene fernen Zeiten, wann durch die vereinte Bemühung von mehrern genialischen und vom Schicksal begünstigten Geistern endlich den Hist-

einer lichtvollen Anhöhe ein würdevoller Tempel erbaut iſt. Die Menschengeschichte tritt mit ihren Rollen vor die Göttin, und diese erblickt mit Freude in denselben die Charaktere der Philosophie, wodurch ihre Reinheit bewahrt wurde; die Biographie, mit der ihr ganz eigenthümlichen, ursprünglichen Schönheit, hängt ihre Lorbeerkränze, an welchen jedes Blättchen mit Sorgfalt geordnet ist, in der Nähe des Altars auf; mit festen, raschen Schritten geht zu demselben die Geschichte der einzelnen Staaten; auf ihrem ganzen Wege sah sie sich von Saaten für das politische Leben der Menschen umblüht, ihr Blick scheint in der Zukunft schon Gefilde zu schauen, die voll von denselben immer schöner grünen. Woher aber auch Dienerinnen der Historie und mit welchem Segen für die Sterblichen zum Tempel der Göttin wallfahrten mögen; so ist die Verehrung derselben doch ihr letztes Ziel, und ihr vereinter Hymnus strömt zum

Bei solchen Gesichten frägt der Historiker nicht, ob seine Blätter nicht alsdann im Strome der Zeit werden untergegangen seyn, denn es steht keinem Gelehrten weniger an, als ihm, sich selbst über den Fortgang seiner Wissenschaft nicht vergessen zu können. Die Historie muſs es seyn, was ihn an das Leben fesselt; sie muſs ihm bei Studien vorschweben, die nicht unmittelbar auf sie sich beziehn, sie muſs ihn auf seinen Wanderungen begleiten und seinem Verkehr mit dem Menschen eine bestimmte Richtung auf ihre Vervollkommnung geben. Sie kann ihn unendlich reich machen, aber nur, indem er sich bestrebt, sie zu bereichern; und wenn sie ihm nicht alles ist, so wird er ihr wenig seyn.

In einer solchen Stimmung übergebe ich meinen Lesern diese Sammlung, die ich noch lange fortzusetzen gedenke. Schon deshalb, weil ihnen eine solche Begeisterung für die Historie fremd seyn wird, kann sie ihnen un-

noch wegen eines andern Grundes. Die Aufsätze derselben sind Denkmale sehr verschiedenartiger Situazionen, in welchen wenigstens mein Geist lebte: früh kann uns die Historie mehr als jede andre Wissenschaft Rath, Stärke und Mäfsigung für unser eignes Leben verleihen. Die Erinnerung hat diese Denkmale für mich mit welken und noch blühenden Kränzen behängt, und so haben sie für mich zum Theil ein individuelles Interesse, wovon ein andrer nichts verspüren kann. Mein Urtheil über sie ist nicht unbefangen mehr, und die Resignazion, welche man bei allen eignen Arbeiten haben mufs, mir bei ihnen doppelte Pflicht.

Woltmann.

Inhalt

Inhalt des ersten Theils.

Sei

I. Geschichte der Hohenstauffen in Italien. Erstes Buch.

II. Über Rousseaus Verhältniſs zur Kultur seines Zeitalters.

III. Versuche über die Biographie.

1. Biographien als Bedürfniſs unsrer Zeit.

2. Begriff und Stoff der Biographie.

IV. Biographische Fragmente.

Einleitung.

1. Sophonisbe.

2. Kaiser Otho.

V. Markus Brutus.

I. G

I.

Geschichte

der

Hohenstaufen

in

Italien.

Erstes Buch.

Selten waren einem Zeitpunkte, welcher sich durch eine merkwürdige Regsamkeit des menschlichen Geistes und wichtige Ereignisse auszeichnen sollte, so viele grofse Männer vom Schicksal geschenkt, als der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts und der ersten des folgenden. Durch den aufkeimenden dritten Stand war eine bedeutende Veränderung der Staatsverfassungen unvermeidlich geworden, das Ritterwesen offenbarte jetzt die schönsten Wirkungen, welche es auf die Bildung des Occidentes haben sollte, und die Dichtkunst, welche unter mehrern Völkern aufblühte, erregte die Hofnung, dafs statt der

bisherigen zwecklosen Gelehrsamkeit und Rohheit Nationalkultur aufkommen werde. Dagegen zeigten sich an der Spitze der Nationen auch Männer, dieses Zeitalters werth. Wenn Heinrich der Zweite von England und der kühne Philipp August von Frankreich auch nur als kraftvolle und planmäfsige Herrscher auftreten können: so darf man einige Geister aus dem hohenstaufischen Hause als Genien anführen, die nicht nur ihres erhabenen Zeitalters völlig würdig waren, sondern es noch mit sich weiter vorwärts führten.

Sobald man die Plane dieser Familie, aus welcher mehr ausgezeichnete Männer hervorgingen, als aus irgend einem andern herrschenden Hause, welches die Geschichte kennet, näher beleuchtet hat, trift man auf die Grundidee,, dafs Italien der Sitz einer Herrschaft werden solle, welche vorzüglich durch Deutschlands Kräfte sich ausbreiten könne. Die Vorurtheile, welche sich an das Zauberwort Kaiser gehängt hatten, erzeugten vielleicht zuerst diese Idee, aber konnten die Ausführung derselben auch sehr befördern.

Kaum hatte Fridrich der Erste aus dem hohenstaufischen Hause, der Erfinder eines solchen Planes, als ein treflicher Ritter von seiner Nation bewundert, den deutschen Thron bestiegen: so richtete er schon seine Blicke auf Italien. Nothwendig mufsten seine grossen Absichten einen harten Kampf mit der päpstlichen Macht veranlassen. Wer den Ausgang desselben damals hätte berechnen wollen, würde am meisten Hofnung für Fridrich aus dem Umstande gezogen haben, dafs sich der aufgährende Geist der Zeit gegen jene finstre Denkart empörte, durch welche der päpstliche Despotism einzig geschützt war. Selbst in dem dritten Stande hätten die Hohenstaufen einen unermüdlichen und endlich gewifs siegreichen Mitkämpfer erhalten können.

Allein gerade er ward die gefährliche Klippe, bei welcher vorüber zu schiffen ihnen ihr ganzer Sinn nicht erlaubte, und deren Furchtbarkeit sie niemals ganz kennen lernten. Besonders Fridrich der Erste besafs einen ritterlichen Stolz, der ihn mit Verachtung

auf die Einwohner der Städte herabsehn liefs, und für seinen Plan glaubte er es nothwendig, den dritten Stand in der Lombardei, wo er mit voller jugendlicher Kraft sich erhob, vernichten zu müssen.

Welche verschiedene Macht mufste er in Italien zertrümmern, ehe er den Grund zu dem Reiche legen konnte, dessen Gröfse ihm vorschwebte. In Unteritalien blühte das Reich der Normannen, die mit ihrer romanhaften Tapferkeit planmäfsige Klugheit verbanden, und durch ihr Verhältnifs mit Rom dem Ansehn der Kaiser in den italiänischen Angelegenheiten das Gleichgewicht hielten. In diesem Zeitpunkte konnte der König von Sicilien sicher auf einen entscheidenden Einfluss rechnen, weil zwischen dem Papst und der Geistlichkeit auf der einen, und dem römischen Volk auf der andern Seite, die fürchterlichste Gährung herrschte, wovon die unausbleibliche Folge war, dafs sich, sobald die eine Parthie beim Kaiser Hülfe fand, die andre um normannischen Schutz bewarb. Jene Revolution unter den Römern war durch die

Lehren des schwärmerischen Arnolds von Brescia bewirkt. Dieser Lieblingsschüler des berühmten Abälards war eine von den schönen Seelen, welche in ihrem Enthusiasmus für das Wohl der Menschheit jede alte Form zertrümmern, und für ihre Brüder ein Glück schaffen wollen, zu dessen Genusse sie noch nicht gebildet sind. Er gehörte selbst zum geistlichen Stande; aber empört über die Entartung desselben predigte er laut, es wäre schändlich, dafs ein Mönch und ein Geistlicher weltliche Güter, ein Bischof Hoheitsrechte besäfse; ihnen läge das Heil der Seelen ob, und alle irrdische Macht gehörte den Königen, welche weltlichen Dienern den Genufs derselben könnten zufliefsen lassen. Auf einem grofsen Koncilium ward er von dem Bischofe und der übrigen Geistlichkeit von Brescia seiner Lehren wegen angeklagt, und der Papst Innocenz gebot ihm Stillschweigen. Da ging er nach Deutschland und der Schweiz, und seine feurige Beredsamkeit brachte Bischöfe dahin, dafs sie ihn, den ärgsten Feind ihres Ansehns und trotz dem Verdachte der Ketzerei, in welchen sie dadurch

geriethen, mit Freude beherbergten. Allenthalben verfolgten ihn Briefe seiner Feinde, welche warnten, dem süfsen Gifte seiner Zunge nicht zu trauen. Bei der Nachricht vom Tode Innocenzens eilte er nach Rom, wo alles voll Aufruhr gegen den neuen Papst Eugen und den päpstlichen Stuhl, war. Arnolds Lehren fanden desto leichter bei den Römern Eingang, je häufiger er sie an ihre alte Gröfse erinnerte. "Durch die reife Weisheit des Senats, rief er ihnen zu, durch die ungeschwächte Tapferkeit der Jugend sind eure Väter Herrn der Welt geworden. Erneuert die Würde der erstern, bringt den Ritterstand zu seiner alten Tugend zurück, baut das Kapitol wieder auf, und verjagt den Papst von den Regierungsgeschäften der Stadt! Er mag in den Angelegenheiten der Kirche richten!„ Das entflammte Volk fiel über die Kardinäle her, mishandelte sie und verwundete einige. Zugleich wurden die Palläste derselben und andrer vornehmen Römer niedergerissen *).

*) Otton. Frisingensis de rebus gestis Frider. l. l. 2. c. XXI. ap. Mur. t. 6. 7. 18—20.

Darauf ward die Regierungsform des alten Roms wieder hervorgesucht; aber der Geist, welcher sie einst belebte, liefs sich nicht zu einem entnervten, verdorbenen Volke zurückbeschwören. Dennoch schien er das schöne Italien nicht verlassen zu können; und in den lombardischen Städten offenbarte sich seine Kraft, auf eine gewaltige Weise. Durch Handel und Kunstfleifs hatte sich in ihnen ein dritter Stand gebildet, welcher vom Gefühle der Freiheit und dem Bewufstseyn seiner Macht begeistert, sich in kurzer Zeit Freistaaten erschuf, da die Abwesenheit und Entfernung der Kaiser ihm erlaubte, seine Kräfte zur Zerbrechung der schimpflichen Bande, in welche die Nation durch das Lehnsystem gerathen war, ruhig zu sammeln. Er hatte fast alle Adliche, welche bisher voll Ritterstolz auf ihn herabsahn, gezwungen, in die Städte zu ziehn, welche sich auf eine solche Art bald ein republikanifches Gebiet errungen hatten. Der Stolz der Bürger bestand darin, dafs sie Gesetzen gehorchten, welche sie sich selbst gegeben hatten, die Regierungsgeschäfte besorgte ein Senat, an dessen Spitze drei

Konsuln standen, die aus den drei verschiedenen Abtheilungen der Einwohner, nämlich dem hohenAdel oder den Capitaneen, den gemeinen Adlichen oder Valvassoren und dem Volke gewählt wurden, damit eine völlige Gleichheit der Rechte für die sämmtliche Bürgerschaft herrschte. Um aber die Freiheit vor jeder Gefahr zu sichern, durften die Konsuln ihr Amt nur ein Jahr bekleiden *). Ein jeder Bürger war in den Waffen geübt und keinem, der sich auszeichnete, wurden kriegerische Würden und der Rittergürtel verweigert. Eine einzige Stadt konnte oft eine Armee ins Feld stellen, welche dem schönsten Heere von Rittern getrost entgegen ging und mit Löwenmuth focht, weil der Sohn für die Eltern, der Vater für seine Kinder und alle für ihren Heerd und für Freiheit kämpften. Aber nicht für jenes Schattenbild, mit welchem die Römer dieser Zeit spielten; der Freiheitssinn der lombardischen Bürger war aus ihrem Innern entsprossen und ihnen von gleichem Werthe mit ihrem Leben. Jene rangen nach Freiheit, weil der Druck der

*) Otto. Fris. l. 2. c. 13.

Geiſtlichkeit und ihre Armuth ihnen unerträglich waren; diese weil sie die Güter ihres Fleifses in stolzer Unbeschränktheit genieſsen wollten: jene von Eitelkeit und dem Andenken an die Vergangenheit gereizt; diese mit der gegründeten Ueberzeugung, dafs ihr eigner Werth und die Gegenwart sie dazu berechtigte. Bei den erstern lag die Sehnsucht, frei zu seyn, in Bildern der Phantasie und in Launen; bei den letztern war sie in Gefühl und Gedanken übergegangen. Daher glühte der Römer an dem einen Tage von einem gährenden Enthusiasmus für den unbeschränkten Sinn seiner Väter und küfste an dem andern die Fessel: die Bewohner der Lombardei glühten dagegen auf den Trümmern ihrer Städte für Freiheit, wie in den Tagen des Glücks.

In so verschiedene Parthien war das Land getheilt, welches Fridrich zur Grundlage seiner Herrlichkeit machen wollte; ehe er dies konnte, mufste ein blühendes Königreich unterjocht, das päpstliche System aufgelöset, der Schwindelgeist der Römer gedemüthigt

und der feste Freiheitssinn andrer italiänischen Städte zermalmet werden. Es gehörte wahrlich der unbesiegbare Ehrgeiz dieses Jünglings dazu, um nicht sogleich beim ersten Anfange zu verzweifeln und man muſs über seine Kühnheit erstaunen, wenn man die Hilfsmittel betrachtet, mit welchen ausgerüstet er seine Unternehmung begann. In Deutschland verabscheute man die italiänischen Züge; und diejenigen unter den Rittern, welche gern auf Abentheuer ausgingen, hatten schon längst im Morgenlande, wo sie zugleich den Kranz, welchen die Religion bereit hielt, sich erringen konnten, ein gewünschteres Ziel, als Italien, für ihre romantische Tapferkeit gefunden. Wenn aber auch ein Heer zu einem Zuge über die Alpen zusammen kam; so machte sich jeder Krieger doch nur auf eine kurze Zeit zum Dienste verbindlich. Solche Truppen waren nicht geschickt, einen Feind zu besiegen, welcher ihrem Ungestüm hinter festen Mauern Trotz bot. Dagegen fand Fridrich desto mehr Hilfe in seinen eigenen Kräften; durch sich selbst wuſste er alle Hindernisse zu besiegen,

und ein unvertilgbares Selbstvertrauen stählte in jeder Gefahr seinen Muth. Zugleich konnte er darauf rechnen, dafs die verschiedenen italiänischen Parthien sich nimmermehr gegen ihn vereinigen würden, ja selbst unter seinen furchtbarsten Gegnern, den lombardischen Städten, herrschte eine Feindschaft, wie sie nur zwischen Freistaaten, nur unter rachsüchtigen Italiänern statt haben kann. Mailand war die mächtigste und furchtbarste unter jenen, und würde bald die übrigen unterjocht haben, wenn sich nicht eine Gegenparthie unter Anführung Pavias gebildet hätte. Der Uebermuth der erstern, welche schon lange der deutschen Oberherrschaft gespottet hatte, gab auch den Hohenstaufen die erste Gelegenheit, einen Kriegsschauplatz in der Lombardei zu eröfnen.

Zwei Bürger von Lodi, einer Stadt, welche die Mailänder eben so wie Como ihrer Herrschaft unterworfen hatten, waren im Jahre eilfhundert und drei und funfzig nach Costanz gegangen, um den neuen König zu sehn, welcher daselbst eine glänzende Für-

stenversammlung hielt. Als sie sein hilfreiches Mitleiden gegen die Schwachen merkten, welche von Mächtigen gedrückt wurden, faſsten sie Muth, auch ihre Klagen über Mailands grausame Härte gegen ihre Vaterstadt vor ihn auszuströmen. Sie gingen in eine Kirche, ergriffen zwei Kreuze und legten sie über ihre Schultern. So erschienen sie vor dem Angesicht Fridriche und knieend schwiegen sie lange mit traurigen Mienen, bis er ihnen befahl aufzustehn und die Ursache ihres Kummers zu offenbaren. Da stürzten ihre Thränen hervor und einer von ihnen sprach: "wir sind arme Bürger von Lodi und klagen vor euch und euerm ganzen Hofe die Mailänder an. Einst trieben sie unsre Vorfahren aus ihren Wohnungen, raubten ihnen alles, erschlugen viele und verwandelten die Stadt in einen Steinhaufen. Manche von unsern Vätern entflohn in ferne Länder; die zurückgebliebenen konnten die Trümmer der geliebten Stadt nicht verlassen und bauten sich in der Gegend derselben in sechs neuen Burgen an. Eine von diesen ward bald durch einen berühmten Jahrmarkt blühend, zu welchem

die Mailänder selbst, die Bürger von Crema, Cremona, Pavia und Piazenza die ganze Woche hindurch kamen. Sie wurden dann in den Häusern der Einwohner von Lodi beherbergt, welches dadurch Reichthümer erwarb und an Bevölkerung zunahm. Der Senat von Mailand, welcher die Macht einer benachbarten Stadt fürchtete, befahl daher, dafs hinfort der Markt auf einem unbewohnten Gefilde unter freiem Himmel sollte gehalten werden. Jetzt kehrt kein Fremdling mehr in unsre Wohnungen ein, wir leben in Dürftigkeit und der Hunger sitzt auf dem öden Marktplatze. Darum flehen wir dich an, heiligster König! befiehl den Mailändern, dafs sie uns den Jahrmarkt wieder in unsrer Burg halten lassen".

Sogleich liefs Fridrich mit Beistimmung aller Fürsten ein Schreiben ausfertigen, womit er einen Gesandten nach Mailand schickte, welcher mit lauter Stimme daselbst befehlen sollte, dafs man dem Inhalte des Briefes Gehorsam leistete.

Als die beiden Bürger nach Lodi zurückkamen, erzählten sie voll Freude den Kon-

suln und dem Senate den ganzen Vorgang und glaubten sich ein grofses Verdienst um ihre Vaterstadt erworben zu haben; aber sie wurden mit Schmähworten empfangen, man drohte ihnen mit der Verbannung, wenn es wahr wäre, was sie geredet hätten; und sie sollten sogleich die Todesstrafe leiden, wenn sie nicht gegen die übrige Bürgerschaft das strengste Stillschweigen darüber beobachteten. Alles diefs flofs aus der Furcht vor den Mailändern; doch tröstete man sich damit, dafs jene Männer wol Unwahrheit gesprochen hätten. Da sah man nach wenigen Tagen einen königlichen Gesandten durch die Strafsen reiten, welcher bald darauf die Konsuln und den Senat zu sich rufen liefs. Er pries ihnen die Gnade seines Herrn und zeigte ihnen dessen Brief mit dem Siegel: blafs wie Todte, unentschlossen, was sie thun, was sie reden sollten, sahen sie sich einander lange starr an und voll Verwunderung stand der Abgeordnete unter ihnen, der einen Strom von Freudenthränen erwartet hatte, bis endlich einer von den Konsuln wieder zu sprechen vermogte. Er be-

theuerte bei Gott, dafs jene beiden thörigten Männer ohne ihr Wissen nach Deutschland gegangen wären und diese gefahrvolle Bitte gethan hätten; zur Erfüllung derselben könnte keine ungelegnere Zeit gewählt werden, als die gegenwärtige, da der entfernte König sie nicht zu schützen vermögte; durch die Rachsucht der nahen Mailänder aber wäre der Verlust aller ihrer Güter, der Untergang ihrer Stadt, ja der Tod selbst ihnen unausbleiblich gewifs; sie wären von der Gnade seines Herrn gerührt, aber bei Gott bäten sie ihn, den Befehl desselben nicht nach Mailand zu bringen, wenn er ihr Verderben nicht wünschte.

Der königliche Bote, Sicherius, sah ganz die Gefahr, in welcher die Einwohner von Lodi schwebten, doch schien es ihm gegen seine Pflicht, seinen Auftrag nicht zu vollführen; auch wufste er, dafs Fridrich buchstäblichen Gehorsam verlangte, und versicherte daher die Bürger, er würde es nicht wagen, je wieder nach Deutschland zurückzukehren, wenn er ihrer Bitte Gehör gegeben hätte.

Mit Thränen im Auge riſs er sich von ihnen loſs, mit banger Ahndung sahn sie ihm nach, zitternd erwarteten sie den Blitz, welcher ihre Hütten und sie selbst vernichten würde; am Tage schreckte jede Gestalt, die in der blauen Ferne erschien, nur Säuglinge schlummerten zur Nachtzeit. Da sprengte Sicherius gegen die Stadt heran, athemlos, mit verstörten Blicken. Er hatte den Konsuln von Mailand das Schreiben überreicht und diese hatten es in öffentlicher Versammlung gelesen, wüthend an die Erde geworfen und das königliche Siegel mit den Füſsen zertreten. Das Volk war auf den Gesandten losgestürmt, kaum hatte er durch die Flucht sein Leben gerettet; den Tag über muſste er sich versteckt halten, bis er in der folgenden Nacht Mittel fand zu entkommen.

Unbeschreiblich war das Jammern und der Schrecken der Einwohner von Lodi. Viele verlieſsen sogleich ihr Vaterland, um sich andre Wohnplätze zu suchen: einige verweilten am Tage in der Stadt; aber mit dem anbrechenden Abend zerstreuten sie sich gleich

Räubern in der Gegend umher: andre wurden am Tage flüchtig, aber sobald es dunkel ward, schlichen sie wie Diebe zu ihren Wohnungen und fürchteten jeden Abend, statt derselben einen Steinhaufen zu finden. So irrten sie in ihrem Elend umher, bis sich endlich das frohe Gerücht verbreitete, Fridrich wäre mit einem deutschen Heere in Italien angelangt *).

Als Sicherius an den deutschen Hof zurückgekommen war und das Betragen der Mailänder schilderte, ward die ganze Fürstenversammlung und am meisten der König von Zorn und Wuth ergriffen. Von dem Augenblick an schwur er den übermüthigen Bürgern einen ewigen Ritterhafs, welcher auch in seinem ganzen Leben von keiner andern Empfindung unterdrückt ward, zumal da er nur durch Mailands Untergang die Macht der lombardischen Städte brechen und nur mit den Ruinen desselben den Boden fest machen

*) Ottonis Morenae historia rerum Laudensium, ap. Murat. t. 6. p. 957 – 65.

konnte, auf welchem sein italiänisches Reich errichtet werden mufste.

Uebrigens hatten die Beleidigungen, welche seinem Gesandten zugefügt waren, die Folge, dafs sich die Deutschen, deren Stolz gleichfalls dadurch gekränkt worden, zu dem längst beschlofsnen italiänischen Zuge bereitwilliger zeigten. Zu Augsburg versammelten sich im October 1154. die Fürsten mit ihren kriegerischen Haufen: Heinrich der Löwe Herzog von Sachsen, dessen Reuter so zahlreich, wie die königlichen waren, und der ungestüme Pfalzgraf Otto von Wittelsbach zeichneten sich vor allen übrigen aus.

Durch die engen Alpenpäfse, durch das Thal von Trident ging der Heereszug hinab in die Gefilde von Verona und am Gardasee ward das Lager aufgeschlagen. Die erste Handlung, welche Fridrich in Italien vornahm, sollte ihm das höchste Wesen versöhnen, wenn es ihm etwa wegen einiger von seinen Truppen verübten Greuel zürnte. Sie

hatten, als sie in den engen Gebirgen Mangel litten, heiligo Oerter verletzet: deshalb sammelte er jetzo Geld im ganzen Heere und liefs es an die Kirchen und Klöster vertheilen, welche durch seinen Zug gelitten hatten. Dann ging er weiter nach den roncalischen Feldern, wo er eine grofse Reichsversammlung hielt, welche bis zum sechsten Tage dauerte und theils aus Fürsten, theils aus Konsuln und andern obrigkeitlichen Personen bestand, denn fast alle Städte hatten Gesandte an den König geschickt. Hier klagten die Bürger von Como und Lodi über die Bedrückungen Mailands in Gegenwart von zwei Konsuln desselben: hier beschwerte sich der Markgraf von Montferat über die Beleidigungen, welche die Stadt Kaire ihm zufügte, und der Bischof von Asti jammerte über den Trotz der Bürger desselben. Um diese beiden Städte zu bestrafen, wollte Fridrich durch einen Theil des Gebietes der Mailänder nach Piemont ziehn und nahm daher die beiden Konsuln derselben, welche an ihn geschickt waren, zu Wegweisern mit; allein sie führten ihn drei Tage hindurch in Gegenden umher,

welche durch einen Krieg zwischen ihrer Vaterstadt und Pavia gänzlich verödet waren, so dafs die Truppen an dem nothdürftigsten Unterhalt Mangel litten. Diese beklagten sich desto bitterer über die Treulosigkeit, je trauriger ihre Lage durch einen Regen wurde, der unaufhörlich vom Himmel strömte. Stillschweigend zog Fridrich in die fruchtbaren Gefilde, von welchen Mailand umgeben war, und schlug eine Meile von der Stadt sein Lager auf. Da erschracken die Bürger und glaubten seinen Zorn zu versöhnen, wenn sie das Haus des einen von den beiden Konsuln, welche ohne ihr Wissen so verrätherisch gehandelt hätten, von Grund aus zerstörten. Allein dies war vergebens, denn er war unbeschreiblich gegen sie erbittert, vorzüglich weil sie einen Versuch gemacht hatten, ihn durch eine Geldsumme zu bestechen, dafs er ihre Maasregeln gegen die schwächern benachbarten Städte billigen möchte. Er verwüstete mehrere ihrer Schlösser: fühlte sich aber wol zu schwach, gegen die Stadt selbst etwas zu unternehmen. Deshalb setzte er seinen Marsch fort, um sich an Asti und Kaire für

ihren Ungehorsam gegen seine Befehle zu rächen: beide Plätze wurden geplündert und in Brand gesteckt. Nun baten ihn seine Bundesgenossen, die Einwohner von Pavia, den Uebermuth der Bürger Tortonas, welche ihnen noch mehr Drangsal anthäten, als selbst die Mailänder, zu bestrafen. Er war sogleich dazu bereit; doch suchte er noch zuvor die Ruhe seines Lagers zu sichern, in welchem der ungezähmte Geist der Deutschen schon öfters in einen Aufruhr ausgebrochen war. Alle seine Gefährten, sowohl hohe, als niedrige, mufsten einem Gesetze Gehorsam schwören, welches verbot, innerhalb des Lagers ein Schwert zu tragen, um einen der Genossen damit zu verwunden; wer dagegen sündigte, dem sollte eine Hand oder gar der Kopf abgehauen werden *).

Um den Schein der Gerechtigkeit für sich zu haben, liefs Fridrich den Einwohnern von Tortona, ehe er dasselbe belagerte, anbefehlen, dafs sie von dem Bunde mit den aufrüh-

*) Otton. Mor. h. Laud. p. 965 — 69. — Otton. Frising. l. 2. c. 11. 13—16.

rischen Mailändern abstehn und ihre Streitigkeiten mit Pavia seinem Urtheil unterwerfen sollten; aber sie verwarfen hartnäckig seinen Antrag. Da erklärte er sie in die Acht als Feinde des Reichs, und schickte einen Theil seines Heers vorzüglich unter Anführung des Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach voraus, um die Lage des Ortes zu untersuchen; am dritten Tage folgte er selbst nach.

Tortona lag an einem glatten Felsen, gleich einer Warte, von welcher man die Ebenen von Pavia und Mailand überschaun konnte. Der weite Umfang der Mauern, die Menge von hohen Thürmen gaben der volkreichen Stadt ein prächtiges Ansehn: an der Seite, wo die Natur sie weniger durch abschüssige Felsen befestigt hatte, war sie schon von Tarquin dem stolzen durch einen starken Thurm gesichert.

Den untern Theil der Stadt nahm Fridrich schon im ersten Sturm ein; aber von der Nacht und einem aufsteigenden Gewitter begünstigt zogen sich die Bürger in die obere Gegend, wo die Citadelle war. In diese hat-

ten auch die Mailänder und der unternehmende Markgraf Malaspina eine Besatzung geworfen. Im Februar begann nun die eigentliche Belagerung und der König liefs den ganzen Berg so einschliefsen, dafs niemand entfliehn konnte: er selbst stand auf der westlichen Seite, Herzog Heinrich der Löwe in dem untern Theile der Stadt an der mittäglichen Seite des Berges, und die Krieger von Pavia hatten sich auf dem Gefilde gelagert, welches sich gegen ihre Vaterstadt nordöstlich hinerstreckte. Täglich fielen jetzt Gefechte vor, in welchen die Belagerten Löwenmuth zeigten; aber am lebhaftesten war der Kampf in der Gegend, wo die Bürger Pavias standen, theils, weil diese den Einwohnern von Tortona weit verhafster waren, als der ausländische Feind, theils, weil daselbst der einzige Quell flofs, aus welchem die Belagerten ihr Wasser schöpfen konnten. Der junge König, welcher sich schon beim Anfange seines Heldenlaufs so unvermuthet aufgehalten sah, strengte alle seine Kräfte an, um die Belagerung bald und glücklich zu endigen und gerieth endlich auf die Idee, durch Minen den

Einsturz des tarquinischen Thurms zu bewerkstelligen; allein die Tortoneser hatten seine Absicht schon gemerkt und selbst unterirrdische Gänge bei demselben angelegt, wo sie den feindlichen Arbeitern aufpafsten und sie erstickten. Nun befahl Fridrich durch verfaulte Leichen das Wasser des Quells zu verderben, wodurch sich aber die Belagerten vom Genusse desselben nicht abschrecken liessen. Da befahl er brennende Fackeln und angesteckte schwefelichte Pechkränze in die Wellen zu werfen, wodurch die Flut bitter und ungenieſsbar werden mufste.

Schon nahte Ostern und noch widerstand Tortona jeglichem Drangsal. Da schlofs der König auf vier Tage einen Waffenstillstand, um das heilige Fest feiern zu können; und in dieser Zwischenzeit glaubte er eines Tages, dafs sich die Stadt ergeben wollte, denn ein grofser Schwarm von Menschen kam aus den Thoren derselben. Es war ein Zug von Mönchen und Geistlichen, welche mit ihren heiligen Gewändern angethan und Rauchfässer in den Händen dem Zelte des Königs nahten.

Er schickte ihnen Bischöfe und gelehrte Männer entgegen, um sich nach ihrer Absicht zu erkundigen. Da erhuben sie ihre Klagen und antworteten, "dafs sie nicht kämen, um für Majestätsverbrecher Gnade zu erflehn; aber was sie Unschuldigen gethan hätten, dafs sie in gleiches Elend mit den Schuldigen gestürzt würden? Alles übrige Ungemach liefse sich ertragen, selbst dafs man dem brennenden Durste durch schwefflichtes Wasser neue Kraft geben müfste; aber am geweihten Altar würden sie durch Pfeile geschreckt, durch geschleuderte Steine zu Boden geschmettert; ihrem Gott müfsten sie ein Herz darbringen, das von tausend Gefahren zertheilt wäre. Ob denn auch sie vom Gifte des Aufruhrs befleckt wären? Ihnen lägen ja nur die Geschäfte des Himmels ob, und täglich hätten sie zum König der Könige für das Wohl der Grofsen der Erde gebetet!"

Vielleicht hätte sich Fridrich durch ihre beweglichen Bitten rühren lassen und ihnen erlaubt, ihr Grabgewölbe, wie sie die Stadt nannten, zu verlassen; allein theils hofte er,

Tortona eher zur Uebergabe zu zwingen, wenn er diese Menge von Geistlichen in die Mauern desselben zurücktriebe, theils fühlte er sich dadurch beleidigt, dafs sie in ihre Rede doch einiges zur Vertheidigung Tortonas hatten einfliefsen lassen, indem sie behaupteten, es hätte sich mit Mailand verbunden, um sich gegen Pavia zu schützen, und wäre von dieser Stadt, einer ungleich gröfseren Verbrecherin, schändlich verläumdet.

Unterdessen hatten sich die Belagerten auf das neue zur Vertheidigung gerüstet und eine Schleudermaschine verfertigt, mit welcher sie den feindlichen Werken grofsen Schaden zufügten; bis in die dritte Woche nach Ostern blieben sie unbesiegbar. Endlich im Monat April thaten sie von dem Mangel an Wasser auf das fürchterlichste gequält den ersten Antrag zur Uebergabe der Citadelle; der König wollte ihnen nichts als Freiheit und Leben gewähren; alle ihre Habe, welche sie nicht mit sich tragen konnten, sollte die Beute des Feindes oder der Flamme werden. Gleich Schatten wankten sie vom Felsen herab, durch das

Einathmen der frischen Luft berauscht: ihre blassen Gestalten zeigten einen furchtbaren Anblick im Wiederschein der Flammen, welche von der in Brand gesteckten Stadt emporschlugen. Niemand war froher, als die Bürger von Pavia; im Triumph führten sie den König heim, setzten ihm in ihrer Hauptkirche die lombardische Krone auf und feierten seine Gegenwart drei Tage hindurch mit den prächtigsten Vergnügungen *).

Je länger sich Fridrich in der Lombardei hatte verweilen müssen, desto mehr eilte er nun, die übrige Zeit, welche ihm die Sehnsucht der Deutschen nach ihrem Vaterlande noch in Italien zuzubringen vergönnte, für die Gründung seiner Herrschaft zu benutzen. Als er nach Tuscien kam, verabredete er mit den

*) Otto Frising. c. 17 — 21. — Otto Morena p. 977 — 81. — Sire Raul de rebus gestis Friderici primi in Murat. scriptor. rer. ital. t. 6. p. 1175. Dieser Schriftsteller, dessen Hafs gegen den König sich zu deutlich zeiget, erzählt die Belagerung Tortonas mit manchen für denselben nachtheiligen Umständen.

Bürgern von Pisa, dafs sie für ihn Schiffe zum Kriege gegen den König Wilhelm von Sicilien ausrüsten sollten; auch sprach er hier das Todesurtheil über Arnold von Brescia. Obgleich dieser Schwärmer für die weltliche Macht geeifert und nichts beabzweckt hatte, als dafs der geistliche Stand zu seiner ursprünglichen Einfalt zurückkehren sollte: so sah Fridrich doch recht gut ein, dafs durch den Untergang der bischöflichen Gewalt zugleich sein Thron untergraben würde, denn durch dieselbe ward immer noch der Uebermuth der weltlichen Grofsen im Zaum gehalten. Ueberdies beleidigte es seinen Stolz, dafs eine so niedrige Volksklasse, wie die Einwohner der Städte, nur um sich desto freier heben zu können, die bischöfliche Macht unterdrücken helfen wollte. Der unglückliche Arnold war in Tuscien gefangen und bis zur Ankunft des Königs im Kerker aufbewahrt worden: er mufste den Scheiterhaufen besteigen, und seine Asche ward in die Tiber geworfen, damit das Volk, welches ihn anbetete, sie nicht als die Reliquie eines Heiligen verehren konnte *).

*) Otto Frisingens. c. 21.

Darauf zog Fridrich mit der gröfsten Eile nach Rom hinab, so dafs beide streitende Parthien der Stadt in Schrecken geriethen, da keine wufste, ob er als Freund oder Feind käme. Als er zu Viterbo sein Lager aufgeschlagen hatte, erschien daselbst Papst Adrian der Vierte mit seinen Kardinälen, und ward mit aller ihm gebührenden Ehrfurcht empfangen; aber plötzlich entflohn seine Begleiter, er selbst schien ängstlich zu seyn und die Deutschen standen voll Erstaunen umher. Der König hatte knieend die Füfse des heiligen Vaters geküfst und wollte jetzt von ihm den Friedenskufs empfangen. Da sprach der Papst: „weil du mir die schuldige Ehre, welche deine Vorfahren, die rechtgläubigen Kaiser, meinen Vorwesern, den römischen Päpsten, aus Ehrerbietung gegen die Apostel Petrus und Paulus erwiesen haben, nicht erzeigt hast; so kann ich dir den Kufs des Friedens nicht geben!" Fridrich hatte ihm nehmlich bei seiner Ankunft nicht den Steigbügel gehalten und behauptete auch jetzt, dafs er nicht schuldig wäre, es zu thun. Einen ganzen Tag dauerte der Streit darüber, bis sich der Kö-

nig endlich zum Halten des Steigbügels bequemte, weil sich die ältesten deutschen Fürsten in seinem Gefolge erinnerten, dafs Lothar von Sachsen dem Papst Innocenz diese Ehre erwiesen hatte.

Nun entspannen sich vertrauliche Gespräche zwischen den beiden Häuptern der Christenheit, durch welche Adrian schon öfters Gelegenheit bekommen hatte, die verächtlichste Schilderung von den Römern zu entwerfen, als Gesandte von der römischen Republick im königlichen Lager zwischen Sutri und Rom erschienen. Mit einer Wichtigkeit, als trügen sie in ihren Händen den Erdkreis zum Geschenk, traten sie herzu und redeten also: „wir sind die Gesandten der Stadt, nicht der unwichtigste Theil der Stadt; vom römischen Senat, und Volke sind wir an deine erhabene Person, bester König, geschickt. Höre mit heiterm Gemüth, wie die hohe Weltbeherrscherin, deren Fürst, Kaiser und Herr du bald seyn wirst, zu dir redet. Wenn du im Frieden gekommen bist und ich glaube, dafs du also nahest, so freut es mich. Du be-

gehrst die Weltherrschaft; gütig stehe ich auf, dir die Krone zu reichen und mit Liebe komme ich dir entgegen. Warum sollte Er, der sein Volk besuchen will, nicht friedlich kommen, nicht wohlwollend auf dasselbe schaun, wenn es das unwürdige Joch der Geistlichkeit abwirft? Möchte jetzt die Vergangenheit zurückkehren, möchten die Rechte der berühmten Stadt vom Schutterhaufen wieder aufstehn, möchte sie das Weltruder wiederaufnehmen und den Stolz des Erdkreises unter ihre monarchische Gewalt beugen. Einst hatte sie ihre Herrschaft nicht nur bis an die Gränzen des Erdballs erweitert; sondern auch die Inseln, welche ausser demselben liegen, hat sie mit ihm durch ihre Regierung vereinigt!" Auf diese Weise ging die Rede über die alte Herrlichkeit und weise Tapferkeit der Römer, wie auch über die neue vortrefliche Einrichtung noch lange fort, bis die Stadt Rom so weiter fortfuhr gegen den König: "Du warst ein Gast; ich habe dich zum Bürger gemacht: du kamst wie ein Fremdling; durch mich bist du Fürst geworden: was mein Recht war, habe ich dir übergeben.

Deshalb liegt es dir ob, dafs du mir zuerst für meine alten Gesetze und Rechte Gewähr leistest, damit sie nicht durch die Raserei von Barbaren verletzt werden: dann mufst du meinen Dienern, welche auf dem Kapitol dich Kaiser grüfsen werden, ungefähr fünf tausend Pfund bezahlen, ferner versprechen, dafs du gegen jede Beleidigung mit deinem letzten Blutstropfen die Republik vertheidigen und endlich alle Versprechungen mit schriftlichen Eiden bestärken wollest!"

Als Fridrich diese Foderungen vernahm, konnte er nicht länger mit seinem Zorne zurückhalten; mit der ganzen Gewalt, welche ihm sein schöner Körper und seine strömende Beredsamkeit gaben, unterbrach er die schwülstige Rede der Gesandten, „Auch er hätte, sagte er zu ihnen, vieles von der Tapferkeit der Römer gehört, noch mehr aber von ihrer Weisheit und könnte sich deshalb über den unsinnigen Stolz ihrer Reden nicht genug verwundern. Allein auch Rom hätte, wie alles unter dem Monde den Wechsel der Dinge erfahren müssen und nur ehmals hätte Tugend in dem

römischen Freistaat geherrscht. Die ganze alte Würde desselben, die Macht der Konsuln und des Senats, die Ehre des Ritterstandes, alles wäre ihm zugleich mit dem Reich übertragen, und dieses durch die Tapferkeit seiner Vorfahren errungen; in seinem Vaterlande ruhte die Asche der ehmaligen Beherrscher Italiens, eines Desider's und Berengar's, welche in der Gefangenschaft ihr Leben geendigt hätten. Er wäre jetzt rechtmäfsiger Besitzer des römischen Reichs, und derjenige möchte kommen, welcher Herkules Händen die Keule entreissen wollte. Ob man etwa wähnte, der Sicilianer, auf den man so sehr vertraute, würde dies können? Der mögte die Beispiele voriger Zeiten in Erwägung ziehn und der Arm der Deutschen wäre noch nicht kraftlos geworden. Was die Foderungen der Römer anbeträfe, so wären sie entweder gerecht oder nicht; im ersten Falle bedürfte es keines Eides für ihn, um sie zu erfüllen und fern sollte es ewig von ihm seyn, dafs er sich zu Ungerechtigkeiten durch einen Schwur verbände. O der Schande, schlofs er mit vollem Unwillen, mit einem Eide sollte ich eine Summe Geldes verspre-

chen? von deinem Fürsten kannst du fodern, Rom, was man von Gefangnen zu heischen pflegt? liege ich denn in den Fesseln meiner Feinde? sitze ich nicht hier von zahlreichen und tapfern Rittern umgeben? Mir geziemt es, zu schenken, nicht aber schuldig zu seyn; und warum sollte ich nicht der Sitte meiner Väter gemäfs durch Geschenke bei meinem Einzuge die Stadt erfreun; aber wer etwas unbilliges verlangen kann, dem wird mit Recht alles verweigert!"

Hier schwieg Friedrich mit Unmuth und die Gesandten eilten nach Rom zurück, nachdem sie den Umherstehenden gesagt hatten, sie wollten das gehörte ihren Mitbürgern berichten, ehe sie weiter redeten.

Nun sparte Adrian keine Mühe, den König von den hinterlistigen Absichten des römischen Volks zu überzeugen und rieth ihm, junge Mannschaft voraus zu schicken, welche die Peterskirche und die leoninische Burg in Besitz nähme; in der letztern lägen päpstliche Reuter in Besatzung, welche dieselbe sogleich übergeben würden, da er den treuen Kardinal

Oktavian mitschicken wollte. Ungefähr tausend Jünglinge wurden unter den Reutern in der nächsten Nacht ausgesucht und sie erreichten beim Anbruch des Morgens glücklich ihre Absicht.

Sobald es völlig Tag geworden war, bewegte sich das Lager des Königs gegen die leoninische Vorstadt. Es war ein schöner Anblick, wie das Heer der tapfern Krieger, deren Waffen in der Morgensonne stralten, hinter dem Papst und den Kardinälen hinabzog. Während der Kaiserkrönung in der Peterskirche war die Brücke, wodurch die leoninische Stadt mit Rom zusammenhing, von bewafneten Haufen besetzt, damit die Feierlichkeit nicht von dem wütenden Volke gestört würde. Nachdem sie geendigt war, ritt der Kaiser sein Haupt mit der Krone geziert auf einem geschmückten Pferde, indem sein Gefolge zu Fuse war, in das Lager zurück, welches hart an die Stadtmauer stiefs.

Unterdessen hatte sich das Volk mit seinen Senatoren auf dem Kapitol versammelt, wo es

die Nachricht erhielt, dafs die Kaiserkrönung ohne seine Beihülfe vorgenommen wäre. Es strömte sogleich rasend über die Tiber nach der Peterskirche hin, in welcher es noch einige, die sich verweilt hatten, fand und niederstiefs. Als Fridrich das Getöse hörte, eilte er sogleich mit seinen Kriegern herzu, vorzüglich weil er fürchtete, der Pöbel möchte über den Papst und die Kardinäle, welche in einem Pallast neben der Peterskirche zurückgeblieben waren, herfallen. In zwei Gegenden kam es zu einem blutigen Gefechte, welches bis in die Nacht dauerte und lange unentschieden blieb, doch mufsten die Römer endlich dem Ungestüm der Deutschen weichen; tausend von ihnen waren umgekommen, zweihundert gefangen und viele verwundet. Voll Freude zog der Kaiser in der dunkeln Nacht in sein Lager zurück; allein durch den erfochtenen Sieg hatte er wenig gewonnen und keineswegs die Stadt sich und dem Papst unterworfen. Ja, am folgenden Tage mufste er sich aus Mangel an Lebensmitteln von ihr entfernen; doch zog er sich nicht weiter, als bis in die Gegend von Tivoli zurück, wo sich sein

Heer in einem lieblichen grünen Thal einige Zeit erquickte *).

Noch immer hatte er gehoft, Rom in seine Gewalt zu bekommen und sein Wunsch schien der Erfüllung nahe zu seyn, weil die Sommerhitze, vor welcher sich die vornehmen Römer in die gebirgigten Gegenden zu retten pflegten, ihnen jetzo da sie in der Stadt eingeschlossen waren, unerträglich fiel. Aber eben diese glühende, dicke, verpestete Luft, indem aus den Höhlen und von den Sümpfen tödtliche Dunstwolken emporstiegen; und die Krankheiten, welche im Lager ausbrachen; zwangen den Kaiser, sich aus der Nähe Roms wegzuziehn. Bei Tivoli trennte er sich von dem heiligen Vater und ging über den Fluss Nar hinauf.

Als er hier von den umherliegenden Städten das gewöhnliche Fodrum **) eintrieb, be-

*) Otto Frising. l. 2. c. 22 — 24. — Ottonis de St. Blasio Chronicon. c. 7. — Otto Morena 987. 88. 89.

**) es bestand in Lebensmitteln für das Heer, statt welcher auch wol eine gewisse Summe Geldes bezahlt wurde.

trogen ihn die Spoletaner, welche vorher auch einen seiner Gesandten gefangen gesetzt hatten, auf eine doppelte Weise, indem sie ihn zu wenig Geld und falsche Münze gaben. Der Kaiser beschlofs sogleich die übermüthigen Bürger dafür zu bestrafen; und diese zogen ihm entgegen, da sie in ihrer festen Stadt, aus welcher sich die höchsten Thürme gen Himmel erhoben, den Feind hätten ruhig erwarten können. Dies ward ihr Unglück! nach einem männlichen Widerstande wurden sie geschlagen, und die Deutschen drangen zugleich mit den Fliehenden in die Thore. Spoleto ein. Fridrich bewies an diesem Tage die vorzüglichste Tapferkeit; er war immer der erste, welcher angriff; ihn fand man da, wo die Gefahr am gröfsesten war; er erstieg zuerst den festesten Theil der Stadt der auf einem steilen Hügel lag. Spoleto ward geplündert und in Brand gesteckt; diejenigen von seinen Bürgern, welche dem Schwert und der Flamme entkamen, flohn halbnackt auf einen benachbarten Berg. Weil die Luft in der Gegend umher durch den Qualm von den vielen verbrannten Leichnamen verpestet war, mufs-

ten die Deutschen bald weiter ziehn; ihr Marsch ging nach dem adriatischen Meere hin *).

Bei Ankona kamen Gesandte vom griechischen Hofe zum Kaiser, wahrscheinlich um ihn zu bewegen, dafs er zugleich mit den Griechen ihren gemeinschaftlichen Feind, den König Wilhelm von Sicilien angriffe. Wie gern hätte er einen Zug nach Apulien vorgenommen, um bei seinem ersten Aufenthalt in Italien alle seine dortigen Feinde wenigstens geprüft zu haben; aber die deutschen Heerführer widerstanden allen seinen Ueberredungskünsten. Durch die drückende Hitze gequält, durch ungewohnte Krankheiten geschwächt, noch blutend an den empfangnen Wunden sehnte sich das Heer unbeschreiblich nach der väterlichen Heimath zurück.

Der eine Haufe desselben nahm seinen Weg hierhin, der andre dorthin; der Kaiser selbst zog mit der gröfsern Anzahl durch das Gebiet von Verona. Voll von seinen Planen

*) Otto Frising. c. 24.

für die Zukunft und mifsvergnügt, dafs ihnen durch seine ersten italiänischen Unternehmungen so wenig vorgearbeitet war, nahte er der Etsch und es ahnte ihm nicht, dafs er jetzt am Rande des Verderbens einherging. Die Veroneser hatten das Recht, dafs kein deutscher König durch ihre Stadt ziehn durfte; sondern oberhalb derselben über eine Schiffsbrücke gehn mufste, welche von ihnen erbaut wurde. Sie hatten auf eine verrätherische Weise die Schiffe mit dünnen Strick n zusammengebunden und oben in der Etsch hielten sie grofse Holzhaufen bereit, welche in dem Augenblicke, da sich das Heer auf der Brücke befand, gegen die Mitte derselben von den reissenden Fluten geworfen werden und sie von einander reissen sollten; sie selbst wollten die Deutschen geleiten und alsdann über den zurückgebliebenen Theil derselben herfallen. Allein die herabschiessenden Flöfse zerrissen die Brücke erst dann, als das Heer schon hinübergegangen war und die Veroneser, welchen dadurch der Rückweg gesperrt war, wurden als Verräther niedergemacht. Jetzt glaubte Fridrich aller Gefahr entflohn zu

seyn; aber am Folgenden Tage sah er sich plötzlich in der schrecklichen Nothwendigkeit, entweder seine Ritterehre oder das Leben einbüssen zu müssen.

Die müden Krieger hatten am Fusse der Alpen, wo sie schon wieder vaterländische Luft zu fühlen glaubten, sorglos geschlummert; und machten sich mit anbrechendem Tageslicht auf, den Berg auf einem engen Fusspfade hinanzusteigen, neben welchem auf der einen Seite die Etsch hinabschäumte, und auf der andern steile Felsenmassen aufgethürmt waren. Auf diesen stand ein festes Schloss, von welchem eine Schaar von Männern kam, welche den engen Pass besetzten. Es waren Räuber, die sich etwa fünfhundert stark unter dem Herrn der Burg, Alberich, einem Edlen von Verona versammelt hatten. Um eine sichre Beute am Kaiser zu haben, waren am Abend vorher einige von seinen Rittern ungehindert durchgelassen. Fridrich war in der schrecklichsten Lage; neben sich hatte er einen ungestümen Strom, dessen Brücke von einander gerissen war, und unersteigbare

Felsen; hinter ihm war die Bergpforte in den Händen einer veronesischen Besatzung, welcher er nicht trauen durfte, und es gränzte an die Unmöglichkeit, den Uebergang durch die Waffen gegen die Räuber zu erkämpfen. Schon zweimal hatte er Boten an sie geschickt; aber ihre Antwort war gewesen, das Heer würde nimmermehr hinüberkommen, wenn nicht jeder Ritter seinen Harnisch oder sein Pferd, und den Kaiser eine grolse Summe Geldes gäbe. Diese schimpflichen Bedingungen wurden einmüthig verworfen. Endlich gerieth man auf den Gedanken, einen Versuch zu machen, ob man einen Felsen, welcher über dem Raubschlosse schwebte, ersteigen könnte, da ihn die Räuber unbesetzt gelassen hatten, weil sie glaubten, nur ein Vogel vermögte zum Gipfel desselben zu gelangen. Der Fahnenträger, Otto von Wittelsbach, welchem nichts unmöglich schien, ward mit zweihundert Jünglingen, die er sich ausgesucht hatte, dahin abgeschickt. Durch unwegsame Wälder und über Abgründe kam er nach langem Umherirren zu dem Felsen, der aber steil war und glatt, wie mit einem Messer abgeschnitten.

Da stieg ein Krieger auf den Rücken eines seiner Gefährten, und dieser nahm einen Dritten auf seine Schultern, welcher eine Leiter, die sie von ihren grofsen Spiessen gemacht hatten, auf einen Felsenabsatz brachte. Auf dieser strebte Otto, dem seine Genossen folgten, zur Höhe hinan und pflanzte da seine flatternde Fahne auf, die er bisher zusammengewickelt und verborgen gehalten hatte. Als das Heer sie oben wehen sah, erhob es ein lautes Freudengeschrei und griff die Räuber an, welche nun, über sich und unter sich Feinde, vergebens zu fliehn versuchten. Viele stürzten sich von den Klippen hinab, viele wurden beim Angriff sogleich getödtet und von den Gefangnen erhielt nur einer das Leben geschenkt, wofür er seine Genossen mit dem Strang hinrichten mufste. So ward auch diese Gefahr glücklich überwunden und ohne weitere Mühseligkeiten kamen die Deutschen nun in ihre Heimath zurück, nachdem sie ungefähr ein Jahr in Italien zugebracht hatten *).

*) Chronic. Urspergense 216. 217. — Otto Frising. l. 2. c. 26.

Die Mailänder hatten nur auf den Abzug des Kaisers gewartet, um Tortona wieder aufzubauen und sich an Pavia durch einen blutigen Krieg zu rächen; aber keine Stadt wurde so unbarmherzig von ihnen gemishandelt, als Lodi, indem sie immer fürchteten, diese Nachbarin würde ihnen zu mächtig. Die Bürger desselben hatten sich schon die härtesten Bedingungen gefallen lassen, hatten sogar das Fodrum, einen Tribut, welcher anzeigte, dafs sie wahre Unterthanen Mailands wären, entrichtet; und dessen ungeachtet erschienen die mailändischen Konsuln im Anfange des Jahrs eilfhundert und acht und funfzig schon wieder in Lodi, um demselben ein noch härteres Schicksal anzukündigen. Sie verlangten, dafs alle Einwohner, welche nicht unter funfzehn Jahren alt wären, einen Eid schwören sollten, dafs sie Mailands Herrschaft anerkannten und den Befehlen desselben, was auch dadurch benabsweckt würde, gehorchen wollten. Die halbentseelten Bürger zeigten sich dazu bereit, nur möchte man doch hinzufügen, dafs die Treue nicht darunter leiden sollte, welche sie dem Kaiser schuldig wären; aber gerade

den wollten die Mailänder kränken. Jede Einschränkung ward von ihnen verworfen, alle Beschwörungen der Unglücklichen, dafs man sie nicht zwingen möge, den Schwur zu verletzen, wodurch sie selbst mit Mailands Einwilligung dem Kaiser gehuldigt hätten, alle ihre demuthsvollen Wallfahrten nach der übermüthigen Stadt, selbst die Bitten und Drohungen von zwei päpstlichen Legaten, welche durch diese Gegend kamen und sich für Lodi verwandten, waren fruchtlos. Voll Edelmuth weigerten sich die armen Bürger standhaft, gegen ihren Herrn treulos zu handeln, selbst dann noch, da der stolze Feind eines Tages in ihre Wohnungen kam, alles mit sich wegschleppte und ihnen unter den fürchterlichsten Drohungen gebot, aus der Stadt zu entweichen. Als die Sonne niedersank, verliessen alle Familien ihre Häuser; doch hegten sie noch die süfse Hofnung, in dieselben zurückzukehren; sie verschlossen die Thüren und liessen ihre Hunde und Katzen zur Wache daheim. Die Kinder hingen am Halse und auf den Armen der wandernden Mütter oder liessen sich am Gewande derselben fortziehn; ausser ihrem Ge-

wimmer herrschte die Stille eines Leichenzuges; nur wenn die gebeugte Schaar nach den Dächern der Stadt zurückschaute, die im Abendrothe glänzten, erhob sich ein allgemeines, herzzerschneidendes Geschrei. Jeder suchte seine Wohnung zu unterscheiden und glaubte sie noch zu sehn, wenn die Finsternifs sie schon lange seinen Blicken entzogen hatte; wie glücklich wurde das scharfsehende Auge gepriesen, welches trotz der Nacht die dämmernde Gestalt eines väterlichen Thurms erspähen konnte! Endlich strömte ein Regenschauer rasselnd vom Himmel, und allmählig war schon der leiseste Laut im Zuge verstummt, als er plötzlich still hielt und unbeweglich stand, wie eine Gruppe von Säulen; Flammen über Flammen schlugen von der geliebten Stadt empor! Die Mailänder hatten die Vorstädte in Brand gesteckt. Zwei Nächte, zwei Tage hindurch sah man das lodernde Feuer und die unglücklichen Wandrer heulten, als würde das Mark in ihren Gebeinen von der Flamme verzehrt.

Bei jeder Nachricht von den Unternehmungen Mailands hatte Fridrich unwillkühr-

lich seinen Arm gehoben und sich Flügel gewünscht, um in einem Augenblick jenseits den Alpen zu seyn, zumal da jetzo noch ein neuer Feind daselbst gezüchtigt werden mufste. Auch mit dem Papst war er zerfallen und sah sich nun genöthigt, mit allen vier Parthien in Italien zu kämpfen. Die Römer schlug er mit Hohn, gegen den päpstlichen Stuhl focht er nie ohne einige Zurückhaltung; dem Könige von Sicilien war er feind, wie ein Ritter dem andern, aber sein tödtlicher Hafs gegen die Mailänder und ihre lombardischen Anhänger blieb stets mit Verachtung vermischt.

Als der Kaiser im October des Jahrs 1157. einen grofsen Hof zu Besançon hielt, wo Gesandten von den meisten europäischen Völkern erschienen, waren auch zwei päpstliche Legaten dahin gekommen. Adrian hatte seine beiden vorzüglichsten Kardinäle, Männer von Erfahrung und grofser persönlichen Würde, dazu auserlesen. Sie wurden dem Kaiser vorgestellt, als er sich vom Hofgetümmel entfernt und das geheime Dunkel einer Kirche gesucht hatte. Schon ihre Anrede war auf-

fallend. "Euch grüfst, sprachen sie, der seeligste Vater, unser Papst Adrian; euch grüfsen alle Kardinäle der heiligen römischen Kirche; jener als Vater, diese als Brüder!" Darauf übergaben sie ein Schreiben, welches der kaiserliche Kanzler Reinald vorlas, nachdem sich die Fürsten versammelt hatten. Es betraf einen Raub, der auf der deutschen Gränze an einem Erzbischof auf seiner Rückreise von Rom verübt war, und um welchen sich Fridrich nicht weiter bekümmert hatte, weil dergleichen fast täglich geschah. Hierüber machte ihm der Papst die bittersten Vorwürfe und klagte ihn der Undankbarkeit an gegen seine Mutter, die heilige Kirche, welche ihn mit so grofser Güte in ihren Schoofs aufgenommen und mit der kaiserlichen Krone beschenkt hätte, ja ihm noch herrlichere Wohlthaten, wenn es dergleichen geben könnte, nicht würde verweigert haben. Fridrich fühlte durch solche Aeusserungen seinen Stolz sehr gekränkt und unter den Fürsten entstand ein dumpfes Gemurre über die Behauptung, dafs die Kaiserwürde vom Papst abhängig sei. Ueberdies konnte ein zweideutiger Aus-

druck *) im Briefe anzeigen, dafs der Kaiser ein Vasall des römischen Stuhls wäre, eine Erklärung, welche theils durch den Zusammenhang, theils durch manche Aeufserungen und Handlungen der Italiäner sehr gerechtfertigt wurde. So hatte selbst Fridrich nur durch die nachdrücklichsten Vorstellungen von Adrian das Versprechen erzwingen können, dafs ein Gemälde im Lateran, welches den sächsischen Kaiser Lothar als einen Lehnsmann des päpstlichen Stuhls vorstellte, hinweggenommen werden sollte.

Als der Unwille der versammelten Grofsen immer lauter ward, fragte einer von den Nuntien: von wem der Kaiser das Reich denn habe, wenn nicht von dem Papst? Hierüber ergrimmte der wilde Otto von Wittelsbach so sehr, dafs er nach dem Schwerte griff, um dem Unverschämten den Kopf zu spalten; aber Fridrichs Ansehn hielt ihn zurück. Die Gesandten wurden unversehrt nach ihren Wohnungen zurückgebracht, doch ward ihnen zu-

*) das Wort *beneficium*, *Wohlthat* und *Lehn*.

gleich befohlen, am folgenden Morgen abzureisen und den geradesten Weg, welcher nach Rom führte, einzuschlagen, ohne zur Rechten oder zur Linken in das Gebiet der Aebte und Bischöfe abzuschweifen. In der Rechenschaft über sein Betragen gegen dieselben, welche der Kaiser dem ganzen Reich ablegte, stellte er die Gründe dar, welche ihn zu einem solchen Befehl bewogen hatten. Wir fanden noch viele Briefe bei ihnen, schreibt er, und Zettel mit dem päpstlichen Siegel, welche sie nach Gefallen beschreiben konnten, um dadurch ihrer bisherigen Sitte gemäfs in allen deutschen Kirchen ihr Gift zu verbreiten, um die Altäre zu entkleiden, die heiligen Gefäfse zu entwenden, die Kruzifixe zu berauben. Die Ehre der Kirche liegt mir am Herzen, aber auch die Ehre des Staats, und ehe ich zugebe, dafs die Würde des Reichs durch Verwirrung der Grundsätze leide, mag lieber mein Blut strömen!"

Als die beiden Kardinäle zu Rom ankamen und berichteten, wie unglücklich es ihnen gegangen war, entstand über die auszuübende

Rache ein heftiger Streit unter der römischen Geistlichkeit, von welcher ein grofser Theil auf kaiserlicher Seite war. Endlich beschlofs Adrian, ein Schreiben an die deutschen Erzbischöfe und Bischöfe ergehen zu lassen, wodurch er den Kaiser schrecken wollte. Er beklagte sich bitter gegen sie über die unwürdige Behandlung seiner Gesandten; er beschwor sie, die Stütze des Pallastes des Herrn zu werden und den Kaiser durch ihre Ermahnungen wieder auf den rechten Weg zu führen, damit er sich wie ein vernünftiger Mann und rechtgläubiger König betragen möchte. Vor allen Dingen müfsten sie von dem Kanzler Reinald und dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach für die Lästerungen, welche sie gegen die Nuntien und die heilige Kirche ausgestofsen hätten, diesen hinreichende und öffentliche Genugthuung verschaffen. Sollte Fridrich aber in seinem verstockten Sinn beharren, so werde er erfahren, dafs die römische Kirche von Gott selbst auf einem Felsen gegründet sei und trotz allen Stürmen ewig unerschütterlich bleiben werde."

Die deutsche Geistlichkeit, voll Vertrauen auf den Schutz des staufischen Helden, antwortete in einer zwar bescheidenen, aber männlichen Sprache. Allerdings habe man, schreiben sie, in Deutschland Ursache gehabt über jenen Brief zu zürnen, da er bisher unerhörte Behauptungen enthalten habe. Den Kaiser hätten sie freilich vermahnt, aber er hätte geantwortet, durch zwei Dinge, die Gesetze seiner Vorfahren und die Gewohnheiten, welche von den Kaisern sich herschrieben, müsse das Reich regiert werden; seine Krone verdanke er einzig seinem Gott, die erste Stimme bei der Königswahl gebühre dem Erzbischofe von Mainz und der Köllner habe ihn zum Könige gesalbt, so wie der Papst zum Kaiser; was darüber sei, komme vom Argen.! "Der Pfalzgraf, fahren sie fort, sei abwesend und der Kanzler Reinald habe sich keineswegs an den Gesandten vergangen, sondern ihr Leben gegen das wüthende Volk in Schutz genommen. Uebrigens bäten sie den Papst, den hohen Sinn Fridrichs

durch schmeichelhaftere Reden, als die letztern, zu besänftigen *)."

Unterdessen waren schon zwei Abgesandte des Kaisers nach Italien vorausgegangen, um alles zu dem neuen Zuge über die Alpen vorzubereiten. Fridrich hatte dazu seinen Kanzler Reinald und den Pfalzgrafen Otto gewählt, damit jener durch seine sanften Sitten und seine Anmuth, dieser durch seine rauhe Wildheit, beide aber durch ihre Klugheit, Unerschrockenheit, durch die Würde ihrer schönen Gestalt die Italiäner ihm unterwürfig machen sollten. Ohne diese beiden herrlichen Männer geschah nichts grofses in dem neuen Kampf der Deutschen mit Italien; sie kamen ihrem Kaiser fast gleich an Gewalt über die menschlichen Herzen. Alles was sie auf ihrem vorbereitenden Zuge unternahmen, ward mit einem glücklichen Erfolg gekrönt; wo sie hinkamen, schwur man dem Kaiser treu zu seyn und seine Hoheitsrechte gegen jeden Ein-

*) Radevici Canonici de reb. gest. Frid. I. liber prim. c. 8. 9. 10. — 15. 16. in Murat. t. 6.

griff zu vertheidigen. Nachdem sie in Cremona, einer Stadt, welche aus Hafs gegen Mailand dem kaiserlichen Interesse äuserst ergeben war, einen glänzenden Hof gehalten hatten, richteten sie ihren Weg nach der adriatischen Küste hin, wo griechische Kundschafter unter dem Vorwande, Söldner gegen den König Wilhelm von Sicilien anzuwerben, geheime Unterhandlungen trieben, welchen der Versuch zum Grunde lag, die Seestädte unter die Herrschaft ihres Hofes zu bringen. Hierüber ergrimmt hatte Otto von Wittelsbach die Thore Ravennas, wo er vielleicht das treulose Gewebe noch genauer hatte kennen lernen, kaum verlassen, als ihm ein grofser Schwarm von den Bürgern der Stadt begegnete, welcher mit den Griechen zu Ankona vertrauliche Unterhandlungen gepflogen hatte. Sogleich zog der Pfalzgraf sein Schwert und ging, ohne sich durch ihre Menge und die Nähe Ravennas abschrecken zu lassen, auf den Vornehmsten unter ihnen los, indem er drohte, ihn gefangen mit sich zu führen. Unter dem ganzen Haufen wagte nicht ein einziger, eine Silbe gegen

ihn zu reden; doch liefs er sich endlich besänftigen und zog weiter in die Gegend von Ankona. Nachdem er hier ein Lager aufgeschlagen und Truppen zusammen gezogen hatte, mufsten die griechischen Abgeordnete vor ihm erscheinen. Er that ihnen freilich sogleich kund, dafs ihm nichts übrig bliebe, als sie hinrichten zu lassen; allein es war nicht möglich, ihnen hinreichende Beweise darüber vorzulegen, dafs sie sich des Verbrechens, der Aufwiegelung schuldig gemacht hatten.

Der Papst war in Todesangst gerathen, als er gehört hatte, dafs der wilde Pfalzgraf, welcher seinem Gesandten den Kopf hatte spalten wollen, in Italien hauste und Fridrich bald nachfolgen werde. Er schickte sogleich Legaten an den letztern; und schon ihre Anrede zeigte, dafs das Herz des heiligen Vaters zerknirscht war, denn von diesem grüfsten sie ihn, als den geliebtesten Sohn des heiligen Petrus, und von den Kardinälen, als ihren Herrn und den Kaiser des Erdkreises. Auch die zweideutigen Ausdrücke des vorigen

Briefes wurden in dem neuen Schreiben so erklärt, dafs sie nicht mehr anstöfsig waren. Fridrich ward dadurch versöhnt und liefs die Nuntien reichlich beschenkt von sich *).

Welche prächtige Beschreibung sie wol auf ihrer Rückreise von dem Heere machten, das nächstens in Italien erscheinen würde, denn sie waren dem Kaiser im Lager auf den Feldern von Augsburg vorgestellt, wo der Mittelpunkt war, nach welchem die Krieger aus allen Gegenden von Deutschland, aus Böhmen und Ungarn zusammenströmten. Fridrich hatte den Abscheu der Deutschen vor Italien gänzlich besiegt; sie strengten alle ihre Kräfte an, um seinen Zug zu verherrlichen und schienen sich nach dem Himmel jenseits der Alpen zu sehnen, ob sie gleich wufsten, wie leicht die nordische Blüthe durch den Einflufs desselben dahin welkte. Es mufste eine unbeschreiblich zauberische Gewalt seyn, mit welcher dieser grofse Geist die Seelen der Menschen beherrschte, wodurch er eine ganze

*) Radevicus l. I. c. 18—23.

Nation, die so wenige Vereinigungspunkte, so wenig Gemeinsinn hatte, wie schon damals die deutsche, mit Enthusiasmus für eine Unternehmung zu erfüllen wufste, welcher ihre ganze Natur widerstrebte. Schon früh hatte er freilich sein Ansehn gegründet, denn, kaum ein Jüngling, errang er sich in einheimischen Fehden und auf einem Kreuzzuge den Kranz der Tapferkeit, trat er hervor mit allen den ritterlichen Tugenden geschmückt, welche sein Zeitalter schwärmerisch verehrte. Mehr half ihm der kühne romantische Schwung seines Geistes, welcher in allen seinen Handlungen sichtbar ward, seine ausdauernde und stets rege Heldenkraft, sein trotziges Selbstgefühl, wodurch er sich Bewunderung erzwang, selbst wenn er unter den Füfsen seiner Feinde lag. Eine feurige Beredsamkeit rettete ihn oft aus den gröfsten Bedrängnissen: der Sturm seiner Leidenschaften, welcher sich in riesenmäfsigen Gedanken und stark tönenden Worten kund that, brachte die Seele des Zuhörers in einen solchen Aufruhr, dafs sie das Vermögen verlohr, sich selbst zu bestimmen. Ferner ward seine Herrschaft über die Menschen durch den

schnellen und scharfen Blick befördert, womit er die ganze Individualität eines Mannes, mit dem er nur einmal wenige Worte wechselte, sogleich durchschaute. Daher blieb auch ein so lebhaftes Bild von allen Menschen in seiner Einbildungskraft zurück, dafs er einen jeglichen, den er einmal gesehn hatte, und nach vielen Jahren wieder erblickte, so genau kannte, als wären sie täglich miteinander umgegangen. Wie gern hing man sich aber an einen Kaiser, auf den man vor allen übrigen einen vorzüglichen Eindruck gemacht zu haben glaubte! Wer auch allen übrigen Vorzügen Fridrichs widerstand, der ward von der weiblichen Anmuth bezaubert, welche er mit der Stärke des kühnsten Mannes verband; die Reize beider Geschlechter schienen sich in seinem Aeusern, wie in seinem Innern vereinigt zu haben. Wenn er safs und stand, war seine schöne Gestalt, welche durch eine mehr als gewöhnliche Höhe Aufmerksamkeit erregte, voll ernster Würde und doch schwebte oft die gutmüthigste Heiterkeit über seinem ganzen Wesen; seine grofsen flammenden Augen lächelten häufig voll Freundlichkeit;

sein kleiner zierlicher Mund zeigte Entschlossenheit in den zarten Lippen, welche im Reden eine Reihe von schneeweissen Zähnen sichtbar machten; seine starke Brust, seine breiten Schultern wurden schöner durch die jungfräuliche Schlankheit des Leibes; mit den kraftvollen Schenkeln schritt er mächtig einher, aber sie waren durch sanfte Schönheit gerundet. Mitten im Gespräche, wann er die kühnsten Gedanken sagte, mitten im Handeln, wann er seine gewagtesten Plane verfolgte, deckte oft Schaamröthe die blendende Haut seines Gesichts; und die ihn umgaben, schmeichelten sich, durch ihre Gegenwart sie bewirkt zu haben. Daher schmiegte sich an ihn der selbstsüchtige Starke, wie der hülfesuchende Schwache; dieser, um sich an dem kraftvollen Kaiser emporzurichten, jener weil die Biegsamkeit des errötbenden Mannes seiner Herrschsucht Befriedigung versprach. Allein jene glühende Schaam galt nicht fremden Wesen; Fridrich erröthete nur vor sich selbst. Jeder edleren Seele schwebt ein Ideal vor, in welchem sie dereinst der Anschauung aller ihrer Kräfte geniessen will; bei dem Staufer

ging es, sofern es seine Person betraf, auf die höchste ritterliche Vollkommenheit, und in Hinsicht auf seine Unternehmungen bestand es in der Gründung des italiänischen Zauberreichs. Wenn er redete, wenn er handelte, überraschte ihn oft das Gefühl, wie weit er noch von seinen Idealen entfernt wäre, und trieb durch sein gewaltig schlagendes Herz das Blut in seine Wangen. Wahrlich, dieses Erröthen war ein furchtbares Zeichen für den Freiheitssinn der lombardischen Städte; ein solcher Geist vergifst seine Lieblingsideen nur mit dem letzten Lebenshauch; und um die seinigen zu vollführen, mufste Fridrich den dritten Stand mit ritterlicher Verachtung vernichten, das lombardische System zertrümmern. Mit unverwandtem Blick auf sein Ideal ging er auch sein ganzes Leben hindurch, obgleich das Mitleiden seiner Seele nicht fremd war, dennoch gefühllos über dampfende Trümmer und Leichenhaufen, und achtete nicht auf den Vorwurf der Grausamkeit *).

*) Chron. Abbat. Ursperg. p. 215. — Radevic. l. 2. c. 76.

Im Frühling des Jahrs 1158. setzte sich Fridrich in Bewegung nach Italien. Ein so zahlreiches deutsches Heer von auserlesenen Kriegern hatte noch nie die Alpen erstiegen; in vier verschiedenen Abtheilungen nahm es seinen Marsch über dieselben. Der Kaiser selbst kam vom König von Böhmen und seinem Vetter, dem staufischen Herzog Fridrich von Schwaben, von den drei deutschen Erzbischöfen und einer zahllosen Menge von Bischöfen, Aebten und Grafen begleitet im Julius in der Lombardei an. Als er die blühenden, fruchtbaren Gefilde überschaute, als am blauen Horizont ihm die stolzen Thürme der vielen prächtigen Städte erschienen, da füllten Thränen seine Augen, sein grofses Herz schlug gewaltig gegen den Brustharnisch, er fühlte sich von dem Gedanken gehoben, dafs alles das sein werden sollte!

Seine erste Handlung betraf den Frieden und die Ruhe in seinem Lager; durch zweckmäfsige Anordnungen suchte er den ungestümen Sinn der verschiedenen deutschen Völker und der einzelnen Ritter zu zähmen, damit

der tödtliche Hafs, welchen sie aus ihren Feh
den nach Italien mitgebracht hatten, nicht
seine Unternehmungen sogleich unterbräche
Inzwischen hatten sich auch die italiänischen
Truppen von den Städten und Baronen, die
mit ihm verbündet waren, zu seinem Heere
gesammelt und selbst eine beträchtliche Anzahl
von Rechtsgelehrten, welche zur Zeit der
wiederauflebenden römischen Iurisprudenz im
gröfsten Ansehn standen, war in sein Lager
gekommen. Als nun alle begierig waren zu
vernehmen, wohin sich ihre Macht zuerst
wenden werde, trat Fridrich unter ihnen auf
und redete also:

„Nicht aus Uebermuth beginn ich einen
neuen Krieg, denn sein Ausgang bleibt im-
merhin zweifelhaft, und nicht ohne Schauer
denke ich an alles Drangsal, das ihn begleitet,
an den Durst, den Hunger, die Nacht-
wachen meiner Gefährten, den Tod, welcher
in so mancherlei Gestalt ihnen auflauert.
Nicht Herrschucht treibt mich zu Schlachten,
sondern die Wuth der Aufrührer. Mailand
ist es, das euch vom väterlichen Heerd hin-

wegzog, das euch den süfsen Umarmungen eurer Kinder, eurer Frauen entrifs, das mit allen Drangsalen euer Haupt belastet. Aus Liebe zum Frieden lafst uns den Krieg beginnen, damit die Kühnheit der Verruchten zu Schanden werde, damit man, statt unsre Langmuth zu loben, an uns nicht Trägheit tadle. Das Schwert der Rache wollen wir schwingen; doch fodern wir zuvor euer Urtheil auf, ihr Diener der Gerechtigkeit; auch nicht der kleinste Grund zur Entschuldigung soll die Verwegenheit unsrer Gegner beschirmen. Ja, dieser Krieg ist gerecht; wir führen ihn kraft unsrer höchsten Gewalt. Wohlan, seid unverdrossen, erkämpft den Kranz des kriegerischen Ruhmes und unbescholten werde die Würde erhalten, welche Karl und Otto unserm Reiche schenkten!„

Ein lautes Jauchzen des Beifalls erhub sich von allen Seiten; doch riethen die Rechtsgelehrten, der gesetzlichen Vorschrift gemäfs die Mailänder vorzuladen, ehe die Rache an ihnen vollzogen würde. Dies geschah, und

Mailand schickte auch Abgeordnete ins Lager; aber an Frieden war bei solchen Gesinnungen beider Parthien nicht mehr zu denken. Fridrich erklärte die Stadt auch bald in die Reichsacht. Obgleich dieser Schlag längst erwartet war, machte er doch einen schrecklichen Eindruck auf die Bürger. Die schwelgerische Freude, in welcher sie lange gelebt hatten, verwandelte sich plötzlich in Trauer. Der Furchtsame irrte in geschäftiger Eile umher, ohne etwas zu vollbringen, und der Muthige betrachtete die Gefahr seiner Vaterstadt nicht ohne Bangigkeit. Die Weiber liefen in den Gassen auf und nieder, schlugen sich an die Brust, streckten flehend die Hände gen Himmel und bejammerten ihre Säuglinge. Aber der gröfste Theil der Einwohner faſste sich bald, und vorzüglich sah die junge Bürgerschaft, welche sich durch die Arbeit ihrer Hände ernährte, jeder Gefahr getrost entgegen; der Adel und die Vornehmen der Stadt stimmten aus Furcht in die Anschläge derselben ein und erwarteten stillschweigend den Ausgang.

Als die Sonne am achten August aufging führte Fridrich sein Heer, welches über hunderttausend Mann stark in sieben Legionen abgetheilt war, zur Belagerung Mailands. Voran zogen Ritter mit denjenigen Truppen, welche für einen sichern und freien Weg sorgen mufsten. Um den Adler und die übrigen Fahnen ertönten die Hörner und Trompeten. Die Knechte bei den einzelnen Haufen zogen mit dem Fufsvolke und sorgten für das Gepäck, welches auf Mauleseln und anderm Zugvieh geführt wurde. Dann folgten die Krieger mit den Belagerungsmaschinen, und die Miethsoldaten machten den Beschlufs des ganzen Zuges. In der schönsten Ordnung rückte das Heer an, und die Mailänder, welche bewafnet auf ihren Wällen standen, waren in den schauerlichen Anblick verlohren; sie machten nicht die geringste Bewegung mit den Waffen und schauten stumm auf die Gefilde herab, auf welchen sie mit den furchtbaren kriegerischen Schwärmen um Freiheit und Leben kämpfen sollten.

Die Stadt streckte sich in einem Umkreise von hundert Stadien auf einer ofnen grofsen Ebene hin, rings umgeben mit einer festen Mauer und einem Graben, der breit, tief und mit Wasser gefüllt war. Auf prächtige Thürme hatte sie nie so gesehn, wie die übrigen Städte, voll Vertrauen auf die tapfere Menge ihrer Bürger und die Macht der mit ihr verbündeten Oerter. Von jeher war sie bemüht gewesen, das kaiserliche Ansehn zu verhöhnen, und hatte es immer für unmöglich gehalten, dafs sie bei einem solchen Umfang ihrer Mauern je könnte eingeschlossen werden. Allein gerade dies beabzweckte Fridrich und hatte deshalb schon die verschiedenen Thore unter die Fürsten vertheilt, welche nun mit allen Kräften arbeiteten, die Befestigung ihres Lagers zu Stande zu bringen. Die Mailänder suchten dies durch häufige Ausfälle zu verhindern, die besonders zur Nachtzeit geschahn und blutige Gefechte veranlafsten. Auf beiden Seiten wurden Wunder von Tapferkeit verrichtet, doch übertraf der schwärmerische Muth der deutschen Ritter an Kühnheit die besonnene Tapferkeit der mailändischen Bür-

ger. Keiner aber zeichnete sich so aus, wie Otto von Wittelsbach.

Als er eines Tages das Thor, welches er umzingelt hatte, nur von wenigen Hütern nachlässig bewacht sah, glaubte er eine Gelegenheit gefunden zu haben, wo er sich vor allen übrigen Fürsten den Preis der Kühnheit erringen könnte. Kaum fing es an Abend zu werden, als er seinen Rittern gebot, sich in aller Stille zu bewafnen, und seinen Knechten befahl, Büschel von dürrem Brennholze, wie auch Feuer bereit zu halten. Nachdem er ein Zeichen gegeben hatte, stürmten alle plötzlich nach den Werken vor der Brücke hin, die auf einem Damm errichtet waren: das hingeworfne Feuer griff bald um sich und die Flammen loderten von den Büscheln in die Höhe. Aufgeschreckt von dem Anblick zitterte das Volk in der Stadt und wufste nicht, was es zuerst thun sollte; es fürchtete, dafs auch die Brücke und das Thor, ja die Stadt selbst möchte eingeäschert werden. Ganze Schwärme von Bewafneten und Unbewafneten brachen hinaus, um nur das Feuer von der

Mauer abzuhalten; aber die Deutschen, von den unstäten Flammen vergrößert, stürzten ihnen wie Riesengestalten entgegen. Da begann der blutigste Kampf; die eine Parthie focht für den glücklichen Ausgang einer Unternehmung, welche die Krone ihrer Ritterthaten seyn sollte; die andre für alles, was sie auf der Welt besafs. Die brennenden Holzbüschel und die Fackeln erhellten die Finsternifs: der Schlachtruf, das Geklirre der Waffen, das Gewimmer der Sterbenden erscholl von allen Seiten; es schien, als wären die Geister der Hölle heraufgestiegen, um in den schrecklichen Stunden der Mitternacht auf der Erde mit einander zu kämpfen. Otto von Wittelsbach war immer an der Spitze und schwang mit ungeheurer Kraft sein blutiges Schwert; der Feind staunte ihn an, wie eine übermenschliche Erscheinung. In der Mitternacht schieden die kämpfenden Parthien von einander, mit einem beträchtlichen Verlust auf beiden Seiten; ohne seine Absicht erreicht zu haben, mufste der Pfalzgraf in sein Lager zurückkehren.

So grofs auch die Erbitterung war, mit welcher die Belagerten und die Deutschen gegen einander fochten, verdient sie dennoch kaum den Namen von Feindseligkeit, wenn man sie mit der barbarischen Wuth vergleicht, welche in den Gefechten zwischen den Mailändern und ihren alten Feinden, den Bürgern von Pavia und Cremona herrschte. Diese waren mit im kaiserlichen Heer. Voll Freude sich an dem stolzen Mailand rächen zu können, hatten sie sogleich alle Weinberge in der Gegend umher zerstöret und die Feigenbäume und Oelbäume zerhackt. Wenn sie einen unglücklichen Bürger der Stadt gefangen bekamen, so stiessen sie ihn entweder im Angesicht seiner Mitbürger nieder, oder banden ihn vor den Thoren an einen Pfahl, um mit Pfeilen nach ihm zu schiessen. Die Mailänder, welche auf noch gröfsere Grausamkeit sannen, rissen die gefangnen Bürger von Pavia und Cremona in Stücken und schleuderten diese nach dem feindlichen Lager hin.

Indessen hatte es, so grofs auch der Verlust war, welchen die Belagerten bei ihren

häufigen Ausfällen litten, noch wenig Anschein, dafs Fridrich die Stadt zur Uebergabe zwingen werde, zumal da die eine Hälfte derselben noch so wenig eingeschlossen war, dafs die Bürger herausgehn, ja selbst ihr Vieh noch auf die Wiesen hinaustreiben konnten. Jetzt rückten die Deutschen aber auch hier näher gegen die Mauern. Als die Mailänder den Feind heranziehn sahn, glaubten sie, dafs er einen Sturm wagen werde; sogleich läutete man die Glocken und die junge Mannschaft ward durch das Geschmetter der Trompeten auf die Wälle gerufen. In dem Wahne, sie würde angegriffen werden, hielt sie sich ganz ruhig und suchte es dem Kaiser durch keinen Ausfall zu verwehren, dafs er sich in der Nähe der Mauern festsetzte. Bald darauf kam auch ein festes Gebäude von Quadersteinen, das einem Thurm ähnlich war und von welchem man, wie von einer Warte, sowol die Stadt, als auch das Lager der Deutschen übersehn konnte, in die Gewalt der letztern. Mehr aber als ihre Tapferkeit und alle erfochtenen Vortheile unterstützte diese eine fürchterliche Pest, welche in dem mit Menschen

angefüllten Mailand ausbrach. Unaufhörlich erscholl nun die dumpfe Todtenglocke, durch alle Gassen wurden Leichenbahren getragen; wer nicht durch das Schwert gefallen war, dem brach der Hunger das Herz, den tödtete das Gift der Pest. Der sterbende Sohn jammerte um den gestorbenen Vater; Mütter lagen ohnmächtig auf den Leichen ihrer Kinder; die ganze Stadt war wie ein Grabgewölbe, wo Schatten an Grüften jammern. Dennoch war der Muth der Mailänder nicht niedergeschlagen; viele unter ihnen schwuren mit abgezehrtem Gesicht und hohlen Augen, für die Ehre der Stadt und die Freiheit des Vaterlandes zu sterben.

Da veranstaltete Graf Guido von Blandrate, ein Mann, welcher sich durch sein schlaues Benehmen die Liebe seiner Mitbürger und zugleich die Gunst des kaiserlichen Hofes zu erwerben gewufst hatte, eine grofse Volksversammlung, in welcher er also redete:

"Wenn ich bisher eurem Staat unverbrüchliche Treue bewiesen habe, wenn es immer

mein heissester Wunsch war, Mailand blühend zu sehn: so folgte ich nur meiner Pflicht: Von frühster Kindheit an habt ihr mich voll Liebe gehegt, mein ganzes Leben hindurch mir so viele Wohlthaten erwiesen, dafs ich zu schwach bin, euch zu danken, wenn mein guter Wille mir nicht einiges Verdienst in euren Augen erworben hat. Voll Zutrauen auf eure milde Denkungsart wage ich jetzt zu reden und fürchte nicht von Gutgesinnten getadelt zu werden, wenn meine Rede gegen die Meinung und Leidenschaft einiger unter euch anstöfst. Euer Ruhm ist bisher im höchsten Glanz erschienen und eure Thaten sind allen Sterblichen kund geworden; aber das Glück herrscht über die Angelegenheiten der Menschen und dieses beweist sich jetzt treulos gegen uns. Lafst uns streben mit dem Schwunge seines Rades; jetzo in die Tiefe geschleudert werden wir bald wieder zu den Sternen erhoben. Gern gesteh' ich's, die Freiheit ist ein unschätzbares Gut und es ist schön, für sie zu kämpfen; aber das kräftigste Naturgesetz befiehlt dem Menschen, wie dem Löwen, dem Stärkern zu weichen; und wenn

uns etwas für den Verlust einer alten Freiheit trösten kann: so ist es der herrliche Sieger und die Würde des Reichs, dem wir unterthan werden. Unsre Väter waren besser, als wir und glühten nicht weniger für Unabhängigkeit; aber dennoch konnten sie Karl dem Grofsen und Otto dem Ersten nicht widerstehn. Fridrich wird freilich nimmermehr durch den Sturm seiner Waffen unsre Mauern durchbrechen; nur hat er fürchterliche Gehülfen an Hunger und an der Pest. O ich beschwöre euch, ihr Männer denkt an eure Weiber, ihr Väter an eure Söhne und ihr Kinder an eure Eltern! wenn ihr euren Entschluss nicht ändert, so wird Mailand bald entvölkert seyn. Bei Gott, es ist nicht Feigheit, was mich also zu reden treibet; ich bin bereit, für dieses Volk, für diese Stadt zu sterben und mit Freude will ich jeden Blutstropfen für eure Wohlfahrt vergiessen!"

Als Guido ausgeredet hatte, wagte es keiner, einzeln zu widersprechen, doch gaben viele durch Winke ihren Unwillen zu erkennen und bisweilen erhoben mehrere zu glei-

cher Zeit ein Gemurre. Endlich siegte die Meinung, dafs sich die Konsuln mit Friedensvorschlägen durch die deutschen Fürsten an den Kaiser wenden sollten. Wer war froher als Fridrich, die stolze Stadt dahin gebracht zu sehn, dafs sie sich ergeben mufste? Folgende Bedingungen waren die vornehmsten, unter welchen Friede geschlossen ward:

Die Mailänder sollen dem Aufkommen der Städte Como und Lodi kein Hindernifs in den Weg legen und dieselben für so frei achten, als ihre eigene Stadt, wiewohl unbeschadet den kirchlichen Rechten des mailändischen Erzbischofs; die sämmtlichen Einwohner, nur die unter vierzehn Jahren und über siebenzig ausgenommen, müssen dem Kaiser den Eid der Treue schwören; auch wird von ihnen eine Summe von neun tausend Mark Gold oder Silber bezahlt und ein kaiserlicher Pallast erbaut: für die Erfüllung dieser Bedingungen müssen dreihundert der vornehmsten Bürger als Geisseln ausgeliefert werden. Die Konsuln sollen in der Zukunft zwar vom Volke gewählt, aber vom Kaiser bestätigt wer-

den. Alle Regalien, welche das Gemeinwesen von Mailand besitzt, gibt es sogleich auf, und macht nie einen Versuch, sie wieder zu erhalten, sondern beschützt sie vielmehr gegen jeglichen Eingriff.

Nachdem man über diese Bedingungen und einige andre übereingekommen war, wurden die Mailänder vom Reichsbann freigesprochen; am sechsten September kamen sie in einem langen Zuge an den kaiserlichen Hof im Lager, mit einem solchen Gedränge von Menschen, dafs Fridrich und die Fürsten kaum Platz behielten. Ein sonderbares Schauspiel! Der Erzbischof und die übrige Geistlichkeit gingen voran, mit nackten Füfsen, in demuthsvoller Kleidung, Kruzifixe in den Händen; dann folgten die Konsuln und die Vornehmsten der Stadt, gleichfalls mit entblöfsten Füfsen, mit blofsen Schwertern über dem Nacken, ihre Kleider hatten sie von sich geworfen. Manche unter den Zuschauern wurden von dem Anblicke bewegt und dem Gedanken an die Nichtigkeit aller menschlichen

Gröfse; der Kaiser selbst zeigte einen sanften Ernst und äuserte gegen die Mailänder, es hätte ihm wehe gethan, dafs es ihr eigner Wille gewesen wäre, statt der vielen Wohlthaten, die er ihnen gern erwiesen hätte, nur Elend aus seiner Hand zu empfahn. Nachdem die Bedingungen vorgelesen waren und man sich den Handschlag des Friedens gebothen hatte, wurde die kaiserliche Fahne als Siegeszeichen in der Stadt aufgerichtet. Den rührendsten Anblick gewährten die Gefangnen, welche in einer langen Reihe zu den Füfsen des Kaisers kamen. Viele fanden unter dem Heer alte Freunde und Verwandte, und wurden mit Freudenthränen empfangen, der Bruder hing am Halse eines verlohrnen Bruders und graue Eltern sahen sich jetzt in den Armen von Kindern, deren geliebte Mienen sie nicht gehoft hatten wieder zu erblicken. Mancher der als Jüngling in einer alten Fehde seiner Vaterstadt gefangen worden war, hatte in scheuslichen Gefängnissen frühe die Gestalt eines Greisen bekommen, und blieb jetzo lange unerkannt von seinen ehe-

ligen Genossen; alle aber wurden wegen der Blässe ihrer abgezehrten Wangen beklagt *).

Durch die Eroberung Mailands war plötzlich Friede in der Lombardei, denn die Furcht vor einem Helden, welcher diese furchtbare Stadt bezwungen hatte, schreckte alle übrige von jeder Unternehmung gegen ihn zurück. Jetzt, glaubte Fridrich, wäre der Zeitpunkt gekommen, wo Belohnungen für ihm bewiesene Treue den vortheilhaftesten Eindruck machen müfsten. Niemand hatte gerechtere Ansprüche auf seine dankbare Unterstützung, als die Einwohner von Lodi, und je prächtiger die Stadt derer, welche von dem stolzen Mailand auf das äuserste gemishandelt waren, emporstieg, desto mehr wurde seine Macht in Italien dadurch verherrlicht. Nach der unglücklichen Nacht, da ein Theil ihrer väterlichen Wohnungen durch den Feind in Brand gesteckt ward, waren sie nach Pizzigithono gezogen, einem kleinem Orte, wo drei oder vier Familien in einem Häufschen zusammengepreſst leben mufsten. In der

*) Radevic. l. 1. c. 25 — 43.

Hitze des Sommers hier auf einander gehäuft und von allem entblöst, was zu den Bequemlichkeiten des Lebens gehört, starben sie so plötzlich und in so grofser Menge, dafs die Leichenbegängnisse vom Aufgang der Sonne bis zum Abendroth unaufhörlich fortdauerten. Fridrichs Ankunft in Italien hatte sie wieder belebt; auch waren schon einige von ihnen vor der Belagerung Mailands mit Kreuzen auf den Schultern zu ihm gekommen, und hatten um einen Platz zu einer neuen Stadt gebeten. Sie hatten sich den felsigten Hügel Ghezon an der Abdua dazu ausgesucht, und der Kaiser, welcher ihn in Begleitung der Fürsten besah, glaubte auch, dafs die Lodier daselbst gegen die Verfolgungen der Mailänder geschützt seyn würden, denn der Flufs umgab den ausgesuchten Platz fast ganz, und nur auf einer Seite brauchte die neue Stadt durch Mauern und einen Wall gesichert zu werden. Nach der Eroberung Mailands verwandte Fridrich grofse Summen auf die Erbauung derselben *).

*) Otton. Moren. hist. Laud. p. 1003. 1011, Radevic. l. 1. c. 46.

(Die Fortsetzung folgt.)

II.

Ueber

Rousseaus Verhältnifs

zur

Kultur seines Zeitalters.

Die seltsame Erscheinung, welche Rousseau in der neueren Literatur ist, führt uns auf ein Problem in der Kultur unsers Jahrhunderts überhaupt, welches näher mufs betrachtet werden, wenn man jene begreifen will.

Sobald der Mann, welcher durch Liebe zu den Wissenschaften und der Natur den Fähigkeiten seines Geistes einen gröfsern Werth, seinem Charakter einen höhern Adel gab, und sich dabei jene heilige Unschuld des Herzens erhielt, ohne welche kein wahres Genie erscheint, sobald er hinaustritt in die Kreise der gebildeten Welt, und zu dem Göttlichen, was im Menschen ist, reden will, vernimmt er kaum ein Echo, das ihm antwortet. Die Sinnlichkeit hat der geistigen Kultur, und diese jener die Hand gegeben, aber beide nur,

um sich einander zu Grunde zu richten. Sklaven der Verfeinerung, welche dieser Bund der Feindschaft hervorgebracht hat, wandeln die Menschen kraftlos umher, und das höchste, was sie vermögen, besteht darin, dafs sie erblassen und zittern, wenn sie den ehernen Fufstritt der Pflicht vernehmen.

Eine Folge der Furcht vor dieser und eine stete Begleiterin der Ungleichheit des Lebens, die aus einer solchen Verfeinerung entspringt, ist Mangel an Freude. Wenn ein Volk auf der Stufe der Bildung steht, wo Sinnlichkeit und geistige Kultur zusammenregieren, wird durch alle Einrichtungen des bürgerlichen Lebens der Frohsinn verbannt. Auch den Sohn der Wissenschaft und der Natur drückt zuletzt die Bürde seines Zeitalters nieder, wenn er sich auch lange mit starker Seele über das Ungemach der Gegenwart zu erheben wufste.

So tummelt sich der gröfste Theil unsrer gebildeten Welt in niedrigen Leidenschaften, üppigen Vergnügungen umher, und ist froh, wenn er sein Daseyn nur vergessen kann: so schlagen die bessern Menschen die Schwingen

ihrer Seele voll Sehnsucht nach einer andern Heimath. Woher entspringt dieser drückende Zustand? ist es denn unvermeidlich, dafs mit der Kultur Misbehagen und Verderben in Gesellschaft erscheinen?

Ursprünglich ist der Mensch ein Ganzes, und so lange er es bleibt, geht er stark und frei und ohne Misvergnügen durch die Welt. Allein es ist seine Bestimmung, dafs er die Kräfte, welche anfänglich friedlich in ihm ruhn, bis zum höchsten Grade entwickeln soll, und das erste Mittel, welches ihm die Natur zur Erfüllung dieser Bestimmung verlieh, ist die grofse Heteronomie, welche sich zwischen seinen Anlagen findet. Sobald er nämlich beginnt, durch irgend eine Anstrengung den Schlummer seiner Kräfte zu stören, bilden sich drei Hauptparthien unter denselben. Die Sinnlichkeit horcht auf andre Befehle, als die Sittlichkeit; die intellektuellen Kräfte richten sich nach ihren eigenthümlichen Gesetzen. Der Krieg, welcher nun nothwendig entsteht, ist gleichsam die Bildungsschule für alle diese Parthien, aber auch die

Quelle von allem unsern Unglück. Die u
aufhörliche unvermeidliche Spannung zw
schen den menschlichen Kräften zerstört all
Wohlbehagen, und wenn eine von ihnen g
drückt wird, so trift der Druck doch den ge
zen Menschen, und der Sieger mufs ein
traurigen Triumph über sich selbst feiern.

Je mehr sich nun die verschiedenen Krä
entwickeln, desto mannigfaltiger wird natü
lich auch der Krieg zwischen ihnen und des
mannigfaltiger auch das Ungemach unsers G
schlechtes, bis endlich alle unsre Anlagen
ausgebildet sind, dafs Harmónie zwischen i
nen statt findet und der Mensch wieder
ein Ganzes geworden ist. Ehe wir aber di
sem Zeitpunkte nicht wenigstens sehr na
kommen, kann es nicht fehlen, dafs wir u
oft in jenes Paradies des Friedens und der U
schuld zurücksehnen, aus welchem unsre E
stimmung uns vertrieb. Daher finden w
auch alle Perioden hindurch, in welchen d
Menschheit auch nur etwas kultivirt wa
Sagen von einem verlohrnen Paradiese, vo
einem goldenen Zeitalter, und die Phantas

bot alle ihre Zauberkräfte auf, um uns das Gefühl dieses Verlustes so schmerzhaft wie möglich zu machen. Jene Täuschung, dafs man in diesen Urstand des Friedens viele von den Gütern hineinträgt, welche uns nur die folgenden kriegerischen Zeitalter der Menschheit verschaften, ist sehr verzeihlich; aber dessenungeachtet ist ein himmelweiter Unterschied zwischen dem goldenen Zeitalter, welches sich mehrere Nationen dachten, und jenem, welches uns die praktische Vernunft als das Ziel unsers Strebens zeigt. In dem Naturstande, wie eine raisonnirende Phantasie sich ihn bildete, hatten die Staaten ihr Werk noch nicht angefangen, man war glücklich wegen Unkultur, unschuldig aus Unvermögen lasterhaft zu seyn: noch war durch eine irrende Vernunft die Sinnlichkeit nicht zu üppigen Begierden fortgetissen und die Stimme des Sittengesetzes konnte in dem Tumult verruchter Leidenschaften noch nicht wie der Donner während dem Sturm schreckend ertönen; alles was der Mensch besafs, genofs er ohne Verdienst, aber harmlos als Gabe des Schicksals. Jenes goldene Zeitalter, auf welches

die praktische Vernunft als auf das höchste Gut hinweiset, tritt ein, sobald die Staaten ihr Werk vollendet haben; aus hoher Kultur gehn Glückseligkeit und Unschuld hervor; kein Donner des Gewissens ist nöthig, denn der Mensch ist zu einem Ganzen geworden, er tritt auf als Herr der Schöpfung, und wohnt in einem Paradiese, das er sich selbst gepflanzt hat. Ein Gut, welches zu besitzen, uns keine Anstrengung kosten würde, erregt blos Sehnsucht, und diese denkt sich ihre Güter als etwas verlohrnes, vergangenes; daher das goldene Zeitalter der Griechen und Römer in den fernsten entflohnen Zeiten: ein Gut, das wir nur mit der Aufopferung unsers Wohlbefindens und der Anstrengung unsrer ganzen Kraft erhalten können, denken wir uns nothwendig in der Zukunft, und daher in der grauen Ferne derselben die Insel der Seligen, wo die Menschheit, nachdem sie Millionen von Jahrhunderten den Kampfwagen gelenkt hat, erquickt ruht, aber mit vollen Kräften.

Der Zwiespalt nun, welcher vor dieser Epoche sich zwischen der sinnlichen, intellek-

quellen und sittlichen Kultur findet, ist unstreitig im achtzehnten Jahrhundert gröfser, als in irgend einem der vorhergehenden, und deshalb auch das Misbehagen, welches damit verbunden ist, denn bei einer gröfsern Summe von entwickelten Kräften der Menschheit, als bisher gefunden wurde, ist keinesweges unser Zeitalter auch nur einmal dem höchsten Punkte des Streites zwischen unsern Kräften nahe.

In diesem Jahrhundert aber gab es keinen Geist, welcher dieses Misbehagen inniger fühlen konnte, als Rousseau; in keinem Zeitpunkte dieses Jahrhunderts mufste dieser Druck so fühlbar werden, als in jenem, zu welchem sein Leben gehörte; und in seinem zweiten Vaterland, in Frankreich erschien das Phänomen dieses Zwiespaltes furchtbarer, als in irgend einem andern Staate. Alles vereinigte sich, um ihn gleichsam zum Repräsentanten unsers Jahrhunderts in der Klage über die Uebel der Kultur zu machen; und wenn die Klagen der Weisen und Dichter des Alterthumes rührende Sehnsucht nach dem ver-

schwundenen goldenen Zeitalter enthalten: so ist die Philosophie des Genfers, ohne dafs er es selbst weifs, ein Schrei der ganzen gebildeten Menschheit gegen das Verhängnifs, welches sie vom goldenen Zeitalter der praktischen Vernunft so weit entfernt hält. Glücklicher Rousseau, hättest du wie jene Stimmen deinen Schmerz in sanfter Wehmuth verhauchen können! Wie unsre Bildung das Resultat von der Erziehung aller Jahrhunderte ist, so war dein Wehklagen der Inbegriff von den Klagen aller Zeitalter über den Gang der menschlichen Kultur!

Nie gab es eine Seele, welche den Druck, der aus dem Zwiespalt im Menschen entsteht, so fühlen konnte, wie Rousseau. Er war geboren mit einem zarten sittlichen Gefühl und mit einer schöpferischen Einbildungskraft, die jeden Stoff, welchen ihr die Wirklichkeit darbot, mit sich emporrifs und zu gigantischen Gestalten umbildete. Das sittliche Verderben seines Zeitalters arbeitete sie in das Ungeheure über, und auf einen jeden seiner Schritte folgten ihm die Schreckbilder, wel-

che daher entstanden. Zum Unglück hatte seine Einbildungskraft nicht das Rettungsmittel, welches so oft erhabenen Geistern zu Gebote steht, dafs sie sich nämlich ganz vom Irrdischen losreissen, und an der Hand der Kunst in die Heimath der Ideale wandeln, nein, sie vermochte es nicht, sich von der Wirklichkeit, selbst in ihren glücklichsten Stunden es nicht, sich von der Erde zu trennen. Die Schreckbilder seiner Phantasie berührten unmittelbar sein Herz und die Quellen seiner Empfindung wurden vergiftet.

Andre hätten einen solchen Schmerz unterbrechen und mildern können, indem sie voll Liebe ihren Blick bei dem stillen Fortleben der Pflichtmäfsigkeit, bei der unbefangnen Tugend hätten verweilen lassen, welche zu den Zeiten der gröfsten Sittenverderbnifs doch wie das Veilchen zwischen dem üppigen Unkraut aufblüht. Auch dieser Trost war dem Weisen von Genf versagt. Die stille Erfüllung der Pflicht ohne die Besiegung grofser Schwierigkeiten rührte ihn nicht mehr, als die Pflanze, welche harmonisch mit dem

Zweck ihres Daseyns aufgeht und blüht und verwelkt. Seine Brust ward nur dann mit Freude erfüllt, wann die Tugend auf eine heroische Weise erschien und nach einem siegreichen Kampf mit ihren Feinden bewundernswürdig hervortrat. Traf er auf Scenen der Art, so drang aber auch das Entzücken in alle Tiefen seiner grofsen Seele; dies geschah, selbst wenn er sie sich in seiner Romanenwelt bildete.

Schwerer als wegen der beiden angeführten Ursachen empfand er den Druck, welcher aus dem grofsen Zwiespalt in der Kultur seines Zeitalters entsprang, wegen des Hauptzuges in seinem Charakter, dafs er die widersprechendsten Dinge in der Welt, eine fürchterliche Selbstsucht und ein Herz voll Liebe in sich vereinigte. Er war viel zu sehr geschaffen, in dem Gewebe von Träumen, welchen er sich so gern überliefs, glücklich zu seyn, als dafs er, wenn es nicht eine heroische Aufopferung erfoderte, andern etwas aufgeopfert hätte; auch vergafs er es nie, wenn er andern eine Gefälligkeit, eine Wohl-

that erzeigt hatte oder nur hatte erzeigen wollen. Er liebte nur solche Menschen, welche ihn, wie einen Nachtwandler ungerufen gehn liessen; nur unbefangne Menschen ohne alle Ansprüche konnte er um sich her dulden, nur ihnen wollte er ununterbrochen wohl. Wann seine Einbildungskraft aber gar zu glühend geworden war, wann sein Herz unter dem Drange der Empfindung erlag, dann sehnte er sich nach erhabenen Geistern, deren Gefühl den gewaltigen Ausbrüchen des seinigen wie ein starktönendes Echo antwortete; er verlangte jene harmonische Wechselwirkung der Wesen, worin die wahre Liebe besteht, in erhabener Stärke. Nun aber sind zur Zeit einer hohen Verfeinerung unsrer Bildung und einer grofsen Vernachläfsigung der sittlichen Kultur sowol jene anspruchlosen als diese glühend empfindenden Seelen äuserst selten. Es konnte nicht fehlen, Rousseau mufste sich bald wie in einer Wüste mit verlafsnem Herzen fühlen. „So seht mich dann allein auf der Erde, ruft er wehmüthig aus; ich habe keinen Bruder, keinen Verwandten, keinen Freund, keine Gesellschaft als mich selbst.

Der geselligste, der liebevollste unter den Menschen ist durch einen einstimmigen Spruch von ihnen geächtet worden. Ihr spähender Hafs hat umhergesucht, welche Qual die grausamste für meine empfindsame Seele seyn könnte; sie haben gewaltsam alle die Bande zerrissen, welche mich an sie fesselten. Ach, ich hätte die Menschen geliebt, ihnen zum Trotz! nur indem sie aufhörten Menschen zu seyn, konnten sie sich meiner Liebe entziehn. Seht sie, die Fremdlinge, endlich zum Nichts für mich geworden, weil sie es gewollt haben!„

Am drückendsten wurden zuletzt die Uebel, welche den Zwiespalt in der Kultur begleiten, für den klagenden Weltweisen wegen seines tiefen Abstraktionsvermögens, welches nie durch seine glühende und geschreckte Phantasie, durch sein erbittertes Herz zurückgedrängt, vielmehr noch durch sie befördert wurde. Seine Vernunft grub sich mit bewundernswürdiger Kraft durch alle die Erdschichten, welche die bürgerlichen Verhältnisse von so vielen Zeitaltern über die lautern

Quellen der Natur geworfen hatten; selten hat sich der menschliche Geist mit einem solchen Tiefsinn gezeigt, als in der Schrift über die Ursachen der Ungleichheit unter den Menschen. Weil aber Rousseau eigentlich nur durch das Bedürfnifs seiner Phantasie und seines Gefühls getrieben wurde, sein Abstraktionsvermögen aufzuwecken, so war es fast unvermeidlich, dafs ihn die Leidenschaft nicht zur Einseitigkeit verführte, dafs er nicht alle Vortheile der Kultur übersah und den Stand der ungebildeten Menschheit, die Behaglichkeit der Thiere ihnen weit vorzog. Wenn auch nicht immer, so erschien dieser Naturstand ihm doch wahrhaftig oft als das Ziel, nach welchem die Menschen nothwendig zurückstreben müfsten.

Für Rousseau war dieser Irrthum eine Quelle unsäglicher Schmerzen, denn die Bitterkeit seines Herzens, die Wehmuth seiner Gedanken war nun durch seine Vernunft einigermafsen gerechtfertigt, eine traurige Rechtfertigung, die ihm den letzten Trost raubte, welchen er für seine Empfindung vielleicht

von der Aufklärung hätte gewinnen können. Je gröfser sein Tiefsinn, desto näher sein Schmerz der Verzweiflung. Die Gegenwart war in seinen Augen voll von Abgründen für die Humanität, auf dem Ziele der praktischen Vernunft lag für ihn ein dicker Nebel; und alle Hofnung verschwand, dafs die Menschheit in den Stand der Natur vor dem Ursprunge der Staaten zurückkehren könnte.

Mehr als alle andre geschaffen, die Bürde seines Jahrhunderts zu tragen, lebte Rousseau gerade in dem Zeitalter desselben, in welchem alles Ungemach der Ungleichheit in der Ausbildung unsrer Kräfte am drückendsten wurde. Beim Anfang unsers Jahrhunderts war im Allgemeinen die Sinnlichkeit nicht so wie späterhin durch die Grübeleien der Wollust entnervt, und die ungeheure Kraft, welche in zwei grofsen Kriegen verschwendet ward, rifs zur Bewunderung hin, indem fast zu gleicher Zeit in den Wissenschaften erhabene Entdeckungen gemacht wurden, und gerade in denjenigen, welche nicht wie die Moral und Politik ein Licht auf die Greuel des bürgerlichen

Lebens warfen. In unsern Jahrzehnden giebt es offenbar manche lichte Spur einer künftigen Harmonie zwischen den verschiedenen Theilen unsrer Kultur, zeigt sich ein gewisses Bestreben wenigstens nach dem Scheine von Einfalt der Sitten, steht eine neue Lehre der Pflicht wie ein Fels da, ereignen sich einzelne Begebenheiten, welche die Kraft der Menschheit in ihrer Glorie erscheinen lassen, und zugleich mit der Weltweisheit manchen schwarzen Schleier zerreissen, welcher die künftigen Schicksale unsers Geschlechtes verhüllte. In der Periode des achtzehnten Jahrhunderts, in welche Rousseaus Zeitalter fiel, schwärmte die entnervte Sinnlichkeit in den gesuchtesten Lastern umher, zeigten Sittenlehre und Politik die verdorbene Menschheit in ihrer ganzen Blöfse, ohne durch feste Grundsätze sie auf bestimmte Wege hinweisen zu können, schien die schöne Literatur, welche in mehrern Ländern blühte, durch Verfeinerung der Sinnlichkeit nur das Unheil zu vermehren, geschah endlich in den Staaten ausser der Verwaltung von wenigen Herrschern

nichts Grofses, welches die Morgenröthe einer bessern Zukunft offenbahrt hätte.

In dem Staat lebte drittens Rousseau, der gleichsam der Mittelpunkt für alle die Uebel war, welche aus dem mehr als bürgerlichen Kriege zwischen den Kräften des Menschen entfpringen. Wo war sinnliche und intellektuelle Kultur höher gestiegen, als in Frankreich, und wo hatten sich alle Geisteskräfte so zu Schmeicheleien gegen die Begierden erniedrigt? wo war alle Sittlichkeit mehr in die Acht erklärt, und wo war der ehrwürdigste Stand, der gelehrte, durch eine solche Sklaverei gegen den Eigennutz entartet, als unter den Franzosen Ludwigs des Funfzehnten? Ein Dummkopf und viehischer Wollüstling beherrscht Millionen, und sie beten ihn an; Maitressen regieren diesen Schwächling und der Adel liegt vor ihnen auf den Knieen; Weiber, welche dem öffentlichen Hohn preis gegeben werden sollten, winken nur, und das Genie verherrlicht ihren Ruhm, wer die Stimme gegen sie erhebt, vermodert in der Bastille; an der zügellosen Lust des Pöbels

findet die feine Welt Gefallen, und der Pöbel lernt die Laster lieben, welche nur durch den Luxus erzeugt werden können.

In eine so schreckliche Welt war Rousseau geworfen, und als Schöpferin derselben betrachtete er die Kultur, anstatt dafs er die Ursache davon in dem ungeheuren Mifsverhältnisse zwischen der sinnlichen und intellektuellen Bildung der Franzosen auf der einen und der sittlichen auf der andern Seite hätte aufsuchen sollen. Die Kultur war für ihn die Furie, welche eine grofse, talentvolle Nation zum Abgrunde trieb, und er flehte diese an, der Verfolgerin zu entfliehn in den Stand der Rohheit. Guter, unglücklicher Mann, du sahst es nicht, wie ihr Genius diese Nation hart am Abgrund plötzlich ergriff, und bei den grauenvollsten Tiefen hinweg zu einem höhern Leben sie fortführt!

So vereinigte sich alles, um auf den Weltweisen die ganze Bürde seines Zeitalters zu wälzen. Was Wunder, dafs er mit Sehnsucht an den Naturstand zurückdachte, wo noch unsre Kräfte friedevoll neben einander

ruhten? was Wunder, wenn ihm die Zufriedenheit eines solchen Zustandes wünschenswerther erschien, als alle Güter seines Zeitalters, die von einem so überwiegenden Ungemach begleitet waren? Aber dennoch, und dies ist ein schöner Beweis von der philosophischen Gabe Rousseaus, dennoch verstand er sich recht wohl, und die Philosophie beging durch ihn nicht den Fehler, welchen sich sonst nur die Dichtkunst und die Sehnsucht zu Schulden kommen liefsen, dafs sie nämlich selbst dem Erwerbe von der Erfahrung der Laster seine Entstehung im goldenen Zeitalter der Unschuld anwiesen. Nein, weitentfernt durch seinen Unmuth sich verleiten zu lassen, dafs er den Naturstand schöner schilderte, als er wirklich seyn kann, stellt er ihn mit einer eisernen Wahrheit dar, und geht noch auf der andern Seite zu weit. Selbst die Vortheile, welche die menschliche Gestalt ursprünglich hat, will er ihr rauben und sie ganz zur Form der Thiere hinabwürdigen.

In einem sonderbaren Kontrast mit seiner Schrift über die Ursachen der Ungleichheit

unter den Menschen steht übrigens vorzüglich die Abhandlung über den Vertrag des bürgerlichen Lebens. Diese beweifst hinlänglich, dafs es für ihn wenigstens nicht immer Resultat der Philosophie war, jener rohe Naturstand müsse als das Ziel der Menschheit in ihrer Verirrung angesehn werden, denn hat er nicht durch seine Lehre vom ursprünglichen Staatsrecht uns den Weg gezeigt, auf welchem wir gehn müssen, um die Zwecke der praktischen Vernunft in Vollziehung zu bringen? Wie ein Tempel, der nicht ganz ausgebaut ist, erscheint uns der Staat, welchen er aufstellt, in einem desto romantischeren Lichte. Ob die Nation, über welche der Weltweise wehklagte, mit Glück zu demselben wallfahrtet, wird die Folgezeit lehren; wir wissen, dafs sie es mit Kraft begonnen hat.

Wer verweilt nicht mit Wonne und Wehmuth an Rousseaus Grabe? Die Bäume bewegen sich mit lieblichem Frieden über dem Manne, welcher die Bürde seines Jahrhunderts trug! Das Morgenroth der Freiheit ist

angebrochen in der Gegend umher, und er sieht es nicht; ein grofses Volk spricht von ihm begeistert die Gebote der Menschheit aus, und er vernimmt sie nicht; der Druck, welcher aus der Ungleichheit in den Theilen der Kultur entsteht, ist leichter geworden, und wehe, er ging zu Grabe mit dem Gedanken, die Last desselben werde sich von Zeit zu Zeit vermehren, wehe ihm, zu Grabe mit der Aussicht, dafs jeder edle Mann, gleich ihm gestimmt, einst leiden werde, was er gelitten hatte!

III.

Versuche

über die

Biographie.

I.

Geographie als Bedürfniſs der Gegenwart *).

Nie betrat ich diese Stäte mit einer so ernsten Freude, als heute. Am Ende eines Jahrhunderts, in welchem alle Verhältnisse sich so gebildet haben, daſs die Zeiten mehr als jemals groſser Seelen bedürfen werden, in einem Kreise von jüngern Söhnen dieses Jahrhunderts, welche bald in das kommende mit kühner Erwartung treten, soll ich die Schatten erhabener Männer von nun an versammeln. Wenn ich mir je den Wunsch erlaubte, von der Zauberei der historischen Kunst nur etwas durch Natur und Fleiſs erhalten zu haben: so war dieser Wunsch nie so glühend, als heute. Könnt' ich mit diesen erhabenen Schat-

*) *Eine Rede beim Anfang von Vorlesungen über das Leben groſser Männer.*

Schatten zugleich jenes Entzücken über fremde Gröfse, welches uns selbst gröfser macht, jene Bewundrung einführen, welche der Seele Kraft zu Thaten giebt, die den bewunderten gleichen, dafs ein Funke hier vielleicht die Flamme eigner Gröfse wecke, die in ihrem Busen schlummert. Unter den Stürmen des kommenden Jahrhunderts wird sie dann emporwehn, ein Leitstern für die umherirrenden Zeitgenossen, die aus der gewöhnlichen Ordnung der Dinge herausgerissen wurden.

Die Betrachtung gröfser Männer, so nothwendig für unsre Zeit wegen der Zeiten, die ihr folgen werden, ist durch Bedürfnifs für uns wegen der Ansicht aller menschlichen Verhältnisse, welche die herrschende geworden ist, so wie Bearbeitung der Biographie der Historie nach dem Grade von Kultur, welchen sie jetzt erreicht hat, äuserst wohlthätig seyn kann.

Jener Pedantism, welcher in Deutschland so häufig seine Blöfsen unter dem Namen der Gründlichkeit versteckt, hat nirgends im Reiche des Geschmacks seinen bleiernen Scepter so unumschränkt und so lange geführt, als im

Gebiet der Historie. Eine gewisse Ordnung nach zufälligen Symptomen nennt man hier einen Plan, unzweckmäfsige Aufführung von allerlei Begebenheiten und Jahreszahlen Genauigkeit, ohne eine Ahndung davon zu haben, dafs die Genauigkeit des Historikers weit mehr im Resultat und in der Form, als im Buchstaben der Materialien liege. In diesem sucht man auch die historische Wahrheit überhaupt, und weifs nicht, dafs sie aus dem tiefen Born der Natur der Begebenheiten hervorgeholt werden mufs. Man zittert bei der Behauptung, dafs alle grofse Geschichtschreiber des Alterthums und der neuern Zeit dichterische Geister waren und dafs ohne feine poetische Kunst keine ächte Historie möglich sei, man glaubt, über die Poesie der Historie zur allgemeinen Befriedigung den Stab gebrochen zu haben, wenn man sie in eine Klasse mit den rednerischen Floskeln setzt, die von Menschen, welche die Geschichte entweihn, insofern das Göttliche von unreinen Händen entweiht werden kann, um das prosaische Gerippe ihrer Erzählung geworfen werden.

Diese Schilderung trift mehr oder weniger das gewöhnliche Urtheil aller neuern Na-

tionen über die Historie, wenn gleich vornehmlich den Sinn der Deutschen für dieselbe, bei welchen dies um so mehr auffällt, da auch sie, sonst so bemüht um Definitionen, die Quelle aller dieser falschen Urtheile nicht aufgesucht, nämlich nie einen bestimmten Begriff der Geschichte aufgestellt haben.

Zwei sonderbare Erscheinungen giebt es aber noch in unsrer historischen Literatur, die uns fast ausschliessend angehören. Die erste ist schon angedeutet durch die Erwähnung der Schriftsteller, welche sich durch ein Gewand mit poetischem Zierrath den Ruf eines lebhaft darstellenden Geschichtschreibers zueignen wollen. Nirgends ist der Unfug dieser ohnmächtigen Geister bis zu einer solchen Raserei getrieben, nirgends mit einem solchen empörenden Beifall aufgenommen, als in Deutschland. Ohnmacht ist ihr eigentlicher Charakter; nie konnten sie Herr werden über ihren Gegenstand, mit lächerlichen Geberden springen sie an demselben hinauf, und halten sich deshalb für lebhaft; sie drängen ihre elende Gestalt vor die grofsen Heroen der Geschichte,

und glauben diese dargestellt zu haben, indem sie ihr lächerliches Entzücken über dieselben in Ausrufungen ergiessen, wodurch sie am deutlichsten verrathen, dafs jene erhabenen Geister alle ihre verbrauchten Formeln zu citiren, verachtet haben. Das Publikum jauchzt ihnen indessen Beifall zu, wie den Gaukeleien der Geisterbeschwörer, die versprechen, ihm Manen heraufzuzaubern; in seiner Thorheit beredet es sich, die beschwornen Schatten wirklich gesehn zu haben. Es weifs, wie seine Gaukler, ja nichts von den grofsen Wahrheiten, dafs man nicht Geschichtschreiber seyn könne, ohne Geschichtforscher gewesen zu seyn, und Resignation genug zu besitzen, dies so viel wie möglich zu verleugnen; dafs ächtes historisches Leben nicht durch einzelne Schilderungen, selbst wenn sie glücklich sind, nicht durch eine fliefsende Erzählung, selbst wenn sie bisweilen hinreifst, sondern durch die Komposizion des Ganzen entstehe, und diese wiederum bei einem historischen Kunstwerk nicht durch das logische Licht des Verstandes, sondern durch den magischen Schein der Anschauung ihre Klarheit erhalten

muſs; daſs endlich historisches Genie weit mehr als Genie von jeder andern Art mit der ganzen Individualität des Geistes, der es besitzt, zusammenhange, und sobald es wirksam wird, sich von derselben müsse losszureissen suchen.

Mehr noch als diese erste, ist die zweite Erscheinung in unsrer historischen Literatur ein Eigenthum der Deutschen, nämlich die Tyrannei, welche die Philosophie über die Historie ausüben will. In dem elenden Zustande dieser lezten lag freilich eine gewaltige Anreitzung zu einem solchen Despotism, aber beschönigt wird er durch einen doppelten Irrthum, daſs man erstens den gemeinen Menschenverstand, ohne welchen es freilich auch keine Geschichte geben kann, mit dem philosophischen Urtheil, und dann zweitens Geschichtforschung mit der Historiographie und die Historie mit der Lehre von derselben vermengte, welche allerdings eine philosophische Disziplin, so wie die Geschichtforschung ein philosophisches Geschäft ist. Da nun die Geschichte nichts als Darstellung der reinen

Empirie, und das erste Gesetz der historischen Kunst kein anderes seyn kann, als die Erscheinungen so darzustellen, dafs sie als solche in ihrer Eigenthümlichkeit auf einen Dritten wirken: so ergiebt sich, dafs schon die Einmischung der Geschichtforschung in die Darstellung den Zauber vom Eindruck der Erscheinungen vermindre und deshalb unerlaubt sey, die Philosophie aber ihn gänzlich zerstöre, sobald sie mit ihren wissenschaftlichen Sätzen die Kreise des Geschichtschreibers durchschneidet.

Die Biographie eignet sich nun vorzüglich zur Berichtigung des historischen Geschmackes überhaupt, besondets deshalb, weil sie von kleinerm Umfang ist, als fast jedes andre Produkt des Geschichtschreibers. Sobald sie kein Ganzes ist, wird ihre Wirkung sichtbarer verfehlt, als bei der Bearbeitung einer grofsen historischen Masse, und das Abwechseln von Form und rohen Materialien erregt bei ihr den gröfsten Eckel; ohne gründliche Forschung und feine poetische Kunst kann man auffallende Lücken bei ihr selbst weniger scharf-

sichtigen Augen nicht verbergen, und Ungeschicklichkeit in der Wahl des Stoffes wird bei keinem andern historischen Gegenstand so schnell lächerlich werden. Die Eitelkeit des Schriftstellers, der seine eigne Figur im Gebiete der Geschichte gern vorzeigen möchte, bringt ihn in der Biographie sogleich um die Achtung der Leser, denn es treten nun zwei Helden auf, und die rhetorische Leerheit erweckt in ihr bei jedem nicht ganz verwahrlosten Geschmacke Widerwillen, denn man verlangt doch eine bestimmte Zeichnung des Menschen, um dessentwillen allein man sich zu dem Geschichtschreiber gesellte.

Aus den angeführten Gründen, warum durch die Biographie der historische Geschmack am leichtesten verbessert werden könne und es so schwer sei, auch nur dem grossen Publikum eine verunglückte Lebensbeschreibung als ein Kunstwerk der Gechichte aufzudringen, ergiebt sich zugleich, dafs durch sie jene historischen Gaukler in der deutschen Literatur am frühsten können zu Grunde gerichtet werden. Erscheinen biographische

Meisterstücke, so wird der Geschmack, welcher durch sie angezogen wurde, und dies geschieht so leicht, gewifs den Bannfluch über diese vom Geist der Kunst verwünschte und wegen des verdrehten Sinnes der Zeit nicht auszurottende Klasse von Menschen mit Freude aussprechen. Wagen aber ihre Gaukeleien sich selbst an die biographische Arbeit, so werden sie schneller durch Gelächter bestraft werden, als wenn sie mit einer grofsen Masse ihr Unwesen treiben.

Zuletzt wird dem philosophischen Despotism in der Geschichte durch die Biographie mit Glück können begegnet werden. Wenn wir in einem kleinen Kreise begränzt ein Ganzes finden, so vergessen wir das Bedürfnifs, nach den Sätzen der Spekulazion zu greiffen, und mit ihnen, wie mit einem Zauberstabe, welcher zur Nothwendigkeit des Schicksals die Weisheit und Güte beschwört, die Welt zu berühren. Weil wir uns von diesem Bedürfnifs entfernt fühlen: so wird uns jede Zudringlichkeit, welche den Charakter der historischen Darstellung verletzt, um so mehr zuwider. Indem der Zuschauer von dem bio-

graphischen Gemälde mit der Empfindung weggeht, dafs er durch die Anschauung einer Figur und ihres Schicksals ein Ganzes bekommen habe, ohne die Hülfe der Philosophie wahrzunehmen, wird er empfänglicher für die Wahrheit seyn, dafs es eine Geschichte an sich gebe, die einen hohen Werth, ohne irgend einen Zweck, als welchen sie durch ihre blosse Existenz erfüllt, unbezweifelt besitze.

In der bisherigen Schilderung erschien die moderne historische Kultur von ihrer schlechten Seite und die Biographie theils nur als Gegengift für den allgemeinen fehlerhaften Geschmack, theils als Feindin von zwei plumpen Phänomenen in der geschichtlichen Welt der Deutschen. Es giebt aber einzelne Erscheinungen, welche auf die Historie unter den Neuern ein vortheilhaftes Licht werfen, wenn gleich auch sie nicht ohne Schatten sind, welcher vielleicht durch Streben nach biographischer Kunst am leichtesten könnte zerstreut werden.

Ausser einer beträchtlichen Zahl von achtungswerthen Geschichtforschern seit dem griechischen und römischen Alterthume, von

welchen hier aber nicht die Rede seyn kann, sobald sie nichts weiter waren, gab es viele Geschichtschreiber, welche das Talent einer angenehmen Erzählung und einer lichtvollen Darstellung im Detail besafsen; vorzüglich die französische Literatur ist reich an ihnen, und ein paar dieser Art finden sich auch unter den Deutschen. Eine höhere Achtung verdienen schon diejenigen, welche eine gewisse Würde und Einfalt des Styls mit politischem Scharfsinn, oder Anmuth der Phantasie mit einem zarten psychologischen Gefühl vereinigten. Beispiele von dieser zwiefachen Gattung der Geschichtschreiber liessen sich vielleicht am schnellsten unter den Italiänern finden.

Nicht ein einziger Schriftsteller aber konnte Anspruch auf den Namen eines vortreflichen Historikers machen, ehe die berühmten drei englischen erschienen, wiewol auch keiner von ihnen bei dem grofsen Umfang ihrer Talente ein historisches Genie seyn möchte. *Robertson* besitzt eine Unbefangenheit und Milde des Geistes, eine Verleugnung seiner

eignen Person, eine ächthistorische Gleichheit des Styls, die nicht blos Erwerb der Uebung, sondern Eigenthum seines Charakters war, und eine gewisse Klarheit in Anordnung der einzelnen Parthien, dafs ihm der Ruhm eines vortreflichen Geschichtschreibers nicht fehlen konnte, sobald er sich mit Fleifs und Gelehrsamkeit an einen interessanten Gegenstand wagte. Dagegen läfst sich nicht leugnen, dafs alle seine Tugenden mehr wegen der Abwesenheit der ihnen entgegengesetzten Mängel bemerkt werden, als das Werk eines allen Hindernissen überlegnen Geistes sind: Tiefe der Bemerkungen neben der Klarheit, Glut des Kolorits neben der Milde, Eine grofse Ansicht des Ganzen neben der Ordnung werden vergebens bei ihm gesucht. Unendlich tiefer war *Hume*, bewundernswürdig in den Resultaten, welche er aus vielen einzelnen Nachrichten gleichsam zusammenbindet, die Historie erscheint durch ihn, wie eine Schnitterin, die ihre Garben vollendet hat; und doch entscheiden zwei Dinge unfehlbar gegen seinen Ruhm im Gebiet der Geschichte; erstens fehlte es ihm an Einheit der Anschau-

ang des Stoffs und poetischer Kraft der Darstellung, es ist durchaus nichts in seinem Werke, welches uns vom Anfang bis zum Ende desselben begleitete, und das Interesse seiner Abstraktion reifst uns hin, nicht das Kolorit seiner Gemälde: zweitens vermifst man bei ihm jene Unschuld des Charakters, die ihren durchsichtigen, aber unzerreifsbaren Schleier über jede Darstellung ausbreiten mufs, welche den Ruhm ächter Geschichte sich erwerben soll. Neben solchen Mängeln braucht man seiner Nachläfsigkeit jeder Art und der Abwesenheit von wahrer Gelehrsamkeit nicht zu erwähnen.

Schon durch die Wahl seines Gegenstandes verrieth *Gibbon*, dafs ihm das erste Erfordernifs des historischen Genies nicht gegeben sei. Welche Einheit wollte er nämlich einer Geschichte des zerfallenden römischen und griechischen Reiches verleihen, wenn nicht eine universalhistoriche oder teleologische, also eine unhistorische? Der blofse Gedanke, dafs die heterogenste Masse auseinander fällt, wird doch wahrhaftig für niemand der magische

Kreis seyn können, innerhalb dessen eine zahllose Menge von Erscheinungen ihm den Eindruck eines Ganzen machen! Wie konnte der Britte die Idee, diesen Gegenstand zu bearbeiten, auf den Ruinen des Kapitols fassen? Wäre doch jener mächtige Geist, welcher hier und in der Gegend umher einst erzeugt wurde, ihm mit dem warnenden Wink erschienen, dafs von der Gewalt, wodurch er der frühern römischen Geschichte, so sehr sie zur Universalhistorie werden mag, doch Einheit gab, nur blasse Spuren, die an vielen Orten schon ganz verschwunden sind, in dem Stoffe zu sehn waren, für dessen Darstellung der Griffel der Historie vom Talent jetzt aufgenommen wurde!

Diesen Grundfehler des ganzen Gebäudes bemerkt man in allen einzelnen Theilen desselben, so künstlich sie oft verbunden, so sehr die Fugen mit Blumen bedeckt sind. Auf gleiche Weise kann die glänzende Diktion von *Gibbon* nicht seinen Mangel an poetischer Energie, die Würde des Mannes von Welt, mit welcher sein Charakter bisweilen auftritt,

nicht die fehlende Selbstverleugnung, und seine reiche Gelehrsamkeit das Flache in seinen historischen Abstraktionen nicht verbergen. Sicher wird die Nachwelt, welche doch auch in der Historie dahin kommen wird, nach Idealen zu richten, über ihn lieber den Stab brechen, als über *Robertson* und *Hume*!

Diesem Triumvirat unter den Britten würde Deutschland kühn drei Geschichtschreiber entgegenstellen können, wenn die Lage seiner Gelehrten ihnen erlaubte, sich mit Muſse einem groſsen Gegenstande zu weihen.

Einer von diesem deutschen Triumvirat besitzt einen solchen Reichthum an historischem Witz, eine solche Gabe der Abstraktion, die an Feinheit selbst *Humes* Talent übertrift, wenn sie demselben auch an Tiefe nicht gleich kommt, einen so hellen Blick und ein so unverkennbares Streben, dem reichhaltigen Stoff Einheit zu geben, welchen er mit Gelehrsamkeit zu Tage förderte, daſs man es oft vergiſst, wie sehr man in ihm eigentlich nur den Forscher, nicht den Geschichtschreiber und die historische Kunst achte.

Ausgerüstet mit einem Leben der Phantasie, wie es nach Tacitus niemand der Historie weihte, nahm der zweite den Griffel derselben. Adel des eignen Charakters und ein zarter Sinn für Schicklichkeit gaben ihm die Würde des Geschichtschreibers und offenbarten sich in seiner prächtigen, doch äuserst biegsamen Sprache; er verrieth sogleich, dafs seine Einbildungskraft leichter, als die Phantasie irgend eines seiner Vorgänger in neuern Zeiten, von seinem Stoffe wie von einem Ganzen ein Bild erhalte, und eben so wufste keiner so gut wie er dem Zuschauer die Werkstäte zu verbergen, wo er mit grofser Seele die Reihe von Erscheinungen bildete, die er vor fremden Augen hinschreiten läfst. Dagegen blieb es zweifelhaft, ob die Sicherheit der Abstraktion, ohne welche nichts Grofses in der Geschichte vollbracht werden kann, die Ruhe und Gleichheit der Darstellung, welche wir an den Alten neben ihrer himmlischen Einfalt bewundern, ihm auf gleiche Weise zugetheilt waren. Gern gedenkt man aber dieses Zweifels nicht, so lange man in der strömenden Glut seiner Gemälde steht.

Durch zwei Dinge beschattete der dritte seinen herrlichen Ruhm als Geschichtschreiber, sicher mit Vorsatz, denn sie hatten einen hohen praktischen Werth. Durch eine zu grofse, für die Darstellung unfruchtbare Umständlichkeit und durch eine zu grofse Nachsicht gegen den Urkundencharakter, welcher nur dem Gehalt nach in einem historischen Werke seyn darf, in Hinsicht auf die Form, schwächte der unsterbliche Geschichtschreiber der Schweiz die Theilnahme an dem antiken Styl seiner grofsen Arbeit. Vielleicht darf er unter den Neuern einzig ein historisches Genie genannt werden. Eine solche Enthaltsamkeit bei einer solchen Fülle des Urtheils, der Empfindung und Einbildungskraft, eine solche Unbefangenheit des Charakters bei einer so ernsten Festigkeit desselben, einen solchen umfassenden politischen Blick bei einem so scharfen psychologischen, und einen so schönen Sinn für die Einfalt der historischen Kunst besafs kein Geschichtschreiber, seitdem die Stäte der Genien des Alterthums leer war geblieben. Keiner von diesen konnte ihm gleich seyn, kein neuer Histori-

ker war ihm gleich an tiefer Gelehrsamkeit und Empfänglichkeit für die Individualität der Geschichte aller Zeiten und aller Nationen. So unwidersprechliche Belege hiefür in seiner Historie des helvetischen Bundes gefunden werden, gesteht man sich doch mit Freude, dafs der gewählte Stoff am besten mit der Natur seines Geistes übereinstimme. Unschuldig und in sich selbst gegründet, durch ausdauernde Anstrengung und eigne Kraft geformt, frei, aber in der Freiheit nicht ohne Hinsicht auf die Nothwendigkeit, das liebliche Spiel der Seelenkräfte dem grofsen unmittelbaren Nutzen aufopfernd, aber voll Achtung für den Geist, welcher den Wechsel aller Verhältnisse überlebt, sind der Bund der Schweizer und das Werk dieses verehrten Mannes, der ihre Schicksale beschreibt.

Diese individuellen Mängel der gröfsten neuern Geschichtschreiber werden dem Jünger der historischen Kunst und dem allgemeinen Geschmack nicht verborgen bleiben und sie zu keinen Irrthümern verleiten, sobald die Biographie sehr kultivirt wird. Bei grössern Darstellungen können solche Fehler durch

die Mannigfaltigkeit von glänzenden Schönheiten, durch die Masse von Erscheinungen leicht verdeckt werden; nicht so, wenn mit wenigen bestimmten feinen Zügen ein Gemälde vom Leben eines einzelnen Menschen zu entwerfen obliegt: Abwesenheit der Einheit, wie der Strenge in Anordnung der Theile, Erregung von Verdacht gegen den Charakter des Historikers, Mangel an Tiefe der Abstraktion und Enthaltsamkeit im Urtheil, Manier des blofsen Forschers statt wahrer Darstellung, blendendes Kolorit der Gestalten ohne zuverläfsigen Glauben an die Wahrheit desselben, und Vermischung des Geistes der Quellen mit dem eigenthümlichen Geiste des Werkes, alle diese Fehler müfsten die zarte Harmonie der Biographie nothwendig zerstören, und würden hinfort als solche auch an Produkten von grofsem Umfange demjenigen erscheinen, welcher einmal zur Anschauung eines vollkommnen biographischen Kunstwerkes gekommen seyn möchte.

So sehr Studium der Biographie für die Historie nach dem Grade von Kultur, welchen

sie seit ihrer Glorie im Alterthum wieder erreicht hat, Bedürfnifs seyn mag, wird es doch einen grofsen Theil unsrer Zeitgenossen, vielleicht manchen unter Ihnen, meine Herrn, nicht Bedürfnifs des Zeitalters überhaupt dünken. Auch dieses letzte würde sich aus dem bisher erläuterten Gesichtspunkte, warum wir die Biographie als ein solches darstellten, sicher ergeben, wenn wir ihn weiter verfolgten, bis zu dem Verhältnisse der Historie gegen die menschliche Kultur im Ganzen. Allein wir brauchen uns hier nur zu dem zweiten Symptome unsers Zeitalters zu wenden, welches uns verrieth, dafs die Biographie zu dem gehöre, was ihm Noth thue. Jenes ist nämlich die gegenwärtig herrschende Ansicht aller menschlichen Verhältnisse.

Es geht ganzen Nationen und Zeitaltern, wie einzelnen Menschen, denen die Natur mehr als gewöhnliche Kräfte und einen besondern Drang sich auszubilden verlieh, dafs sie nämlich in einer gewissen Periode ihrer Kultur sich unaussprechlich unglücklich fühlen. Die leichte jugendliche Heiterkeit ist

verschwunden, und der Charakter hat noch nicht Kraft, der Verstand nicht Licht genug, um sich die äufsern Verhältnisse zu unterwerfen, *die verhafste Finsternifs der Vorurtheile* ganz zu zerstreuen. Das nachherige Schicksal hängt davon ab, in wie fern während dieser Periode die bange Sehnsucht nach überirrdischem Genufs und die Verzweiflung an aller eignen Kraft, wechselnd mit der wunderbarsten Eitelkeit, die über alle gegenwärtigen Freuden den Verfolgten hinwegjagen, durch ihre Furiengewalt seinen Frohsinn und Muth vernichtet haben.

In dieser Periode der Kultur finden sich jetzt fast alle gebildetere Nationen Europas. Nicht mehr geleitet vom Instinkt der Vorurtheile, und zu schwach, um einzig den Fingerzeigen der Vernunft zu folgen, umgeben von traurigen Verhältnissen, welche die Barbarei gestiftet hat, und nicht aufgeklärt, entschlossen genug, dies Bollwerk, welches uns einengt, zu zerstören, voll Eitelkeit auf unsre Ausbildung, und vom Gefühl unsrer Ohnmacht oft schrecklich überrascht, voll Sehnsucht

nach Freude, und unklug genug, die Gegenwart freudelos entschlüpfen zu lassen, so wanken wir durch das Leben, und verfluchen dasselbe und können nicht von ihm lassen, wann die ehernen Pforten der Unterwelt sich uns aufthun.

Mit diesem allgemeinen Charakter unsrer Kultur hängt ein Phänomen in derselben genau zusammen, durch dessen Wirkungen gerade die edelsten Menschen oft zu Grunde gehn. Wir sind nämlich zu gebildet, um äussere Verhältnisse über alles zu schätzen, und den innern Menschen ganz zu vernachlässigen, sind sogar so weit gekommen, dafs wir uns oft den Schein geben möchten, als wäre die Rücksicht auf diesen letzten die Regel unsrer Handlungen; allein die traurige tägliche Erfahrung beweist, wie wenig das Gepräge wahrer Vorzüge noch gilt und wie selten es in Umlauf gebracht wird. Da geschieht nun häufig, dafs der geistreiche Jüngling mit zartem Gefühl, über dessen Einsamkeit, in welcher er sich entwickelte, jener Schein wie ein romantischer Abendschimmer sich verbreitete,

hinaustritt in die Welt mit der Erwartung, seine persönlichen Vorzüge werden es seyn, was ihm den Weg bahnet, und durch die Herzen seiner Zeitgenossen werde die Strafse gehn, welche zum äussern Glück ihn führet. Er bildet sich ein Ideal des Lebens, welches er, insoweit man von Idealen dies sagen kann, realisiren würde, wenn jene Voraussetzung richtig wäre. Bald wird er mit Entsetzen seinen Irrthum gewahr, allein bei jeder Spur, dafs für seine jugendliche Meinung von den Menschen seiner Zeit es nicht gänzlich an Beispielen fehle, blüht seine ganze Hoffnung wieder auf, bis endlich der herrschende Eigennutz von allen Seiten ihn anstarrt. Er welkt vor demselben hin, wie eine schöne Blume, die zu früh sich entfaltete, vom Frost der Frühlingsnächte. Was hilft es ihr, dafs erquickende Wärme des Jahrs, was ihm, dafs ein milderes Klima der Kultur kommen wird? beide leben kaum fort, denn ihr ursprünglicher Trieb ist unterdrückt worden.

Wann durch diese Erscheinung in unsrer Kultur oft der Keim der hofnungsvollsten

Menschen unbrauchbar gemacht wird, so wirkt ein andres Phänomen, welches schon oben angedeutet wurde, zwar nicht so intensiv schädlich, aber in einem weitern Kreise. Wir sind zu gebildet, im allgemeinen und besonders in sittlicher Hinsicht, um uns über Dinge, welche des Geistes unwerth sind, und mit Schuld zu freuen, nicht aber kultivirt und gut genug, um uns zugleich auf eine interessante und unschuldige Weise zu vergnügen. Da liegt unsre Freude in der Mitte von zwei Stimmungen, die sich einander unaufhörlich befehden, und ist daher ein sehr unsichres Gut, welches nur durch jene gespannte, feine Politik kann erhalten werden, durch welche ein Staat in der Mitte von zwei mächtigen feindlichen sich beschirmet. Die vorzüglichern Menschen, nur von ihnen ist die Rede, sobald man von der herrschenden Ansicht eines Zeitalters spricht, denn so wie sie vom Charakter desselben annehmen, stempeln sie wiederum ihre Empfindung zur Denkart desselben, die vorzüglichern Menschen wehklagen über die Gebrechen ihres Geschlechtes, und bekennen, man müfste sich schlecht

auf den Werth dieses Lebens verstehn, um wünschen zu können, dafs es länger als gewöhnlich daure. Die unbefangnen, ursprünglich heitern Seelen unter ihnen, welche vor allen zur Freude berufen waren, und bei glücklichern Umständen blos durch den Genufs den Zweck ihres Daseyns erfüllen würden, sind in Gefahr, in wehmüthigem Gram sich selbst zu verzehren.

Ueberhaupt aber hängt mit diesem zweiten ein drittes Phänomen in der gegenwärtig herrschenden Ansicht aller Verhältnisse zusammen, nämlich die fürchterlichste Resignation. Naht euch nicht ohne Zittern den Männern, deren Zahl täglich zunimmt, welche sich mit starker, unruhiger Seele in mancherlei Verhältnisse warfen, und hätten diese auch blos in ihrem Innern existirt! Sie haben die Meinung, dafs alles eitel sei, zu ihrer Lieblingsmaxime erkohren, und wollen sich rächen an der Welt, indem sie dieselbe geltend machen! Zum Versuch, ob nicht glücklichere Verhältnisse möglich sind, als alle gegenwärtige, werden sie euch die Hütten über euren Häuptern niederreissen, eure Tempel zerstören, euer Blut

nicht achten, eure Gefühle von Tugend und Liebe von eurem Herzen loszerren! Oder vielmehr, habt ihr Muth genug, so naht ihnen mit Zutrauen! Wenigstens ist ihre bisweilen frevelhafte Kälte bei der Zerstörung, ihre verzweifelnde Kraft mehr werth, als die Sklaverei und Stumpfheit, welche vielen keinen andern Triumph lassen, als den traurigen, aus Schwäche auf keine kühne Art lasterhaft seyn zu können. In jener Resignation liegen die Keime für eine schöne Zukunft, für grofse Tugenden und Thaten. Schaut daher mit mehr Trost in die Ferne, wenn gleich auch durch sie der Boden hohler geworden ist, auf welchen ihr tretet!

Bei einer solchen herrschenden Ansicht nun, was kann da mehr Bedürfnifs seyn, als die Darstellung solcher Männer, welche die Umstände zwangen, sich nach ihrem Geiste zu bilden, welche im Kampf mit denselben bis zum wehmüthigen Gram über die Sitten der Menschen oft versanken, und sich zum neuen Leben wieder emporrissen, welche gemishandelt vom Urtheil, verlassen von den Herzen ihrer Zeitgenossen im Gefühl ihrer Kraft sich Quellen der

Freude gruben, welche die Fackel ihres Genius über Jahrhunderte hinausschleuderten, dafs für die Nachwelt neue Flammen aus ihr emporloderten!

Jene Resignation unsers Zeitalters, wodurch der Boden unsrer Gebäude jeder Art hohler wird, erinnert uns, meine Herrn, an den dritten Punkt, warum wir Biographien ein Bedürfnifs unsrer Zeitgenossen nannten. Sie sowol und alles übrige, was über die herrschende Ansicht unsrer Verhältnisse gesagt ist, als viele andre Zeichen der Gegenwart, besonders die grofse Veränderung, die mit den wissenschaftlichen Ideen sich ereignet, beweisen schon, dafs wichtige Revolutionen, wir mögen darunter alles umstürzende Erschütterungen oder sanftere Umwandlungen verstehn, dem kommenden Jahrhundert aufgespart sind. Mehr als alle übrige Zeichen spricht dafür die französiche Revolution dieser Jahre, welche ohne Zweifel endlich einmal dem Mittelalter sein Ziel setzen und seinen eigenthümlichen Charakter, nämlich das Feudalwesen mit allen seinen unseligen Geburten hinwegräumen wird. Welche

Revolutionen entspringen dadurch für alle die Staaten, deren Grundlage das Lehnsystem wurde!

Wer nun seiner individuellen Ueberzeugung gemäfs die alten Systeme dann mit niederreissen oder bei ihrem Verfall auf eine Zeitlang stützen will, woher wird er Muth und Klugheit dazu besser gewinnen, als von der Geschichte, als von den Vorbildern der Heroen, die unter gleichen Stürmen einst lebten und webten? Da lafst uns früh diese Bilder in unsre Seele drücken; mögen ihre Züge ähnliche in uns hervorbringen, möge ihr Wesen so ganz in uns übergehn, dafs es nicht einmal vonnöthen ist, uns ihrer zu erinnern, wann wir über die Abgründe schreiten sollen, die mit allen ihren Schrecken offen vor uns liegen, oder mit Blumen vor uns verdeckt sind. Wie Ossian, wenn er über die stürmevolle Heide mit grofsen Schritten wandert, die erhabenen, verwandten Geister am Rande der Wolken und in den Nebeln erblickt: so werden wir die Schatten jener Heroen, wenn wir früh mit ihnen vertraut wurden, mitten in den Stürmen der Zeit wahrnehmen, und uns unter solcher Begleitung unüberwindlich

O meine Freunde, wann wir am Sarge eines solchen grofsen Mannes stehn, und die Todtenkerzen des Saals immer schwächer brennen, wann eine Stille rings überhand nimmt, ähnlich der Stille, welche die Bewundrung in unsern Seelen hervorgebracht hat, wann der Deckel des Sarges zugedrückt ist und die zum leztenmal aufflackernden Todesflammen erlöschen: dann will ich noch einmal den Satgdeckel aufwerfen und Ihnen zurufen:

„Auf, ihr Kinder der Freiheit und der Vernunft! der Tag des Ruhms ist erschienen. Hört ihr nicht, wie sie sich lagern um euch, die wilden Heere von Vorurtheilen? sie kommen, euer heiligstes, eure Vernunft zu morden. Zu den Waffen, ihr Mitbürger der Menschheit! wohlauf, wohlauf! der Tag des Ruhms ist erschienen! wohlauf, wohlauf! damit das Blut von diesen schändlichen Heeren unsre siegreichen Spuren benetze!„

II.

Begriff und Stoff der Biographie.

Die Historie kann nichts seyn, als Darstellung der Empirie überhaupt, im engern Sinne, Darstellung der Empirie in Hinsicht auf die Menschheit und ihr Schicksal, sowol im Ganzen und in gröfsern Massen, als im Einzelnen. Diese Darstellung kann nie vollendet seyn und ihrem Zwecke ganz entsprechen, als wenn sie zum historischen Kunstwerke wird, das heifst, die Form für die Empirie erhält, in welcher mir diese nach ihrer ganzen Individualität erscheint. Jeder Stoff nun, welcher eine solche Form nicht annehmen kann, bleibt immer nur ein historisches Material, kann nie zu einem historischen Kunstwerk erhoben werden; ein Stoff hat aber eine solche Beschaffenheit, sobald seine mannigfaltigen Theile sich nicht unter einen bestimmten Gesichtspunkt bringen lassen. Alle Individualität nämlich besteht in einer solchen Modifikation und Verbindung von Eigenschaften, wie sie nur in diesem bestimmten Gegenstande gefunden wird. Um sie nun zu bemerken, mufs ich alle Verhältnisse in

demselben wahrnehmen, und dies ist unmöglich, wenn ich nicht einen Standpunkt habe. Muſs ich ihn ausserhalb dem Kreise eines Gegenstandes nehmen, so kann ich diesen nicht zum Stoff eines historischen Kunstwerkes brauchen, weil ich eine fremde Einheit in ihn hineintragen, also unwahr seyn würde; nur wenn ich im Gegenstande selbst den Gesichtspunkt für die Wahrnehmung seiner Individualität auffinden kann, darf ich ihn als historischer Künstler bearbeiten.

Die Biographie ist ein historisches Kunstwerk über den Kreis der Empirie, welcher durch das Leben eines einzelnen Menschen beschrieben wird. Dieses Leben muſs nun nothwendig einen solchen Stoff darbieten, dessen Theile sich aus einem bestimmten Gesichtspunkt betrachten lassen, und daher einige Betrachtungen über die Materialien der Biographie, ehe wir die Gesetze derselben aus ihrem Begriff ableiten.

Es lassen sich nur vier verschiedene Klassen von Materialien denken, aus welchen eine Biographie geschaffen werden könnte. Die erste machen diejenigen aus, bei welchen der Sieg des Schicksals über die widerstrebende

Kraft eines Menschen dem Historiker den Gesichtspunkt giebt, bei der zweiten verleiht denselben die Bezwingung des Schicksals durch den menschlichen Willen; in der dritten finden wir einen solchen Stoff, welcher seine Einheit gerade durch den immer unentschiedenen Widerspruch zwischen dem Verhängnifs und den Planen des Menschen erhält; in der vierten haben wir die schöne Einheit, dafs alle Kräfte und alle Schicksale eines Menschen miteinander in einer fieten Harmonie der Wechselwirkung sind.

Ohne Zweifel können diese vier Klassen von Materialien für die Biographie mehr oder weniger bei Einer Darstellung unter einander gemischt seyn; aber es ist nothwendig, dafs Eine die prädominirende genannt werden kann, man also sagen könnte, die Einheit bestünde jetzt darin, dafs jene die übrigen gleichsam verschlungen hätte, ohne dafs deshalb eine neue Abtheilung brauchte begründet zu werden.

Die weitere Beschreibung dieser Klassen im nächsten Versuche.

IV.

Biographische Fragmente.

Einleitung.

Diese biographischen Bruchstücke könnten gröfstentheils eben so gut Todesszenen heissen. Nur mit Hinsicht auf Situationen in den letzten Tagen oder Stunden des Lebens, deren ausführliche Darstellung ein schönes historisches

Gemälde seyn kann, ist in ihnen gewöhnlich das vorhergehende Schicksal merkwürdiger Menschen berührt worden.

Wählt man solche Todesszenen aus verschiedenen Zeitaltern, von verschiedenen Nationen: so reizt man nothwendig zu einer Vergleichung des Geistes derselben; und fehlt diese Mannigfaltigkeit: so gewinnt durch solche Darstellungen doch die Kunde vom einzelnen Volk, von der einzelnen Generation. Wenn der Lebensfaden eines ausgezeichneten Menschen abgerissen wird, und sein Schicksal oder sein Geist, wodurch er wichtig für die Annalen der Historie geworden seyn mochte, für diese Verhältnisse zum Ziel der Thätigkeit gelangt sind, kann man nicht umhin, sein ganzes bisheriges Daseyn und seinen Tod mit einem Blick zu umfassen. Die Beziehung zwischen jenem und diesem, die Gebräuche, welche den letzten begleiten, die Leidenschaften der Mitbürger, welche den neuer-

richteten Grabhügel umschwärmen, erwecken eine Idee von der Nation, von dem Zeitalter, welchen diese Todesszene angehört. So wirft die blasse Lampe neben einer Leiche oft für den Forscher einen aufklärenden Schein über eine ganze Gegend, und die eigene Gestalt, in welcher die Gegenstände derselben dann erscheinen, ist um so lehrreicher, je mehr sie von dem Lichte abweicht, in welchem sie die Historie sonst uns zeiget. Wenn dieses auch dem Glanze des Tages gleicht, so lernen wir doch neue Eigenthümlichkeiten einer Gegend im dämmernden Mondscheine kennen.

Vielleicht mehr Gewinn, als die Vergrösserung der historischen Kunde und der psychologischen Kenntnifs überhaupt ist ein Vortheil, welchen unsre sittliche Natur der Darstellung solcher Todesszenen abgewinnen wird. Ich verweilte mich immer gern bei ihnen, weil sie mir das süfse Bedürfnifs meines Herzens, grofs von

der Menschheit zu denken, oft befriedigten. Häufig kommt die ursprünglich schöne Natur eines Mannes sein ganzes Leben hindurch nicht zum Vorschein, weil Verhängniſs und unbezwungne Leidenschaften sie eingehüllt haben; erst in der letzten Szene seines Lebens bricht die reine Flamme von jener, bisweilen unterstützt von dem Lichte, welches aus der Zukunft herabfällt, durch alle Nebel hervor. Solche reine Flammen menschlicher Gröſse möge die Historie auffassen, und vom Altare der Menschheit herabwehen lassen. Desto schöner wird nachher das festliche Feuer seyn können, welches sie auf demselben anzündet, um den Plan der Vorsicht in den Schicksalen unsers Geschlechtes zu beleuchten.

Die gröste Schwierigkeit bei solchen Darstellungen besteht darin, daſs man gerade die Momente der Handlungen und des Lebens eines

Menschen ergreiffe, durch welche die letzte Szene zum Theil ihre Bedeutung, ihre Glorie erhalten muſs. Nie ist die Behauptung, daſs der Mensch nur lebe, um zu sterben, so wahr gewesen, als bei der Behandlung von ihnen. Wenn aber von einer subjektiven Stimmung des Geschichtschreibers die Rede seyn soll, so wird ihm am schwersten seyn, daſs er durch seine Wehmuth nicht an Unbefangenheit verliere.

Zwar hab' ich meinen Griffel mit einem Cypressenblatt umwunden; doch soll keine meiner Zähren auch nur den kleinsten Zug im geringsten verwischen, denn über jede menschliche Regung muſs die Leidenschaft für dich, heilige, wahre Historie erhaben seyn. Du darfst selbst nicht einmal erröthen, wenn du mit der Anklage der That, des Wortes einer guten Seele zum

grosſen Richter gehst, und der protokollirende Engel zu seiner Seite soll keine Thräne auf deinen Bericht für das Buch der Welt fallen lassen, damit er auf ewig verlöscht werde.

L

Sophonisbe.

Von phönizischen Flüchtlingen gestiftet hatte Karthago, eine einzelne Stadt am Rande eines Welttheiles, sich durch seinen Handelsgeist und seine vorsichtige Politik so gehoben, dafs es mit den Römern um den Rang der ersten Macht in der Welt kämpfen konnte und dem völligen Siege einmal nahe war. Aber am Ende des dritten Jahrhunderts vor unsrer Zeitrechnung, kamen mehrere Stürme zusammen, um seinen Ruin, welcher freilich einmal gewifs erfolgen mufste, zu beschleunigen. Indem in Unteritalien ein gröfster Held,

Hannibal, bedrängt war, wurde Spanien durch seinen erhabenen Nebenbuhler P. Cornelius Scipio erobert, das Land, welches nach dem Verlust von Sicilien der Mittelpunkt des Carthagischen Welthandels hätte werden müssen. Wenn aber auch ein Zweig nach dem andern von der Macht der Stadt abgehauen wurde, konnte der Stamm noch immer bestehn, um neue Sprossen zu treiben. Standen dagegen die Beherrscher der benachbarten nomadischen Völker, mit den Römern verbunden, feindlich wider sie auf, so war ihr afrikanisches Gebiet, die Lagerstäte der Weltherrscherin selbst wahrscheinlich verlohren, und in der Flamme des Krieges verdorrte die Wurzel ihrer Macht.

Der wichtigste unter diesen Königen war Syphax, Beherrscher der Massaesyler, nicht nur darum, weil er die übrigen an Reichthum übertraf, sondern vorzüglich, weil sein Volk nur durch eine schmale Meerenge von der spanischen Küste, wo Neukarthago lag, und dem römischen Heere getrennt war. Um ihn zu gewinnen beschlofs Scipio selbst nach Afrika hinüberzuschiffen; auf den Zauber seiner

persönlichen Eigenschaften mufste der Römer eben so viel rechnen, als auf den veränderlichen Sinn des Königs, welcher damals im Bündnisse mit Karthago stand. Als er in den Hafen der Masaesyler einlief, war Asdrubal, der Sohn von Gisgo und nach dem Geschlecht der Barkas der vornehmste Heerführer der Karthager, aber nun aus Spanien vertrieben, kaum an das Land derselben gestiegen. Beide Helden eilten an den Hof von Syphax als seine Gastfreunde, fafsen bei einem Gastmale freundlich zusammen, schliefen ihrem Wirth zu gefallen auf Einem Lager. Der grofse Sinn des Römers, der aus seinen Handlungen, seinen Reden stets hervorging, bezauberte selbst den Karthager, und bewog den König zu einem Bunde mit Rom *).

Sehr unbedeutend in Hinsicht auf seine Besitzungen war der junge Massanissa, Prinz der Massyler, desto wichtiger wegen seiner selbst. Zu Karthago war er erzogen, und hatte sich durch die Gewalt seines Geistes, die

*) *Liv. XXVIII.* c. 27, 28.

Kraft und Schönheit seines Körpers so ausgezeichnet, dafs Asdrubal, der Sohn von Gisgo, ihn zum Gemahl seiner schönen Tochter Sophonisbe bestimmte. In Spanien erwarb er sich unter diesem treflichen Heerführer grossen kriegerischen Ruhm; aber in Karthago, wo man kaufmännisch genug dachte, die ausserordentliche Schönheit der jungen Bürgerin Sophonisbe nur um den höchsten Preis weggeben zu wollen, scheint es öffentliche Meinung geworden zu seyn, dafs man sie mit Syphax vermählen müsse. Dieses sowol, als die Bewunderung des Helden Scipio trieb den numidischen Jüngling zu einem geheimen Verständnifs mit den Römern, das aber den scharfen Augen des patriotischen Asdrubal nicht entging *).

Sophonisbens Reize waren unterdessen immer schöner aufgeblüht und der König der Masaesyler war von ihnen bezaubert. Alle Rücksichten mufsten vor der Vertheidigung Afrikas verschwinden, welches Scipio von Si-

*) *Appian. de bell. pun. l. I. c. 6. Liv. XXVIII. c. 16.*

cilien aus bedrohte, und Asdrubal beschleunigte daher die Vermählung seiner Tochter mit Syphax, welche erfreuend für Karthago war, weil dieser nun schwur, mit ihm einerlei Freunde und Feinde zu haben. Er mufste auch sogleich dem römischen Feldherrn kund thun lassen, dafs er im Vertraun auf seine vorigen Versprechungen nicht nach Afrika kommen möchte; wenn er die Küste desselben bestiege und gegen Karthago anrückte, so würden die Masaesyler für das Vaterland der Gemahlin ihres Königs kämpfen. Scipio liefs sich nicht zurückschrecken, und sagte seinem Heere, auch Syphax wäre voll Verwunderung, dafs man so lange mit der Ueberfahrt zögre, gleichwie Massanissa darüber geklagt hätte.

Dieser letzte hoffte in den Römern seine Erretter zu finden. Unter manchen innern Stürmen hätte er den Thron seines Vaters doch behauptet, wenn nicht Asdrubal, welcher die grofsen Kräfte des Jünglings kannte, und die ganze Gefahr für Karthago vorhersah, sobald dieser planmäfsige Herrscher seine Nomaden je in Ruhe kultiviren durfte, den Kö-

nig der Masaesyler aufgeschreckt hätte. Von der Macht desselben fast erdrückt war Massanissa froh, Freiheit und Leben zu retten und mit wenigen Reutern zu den Römern zu gelangen, als sie in Afrika gelandet waren *).

Nach mehrern Siegen über Asdrubal und Syphax sandte Scipio seinen Unterbefehlshaber Laelius und Massanissa ab, um das väterliche Reich des letzten zu erobern, welches um so leichter gelang, je eifriger die Massyler selbst sich zu ihm, ihrem längst ersehnten König gesellten, und die Beamten und Besatzungen von Syphax verjagen halfen. Dieser aber, nun eingeschränkt auf sein altes Gebiet, war ein Sklave der Liebe und ward von seinem Schwiegervater und seiner Gemahlin getrieben, noch einmal ein mächtiges Heer ins Feld zu senden. Es bestand fast ganz aus rohen Kriegern, die noch in keinen Schlachten gefochten hatten. Nach einem lebhaften Gefecht zwischen der Reuterei flohn sie, sobald die Kriegszeichen der Legionen sich nahten. Ihr König hatte sich auf Massanissa gestürzt,

*) *Liv. XXIX. c. 29. 33.*

And die Flüchtigen durch seine eigne Gefahr aufzuhalten gesucht: sein Rofs ward schwer verwundet, und er zurückgeschlagen sank mit ihm nieder; er ward gefangen genommen mit einem seiner Söhne und vor Laelius geführt, ein erfreuendes Schauspiel für Massanissa *).

Der Strom der Fliehenden wändte sich gegen Cirtha, die vornehmste Stadt in Massesylien. Da richtete sich der König der Massyler gegen den römischen Unterbefehlshaber mit der Bitte, dafs er ihn mit der Reuterei und dem gefesselten Syphax nach jener Hauptstadt, wo Furcht und Bestürzung herrschen würden, voraus fliegen lassen möchte; das Fufsvolk könnte nachfolgen. Kaum war er vor Cirtha erschienen, so rief er die vornehmsten Einwohner zur Unterhandlung heraus. Seine Vorstellungen und Drohungen wirkten nicht, bis der gefesselte König ihnen gezeigt ward. Bei diesem Anblick entstand ein lautes Wehklagen; die Thore wurden dem Feinde geöffnet. Massanissa liefs hinlängliche Besatzung bei den Eingängen und Mauern der Stadt zu-

*) *Liv. XXX. c. 11. 12. Appian. de bell. pun. c. 14.*

rück, und flog mit verhängtem Zügel nach dem königlichen Schlofs. Schon im Vorhofe trat ihm Sophonisbe entgegen, und sank vor ihm auf die Kniee. „Volle Gewalt über mich, rief sie aus, haben dir die Götter gegeben, und deine Tapferkeit und dein Glück. Bestimme du selbst das Schicksal deiner Gefangnen, wie es dein Gemüth dir gebeut; nur dulde nicht, dafs ich der stolzen und grausamen Willkühr irgend eines Römers hingegeben werde. Wäre ich nichts, als die Gemahlin von Syphax gewesen; so würde ich doch mehr auf einen Numider, der in demselben Afrika mit mir geboren ward, als auf einen Fremdling vertrauen; du siehst, was ich als Bürgerin Karthagos, als Tochter Asdrubals vom Römer zu fürchten habe. Kann es durch sonst nichts geschehn, so beschwöre ich dich, rette mich durch den Tod vor der Willkühr der Römer!„ Als sie so edel redete, blühend in aller Fülle der Schönheit, als sie mit süfser Schmeichelei seine Hand ergriff, als sie versicherte, nur gezwungen sei sie die Gemahlin von Syphax geworden: da erwachten Mitleid, das Andenken der in Karthago verlebten Jugend in Massanissas Seele, und er fiel

in die Gewalt der Liebe. Seine Rechte versprach der wunderschönen Königin Schutz vor der Willkühr der Römer, und noch an demselben Tage feierte er seine Hochzeit mit ihr, damit weder Laelius noch Scipio einen Rath gegen diejenige als Gefangne fassen könnte, welche Massanissas Gemahlin wäre *).

*) *Liv. XXX. c. 12. Appian. de bell. pun. c. 14. 15.* In Sophonisbens Geschichte ist Appian fast in beständigem Widerspruch mit Livius, und darf freilich alsdann von keinem Gewicht seyn. Sobald er sich aber nur einigermafsen in Uebereinstimmung mit demselben bringen liefs, ist es hier geschehn. Auch hat er einige schöne Nachrichten, die in dem römischen Geschichtschreiber fehlen, und seiner Erzählung nicht widerstreiten. Dies ist besonders der Fall mit dem Umstande, dafs Massanissa zu Karthago erzogen, und zum Gemahl von Sophonisbe bestimmt war. Freilich scheint Livius anzudeuten, dafs die Königin den Helden vor dieser Szene zu Cirtha nicht gesehn habe (et, quum in medio agmine armatorum Massanissam insignem, quum armis, tum cetero habitu, conspexisset, regem esse, id quod erat, rata, genibus advoluta ejus); doch behauptet er nichts bestimmt, als dafs sie

Unmittelbar nach der Hochzeit kam Laelius an und wollte voll Unmuth über dieselbe die Königin vom ehlichen Lager reissen und mit den übrigen Gefangnen an Scipio schicken. Nur durch Massanissas Bitten ward seine Sophonisbe jetzt noch gerettet. Aber Syphax, durch sein Unglück und die Eifersucht der Liebe entflammt klagte sie laut im römischen Hauptlager an. Damals, betheuerte er, damals wäre er wahnsinnig gewesen, damals habe er die Pflicht der Freundschaft mit Scipio, die öffentliche Treue aus seinem Gemüthe verbannt, als er ein karthagisches Weib in sein Gemach aufgenommen habe. Jene Hoch-

den König an seinem Aeusern erkannt habe, und giebt dagegen zu verstehn, dafs sie bei Massanissas Aufenthalt in Karthago noch sehr jung mufs gewesen seyn, wenn man ihn mit Appian zusammenhält. Er sagt nämlich bei der Vermählung zwischen ihr und Syphax: jam enim et nubilis erat virgo. Zu dieser Zeit aber war Massanissa schon längst von Karthago entfernt gewesen, und hatte in Spanien Kriegsdienste gethan. So konnte es recht gut seyn, dafs Sophonisbe ihn zu Cirtha nicht aus alter Erinnerung sogleich erkannte.

zeitfackel sei es, wodurch sein königliches Haus eingeäschert werde; und sein einziger Trost in diesem Elend wäre, dafs er jene Pest, jene Furie nun bei den Hausgöttern des Mannes erblicke, der unter allen Sterblichen ihm der verhafsteste sei. Massanissa, nicht klüger und beständiger, als Syphax, sei noch unvorsichtiger wegen seiner Jugend, und habe mit einer unbändigern Thorheit sich mit der Furie vermählt *).

Scipio besafs eine erhabene Ruhe des Geistes, die ihn über die Leidenschaft der Liebe erhob, zumal da die Entwürfe seines Ehrgeitzes und seiner Vaterlandsliebe ihn ganz beschäftigten; nie hatte ihn auch die ausserordentlichste weibliche Schönheit unter seinen Gefangnen gefesselt. Um so weniger konnte seine Politik, die ihn die ganze Gefahr sehn liefs, welche von Sophonisbens Römerhafs und glühendem Patriotism zu befürchten war, wenn Massanissa in ihren Fesseln blieb, diesem feurigen Jüngling seine Leidenschaft verzeihn. Zu der Ruhe seiner eignen schönen Seele durfte

*) *Liv. XXX. c. 13. Appian. c. 15.*

er nicht hoffen, ihn zu erheben; aber er vertraute auf die Ruhmsucht desselben, welche er kannte.

Als Laelius und Massanissa in das Hauptlager zurückkamen, überhäufte er beide in einer zahlreichen Versammlung mit Lobsprüchen; und rief alsdann den numidischen Helden zu einer geheimen Unterredung. Er wußte, wie sehr dieser ihn bewunderte, und fesselte ihn daher vor allem Tadel durch die Anspielung auf eine Vergleichung zwischen ihnen beiden. Vor allen übrigen Tugenden rühmte er selbst sich seiner Gewalt über die Begierden; durch diese müßte auch Massanissa alle seine Vorzüge krönen. Seine tapfern, männlichen Thaten, die er jetzt vollbracht habe, wären so eben öffentlich mit Ruhm erwähnt worden; das übrige, was er unternommen, möchte er bei sich erwägen, und deshalb vor sich selbst erröthen. Dann nahm Scipio die Wendung, daß durch das Recht der Eroberung Syphax und alles, was ihm angehöre, also auch seine Gemahlin in die Hände der Römer gefallen wäre; Massanissa diese Beute dem Senat und dem Volke nicht ent-

ziehn dürfte, und besonders sich hüten möchte, seine grofsen Verdienste nicht durch eine Schuld zu beflecken, die in keinem Verhältnifs zu ihrer Ursache wäre.

Eine Röthe ergofs sich über Massanissas Gesicht, seine Thränen quollen hervor und er entgegnete dem Römer, dafs er freilich in der Gewalt des Feldherrn wäre, dieser aber, so weit es möglich, Sorge tragen möchte für sein leichtsinniges Gelübde, dafs er der Macht keines andern Sophonisbe übergeben wolle. Mit zerrüttetem Gemüth zog er sich in sein Zelt zurück. Laute; häufige Seufzer und sein Jammer verkündigte den Kampf in seiner Seele. Nach einiger Zeit vernahm man seinen ungeheuern Schmerz in einem tiefen, langen Seufzer; dann rief er aus den Sklaven seinen Getreuen, in dessen Verwahrung das Gift war, nach Sitte der Könige für die Wechsel des Glücks bereitet. Er füllte einen Becher mit Gift, und befahl ihn zu Sophonisbe zu tragen. Sag' ihr, also trug er dem Sklaven auf, Massanissa hätte ihr gern die Liebe bewiesen, welche der Mann der Vermählten zollen mufs. Weil die sie verwehrten, wel-

che Herren meines Willens sind, so erfüllte ich mein zweites Gelübde, dafs sie nicht lebend in Römerhand falle: eingedenk ihres Vaters, des Feldherrn, und des Vaterlandes, und der beiden Könige, deren Vermählte sie gewesen, möchte sie sich selbst rathen.

Sophonisbe hörte vom Sklaven diese Rede und nahm den Becher. „Ich nehme, sprach sie, dieses sein Brautgeschenk an, mir nicht unwerth, wenn der Mann seiner Vermählten kein schöneres geben konnte; doch melde ihm, besser würde ich gestorben seyn, wenn ich nicht meine Leiche verlobt hätte.„ Also redete sie, in der Jugend ihrer wunderbaren Schönheit nicht scheu vor dem Tode; Karthagos Bürgerin, Asdrubals Tochter, und gelassen, ein Opfer der Römer. Sie wandte sich gegen ihre Amme, und bat sie, nicht zu weinen, da sie nicht unrühmlich sterbe. Dann leerte sie ohne Beben den Giftbecher *).

*) Liv. XXX. c. 13-15. *Appian.* c. 15. *Polybii reliquiae libri XIV.* c. 7. 9.

II.

Kaiser Otho.

Schon in der Mitte des ersten Jahrhunderts war der Zeitpunkt im römischen Reich gekommen, dafs die Legionen Herren der Welt waren, weil nur bei ihnen noch eine Kraft jener Gewalt geblieben, welche sich einst die Erde unterwarf. Luxus und Sklaverei hatten die Römertugend verbannt; verderbte Sitten schlugen üppig ihre Ranken um die hin und wieder erblickten Trümmer der alten Freiheit. Die Masse des Volkes mochte unter den verfluchtesten Herrschern noch eines frohen Daseyns geniessen, die neue Tyrannei, beschäftigt durch die blutige Eifersucht gegen alle, die ihr gefährlich werden konnten, hatte noch ihre Wurzeln nicht bis in die niedrigsten Stände verbreitet; aber die Geschichte, vornehmlich angezogen vom grofsen Schauspiel der öffentlichen Angelegenheiten in den höhern Regionen, giebt uns ein empörendes Gemälde, mit seltener Darstellung alter Sitten, von die-

sem Zeitalter *). Es war blutig selbst im Frieden: das Meer voll von Verbannung, Klippen durch Mord genäfst, gräfslicher die Wuth in der Stadt! Adel, Reichthum, Ablehnung und Annahme von Würden waren Verbrechen, wegen Tugend das sicherste Verderben: der Lohn der Angeber war nicht weniger gehäfsig, als die Frevelthat selbst, denn Priesterstellen

*) Diese Bemerkung mufs man sich beim Tazitus immer gegenwärtig erhalten. Es ist nicht ganz richtig, was Gibbon sagt, dafs es im Charakter dieses patriotischen Geschichtschreibers lag, wenn uns die Begebenheiten und der Charakter seines Zeitalters düsterer erscheinen, als sie der historischen Wahrheit nach sollten. Etwas mag seine Manier dazu beigetragen haben; aber bei weitem der vornehmste Grund davon lag darin, dafs gerade die Begebenheiten und kleineren Ereignisse, welche nach seinem Plan der Geschichte anheim fielen, fast den ganzen Schatten dieser Zeit ausmachen. Wenn man den Charakter derselben überhaupt aus der Erzählung von Tazitus sich abstrahirt: so begeht man eine Sünde, an welcher er höchstens wegen seines überwältigenden Genius Theil haben kann.

und Konsulate hatten einige dafür zum Raub, andre ausserordentliche Gewalt in den Provinzen und Macht über den Herrscher erhalten; hier und dorthin zerrütteten sie alles. Durch Hafs und Schrecken wurden Sklaven gegen ihre Herren, Freigelafsne gegen Schutzherrn bestochen; wem der Feind fehlte, ward durch Freunde unterdrückt. Doch war das Jahrhundert nicht so gar an Tugenden unfruchtbar, dafs es nicht auch Beispiele des Guten hervorgebracht hätte; Mütter als Begleitung flüchtiger Kinder, Gemahlinnen dem verbannten Manne gefolgt, kühne Verwandte, wandellose Eidame, Treue der Sklaven, auch gegen die Marterbank hartnäckig, berühmte Männer tapfer unterliegend der letzten Nothwendigkeit, und Todesscenen, den gefeierten der Alten gleich *).

Die Tugenden und Laster dieses Zeitalters vereinigte in sich der Senator Salvius Otho. Wollüstig, verschwenderisch, ohne Achtung für Pflicht war er zugleich [illegible], grofsmüthig,

*) *Tacit. hist. I*, 2. 3

erhaben über den gegenwärtigen Genuſs, wenn es Ruhm bei der Nachwelt galt; auch darum strebte er nach dem Throne, weil es keinen freien Bürger gab; vom Laster wäre er vielleicht entfernt geblieben, wenn er ein besseres Zeitalter und eine höhere Weisheit, als Ergebung in die Nothwendigkeit gekannt hätte. Ein gleicher Tod, sagte er, steht nach der Natur allen bevor; er unterscheidet sich nur durch Unkunde von uns bei der Nachwelt, oder durch Ruhm, und wenn dem Schuldigen sein letztes Schicksal droht, so geziemt es dem entschlossnern Manne, nach Verdienst unterzugehn.

Diese Worte sprach er, als er durch den Drang der Umstände und eigne Schuld auf die gefährliche Klippe gestellt worden, von welcher er sich entweder in die Tiefe stürzen, oder zum Thron emporsteigen muſste. Nach Neros Untergang, mit welchem Otho einen Theil seiner Jugend verschwelgt hatte, war der Greis Galba von seinem Heer auf denselben erhoben, anfänglich erwünscht wegen der Nüchternheit seiner Sitten, denn auch ein verderbtes Zeitalter weifs, was ihm wohlthut,

dann aber wegen seiner Strenge verhafst, die durch keinen grofsen Geist und Charakter unterstützt wurde. Darum dachte er bei den ersten Nachrichten von Bewegungen der Legionen in Deutschland, welche ihren Feldherrn Aulus Vitellius zum Herrn der Welt machen wollten, an eine Stütze, welche er sich in seinem Nachfolger geben wollte. Piso Licinianus ward von ihm als Sohn angenommen, ein Freund der alten Römersitten. Du lebst in dem Alter, sprach der Greis zu ihm, nachdem er seine Hand ergriffen hatte, welches der Leidenschaft der Jugend entzogen seyn wird; an der Vergangenheit brauchst du nichts zu entschuldigen: widrige Schicksale hast du bis jetzt nur ertragen; mit einem schärfern Stachel prüft das Glück die Gemüther, das Elend weckt zum Muth, Wohlleben überschleicht uns. Treue, Freiheit, Freundschaft, die vornehmsten Güter des menschlichen Geistes wirst du stets mit derselben Standhaftigkeit bewahren wollen; aber fremde Geschmeidigkeit wird sie schmählern. Die Schmeichelei wird an dich schleichen mit liebkosenden Reden, dem ärgsten Gift für

wahre Liebe; Eigennutz regiert einen jeden. Wir beide reden unter uns schon heute mit Einfalt; alle übrige werden lieber mit unserm Glück, als mit uns seyn *).

In Pisos Gesicht und Haltung war kein Zeichen von Ueberraschung oder Freude, wie wenn er mehr zu herrschen vermögte, als es wünschte. Desto höher wuchs der Neid von Salvius Otho und seine Gefahr, ganz unterzugehn. Welchen die Ueppigkeit Neros gefallen, die sahn auf ihn als denjenigen, welcher die trübe Zukunft erheitern möchte. Auch hatte er sich durch seltene Popularität vorzüglich die Liebe der alten Krieger Neros erworben. Selbst wenn Galba bei ihm speifste, theilte er der wachehaltenden Kohorte Mann für Mann Geld aus; diese öffentliche Bestechung erhielt ihre spannende Kraft durch geheimere Geschenke an Einzelne. Auch unterliefs er nicht gehässig zu bemerken, wie schwer Galbas Hand auf den Kriegern ruhe, und wie viel mehr von Piso zu fürchten sei **).

*) *Tacit. hist. I*, 15.
**) *Tacit. hist. I*, 17. 81-84.

Alle Gemeine von der Leibgarde waren ergrimmt gegen den herrschenden Greisen, dafs er das Geschenk, bei der Thronbesteigung gewöhnlich, so oft schon verzögert hatte, und zwei von ihnen beschlossen, das römische Reich auf einen andern überzutragen. Wenige machten sie zu Vertrauten bei ihrem Vorhaben; aber einen allgemeinen Geist, der es begünstigte, konnten sie voraussetzen.

Galba opferte vor dem Tempel Apollos und hörte, die Opferzeichen wären drohend. Otho vernahm es mit Freude, und ging mit seinem Freigelafsnen hinweg, der ihm angekündigt hatte, dafs der Baumeister und die, welche den Bau dingen wollten, auf ihn warteten. Dies war das Zeichen, dafs die Soldaten schon zusammen liefen. Drei und zwanzig wagten es zuerst, ihn als Imperator zu begrüssen, und indem er wegen ihrer geringen Anzahl besorgt schien, auf einen Sessel zu setzen, welchen sie mit gezognen Schwertern umgaben. Ihre Zahl hatte sich kaum verdoppelt, als sie im Lager anlangten *).

*) *Tacit. hist. I*, 25. 28.

Galba erforschte indessen emsig die Opfer und ermüdete die Götter einer ihm schon entwandten Herrschaft. Das Gerücht kam, dafs irgend ein Senator, bald drauf, dafs Otho ins Lager hingerissen getragen würde. Einige, welche dem Zug entgegen gekommen, vermehrten die Bestürzung, andre verringerten die Gefahr, noch jetzt eingedenk der Schmeichelei. Piso sprach mit edlem Stolz zu der Kohorte, die im Pallast die Wache hatte: der Sinn derselben war ungewifs. Auf keines der Heere in der Stadt konnte Galba vertrauen.

Schon füllte der Pöbel den Pallast, foderte mit vermischtem Geschrei die Hinrichtung Otho's, die Verbannung der Verschwornen, als wenn er im Circus ein ergötzendes Schauspiel verlangte.

Kaum war Piso ins Lager vorausgeschickt; so erscholl das Gerücht, Otho sei daselbst getödtet, anfänglich unsicher; bald betheuerten einige, wie bei grofsen Lügen, sie wären zugegen gewesen, sie hätten es gesehen. Selbst Ritter und Senatoren, unvorsichtig nach verscheuchter Furcht, stürzten durch die zerbre-

chenen Thüren des Pallastes in das Innere desselben und zeigten sich dem Kaiser; die Rache sei ihnen vorentnommen. Sogar wies ein Krieger im Pallast auf sein blutiges Schwert, und schrie; von ihm wäre Otho getödtet! Freund, sagte Galba, wer hat es befohlen?

Othos Betragen im Lager, war wie seine Rede; mehr für die Umstände zweckmäfsig, als würdevoll: die Herrschaft gehörte ihm schon entschieden. Seine Krieger stürzten mit verhängtem Zügel nach dem Markte, durch den zerstreuten Pöbel, durch den zertretnen Senat. Nicht der Anblick des Kapitols, nicht die Religon der drohenden Tempel, nicht die vorigen und künftigen Herrscher schreckten sie von einem Verbrechen zurück, dessen Rächer der ist, welcher dem Ermordeten nachfolgt.

Galba hatte seinen Pallast verlassen; in seinem Harnisch ward er getragen. Beim See des Kurtius stürzte er durch das Zittern seiner Träger herab und ward ermordet. Piso aus seiner verborgnen Zufluchtstäte hervorgezogen ward auf der Schwelle des Vestatempels zer-

fleischt. Mit unersättlichen Augen soll Otho sein Haupt betrachtet haben.

Schon wälzten sich die Heere heran, dem neuen Kaiser eine Herrschaft zu entreissen, von welcher sie nicht einmal wufsten, dafs sie in seinen Händen war. Die Legionen in Deutschland hatten ihren Feldherrn zum Herrscher der Welt bestimmt. In Rom klagte selbst der gemeine Mann, dafs nun die hassenswürdigsten Sterblichen zum Verderben des Reichs erkohren wären. Sollte man nun für Otho oder für Vitellus in den Tempel gehen? Die Gebete und Gelübde für beide wären Lästerungen: über ihren Kampf lasse sich nichts bestimmen, als dafs der Sieger der schlechteste von beiden seyn werde.

Die Heere und die Provinzen des römischen Reichs waren ohngefähr zwischen Otho und Vitellius getheilt; zu dem verfluchungswürdigsten Kriege! Während demselben stand Otho, wie im vollen Frieden, mancher Pflicht des Herrschers mit Würde vor, weise bei den Bewegungen in der Stadt. Dann ging er zu dem Heere gegen seinen Nebenbuhler ab und bezog ein Lager bei Bedriakum. Nicht weit

von diesem Orte begann eine Schlacht, welcher er selbst nicht beiwohnte. Nicht sowohl das Glück und die Tapferkeit der Feinde, als seine Abwesenheit und die gewöhnliche Unentschlossenheit der Vertheidiger einer angegriffnen Herrschaft entschieden dieselbe zu seinem Nachtheile. *)

Otho erwartete den Boten der Schlacht keineswegs geängstet, festen Entschlusses. Zuerst ein trauriges Gerücht; Flüchtlinge vom Schlachtfelde verkündeten dann die Niederlage. Das Feuer der Krieger erwartete nicht das Wort des Imperator; sie geboten gutes Vertrauen; ungeschwächte Macht wäre noch übrig, sie selbst würden das äuserste dulden und wagen: auch war keine Schmeichelei dabei. In die Schlacht zu gehn, das Glück der Parthein zu reizen, braunten sie mit einer Wuth, nach Instinkt. Die Fernen streckten die Hände nach Otho, die nächsten umfaßten seine Kniee; der eifrigste war Plotius Firmus. Dieser Präfekt der Leibwache flehte unabläßlich, daß er nicht das treueste Heer, hochver-

*) *Taciti histor. l. I. c.* 29 — 44: 62 — 64: 71 — 90.

diente Krieger verlassen möchte; es sei grösser, den Sturm ertragen, als ihm ausweichen; starke und gestrenge Geister fufsten auf Hofnung, trotz dem Unglück; schlaffe und träge eilten aus Furcht zur Verzweiflung.

Je nachdem unter diesen Stimmen Otho seine Minen erweicht oder erhärtet hatte, vernahm man Jauchzen oder Seufzer. Nicht nur die Leibwache, ihm eigenthümliche Krieger, sondern auch die Vortruppen aus Moesien verkündeten, dieselbe Entschlossenheit herrsche beim herannahenden Heere, die Legionen hätten Aquileja betreten; so dafs niemand zweifelte, ein blutiger, trauriger Krieg, ungewissen Erfolges für Besiegte und Sieger, könnte erneuert werden.

Er selbst, abgewandt von Gedanken des Krieges sprach: diesen Muth, diese eure Tapferkeit fernern Gefahren entgegen werfen, wäre eine zu hohe Schätzung meines Lebens. Je mehr Hofnung ihr zeigt, wenn es mir gefiele, zu leben, desto schöner wird mein Tod seyn. Wir haben uns einander gemessen, ich und das Glück; ihr möchtet den Zeitpunkt

nicht berechnet haben: sehr schwer ist Mäfsigung in dem Genusse, auf welchen du nicht länge rechnen darfst. Der bürgerliche Krieg begann von Vitellius; dafs wir mit den Waffen um die Herrschaft stritten, die Schuld ruht auf ihm; dafs wir nicht mehr als einmal um sie kämpfen, der Ruhm wird bei mir seyn: darnach schätze die Nachwelt den Otho. Vitellius erfreue sich des Bruders, der Gemahlin, der Kinder: ich bedarf weder der Rache noch des Trostes. Andere mögen die Herrschaft länger fest gehalten haben; so muthig habe sie keiner verlassen. Sollte ich zugeben, dafs eine solche römische Jugend, so viele treffliche Heere, wiederum niedergeworfen, dem Staat entrissen werden? Dieser Glaube scheide mit mir, als möchtet ihr für mich gestorben seyn: aber bleibt daheim. Lafst uns nicht länger, ich euer Heil, ihr meine Standhaftigkeit aufhalten. Mehr von meinem Hinweggehen reden, wäre schon Feigheit. Als ein vorzügliches Denkmal meiner Bestimmung achtet es, dafs ich über niemand klage; denn die Götter oder Menschen anklagen, geziemt dem, der zu leben wünscht.

So sprach er; redete dann gütig zu jedem, nach dessen Alter oder Würde, und trieb die Jungen durch sein Ansehen, die Alten durch Bitten, dafs sie schnell gingen, durch Zaudern nicht den Zorn des Siegers reisten; ruhig in seinen Gesichtszügen, unerschrocken in Ausdrücken, hemmte er die unzeitigen Thränen der Seinigen. Den Abgehenden liefs er Schiffe und Fahrzeuge geben; Schriften und Briefe, durch Partheigeist für ihn oder Schmähung wider Vitellius ausgezeichnet, vertilgte er, und spendete Geld, sparsam, nicht wie ein dem Tode Geweihter.

Dann tröstete er seinen Brudersohn Salvius Coccejanus, in der ersten Blüthe der Jugend, furchtsam und trauernd: Lobsprüche auf die Liebe des Jünglings zu ihm vermischte er mit Tadel seiner Furcht. „Wird Vitellius so grausam seyn, dafs er für eine ganze unversehrte Familie nicht Wohlwollen für dich mir wieder schenken will? Durch einen schnellen Abschied verdienst Du die Gnade des Siegers. Nicht in der äussersten Verzweiflung, sondern indem die Heere die Schlacht fodern, erliefs ich dem Staate das letzte Un-

Unglück. Mir habe ich Namen genug, meinen Nachkommen glänzenden Adel genug erworben: nach den Juliern, Klaudiern, Serviern habe ich zuerst die Herrschaft in eine neue Familie eingeführt. Darum ergreiffe das Leben mit aufstrebendem Sinne: dafs Otho dein Oheim war, vergifs nie, und denke daran nicht zu sehr. „

Nach der Entfernung Aller ruhte er ein wenig; aber indem er schon die lezte Sorge bei sich erwog, stöhrte ihn ein plötzliches Getümmel; die Bestürzung und Ausgelassenheit der Krieger ward ihm gemeldet, denn sie drohten den Abfahrenden den Untergang. Nachdem er die Urheber des Aufruhrs gescholten, kehrte er zurück, hingegeben dem Zuspruch der Abgehenden, bis alle unbeleidigt auseinander gegangen waren.

Der Abend dämmerte: er stillte den Durst durch einen Trunk kühles Wassers. Dann wurden zwei Dolche gebracht; er prüfte beide und legte den einen unter sein Haupt: er vernahm, dafs seine Freunde abgereifst wären, und brachte die Nacht ruhig, und wie gesagt wird, nicht schlaflos zu: das Morgenlicht

brach an, er senkte das Eisen in die Brust. Beim Seufzer des Sterbenden gingen die Freigelassenen, Sklaven, und Plotius Firmus, Präfekt der Leibwache, hinein; sie fanden eine einzige Wunde. Das Leichenbegängniſs ward beschleunigt: er hatte dies mit einem gewissen Ehrgeitz verlangt, damit sein Haupt nicht abgeschnitten würde, zum schmachvollen Spiele. Die Leiche trugen Kohorten der Leibwache, mit Lobsprüchen und Thränen, und Küssen auf seine Wunde, seine Hände. Einige Krieger tödteten sich neben dem Scheiterhaufen, nicht zur Sühnung oder aus Furcht, sondern im Wettstreite des Ruhms und aus Liebe zum Herrscher. Nachher ward zu Bedriakum, Plazentia und in andern Lagern diese Todesart zur häufigern Feier. Dem Otho ward ein Grabmal errichtet, mäſsig kostbar und dauernd. *)

*) *Tac. hist. II*, 30-49.

V.

Markus Brutus.

Pompejus und Cäsar standen schon zur entscheidenden Schlacht auf den mazedonischen Gefilden gegen einander über, als im Lager des ersten ein junger Mann anlangte, über dessen Ankunft er sich verwunderte und freute. Er stand auf, und umarmte denselben vor der grofsen Versammlung. Es war Markus Brutus, welcher bisher den Pompejus, auf dessen Befehl sein Vater war hingerichtet worden, niemals begrüfste, wann er ihm begegnete, und es als ein Verbrechen achtete, mit dem Mörder seines Vaters zu reden. Früh gewöhnt, das gemeine Wohl mehr zu schätzen, als sich selbst, überwand er sich, und gesellte sich zu der Fahne von Pompejus, welcher nach sei-

nem Urtheil aus edleren Gründen, als Cäsar, das Schwert ergriffen hatte *).

Er stammte von jenem Brutus ab, durch welchen das Königthum in Rom gestürzt wurde, und ein Freiheitssinn, wie diesen seinen Ahnherrn, belebte seine starke Seele; der Charakter und Geist seines Oheims Kato, des Bruders seiner Mutter Servilia, hatten seiner Jugend schon zum Muster gedienet: eifrige Liebe zu den Wissenschaften verlieh ihm eine Sinnesart, ohne welche sich zur natürlichen Stärke der Geister nicht Ruhe und Milde gesellen. Auch im Lager waren jetzt die Wissenschaften sein Trost und seine Freude. Noch den Tag vor der grofsen Schlacht, welche das Schicksal des geliebten und verehrten Vaterlandes entscheiden sollte, schrieb er an einem Auszug von dem lehrreichen Geschichtschreiber Polybius, unterdefs Sorgen über den Ausgang des Kriegs Zerstreuung der Gedanken im übrigen Lager hervorbrachten **).

Cäsar siegte; Pompejus floh an das Meer hin; sein Lager war erobert worden. Der

*) *Plutarchi Brutus 4. in oper. ed. Hutten vol. 6*

Sieger blickte vergebens nach Brutus umher, für welchen er so viel zärtliche Sorgfalt getragen, dafs er beim Anfang der Schlacht seinen Befehlshabern geboten hatte, denselben nicht zu tödten, sondern zu ihm zu führen, wenn er sich gutwillig ergäbe, und unangegriffen zu lassen, wenn er widerstrebte [4]). Vielleicht ward Cäsar zu dieser Sorgfalt einzig durch Achtung für den grofsen Charakter von Brutus bewogen, vielleicht durch das Andenken an seine jugendliche Leidenschaft für Servilia, die Mutter desselben, die ihn mit Heftigkeit wieder liebte. Als über die Verschwörung Katilinas die wichtigsten Berathschlagungen im Senat gehalten wurden, und Cäsar, nicht frei von dem Verdacht einer Theilnahme an derselben, vom strengen Kato beschuldigt ward, dafs er Anträge von den Feinden des Vaterlandes annähme, da ihm ein Brief in den Versammlungssaal gebracht wurde: so reichte er ihn den Kato hin, welcher ihn las und mit den Worten zurückwarf: „nimm ihn wieder hin, berauschter Mann!„ denn es war ein Liebesbrief von seiner Schwester Servilia. Auch ging das Gerücht, dafs Brutus der Sohn

Cäsars sei, denn gegen die Zeit seiner Geburt war das vertrauliche Feuer der Liebenden in seiner höchsten Kraft *).

Der Sieger war sehr erfreut, als er einen Brief von Brutus erhielt, welcher durch das Thor des eroberten Lagers entkommen, an einem sumpfigten Orte voll Schilf den Tag über verborgen, in der Nacht weiter gegangen war und Larissa erreicht hatte. Er mögte sogleich zu ihm kommen, schrieb Cäsar zurück, glücklich, dafs Brutus gerettet war. Sobald dieser bei ihm angelangt, achtete er ihn denjenigen von den Seinigen völlig gleich, die er am höchsten hielt. Wunderbar wirkte auf den genialischen Cäsar der geliebte Mann. Als dieser ihn zum erstenmal um etwas ersuchte, sagte er zu seinen Freunden: dieser junge Mann weifs nicht, was er will; aber alles, was er will, begehrt er mit Heftigkeit. Selten war Brutus zu Bitten für andere zu bewegen, nur dann, wann er glaubte, sein Ruhm fodere es; aber hatte er sich einmal zu ihnen entschlossen, so liefs er nicht ab, sie mit Stärke durchzutreiben. **)

*) *ibidem.* — *Suetonii Iulius. L. p. 30 ed. Bipont.*

Während dafs der Sieger in Afrika den Krieg wider die Anhänger von Pompejus beendigte, vertraute er an Brutus den Oberbefehl im italiänischen Gallien; und dieses sah in demselben seinen Schutzgott, unterdessen die meisten übrigen Provinzen von Habsucht und dem Schwerte verheert wurden. Mit seltener Selbstverläugnung schrieb er auch allen daher entstehenden Ruhm auf Cäsars Rechnung, welcher auf seinem Rückzuge nach Italien mit ausgezeichneter Freude die Provinz sah *).

Niemand schaute gewifs nun den weitern Handlungen des Siegers mit solcher Besorgnifs entgegen, als Brutus. Mit aufserordentlichen Ehrenbezeugungen ward er von jenem überhäuft; als er sich zugleich mit dem geachteten Kassius um die Stadtprätur bewarb, äusserte Cäsar: Kassius habe bessere Gründe für sich, aber man müsse dem Brutus die erste Prätur verleihen. Diese Partheilichkeit war ein neuer Beweifs der Liebe, welche der Beherrscher Roms für den letzten empfand. Nicht nur diese, nicht nur die Tu-

*) *ibidem.*

gend der Dankbarkeit zogen das Herz von Brutus zu Cäsar hin; mehr ward seine Zuneigung durch die Betrachtung der grofsen Eigenschaften gefesselt, welche in diesem aufserordentlichen Manne vereinigt waren. Dennoch fürchtete Cäsar selbst, dafs er beim Angriff auf den Freistaat in Brutus seinen stärksten Feind finden würde. Ihn scheuete er bei seinem Streben nach der Königswürde, und den bleichen, hagern Kassius, wiewol dieser, vermählt mit der Schwester von jenem, und wegen der Bitte desselben von dem Sieger auf der pharsalischen Ebene begnadigt, jetzt in Zwietracht mit ihm lebte, vielleicht nicht ohne Mitwirkung Cäsars. Als man diesen letzten vor Markus Antonius warnte, dessen schöner starker Körperbau, Feldherrnruhm, verwegener Geist und nie befriedigte Lüste ihn zu Versuchen, das höchste Ansehen im Staat zu erlangen, reizen konnten, erwiederte er: die Wohlgenährten und Geschmückten fürchte ich nicht, sondern die Blassen und Hagern. Doch blieb er immer unentschieden in Hinsicht auf Brutus: meint ihr, sagt er zu einigen, die ihm Argwohn gegen diesen beibringen wollten, indem er die Hand auf sei-

nen Körper legte, meint ihr, dafs Brutus nicht so lange warten werde, bis dieser schwache Körper von selbst hinfällt? Er kannte seinen Liebling wenig, wenn er glaubte, die Aussicht, seine Gewalt zu erben, könne denselben von Beschützung des Freistaates zurückhalten. *)

Cäsar hatte die Schwachheit, das königl. Diadem als die Krone seiner Thaten zu wünschen. Weder seine Gewalt, noch die Verehrung des Volkes für ihn, noch die Künste der Ueberraschung hatten dasselbe bewegen können, ihm den Königstitel anzubieten, und die Nachricht, dafs am funfzehnten März seine Freunde im Senat sich bemühen würden, ihn zum König aller Provinzen, nur nicht Italiens, zu machen, regte die Freunde der Freiheit gewaltig auf **). Alle sahen auf Brutus; keiner wagte mit ihm zu reden, weil man seine Freundschaft mit Cäsar kannte. An die Säule seines Ahnherrn wurden die Worte geschrieben: „o! dafs du noch lebtest, Brutus!„ Auf seinen

*) *Plut. Brut.* 7. 8.

**) *Plut. C. Jul. Cäsar* 51. *Sueton. Jul.* 79. 80.

Prätorssitz legte man zur Nachtzeit Blätter mit den Worten: Brutus, „du schläfst! oder: du bist wahrlich nicht Brutus!„

Wahrscheinlich wurde dieser Aufruf an ihn vorzüglich durch Kassius veranlafst. Als Knabe schon hatte dieser den tödtlichsten Hafs wider die Tyrannen verrathen. Da Faustus, der Sohn Syllas, welcher in Rom mit Schrecken herrschte, der Alleinherrschaft seines Vaters in der Schule sich rühmte, stand jener auf und gab ihm Ohrfeigen. Die Familie von Faustus verlangte Bestrafung dieser Handlung, und Pompejus liefs die Knaben vor sich kommen, um den Streit beizulegen. Unterstehe dich noch einmal, rief Kassius, in Gegenwart dieses Mannes die Rede zu führen, welche mich so wider dich erbitterte, und ich schlage dich noch einmal ins Gesicht! Zu diesem Hafse wider die Tyrannei gesellte sich bei ihm noch eine besondere Abneigung wider Cäsar, so wie auch dieser von ihm zu seinen Freunden sagte: was haltet ihr von Kassius? mir gefällt dieser blasse Mensch gar nicht! Doch verkannte man zu sehr seine wahre Liebe zur Freiheit, wenn man behauptete,

dafs Brutus die Alleinherrschaft, Kassius den Alleinherrscher hasse. *)

Wenn Brutus ihr Haupt seyn wollte, hatten seine Freunde dem letzten geantwortet, da er sie zu einer Verschwörung wider Cäsar vereinigen wollte: so wären sie bereit; denn sobald dieser dem Schlachtopfer den ersten Streich gäbe, bewiese er, dafs die Sache gerecht sei; sie würden verzagter bei der That, verdächtiger nach derselben seyn, ohne die Theilnahme eines solchen Mannes; es würde heissen, er hätte sich der Unternehmung nicht entzogen, wenn sie einen gerechten Grund gehabt hätte.

Kassius besuchte seinen Schwager Brutus zum erstenmale wieder seit der Spannung zwischen ihnen. Nach vollbrachter Aussöhnung fragte er ihn, ob er an dem Tage in den Senat kommen würde, an welchem Cäsars Freunde dem Gerüchte nach den Königstitel für denselben vorschlagen würden? Brutus erwiederte: er werde nicht in den Senat gehen! Wie

*) *Plut. Brut.* 9.

aber, fragte Kassius, wenn wir dahin gefodert werden? Alsdann wird es meine Pflicht seyn, entgegnete ihm jener, nicht länger zu schweigen, für die Freiheit zu kämpfen, zu sterben. Das Gemüth von Kassius ging über bei dieser Rede. Welcher Römer, brach er aus, würde dulden, dafs du vor ihm stürbest? Kennst du dich selbst nicht, Brutus? Glaubst du, dafs schlechte Handwerker oder Gastwirthe jene Blätter auf deinem Prätorssessel geschrieben? die angesehensten und mächtigsten Männer Roms thaten es! Wenn von andern Prätoren Schauspiele und Geschenke gefodert werden, so verlangen sie von dir Zerstörung der Tyrannei, als eine von deinen Ahnherrn geerbte Schuld!

Brutus und Kassius umarmten sich einander; der Bund war geschlossen. Der Verabredung gemäfs wandten sie sich an ihre Freunde. Brutus eilte in das Zimmer des kranken Kajus Ligarius, eines Freundes vom gefallnen Pompejus. O Ligarius, zu welcher Zeit bist du krank! rief er ihm entgegen; und der Kranke richtete sich auf seinen Arm, und ergriff die Hand des Freundes: wenn du, Brutus

etwas beginnest, das deiner werth ist, so bin ich gesund.

Die Verschwornen waren sogleich dafür entschieden, dafs Cicero keinen Theil an ihrer Unternehmung haben müfste, denn so sehr sie auf seine Liebe für das Vaterland und die Freiheit rechnen konnten, so sehr mufsten sie die Feigheit seiner Natur und die ängstliche Behutsamkeit seines Alters bei einer raschen, gefahrvollen That scheuen. Dagegen waren sie geneigt, dem Konsul Antonius alles zu offenbaren, wiewol er das Königthum Cäsars vorzüglich zu begünstigen schien, denn sie glaubten, dafs jeder wahre Römer dem Tyrannen gerne den Tod schwören werde. Aber einer von ihnen, Trebonius erzählte, wie er schon ehemals in Unterredungen mit Antonius auf eine Verschwörung wider Cäsar angespielt habe, wobei derselbe immer zurückgezogen und verschlossen geblieben sei. Indessen war er ihnen ein gefährlicher Feind, sobald er nicht ihr Gefährte geworden, und man berathschlagte sich, ob Antonius nicht mit Cäsar fallen sollte? Hiegegen erhob sich Brutus, denn eine That für die Gesetze und die

freie Verfassung müfste unbefleckt von Blut bleiben, das nicht von der Gerechtigkeit vergossen wäre. Seine Stimme entschied. In jeder Hinsicht war er das Haupt der Verschwornen, und die wichtigsten Männer unter denselben, zum Theil vertraute Freunde von Cäsar waren blos durch ihn in die Verschwörung gezogen worden. So war Brutus Albinus, welchen Kassius gern für dieselbe gewinnen wollte, weil er eine grofse Schaar von Fechtern zu einem Schauspiele für das Volk versammelt hatte, ohne diesem eine Antwort zu geben, zum Markus Brutus geeilt und hatte ihm auf das feurigste seine Unterstützung gelobt. *)

Der Adel vom Geiste dieses letzten verbreitete sich über die Verschwornen. Ohne sich durch irgend einen Schwur, an Altären, bei Opfern zur Treue zu binden, vertrauten sie einzig auf den Muth, die Liebe für die Freiheit, wodurch sie sich einander ausgefunden hatten. So grofs ihre Anzahl wurde, so häufige Berathschlagungen nöthig waren, ehe man übereinkam, wann und wo Cäsar fallen soll-

*) *Plut. Brut.* c. 10-12. *Plut. Anton.* c. 13.

te, ward durch keinen der Verschwornen das geringste verrathen. An den Idus des März, auf welchen Tag eine Versammlung des Senates, bei welcher Cäsar ohne Zweifel gegenwärtig seyn würde, angekündigt war, wollten sie ihre That vollbringen. Der Versammlungssaal des Senates sollte auf einem der grossen Gänge am Theater seyn, und schien, geschmückt mit der Statue des Pompejus, welche Rom ihm errichtet hatte, von den Göttern der Rache für die That der Verschwornen geweiht zu seyn.

Oeffentlich erschien Brutus mit dem Ansehen unveränderter Ruhe, wiewol gewaltige Stürme seine Seele bekämpften. Nicht nur die Gefahr der Unternehmung, an deren Ausgang sein eignes Schicksal und die Zukunft der edelsten Familien Roms, des Vaterlandes geknüpft waren, verscheuchte seinen Schlaf, versenkte ihn in Tiefsinn, sondern vornehmlich der Kampf in seinem Innern zwischen dem Römer und dem Menschen. Jener gebot ihm als Pflicht, den Dolch in die Brust eines verehrten, bewunderten Mannes zu stofsen, an welchen ihn die Dankbarkeit zu fesseln such-

te: dieser schauderte zurück vor einem solchen Gebote, welches unbegränzte, erleuchteto Tugend nie aussprechen kann. Nimmermehr wird diese befehlen, welchem Zwecke es sei, das Daseyn eines Wesens aufzuopfern, welches durch Vernunft geheiligt ist. Brutus mochte dies ahnden und diese Ahndung einen fürchterlichen Kampf in ihm mit demjenigen beginnen, was er für Tugend achtete. Er überwand die Menschheit in sich und brachte der Römerpflicht ein gröfseres Opfer, als jemals die menschliche Tugend fodern kann. Sein Beschluss, dafs Cäsar sterben solle, und das Todesurtheil seines Ahnherrn über seine Söhne ringen mit einander um den Preis der gröfsten Römerthat.

Nur seine Gemahlin Porcia belauschte den innern Kampf von Brutus. Sie war Katos Tochter und ihre Sinnesart war der Seele ihres Vaters und Gemahls werth: desto mehr kränkte es sie, dafs dieser eine Unternehmung, so grofs, dafs sie ihm die Ruhe rauben konnte, vor ihr verbarg. Einsam in ihrem Gemach nahm sie ein Messer, und stiefs es sich tief in die Hüfte; das Blut strömte heftig aus der

Wunde. Als Brutus sie in starken Schmerzen und im Fieber fand und seinen Kummer deshalb verrieth, redete sie ihn so an: „Ich, o Brutus, die Tochter Katos ward in dein Haus verlobt, nicht den Kebsweibern gleich nur die Genossin deines Bettes und Tisches zu seyn, sondern auch deines Glückes und deines Kummers. Tadellos wärst du mein Gemahl; aber wie soll ich dankbar dir meine Liebe darthun, wenn ich deinen Kummer, welcher des Vertrauens bedarf, nicht mit ertragen kann? Ich weifs, dafs die weibliche Natur unfähig der Bewahrung eines Geheimnisses geachtet wird; aber, Brutus, eine gute Erziehung, ein bildender Umgang haben einen kräftigen Einfluls auf den Sinn des Menschen. Mir hilft noch, dafs ich Katos Tochter und die Gemahlin von Brutus bin; doch vertraute ich hierauf nicht: nun aber habe ich mich selbst erkannt, und weifs, dafs mich der Schmerz nimmer besiegen wird.„ Brutus erhob die Hände zu den Göttern und flehte um die Gnade, dafs er sein Vorhaben glücklich ausführen und sich Porcias würdig bezeigen möge. *)

*) *Plut. Brut.* c. 13. 14.

Unter mancherlei drohenden Zeichen nahten die Idus des März für Cäsar, und ein Augenblick drängte den andern mit der Gefahr für die Verschwornen, dafs ihr Plan verrathen werde. Durch schreckende Gesichte der Nacht, durch ängstliche Träume und die Bitten seiner Gemahlin Kalpurnia, durch unglückliche Andeutungen der Opferthiere war der Herrscher zu dem Entschlusse gebracht, den Senat durch den Konsul Antonius wieder auseinander gehn zu lassen, aber Brutus Albinus, der seines höchsten Vertrauens genofs, in Erwägung der Gefahr für ihn und die übrigen Verschwornen, wenn Cäsar an diesem Tage nicht fiel, drang in denselben, dafs er in den Senat gehen sollte, wo man bereit wäre, ihm das königliche Diadem zu geben. Wie seine Neider triumphiren würden, wenn es hiesse, der Senat sollte sich wieder versammeln, wann Kalpurnia bessere Träume habe; wenigstens möchte er selber hingehn, und die Sitzung aufheben.„ Brutus Albinus ergriff Cäsars Hand und zog ihn fort; mit dem Vorsatz, heute nichts bedeutendes vorzunehmen, liefs sich dieser nach dem Senat tragen; noch auf dem Wege ward ihm eine Schrift, in

in welcher die ganze Verschwörung entdeckt war, durch einen gewissen Artemidorus, welcher im Zirkel der Freunde von Brutus wegen seiner Kenntnisse in der griechischen Literatur häufig lebte, mit der Bitte überreicht, dafs er sie geschwind lesen möchte, denn sie enthielte die wichtigsten Dinge, welche ihn selbst beträfen. Er las sie nicht wegen Zerstreuung bei dem Gedränge der Menschen. Einem Wahrsager, der ihm begegnete und ihn vor den Idus des März, als einem Tage grofser Gefahr gewarnt hatte, rief er scherzend zu: "die Idus sind gekommen!" Aber sie sind noch nicht vorbei, antwortete jener.

Mit der gröfsten Ruhe war unterdessen Brutus, seinen Dolch unter seinem Gewande, allein im Gange des Pompejus erschienen; waren hier die übrigen Verschwornen, welche sich beim Kassius, dessen Sohn an diesem Tage das Kleid des Mannes anlegte, versammelt hatten, vom Forum hergezogen. Diejenigen unter ihnen, welche Prätoren waren, verwalteten ihr Amt und sprachen Urtheile mit gewohnter Gegenwart des Geistes, als hät-

ten sie für diesen Tag nur dieses Geschäft. Da eine der Parthien, unzufrieden mit dem Urtheile von Brutus, sich mit vielen Betheurungen auf Cäsar berief, antwortete der Richter gelassen mit einem Blick auf die Umstehenden: Cäsar verbeut mir nicht, den Gesetzen gemäfs zu richten, und wird es nicht verbieten!

Bald darauf kam eine Botschaft an ihn, die ihn gewaltig erschüttern mufste. Jene heroische Denkart, welche seine Gemahlin Porzia geäusert hatte, war mehr ein Werk ihrer Liebe zu ihrem Gemahl und der Bewundrung seines hohen Sinnes, als eine ursprüngliche Gabe ihrer Natur. Diese erlag der Ueberspannung ihrer Kräfte an diesem entscheidenden Tage. Bei jedem Geräusche fuhr Porzia zusammen, bei jedem Lärm auf den Gassen stürzte sie wie rasend hinaus, jeden der Vorübergehenden, die vom Forum kamen, fragte sie, was Brutus machte? sie sandte einen Boten nach dem andern an ihren Gemahl. Ehe sie ihr Zimmer wieder erreichte, sank sie ohnmächtig hin. Ihre Sklavinnen erhoben ein lautes Gewehrei, bei den Nachbarn verbrei-

tete sich das Gerücht, sie wäre gestorben. Höher als alle Sorgen achtete Brutus bei der Nachricht davon die Sorge für das Vaterland, und sah der Ankunft von Cäsar mit Sehnsucht entgegen. *)

Endlich vernahm man, dafs er käme; aber kaum hatte er den Ort der Versammlung betreten, so verbreitete sich Schrecken unter den Verschwornen. Ein Senator, Popilius Länas, war kurz vorher mit freundlichem Gruſs zu Brutus und Kassius getreten und hatte ihnen gesagt: ich wünsche, dafs ihr vollführt, was ihr im Sinne tragt, aber rathe euch, nicht zu zaudern, denn euer Vorhaben wird nicht verschwiegen. Derselbe trat jezt zu Cäsar und sprach lange mit ihm: der Herrscher schien ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zuzuhören. Die Verschwornen glaubten, dafs ihr Anschlag verrathen sei; und thaten sich durch Mienen einander kund, dafs sie nicht warten wollten, bis sie ergriffen würden, sondern sich vorher selbst tödten müfsten. Kas-

*) *Plut. Brut. c. 14. 15. C. Julius Caesar. c. 53—55. C. Suetonii Julius. c. 83.*

sius und einige andre faſsten schon die Dolche unter ihrem Gewande, um sie hervorzuziehn, als Brutus jenem durch einen freudigen Blick wieder Muth einflöſste, denn er bemerkte an Länas, daſs er um etwas bat. Auch küſste dieser zum Zeichen der begünstigten Bitte beim Weggehn Cäsars Hand.

Sobald der Diktator zu seinem Sitze gegangen war, drängten sich die Verschwornen zu ihm, voran Tullius Cimber, dessen Bitte um die Zurückberufung seines verbannten Bruders sie unterstützen zu wollen schienen. Ungestüm flehten sie alle für ihn, als die Erfüllung seiner Bitte auf andre Zeiten verschoben wurde: Tullius Cimber faſste endlich die Toga Cäsars, und zog sie ihm von den Schultern, indem er sich von seinem Sitz erheben wollte. Da zeigte Kaska zuerst den Dolch, und brachte ihm von hinten eine Wunde am Nacken bei. Cäsar faſste den Griff des Dolches, und rief: verruchter Kaska, was machst du? Da wandte Kassius sein Angesicht gegen die Statue von Pompejus, als flehte er sie um Hülfe, und die Verschwornen zückten alle ihre Dolche auf den Herrscher; es war bestimmt, daſs je-

der von ihnen unmittelbar an der That Theil nehmen sollte. Cäsar aber, wiewol er schon viele Wunden empfangen hatte, hielt noch immer die Hand von Kaska und suchte sich zu vertheidigen, bis er auch seinen Brutus mit gezücktem Dolche unter seinen Mördern auf sich eindringen sah. Auch du, mein Sohn? sagte er, verhüllte sein Haupt in seine Toga und überlies sich den Stöfsen der Verschwornen. Mit drei und zwanzig Wunden sank er nieder an der Statue von Pompejus, die von seinem Blute besprützt war.

Den blutigen Dolch in der Hand trat Brutus in die Mitte des Senates, um zu ihm zu reden, aber dieser stürzte sich zu den Thüren hinaus, und verbreitete seine Bestürzung unter das Volk; mit der gröfsten Furcht entfloh der Konsul Markus Antonius und verbarg sich in gemeiner Kleidung; ihn hatte Trebonius, einer der Verschwornen, während Vollbringung der That durch ein langes Gespräch bei der Thüre aufgehalten, weil man seine körperliche Stärke und seinen Muth fürchtete. Ein andrer von Cäsars Freunden, Lepidus, Befehlshaber der Reuterei, eilte zu seiner Le-

gion, die auf einer Insel in der Tiber stand, und führte sie hinaus auf das Feld des Mars, um für die Befehle vom Konsul Antonius gerüstet zu seyn; seine Krieger waren bereit, den Tod Cäsars zu rächen; aber man wufste nicht, ob der Diktator mit Genehmigung des Senates oder durch die Verschwörung von Einzelnen gefallen sei. Ein Geschrei ging durch alle Strafsen der Stadt, und die Furcht, dafs dem vergofsnen Blute des Herrschers Ströme von Bürgerblut folgen würden, veranlafste allenthalben Vertheidigungsanstalten; man rüstete sich in den Häusern bei verschlofsnen Thüren, indem das Gewoge des Volkes theils nach dem Schauplatze der Ermordung Cäsars hinströmte, theils von demselben zurückkam *).

Bei dem zitternden Aufruhre des Pöbels, der furchtsamen Zerstreuung der Väter sahn die Verschwornen, dafs ihre Erwartungen nicht sicher berechnet waren; wenigstens von dem Senat hatten sie enthusiastischen Beifall

*) *Appiani de bellis civil. l. II. c. 502. Caji. Suetonii Julius. 82.*

in dem Augenblicke der vollbrachten That gehoft. Die Toga um ihren linken Arm gewunden, in der Rechten die blutigen Dolche, zogen sie einher und riefen, sie hätten den König, den Tyrannen getödtet: sie ermahnten das Volk, den Freistaat wiederherzustellen; jenes ersten Brutus sollte es sich erinnern, und des Eides, womit derselbe alle Bürger und ihre Nachkommen gefesselt habe. Die Menge des Volkes hörte schüchtern diese Reden; die vielen alten Krieger Cäsars, welche in der Stadt waren, mufste man sehr fürchten: daher zogen die Verschwornen nach dem Kapitol hinauf, von Fechtern begleitet.

Nachdem die erste Bestürzung vorbei war und man eingesehn hatte, wie grundlos die Furcht vor weitern Verfolgungen sei, gingen Senatoren und andre Bürger zu den Verschwornen auf das Kapitol. Der Prätor Cinna, ein Schwager von Cäsar, und der junge Dolabella, welchen der Diktator zum Konsul an seiner Stelle auf das folgende Jahr bestimmt hatte, sprachen zuerst zum Vortheile der Mörder des Tyrannen. Vorzüglich mufste es diesen werth seyn, dafs sie wider Antonius nun

einen Konsul, welcher in der Blüthe seiner Jahre war, schienen aufstellen zu können. Auf Dolabellas Vorschlag lud das Volk sie ein, vom Kapitol herabzukommen: die übrigen gingen, eine vermischte Schaar, Brutus in der Mitte vieler Männer von grofsem Ansehn wie im Triumph hinab. Er ward auf die Rednerbühne gestellt, und das Volk, jeden Augenblick zum Aufruhre bereit, hörte seine Rede mit einer räthselhaften Stille: nach ihm redete Kassius, und beide sprachen, im Gefühl eines hohen Verdienstes, welches sie sich um das Vaterland erworben hatten, von dem Glücke, das der Stadt bevorstehe, von der Pflicht der Bürger, ihren Vorfahren nachzueifern, welche gesetzmäfsige Könige vertrieben hätten, nicht Herrscher, die es durch ein Verbrechen wie Cäsar waren. Nach Lobsprüchen auf einzelne der Verschwornen wandten sie dann mit Klugheit die Aufmerksamkeit der Zuhörer auf den Sohn des grofsen Pompejus, den Sprösfling eines Geschlechtes, welches für die Verfassung gekämpft und gelitten; in Spanien würde er jetzt hart von den Anhängern Cäsars bedrängt.

So ehrfurchtsvoll das Volk auf Brutus schaute, vernahm man doch keinen Laut des Beifalls, seine Liebe für Cäsar und seine Bewunderung gegen das Haupt der Verschwornen kämpften mit einander. Allein jene siegte, sobald Cinna den gefallnen Tyrannen anklagte, und die Wuth des Volkes ward den Verschwornen gefährlich; sie begaben sich auf das Kapitol zurück. Brutus sandte die vornehmen Römer, welche ihn hinaufbegleitet hatten, wieder hinab, weil er fürchtete, hier belagert zu werden, und nicht zugeben wollte, dafs irgend jemand, der nicht Theil an der That genommen, in die gefahrvollen Folgen derselben verwickelt werde. *)

Da sich die Verschwornen auf das Kapitol zurückgezogen hatten, trat Antonius wieder als Konsul auf und liefs den Senat zusammenrufen. Sogleich erschien eine Gesandtschaft der Verschwornen an ihn und Lepidus, welche den Zweck hatte, Eintracht zu stiften,

*) *Appiani de bell. civ. l. II. c.* 503 — 505. *Dio Cass. l. XLIV. c.* 21. *Plut. Brut.* 16 — 18. *Plut. C. Iulius Caesar.* 66. 67.

indem sie ihnen das Unglück Roms schilderte, wenn von neuem innere Stürme über dasselbe losbrächen. Antonius stand in den Augenblicken der Gefahr mit geschlossner Kraft und schlauer Vorsicht, so üppig und leichtsinnig sein übriges Leben war. Er durfte sich jezt nicht entschieden wider die Verschwornen erklären, welche mit den vornehmsten Familien der Stadt zusammenhingen und in dem Heere des benachbarten Galliens, über welches Brutus Albinus den Befehl führte, eine nahe furchtbare Hülfe hatten. Auf der andern Seite aber war es theils wider seine Neigung, nichts zu unternehmen, um Cäsars Tod zu rächen, theils mufste er alsdann die alte Parthie desselben fürchten, und schwebte, indem er den Verschwornen nie trauen durfte, in einer doppelten Gefahr. Sehr klug war daher seine Antwort, dafs er aus Privathafs wider die Mörder Cäsars nimmermehr handeln werde, aber es auch seine heilige Pflicht sei, die zu verbannen, auf welchen die Schuld eines Verbrechens ruhe; der Senat, welchen er früh am folgenden Tage zusammenrufen wollte, würde übrigens alles entscheiden.

Im Tempel der Tellus, welcher seinem Hause nahe war, versammelte der Konsul den Senat, und glaubte sich auch hier nicht sicher: er war durch einen Panzer unter seiner Toga geschützt, die Veteranen von Cäsar hatten die Thüre besetzt, und der Pöbel, ohne Sinn für die Grundsätze, wodurch die Verschwornen zu der blutigen That getrieben wurden, drängte sich mit drohender Gesinnung wider dieselben zu den Eingängen des Tempels. Auf eine schlaue Weise wufste Antonius zu verhindern, dafs es zu keiner Anklage wider Cäsar kam, und man sich mit dem Schlufs begnügte, dafs wegen der Ermordung desselben keine gerichtliche Verfolgung angestellt werden sollte, doch auch seine Handlungen und Verordnungen als öffentlich genehmigt zu achten wären, wann der Vortheil des Staats es so mit sich brächte. An diesem Zusatze sah man, wie gern der Senat ganz die Parthie der Verschwornen ergriffen hätte, wenn ihm Antonius nicht zu furchtbar gewesen wäre, welcher sich der alten Krieger Cäsars, die zahlreich in der Stadt versammelt waren, und nach der Ermordung desselben fürchteten, die versprochnen Aecker nicht zu er-

halten, zu seinen gewaltsamsten Mafsregeln nach Willkühr bedienen konnte. In einer zahlreichen Versammlung des Volkes auf dem Kapitol gelobte daher Brutus am Ende einer langen Rede bei dem Gott, in dessen Tempel sie versammelt wären, dafs sie mit dem Besitze der Aecker nicht von neuem schalten würden: "weder Brutus, noch Kassius und irgend einer von denen, welche die Gefahr für eure Freiheit nicht scheuten, wird euch jemals das eurige nehmen." Er fügte hinzu, dafs sie bei der ersten Gelegenheit dahin trachten würden, aus dem öffentlichen Schatze den alten Besitzern der vertheilten Aecker ihren Verlust zu vergüten, das einzige Mittel, um den gegenwärtigen Eigenthümern derselben einen sichern, schuldlosen Besitz derselben zu verleihen. *)

*) *Appian* hat uns diese Rede ganz aufbehalten; sie ist voll Würde und ohne alle Ansprüche, das hinreissende Feuer der Beredsamkeit ist sichtbar durch die Redlichkeit von Brutus in ihr vermieden; er wollte, dafs die Sache selbst für sich spräche und blos Gründe das Volk gewinnen sollten. Auch durfte an der augenblicklichen Gunst der Begeisterung in

Dieser Schluſs einer Rede, welche die ungesetzmäſsigen Handlungen Cäsars mit Nachdruck geschildert hatte, gab dem Volk eine Stimmung, die allmählig in Bewunderung der Verschwornen überging, und daher vernahm es den folgenden Morgen die allgemeine Amnestie, welche der Senat, vorzüglich auf Ciceros Verlangen, beschlossen hatte, mit einer solchen Freude, daſs es sogleich den Mördern Cäsars zurief, sie möchten vom Kapitol herabkommen. Nachdem diese die Kinder von Antonius und Lepidus als Geisseln erhalten hatten, kamen sie in die Versammlung des

seiner Lage ihm nichts liegen, vielmehr konnte sie den Verschwornen sehr verderblich werden, wann sie, durch dieselbe verführt, sich dem Volk anvertrauten, und von diesem in einem anderen Licht erblickt wurden, sobald der Zauber der Beredsamkeit aufgehört hatte. Dies darf man bei dem merkwürdigen Urtheile Ciceros über diese Rede vom Brutus nicht vergessen. Sie ist, äuſsert er sich gegen seinen Freund Attikus, voll unübertrefflicher Eleganz in den Gedanken, im Ausdrucke; ich aber hätte doch glühender geschrieben, wenn ich eine solche Veranlassung gehabt hätte. *Epistol. ad Atticum l. XV*, 1.

Volkes herab, welches den Konsuln, als sie reden wollten, mit Geschrei gebot; die Verschwornen als geliebte Mitbürger zu begrüssen. Das Gewitter, welches der Stadt und den Provinzen gedroht hatte, schien sich gänzlich zu verziehn, indem es das Ansehn gewann, dafs die Parthien ihrem eignen Heile die Eintracht nothwendig fanden. Bei frohen Gastmahlen ward der Friede gefeiert. Brutus wurde an diesem Tage von Lepidus, sein Freund Kassius von Antonius eingeladen; die übrigen Verschwornen wurden in andern Häusern als die Retter der Freiheit festlich empfangen. Die Vornehmsten unter ihnen erhielten, gleichsam als eine Belohnung ihrer That, wichtige Provinzen. *)

Dennoch gab Antonius nicht den Gedanken auf, Cäsars Tod zu rächen und den Platz einzunehmen, welcher dadurch leer geworden war; auch entging ihm durchaus keine Gelegenheit, wodurch seine Absicht befördert werden konnte. Mit dem Gedanken an sie

*) *Appiani de bell. civil. l. II. c. 506-517. Plut. Brutus c. 18.19. Dio Cassius l. XLIV. c. 34.*

bestand er darauf, dafs Cäsars Leichenbegängnifs öffentlich müfste gefeiert werden, damit das Volk nicht zu sehr erbittert werde. Kassius durchschaute seine Absicht dabei, und widersetzte sich daher mit aller Kraft diesem Verlangen; aber Brutus willigte sogleich in dasselbe, weil er sich nicht entwöhnen konnte, zu gut von der Redlichkeit der Menschen, zu grofs von der Freiheitsliebe des römischen Volkes zu denken. Schon hatte die Vorlesung des Testamentes von Cäsar, worin das römische Volk und die einzelnen römischen Bürger beträchtliche Geschenke erhalten hatten, einen Eindruck gemacht, welcher den Verschwornen nicht günstig war, als der Leichnam desselben auf das Forum getragen wurde, und Antonius anfing, ein Konsul zur Ehre des Konsuls, der Freund über den Freund, der Verwandte über den Verwandten, zum Andenken des Ermordeten eine Rede zu halten. Alle Regungen des Herzens wurden durch sie erweckt, Dankbarkeit, Mitleiden und Bewundrung für Cäsar wechselten bei den Zuhörern, und von Rührung bebend standen sie da, als der Redner die blutige Toga Cäsars ausbreitete, und an ihr zeigte, mit wie

vielen Wunden der Ermordete gefallen war. Von dem Scheiterhaufen ergriffen einige sogleich Feuerbrände, und liefen mit denselben zu den Häusern von Cäsars Mördern, würden aber von diesen zurückgetrieben, ehe sie dieselben anzünden konnten.

Nachdem sich der Sinn des Volkes so wieder gewandt hatte, glaubten die Verschwornen, ihrer Sicherheit wegen die Stadt verlassen zu müssen, zumal da immer mehr alte Krieger Cäsars von Antonius nach Rom gelockt wurden, und er selbst mit bewafneten Schaaren stets umgeben war. Kassius und Brutus blieben in der Nähe von Rom, und sandten einen Brief an Antonius, worin sie ihn fragten, ob er glaube, dafs sie unter der zusammenströmenden Menge der alten Krieger sicher leben könnten? "Niemand kann uns betrügen, als du, äusserten sie; doch wird das ferne von deiner Tugend und Wahrhaftigkeit seyn: dir allein haben wir getraut, und werden wir trauen." In dieser edlen Sprache versicherten sie ihn, dafs sie nicht fürchteten, er werde sich der alten Kriegsgeführten Cäsars wider die Freiheit

bedienen, aber ein andrer möge dieselben leichter in Aufruhr bringen, als sie von ihm gezähmt werden könnten: von ihnen dürfte man sicher erwarten, dafs sie ruhig bleiben würden; auch brauchte es nicht zu scheinen, als wären sie zu ängstlich für ihr Leben besorgt, da sie kein Unglück ohne eine verderbliche Verwirrung der öffentlichen Angelegenheiten treffen könnte.

Indessen blieben sie nicht ganz ohne Rüstung zum Kriege, wenn er unvermeidlich seyn sollte, da Antonius immer mehr den Alleinherrscher spielte, und sie mit Drohungen und Vorwürfen überhäufte. "Uns geziemt es nicht, schrieben sie ihm auf einen Brief, welcher mit denselben angefüllt war, unter irgend eine Gefahr die Seele zu beugen, und Antonius darf sich nicht erkühnen, über diejenigen herrschen zu wollen, durch deren Unternehmung er frei ist. Reizten uns andre Gründe zum bürgerlichen Kriege, so würde dein Brief nichts dawider fruchten; denn Drohung vermag nichts bei freien Menschen. Wir haben den Sinn, dafs wir wünschen, dich grofs und gut in dem freien Staate zu sehn,

dich zu keinen Feindseligkeiten aufrufen, aber unsre Freiheit höher achten, als deine Freundschaft. „

Das Volk, der Anmafsungen von Antonius überdrüssig, sehnte sich auch schon wieder nach Brutus, welcher dennoch die Stadt nicht zu betreten wagte, weil er wufste, dafs viele von Cäsars alten Kriegern ihm nach dem Leben trachteten. Dessenungeachtet gab er als Prätor in seiner Abwesenheit prächtige Schauspiele in Rom, um auch durch seine Freigebigkeit die Sache der Freiheit zu befördern, und bat seinen Freund Cicero, dieselben mit seiner Gegenwart zu schmücken. Dieser ward durch die Zeichen der Liebe des Volkes für Brutus so hingerissen, dafs er trotz seinem Hasse wider Antonius und seiner Ueberzeugung von der lasterhaften Unredlichkeit desselben behauptete, sein Freund, der Retter der Freiheit, könnte nun sicher mit einer goldenen Krone auf dem Haupte durch die Strafsen von Rom wandeln, wiewol bald nachher Antonius mächtig genug war, um für sich Mazedonien, für den Konsul Dolabella aber Syrien zur Provinz zu erhalten. Dadurch ge-

wann er diesen letzten, welchen die Verschwornen anfänglich wider ihn brauchen zu können glaubten, und bedeckte sie mit öffentlicher Schmach, weil gerade diese beiden Provinzen schon an Brutus und Kassius wurden vergeben gewesen. Diese beschlossen darauf, nach einer Unterredung mit Cicero zu Antium, Italien zu verlassen. Sie mochten jetzt vielleicht selbst glauben, was ihr alter Freund sagte, dafs sie unmittelbar nach der Ermordung Cäsars sich der Gewalt im Staate hätten bemächtigen, den Senat kraft ihres Ansehens zusammenrufen, und Vortheil von der Stimmung des Volkes für die Wiedereroberung der gesetzmäfsigen Verfassung ziehn müssen. Indessen blieb es ungewifs, ob Antonius auch dann nicht Mittel würde gefunden haben, in der Stadt sich das Uebergewicht zu erwerben, und Brutus würde nach seinem hohen Sinne für die Gesetze des Vaterlandes sich die Zusammenberufung des Senates und Bemächtigung der Gewalt eines Konsuls nie verziehn haben. So fähig einer grofsen That für die Freiheit, war er nach seiner Denkart nicht geschickt, die Folgen derselben zu leiten; als unter Menschen, die gleich ihm wären begeistert gewe-

sen, und seines Geistes, seines Armes also nicht bedurft hätten. *)

Ungewifs schwebte das Schiksal Roms und der Parthien, als ein Jüngling unter sie trat, welcher wenigstens mit dem grofsen Namen Cäsars erschien, nämlich der Enkel seiner Schwester, Oktavius genannt, und von ihm in seinem Testament als Erbe eingesetzt, als Sohn angenommen. Der achtzehnjährige Jüngling widmete sich zu Apollonia den Wissenschaften, als er das Schicksal und den letzten Willen des Diktators erfuhr. Er betrachtete sich nun als Besitzer der grofsen Gewalt desselben durch ein erbliches Recht; aber jede seiner Handlungen, sobald er in Rom angekommen, war ein Beweis jener bewundernswürdigen Vorsicht, wodurch er sich zur Herrschaft der Welt emporarbeitete. Planmäfsig entzweite er sich bald mit Antonius, der für seine Absichten der gefährlichste Gegner war, und zu derselben Zeit, da er durch Klagen gegen diesen wegen seiner Nachläfsigkeit in Bestrafung der Mörder Cäsars die Liebe der

*) *Cicer. ep. ad famil. XI*, 2. 3. *Appiani de bellis civil. III*, c. 530. 31. *Plut. Brut. c.* 22.

alten Krieger desselben gewann, schmeichelte er dem Senat und den angesehnsten Freunden der Verschwornen. Der alte Cicero war bald für den Jüngling begeistert, welcher ihn seinen Vater nannte, und die feurigsten Wünsche für die Erhaltung der Freiheit äusserte. Vergebens ward jener von Markus Brutus gewarnt, dafs er nicht dazu beitragen möge, die kaum gestürzte Alleinherrschaft wiederherzustellen; er bot dennoch sein Ansehn und seine Beredsamkeit mit Verschwendung auf, um den Jüngling wider den verhafsten Nebenbuhler nur zu sehr zu erheben.

Als sich die Stadt in zwei Parthien für Antonius und Oktavius theilte, da verliessen Kassius und Brutus das bedrohte Italien, um sich der Provinzen Syrien und Mazedonien zu bemächtigen, die ihnen zuerst zugesprochen waren, und sich zur Vertheidigung der kaum errungenen Freiheit, für welche sie in den Zwecken beider Parthien grofse Gefahr erblickten, in der Ferne zu rüsten. Brutus ward von seiner Gemahlin Porzia bis nach Velia an der Küste des Meeres begleitet, von wannen sie nach Rom zurückreisen sollte. Sie suchte den

Schmerz der Trennung tief im Busen zu verbergen, aber beim Anblick eines Gemäldes, auf welchem Andromache von Hektor Abschied nahm, konnte sie ihm den Ausbruch nicht verwehren. Erschüttert betrachtete sie das Gemälde, und zerfloss in Thränen, und konnte sich von dem Anblick nicht trennen. Ein Freund von Brutus sagte die Worte Andromaches zu ihrem Hektor: Du bist mir Vater, und die verehrte Mutter, und Bruder, Du mein blühender Gemahl! Brutus lächelte und sprach: aber ich kann meiner Porzia nicht mit Hektors Worten entgegnen: sorge für das Gewebe und den Spinnrocken, und befiehl den Dienerinnen! denn sie ist, wiewol die Natur ihres Körpers ihr keine Thaten des Mannes erlaubt, an Muth für das Vaterland stark, wie wir *).

Von seiner Porzia getrennt, segelte er nach Athen, wo das Volk, eingedenk der alten Freiheit, ihn mit Jubel empfing und durch Beschlüsse des Staates ehrenvoll auszeichnete. Er schien hier einzig für das Studium der Phi-

*) *Plut. Brutus c.* 22. 23.

losophie zu leben; aber Seelen, wie er, werden unter den Wissenschaften immer glühender für die Freiheit. Die jungen Römer, welche zu Athen sich bildeten, schlossen sich bald an ihn, und unter ihnen auch Ciceros Sohn, der sich nachher im Kriege tapfer und edel bewies: wenn ich einschlummre und erwache, schrieb Brutus von ihm, so mufs ich den hochgesinnten Jüngling, und seinen Hafs wider die Tyrannen bewundern.

Der Herbst des Jahres, in welchem Cäsar gefallen war, sollte nicht vergehn, ohne dafs man schon viel für die künftige Vertheidigung der Freiheit gewonnen hatte. Brutus sandte seine Freunde nach Mazedonien, um die dortigen Krieger zu gewinnen; er bekam einzig durch die persönliche Achtung, deren er allenthalben genofs, eine bedeutende Summe Geld, welche aus Asien nach Rom gebracht werden sollte; die Haufen alter Krieger von Pompejus, welche in Thessalien umherschwärmten, versammelte er zu sich. Aber mitten im glücklichen Anfange seiner kriegerischen Unternehmungen erfüllte ihn der Gedanke an den bürgerlichen Krieg und eine ban-

ge Ahndung mit Schwermuth. Bei einem festlichen Gastmahl an seinem Geburtstage strömten seine Freunde den Wein zum Opfer für sein siegreiches Beginnen und Roms Freiheit hin. Um ihren Muth zu bestärken, foderte er einen gröfsern Becher, sagte aber, als er ihn fafste, ohne Veranlassung die Worte des sterbenden Patroklus: Aber mich hat das Geschick und Lätos Erzeugter geopfert. *)

*) *Plutarchi Brut.* c. 23.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verbesserungen.

Seite VII. Z. 21. *die* statt *diese*. S. 105. oben in der Rubrik *Biographie* statt *Geographie*. S. 179. Z. 21. *an Kato* statt *den Kato*.

Kleine

historische Schriften

von

Karl Ludewig Woltmann.

Zweiter Theil.

Jena,

bey J. G. Voigt. 1797.

I.

Geschichte der Hohenstaufen in Italien.

(Fortsetzung.)

Erstes Buch.

(*Fortsetzung.*)

Bisher war der Kampf zwischen den lombardischen Städten und dem Kaiser auch deswegen so hartnäckig gewesen, weil jede Parthie geglaubt hatte, das Recht auf ihrer Seite zu haben. Noch nie hatte man genau bestimmt, worin eigentlich die Oberherrschaft über die Städte Italiens bestand: die Kämpfer wufsten selbst nicht deutlich, warum sie fochten, und sie konnten nie mit dem Ausgange des Streits zufrieden seyn, da sie beim Anfang desselben sich kein festes Ziel zum Augenmerk genommen hatten.

Fridrich sah die Nothwendigkeit ein, zwischen seinen Rechten und den städtischen Freiheiten eine scharfe Gränze zu ziehn; und welchen glücklichern Zeitpunkt hätte er dazu finden können, als den gegenwärtigen? Die Macht des stolzen Mailands war gebrochen, die Lombardei zitterte vor ihm, und der Papst schien jetzt am wenigsten im Stande zu seyn, sich seinen Planen mit Glück zu widersetzen. Hierzu kam, dafs um diese Zeit das alte römische Recht von den Italiänern, welche so gern bei den Ruinen von ihrer ehemaligen Gröfse verweilten, wieder hervorgesucht, und desto schwärmerischer gepriesen ward, je dunkler ihre Begriffe von demselben waren. Daher konnte Fridrich erwarten, dafs sie gern dasselbe zum Maafsstabe für seine Rechte annehmen würden. Die Gesetze jener Jahrhunderte, in welchen ein Kaiser keine Gränzen seiner Willkühr kannte, sollten die Macht eines Regenten

bestimmen, um dessen Thron Vasallen standen, welche sich für so gut, als ihren Lehnsherrn hielten, eines Regenten, gegen dessen Schattengewalt zahlreiche Freistaaten sich bisher empört hatten, und welcher nur mit Erlaubnifs des geistlichen Beamten jener alten Kaiser die Krone derselben auf seinem Haupte trug.

Nach dem Reichstage, welcher bald nach der Eroberung Mailands auf dem ronkalischen Gefilde gehalten wurde, schickten alle italiänische Städte ihre Konfsuln und Richter, strömte eine zahllose Menge von weltlichen Grofsen, von Erzbischöfen, Bischöfen und andern Geistlichen. Der Kaiser hatte sein grofses prächtiges Lager an der einen Seite des Po, und die Einwohner von Mailand, Brescia und vielen andern Städten standen auf dem jenseitigen Ufer: durch eine Brücke wurden beide Lager verbunden. Bei den

vorläufigen Berathschlagungen, welche drei Tage dauerten, sagte Fridrich, dafs man über die italiänischen Angelegenheiten auf eine solche Weise mit ihm unterhandeln möchte, wodurch der Friede der Kirche befördert und die königliche Hoheit der ihr gebührenden Ehre theilhaftig würde. Am vierten Tage eröffnete er die Versammlung mit einer feierlichen Rede, in welcher er äuserte, dafs es sein lebhaftester Wunsch wäre, nach den Gesetzen zu regieren, und einem jeden seine Freiheiten zu erhalten, nicht aber ein solcher König zu seyn, der ungestraft thun dörfte, was seinem Stolz und seiner Frechheit gefiele „Die Reichsgesetze, fuhr er fort, in welchen so manches, das ehemals galt, durch den Nichtgebrauch verdunkelt ist, müssen daher durch unsre kaiserliche Hülfe und eure Vorsicht wieder zur Klarheit gebracht werden. Möge dann etwas über unsere Gerechtsame oder die einigen

schriftlich abgefafst werden, dahin mufs durchaus unsre Bemühung gehn, dafs ein Gesetz billig, anständig, ausführbar und für Ort und Zeit passend sei. Die behutsamste Sorgfalt ist sowohl uns, als euch zu empfehlen; denn sind die Gesetze einmal gegeben, so darf man nicht über sie, sondern mufs nach ihnen richten."

Als Fridrich geendigt hatte, traten die anwesenden geistlichen und weltlichen Grofsen, wie auch die Gesandten der Städte einer nach dem andern auf, dieser um mit seiner Beredtsamkeit zu glänzen, jener um seine besondere Zuneigung dem Kaiser zu zeigen. Alle äuserten übrigens einerlei Gesinnungen mit dem Erzbischofe von Mainz, welcher seine Rede mit folgenden Worten schlofs: wisse, dafs alles Recht des Volks in Hinsicht auf Gesetzgebung dir übertragen sei. Dein Wille ist das Gesetz, wie es denn heifst:

„was dem Regenten gefällt, hat gesetzliche Kraft, da ihm das Volk seine ganze Macht übergeben hat.“ Es ist eine allgemein bekannte Sache, dafs alles, was der Kaiser durch ein Rescript angeordnet, durch seine Weisheit entschieden und durch ein Edikt befohlen hat, ein Gesetz ausmache. Was kann auch natürlicher seyn, als dafs derjenige sich der Vortheile eines Dinges erfreue, welcher die Beschwerde davon trägt? und mufst du nicht über alle herrschen, da du für die Sicherheit von uns allen sorgest?

Eine günstigere Stimmung der Gemüther hatte Fridrich wol nicht erwarten können; eine gröfsere Unterwürfigkeit konnte dem unumschränktesten Herrn nicht bezeigt werden, und solcher Reden ward er nicht müde, ob sie gleich den ganzen Tag hindurch dauerten. Als der Abend gekommen war, feierte man in Gesängen den Ruhm, welchen der Kai-

ser an diesem Tage eingeerndtet hatte. An den folgenden Tagen sals er mit vier berühmten Rechtslehrern von Bologna, nämlich Bulgarus, Martinus, Jakobus, und Hugo, wie auch mit andern rechtskundigen Männern zu Gericht, und schlichtete sehr viele Streitigkeiten der Italiäner, welche sich mit Kreuzen in den Händen, wie es ihre Sitte war, sobald sie Hülfe suchten, in grosser Menge zu ihm drängten, so dass er sich der Bemerkung nicht erwehren konnte, gerade diejenigen, welche sich ihrer Einsicht in die Rechtsgelehrsamkeit am meisten rühmten, sündigten am häufigsten gegen die Gerechtigkeit. Darauf befahl er den genannten bononischen Lehrern, unpartheiisch zu untersuchen, welche Rechte in der Lombardei ihm zukämen? Diese aber wagten nicht darüber allein zu entscheiden, sondern verlangten, dass die anwesenden Richter der lombardischen Städte an ihren Berathschla-

gungen Theil nehmen sollten. Es wurden ihnen daher zwei von jeder Stadt beigesellt. Dennoch fiel ihr vereinter Schluſs dahin aus, daſs alle vorhandene Hoheitsrechte dem Kaiser gehörten; sie sprachen demselben alle Herzogthümer zu, alle Markgrafschaften, Grafschaften und Konsulstellen, das Fodrum, Münzen, Zölle, Zollgebäude, Weggelder, Mühlen, Hafen, Fischerei und jede Nutzung der Ströme; auch könnte er nicht nur von den Ländereien, sondern von jedem einzelnen Kopf eine jährliche Abgabe fodern. Als diese Grundsätze der Versammlung kund gethan wurden, waren der Erzbischof und die Konsuln von Mailand die ersten, welche auf alle Hoheitsrechte Verzicht thaten, und sie in die Hände des Kaisers gaben; allein diese übereilte Bereitwilligkeit muſste einen Verdacht gegen sie erwecken, welchen ihr Betragen bald rechtfertigte. Alle übrigen folgten ihnen sogleich nach, und Fridrich,

welcher sich plötzlich zum unumschränkten Beherrscher der Lombardei erhoben sah, zeigte durch die Art, wie er sich seines Glücks bediente, dafs er eines dauernden Genusses desselben würdig gewesen wäre. Wer beweisen konnte, dafs er irgend etwas von den genannten Regalien gesetzmäfsig besafs, blieb in dem Besitz desselben; alles usurpirte aber mufste herausgegeben werden, und die jährlichen Einkünfte, welche dadurch dem kaiserlichen Fiskus zuwuchsen, betrugen ungefähr dreifsig tausend Talente. Sonst ward noch festgesetzt, dafs der Kaiser zwar die Podestas, Konsuln und die übrigen obrigkeitlichen Personen einer jeden Stadt, doch nicht ohne die Beistimmung derselben wählen durfte. Zuletzt beschwor man noch einen allgemeinen Frieden, so dafs keine Stadt eine andre, kein Mensch einen andern ohne ausdrücklichen kaiserlichen Befehl befehden sollte *).

*) Otto Morem. 1015—20. Radevic. L. 2. C. 1—6.

Als die Reichsversammlung geendigt war, beschlofs Fridrich, sogleich Gesandte in die entferntern Gegenden, vorzüglich nach den Inseln Sardinien und Korsika zu schicken, um auch da alles seinem Willen gemäfs einzurichten. Den beiden Handelsstädten Pisa und Genua trug er auf, seine Abgeordnete dahin zu bringen; allein sie thaten alles, um die Abfahrt derselben zu hintertreiben, denn sie mufsten fürchten, dafs ein so wachsamer Regent, wie Fridrich, sich alle die Vortheile, welche sie bisher von Sardinien gehabt hatten, zueignen werde, sobald er sie kennen lernte. Auch blieb ihm dieser Grund nicht verborgen. Doch scheint es nicht, als habe er die Vollführung seines Befehls durchgesetzt, wiewohl er nicht zauderte, die Genueser für ihren Ungehorsam zu bestrafen. Er zeigte sich plötzlich an den Gränzen ihres Gebietes und jagte ihnen eine solche Furcht ein, dafs sie versprachen, ihm tausend Mark

Silber aus dem öffentlichen Schatze zu bezahlen, und von der Vollendung einer Mauer, welche sie zu bauen angefangen hatten, abzustehn. Er begnügte sich gern damit, denn zum Kampf mit einer Stadt am Meer war niemand weniger geschickt als er, da es ihm an aller Seemacht fehlte *). Darauf bezog er das Winterlager bei der Stadt Alba, um in den fruchtbaren Gegenden umher, welche noch nicht durch den Krieg gelitten hatten, sein Heer zu erquicken, und von dort in die Provinzen und Städte Italiens Abgeordnete auszusenden, welche das Fodrum eintreiben und allenthalben die obrigkeitlichen Personen bestellen sollten. Er glaubte jetzt vielleicht, den sichersten Grund zu seinem Reiche jenseits der Alpen gelegt zu haben; allein gerade die ronkalischen Schlüsse waren nichts als ein neuer Stoff für die Flamme des Kriegs, und sie dienten nur

*) Radevic. L. 2. C. 9.

dazu, das bisherige italiänische System zu seinem Nachtheil und zum Verderben des hohenstaufischen Hauses zu verändern. Hätte er auch wähnen können, dafs sich die freie Bürgerschaft einer Stadt wie Mailand unter das Joch der ronkalischen Schlüsse schmiegen werde; und dafs er dies glaubte, deutet vielleicht die Milderung seiner Rechte an, wodurch er dieselben erträglicher zu machen suchte: wie konnte er sich vorstellen, dafs der heilige Vater, dessen Herrschaft zertrümmert war, sobald die ronkalischen Schlüsse in Ausübung kamen, es gelassen ansehn werde, wie ein unerschütterlicher Grund für die kaiserliche Macht gelegt ward? Adrian that von nun an alles, um mit Fridrich zu brechen, und in das Interesse der lombardischen Städte das seinige auf das künstlichste zu verweben: ein solcher Bund zwischen der geistlichen Politik und dem Freiheitssinne des dritten Standes ward die

Klippe, an welcher die höchste ritterliche Tapferkeit scheitern mufste!

Kaum waren die Schlüsse des ronkalischen Reichstages bekannt geworden, so erhob Adrian seine vorigen Klagen gegen den Kaiser, und sann auf Kleinigkeiten, wodurch er den Stolz desselben gerade zu der Zeit, da die volle Blüthe seiner Macht auszubrechen schien, kränken könnte. So sandte er ihm ein Schreiben durch einen Boten vom niedrigsten Pöbel, der sich wegschlich, ehe es vorgelesen wurde. Fridrich unterdrückte seinen Zorn und antwortete durch einen Gesandten von ausgezeichnetem Range; aber ein Geschäft, welches dieser auch zu besorgen hatte, verrieth den Grund dieser Selbstüberwindung. Um den Grafen Guido von Blandrate immer mehr für das kaiserliche Interesse zu gewinnen, hatte man die Wahl seines Sohnes zum Bischof

von Ravenna veranstaltet, und hofte die Beistimmung des Papstes um so leichter zu erhalten, da er den jungen Mann wegen besondrer Vorzüge schon in seiner eigenen Diözese befördert hatte. Allein es wäre sehr unpolitisch von ihm gewesen, der Macht des Kaisers in Italien eine neue Stütze im Bischof von Ravenna, und in Mailand besonders, durch die Erhebung des Hauses Blandrate zu geben. Er verweigerte daher die Bestätigung der Wahl unter dem Vorwande, dafs eben die schönen Eigenschaften des Erwählten es ihm nicht erlaubten, die Kirche von Rom einer solchen Zierde zu berauben. Ueber die wahre Ursache vom Betragen des heiligen Vaters brauchte man nicht erst durch die Briefe von ihm, worin er Mailand und andre lombardischeStädte zum Aufstande gegen den Kaiser reizte, und welche man aufgefangen haben soll, belehrt zu werden *).

*) Radev. L. 2. C. 15—20.

Zum neuen Aufstande hatte es der Verführung von Rom aus gewifs nicht bedurft, denn man braucht nicht einmal Rücksicht auf den ungestümen Geist der Freiheit in der Lombardei zu nehmen, um einen neuen Krieg zu erwarten und es hart zu finden, wenn nach solchen Grundsätzen, wie die ronkalischen Schlüsse enthielten, nun eine gänzliche Revolution in Verhältnissen vorgehn sollte, welche sich durch das Bedürfnifs allmählig gebildet hatten. Die persönlichen Vorzüge des Kanzlers Reinald und des Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, welche nach Mailand gesandt wurden, um hier jenen Schlüssen gemäfs alles anzuordnen, konnten einen Aufruhr des Volks, der selbst ihrem Leben gefährlich ward, nicht verhindern. Wenige Städte liefsen sich ruhig die kaiserlichen Podestas gefallen; für die meisten war die Empörung der Mailänder das Feldgeschrei der Freiheit. Fridrich schwieg bei

der Nachricht davon. Es war in seiner Gemüthsart, den Unmuth erst in sich gros wachsen und dann mit hinreissender Gewalt hervorspringen zu lassen. Nach jener Sitte erhabener Seelen, welche sich die schleichende Politik der neuern Zeit, wie manche Weise grofser Regenten, mit kleinem Geist angewöhnt hat, dafs ihnen sich nämlich ihre Angelegenheit als eine Sache der Menschheit darstellt, redete er endlich voll Kraft an einem festlichen Tage, in einer Versammlung von deutschen und italiänischen Grofsen gegen die Mailänder. Wahrlich, rief er aus in der Mitte der Rede, die Schwüre, welche sie verhöhnten, der Bund, den sie zerrissen, die beleidigten Gesetze der Gesandtschaft, welche Barbaren selbst heilig halten, werden kriegen gegen diese Verbrecher. Erschüttert durch seine Beredtsamkeit wollte der eine vor dem andern etwas erwiedern, bis zuletzt der Bischof von Piacenza für alle sprach.

Es sei freilich, äusserte er, eben so leicht für den Kaiser die schon besiegten jetzt noch einmal zu überwinden, als die Empörung beim ersten Aufruhr bestraft zu haben; noch hätten das Reich und Fridrichs Körper und Geist dieselbe Kraft, seine Heere dieselbe Tapferkeit und Begeisterung für ihn. Aber doch möge er die Feinde nicht verfolgen, wie sie es verdienten, sondern wie es ihm geziemte, und die Macht der Gesetze noch einmal vor der Gewalt gegen sie versuchen *).

Jede Aeufserung der Mailänder bei dem rechtlichen Verfahren gegen sie bewies hinlänglich, dafs sie durchaus nicht hofften, auf eine friedliche Weise ihr Verhältnifs zu dem Kaiser bestimmen zu können, und dieser sandte schnelle Botschaft an seine Gemahlin

*) Radev. L. 2. C. 21. 23. 24. — Otto Morenae hist. p. 1023.

und den Herzog Heinrich von Sachsen und Baiern, an die Bischöfe und die übrigen Grofsen des Reichs, dafs sie zu einem neuen Zug über die Alpen sich kräftig rüsten möchten. Mit seiner gewöhnlichen Raschheit bereitete er in Italien alles zum Kriege vor, indem er mit einem hellen Blick seine ganze Lage überschaute. Besonders that er alles, das neuerbaute Lodi fast unüberwindlich fest zu machen, um seinem Herzen und der Dankbarkeit eben so wie den Regeln der Klugheit Genüge zu leisten, denn wo konnte er einen bessern Mittelpunkt für seine Kriegsunternehmungen finden, als in der Mitte seiner treuesten Freunde, welchen ein tödtlicher Hafs gegen die Mailänder zur Nothwendigkeit geworden war, als in der Stadt, von welcher aus er seine beiden ärgsten Feindinnen, Mailand und Crema leicht zu erreichen vermochte? Gegen jenes schleuderte er schon um Ostern 1159 den Reichsbann,

die Bürger wurden der Sklaverei, alle ihre Güter dem Raube zugesprochen; und über dieses sollte das Gewitter noch schneller losbrechen, weil es die Stütze von jenem war und man glaubte es leichter stürzen zu können. Auch hatte es nicht weniger rasch die Gesandten des Kaisers gemishandelt *).

Der Krieg fing von Seiten der Mailänder zuerst an indem sie Tretium, in welches Fridrich Besatzung gelegt hatte, einnahmen, ehe er zu Hülfe kommen konnte. Er rächte sich aber dafür nicht nur in den Niederlagen, welche sie in kleinen Gefechten erlitten, die nun lebhaft begannen, sondern vorzüglich durch unaufhörliche verwüstende Einfälle in ihr Gebiet, indem er vorhersah, dafs diese mächtige Stadt auch alsdann, wenn nun der ganze Sturm seiner Waffen gegen sie gerich-

*) Rader. L. 2. C. 25. — 30. Otto Mor. p. 1021. Otton. de S. Blasio chron. C. 15.

tet wurde, mehr durch Hunger als durch diese fallen müsse. Ihre Einwohner, geschreckt durch einen solchen Plan, erlaubten sich nun jedes Mittel, um diesen furchtbaren Helden aus dem Wege zu räumen und mit ihm zugleich das verhafste Lodi zu vertilgen. Als er bei dieser Stadt sein Lager hatte, kam ein ungeheuer grofser, starker, dem Anscheine nach blödsinniger Kerl in dasselbe; die Lockungen und Versprechungen der Mailänder hatten ihn zum Verbrechen abgeschickt. Seine Geberden und Handlungen dienten zur Unterhaltung der Krieger; als ein Gegenstand ihres Witzes und Spottes war er in allen Zelten willkommen. Er hielt sich am liebsten in der Nähe des kaiserlichen auf, welches hart am Ufer der Adda stand; wer hier strauchelte und sich, lief Gefahr an dem abschüssigen Felsen zerschmettert oder vom Strudel des Flusses verschlungen zu werden. Hier lauernd auf

Gelegenheit zur Freveltat sah er an einem Morgen in der ersten Dämmerung den Kaiser aus seinem Schlafzelte gehn, um seiner Sitte gemäfs vor den Reliquien von Heiligen sein frühes Gebet zu verrichten. Der Verbrecher sprang auf ihn zu und umfafste ihn, suchte ihn nach dem Abgrunde zu ziehen, zu tragen. Beide strengten ihre ganze Kraft an, verwickelten sich in den Stricken der Zelte und fielen nieder. Der Kaiser rief, einige Krieger aus dem Schlaf geschreckt, eilten herbei, ergriffen das Ungeheuer, überhäuften es mit Qualen, stürzten es in den Abgrund hinab *).

Dieser Anschlag war den Mailändern nicht gelungen. Darauf liefsen sich acht von ihnen erkaufen, dafs sie Lodi in Braud stecken

*) Radev. l. 2. C. 32—36. Otto Mor. p. 1023. 24. Chronicon Alberti abbatis Stadensis. Helmst. 1587. 4. p. 192.

sollten, und schlichen sich unter mancherlei Verkleidungen in die Stadt. In einer stürmischen Nacht suchte einer von ihnen das Vorhaben auszuführen, und hatte schon in mehrere Häuser Feuer geworfen, als er von den Wächtern überfallen wurde. Er gestand das ganze Unternehmen und starb, so wie es Tag ward, an einem Galgen, der gegen Mailand gerichtet war. Dasselbe Schicksal traf einen seiner Genossen, der in der Kleidung eines Mönches umherschlich, und die übrigen scheinen nun an der Ausführung ihres Versprechens verzweifelt zu haben *).

Kaum waren Fridrich und seine geliebte Stadt diesen Gefahren glücklich entgangen, so erhielt er auf eine geheimnifsvolle Weise die warnende Nachricht, der furchtbarste Verbrecher sei nach Italien gekommen, um ihm nach dem Leben zu stellen; er wäre

*) Radev. L. 2. C 37.

ein Spanier oder ein Araber, ein Greis, einäugig, scheuslich von Angesicht, tückisch in seinen Anschlägen und erfahrner in der Giftmischerei, als alle seine Vorgänger; er hätte ungefähr zwanzig Genossen oder Schüler, alle des Todes Verräther gleich ihm, und erfüllt von dem schrecklichen Wahn, dafs sie einen ewigen Ruhm durch die Ermordung des Kaisers erlangen würden. Kleine kostbare Geschenke, Arzneien, Sporne, Zügel, Ringe, brächte jenes Scheusal mit sich; berührte sie die unbedeckte Hand Fridrichs, so wäre er des Todes, denn sie wären mit einem tödtlichen Gift bestrichen; doch führte jener auch einen verborgenen Dolch an seiner Seite und würde mit ihm die Schandthat vollbringen, wenn sie mit Gift nicht gelänge. Sehr wenigen theilte der Kaiser diese Nachricht mit; sie sahn nicht ohne Grauen der sonderbaren Erscheinung entgegen. Sie kam, wie sie beschrieben war,

und ward festgehalten. Man versprach dem alten Zauberer die Erlassung jeder Todesstrafe, wenn er gestehn wollte, auf wessen Antrieb er zu dieser Schandthat geeilt sei? Er verhöhnte aber alle Fragen und Martern, und drohte, wagte man sich an sein Leben, so würde der Kaiser unfehlbar sogleich mit ihm sterben. Dieser verachtete seine Drohung und bestrafte ihn mit dem Tode am Kreuze *).

Auch einem Helden wäre es zu verzeihen gewesen, wenn er seinen Geist mitten in der höchsten Anstrengung, seine Ideale wirklich zu machen, von Schwermuth nicht frei erhalten hätte, indem er jeden Augenblick vor dem Meuchelmord zittern mußte: Fridrichs Heiterkeit und Muth scheinen immer unbeschattet geblieben zu seyn, obgleich von nun an sein Leben durch die

*) Rader. L. 3. C. 37.

Nachstellungen von zwanzig fanatischen Verräthern aller Qual und des Todes bedroht wurde. Entschlossen, nie zu ruhn als am Ziele, fing er an Crema im Julius 1159 zu belagern, ehe er Verstärkung aus Deutschland erhalten hatte, denn erst während der Belagerung stiefsen im August seine Gemahlin und Herzog Heinrich von Sachsen und Baiern nebst andern Grofsen zu seinem Heere *). Doch glich sein heitrer Muth bei weitem nicht der Freude, mit welcher die Einwohner von Cremona zum Kampfe mit Crema zogen. Dieses hatte nämlich zu ihrer Grafschaft und Diözese gehört, ihnen alle Verbindung aufgekündigt und sich zu Mailand gesellt. Unnatürlich schien ihnen dieses Betragen, die Tochter hatte sich gleichsam gegen die Mutter empört, und es liefs sich daher erwarten, dafs die Belagerung der

*) Rader. L. 2. C. 38. 39. Otto Morena p. 1017. 33.

Stadt durch die gegenseitige Erbitterung von Menschen, die ehemals in so trauter Vereinigung waren, noch mehr als durch den Freiheitssinn derer von Crema und den beleidigten Stolz des Kaisers zum blutigen Schauspiele werden müsse.

Durch Krieger von Mailand und Brescia verstärkt zog eine Schaar aus der befehdeten Stadt dem heranziehenden Heer entgegen und mußte nach einem hartnäckigen Gefecht hinter die Mauern zurückfliehn. Crema lag zwar auf einer Ebene, war aber durch eine doppelte hohe Mauer, durch tiefe Graben voll Wasser und auf der einen Seite durch eine sumpfige Gegend, mehr noch durch den selbst zu dieser Zeit, selbst in der Lombardei ausgezeichneten Geist seiner Bürger beschirmt. Als die Macht von Cremona vor dem einen Thore, die deutschen Fürsten vor dem andern lagen, blieben sie

standhaft; als Fridrich nach der Rückkehr von einem der Streifzüge, auf welchen er in Verbindung mit den Einwohnern von Pavia und Lodi unaufhörlich die Mailänder siegreich befehdete, ihnen noch einmal Gnade anbot, wenn sie den ronkalischen Schlüssen gehorchen wollten, antworteten sie hochgesinnt, und die Frauen führten Reihen durch die Strafsen mit dem Gesange, dafs auch dieser Kaiser wie Lothar ohne Lorbeeren von ihnen werde zurückweichen müssen. Dadurch ward der Zorn der Deutschen immer höher getrieben, und stieg bis zur Grausamkeit, da der Widerstand der Belagerten zugleich mit ihrem Unglück und Elend vermehrt wurde. Es verging kein Tag ohne blutigen Kampf. Manche Maschine der Belagerer, mancher Thurm ging in Brand auf, mancher Held unter den Deutschen erhielt tödtliche Wunden: die Belagerten, von Hunger entkräftet, rühmten sich laut ihres

Thaten, und machten jeden Angriff zu Schanden, indeß von den deutschen Fürsten, welche die Thore der Stadt unter sich getheilt hatten, wetteifernd sich jeder bemühte, den Feind am meisten zu bedrängen *).

Als eines Tages die Belagerten erfuhren, daß sich der Kaiser von seinem Thor entfernt habe, um seine Gemahlin auf einem benachbarten Schloß zu besuchen, thaten sie einen wütenden Ausfall gegen seine Gezelte, und die Deutschen, das Kleinod ihres ganzen Lagers zu vertheidigen, warfen sich ihnen gleich wütend entgegen. So stromweise war während der Belagerung das Blut noch nicht geflossen, als an diesem Tage; die Sonne sank und die Bürger von Crema nebst denen von Mailand und Brescia, welche mit ihnen fochten, waren noch keinen Fußtritt zurück-

*) Radev. L. 2. C. 39. 40. 42. 44. Chron. abbat. Ursperg p. 220.

gewichen, die überhandnehmende Finsternifs trennte die rasenden Partheien. Bald darauf stürmte der Feind mit Fackeln und Pechkränzen in der Hand gegen die Belagerungsmaschinen in der Gegend, wo Konrad, der Bruder des Kaisers sein Lager hatte. Das laute Geschrei, mit welchem er herausstürzte, das Toben des Widerstandes rief die Krieger aus den andern Gegenden bei der Stadt sogleich herzu, und der Strom wuchs so, dafs die Belagerten bald zurückgedrängt wurden. Zu entkräftet, zu verwundet, vielleicht auch vom Schrecken übermeistert vermochte eine grofse Menge nicht, das Thor zu erreichen, und stürzte sich in den Stadtgraben, der mit Wasser angefüllt war. Vier von den ersten Gefangnen wurden sogleich schrecklich hingerichtet. Dem einen ward der Kopf abgeschnitten, dem zweiten wurden die Füfse abgerissen, dem dritten beide Arme zerschmettert, der vierte ward getödtet nach

unsäglicher Qual. Todt oder jammernd voll Sehnsucht nach dem Tode lagen sie auf dem Felde, indem ihre Mitbürger zur Nachtzeit traurig die befremdeten Leichen aus dem Graben zogen. Zu gleicher Grausamkeit entflammt sahen diese nachher, wie man im feindlichen Lager mit den abgeschnittenen Köpfen der Ihrigen wie mit Bällen spielte, die man von einer Hand in die andre wirft, schleppten einige von ihren Gefangenen hinauf und zerrissen sie Glied vor Glied auf den Mauern, ein Schauder erregendes Schauspiel für die Belagerer! Sogleich gab Fridrich Befehl, dafs einige Gefangne vor den Mauern der Stadt aufgehenkt werden sollten, und kaum war der Befehl vollzogen, so sah er auch schon, dafs die Belagerten einige von seinen Kriegern an das Kreuz schlugen. Grausamkeit stand nun gegen Grausamkeit, und es begann ein empörender Wettstreit, welche Parthie die andre an Unmenschlichkeit übertref-

fen könnte. „So wahrhaftig ihr unterliegen werdet, rief der Kaiser gegen die Feinde aus, vermehrte meine Menschlichkeit doch eure Frechheit. Ich hatte Mitleid mit euren Gefangnen, ich bewahrte euren Geiseln die versprochene Sicherheit, ich hielt die Krieger zurück, die nach eurem Blute dürsteten. Alles dessen habt ihr keine Acht und fodert mich auf zum Verderben eurer Söhne und eurer Verwandten. Ich will die Gesetze des Krieges gebrauchen, will wetteifern mit eurer Halsstarrigkeit, will derer nicht schonen, für welche ihr keine Schonung gewollt habt.“ Durch solche Gründe suchte er die Stimme zu betäuben, die er in seinem Innern gegen die Grausamkeiten vernahm, auf welche er nun sann. Freilich betrachtete er nicht ohne Grund die Bürger von Crema als Empörer, für welche kein Schicksal zu hart seyn konnte; freilich war die erste grausame Handlung, die eine so schreckliche Reihe von Szenen

nach sich zog, von den Deutschen in der Hitze des Gefechts verübt und sogleich durch besonnene, gröfsere Grausamkeit beantwortet worden; auch ward seine ungeduldige Sehnsucht nach Mailands Untergang durch den langen Widerstand der Belagerten auf das höchste gespannt, und vielleicht konnten die deutschen Krieger dadurch so lange beschäftigt werden, dafs sie nach ihrer Heimath zurückkehrten, ohne weitere Unternehmungen in Italien; freilich durfte er endlich die Geisseln für die verletzte Treue nach dem Kriegsrechte mit dem Tode bestrafen, und die unmenschliche Wuth der Bürger von Cremona, Pavia und Lodi, die in seinem Lager versammelt waren, gegen die von Crema und Mailand war nicht geschickt, ihn zur Milde zu stimmen; aber dennoch hat er sich selbst von aller Schuld bei dieser Belagerung gewifs nie frei gesprochen, wenigstens schrie das Blut seiner eignen gefangnen Krieger,

die in Crema vor seinen Augen unter unsäglichen Qualen starben, laut gegen seine Wuth und Politik; jeder angstvolle Schrei der von ihm Hingerichteten fand sein Echo in der belagerten Stadt. Sonst hat er sein ganzes Leben hindurch sich nie zu eigentlicher Grausamkeit verführen lassen, und darum verhallte dies Echo gewifs nie vor seinen *Ohren*.

Er liefs durch die Stimme des Herolds den Belagerten kund thun, es möchte keiner mehr zu ihm fliehn, es wäre an kein Heil für sie mehr zu denken und er riethe ihnen, nun ihre gesammte Kraft auf das höchste anzustrengen. Darauf wurden auf seinen Befehl sechs vornehme Mailänder aus den Geschlechtern von Capitaneen und Valvassoren zum Tode herbeigeführt: man hatte sie ergriffen, indem sie mit Bürgern von Piacenza, das nur mit verstelltem Gehorsam

dem Kaiser noch anhing, geheime Unterredungen hielten. Ihnen folgten vierzig Geisseln, gleichfalls zu Opfern unerhörter Kriegeswuth bestimmt. Da eilten die Bischöfe und Aebte und andre heilige Männer herbei, und flehten Fridrich an, dafs er, welcher ein Quell der Barmherzigkeit seyn solle, sich nicht zu einer Raserei, ähnlich der Wuth jener Verbrecher in der Stadt, wolle verleiten lassen. Seine innere Stimme sprach gleich dieser Bitte, und doch konnte er seinen Zorn nicht ganz bezwingen: neun von den Gefangnen wurden vor den Augen der Bürger von Crema aufgeknüpft *).

Unterdessen waren die Belagerungsmaschinen sehr vervielfacht und vervollkommnet, besonders erwartete man grofse Wirkungen von einem ungeheuern Thurm, welchen die

*) Otto Morena p. 1035. 1041. Radev. L. 2. C. 45. 46.

Krieger von Cremona erbaut hatten. Sie und die Deutschen rückten kühn mit demselben gegen die Stadt an, aber mit fünf grofsen Manganen begegneten ihnen die Feinde sogleich. Fridrich fürchtete, sein vornehmstes Werk möchte zerstört werden, und hoffte ein sichres Mittel, es zu schützen, gefunden zu haben. Die Belagerten, anfänglich in dem Wahn, dafs ihre Sinne sie täuschten, sahn zwanzig von ihren und den Mailändischen Geiseln an dem hohen Thurm der Belagerer angefesselt; es waren gröfstentheils Jünglinge und Knaben aus den edelsten Geschlechtern. Mit welchem Gemüth hätte es der Fremdling gewagt, auf diese Unschuldigen, die sich auf die Treue ihrer Vaterstadt verliessen, den tödtenden oder nur die Gebeine zerschmetternden Stein zu schleudern? wie sollte nun der Bruder den Bruder, der Grofsvater den geliebten Enkel, der Vater den patriotischen Sohn qualvoll hinrichten?

Durch die Gefangenschaft waren sie schon Märtyrer für das Vaterland geworden; nun saßen sie da auf Brettern, welche am Thurm befestigt waren, und über ihre Schultern hatte man Stricke geschlungen. So erwarteten sie den schrecklichsten Tod, oder viel mehr erwarteten ihn nicht, denn sie winkten liebevoll ihren Vätern und Brüdern zu, und diese auf den Mauern der Stadt weinklagten und flehten bei ihren Mitbürgern für die Erhaltung ihrer Geliebten. Da erhob sich hier ein Bürger von Crema und sprach mit gewaltiger Stimme:

„O ihr Seeligen, daſs es euch glücken wird, gut zu sterben, anstatt schlecht zu leben! fürchtet den Tod nicht; durch ihn werdet ihr groſsem Uebel entgehn. Wären wir tapfre Kämpfer für die Freiheit, so bedürfte es auch hier keines Zögerns, ich brauchte nicht als Herold hier zum Angriff

zu rufen. Denn giebt der Tod den Seelen nicht Freiheit? Die für das Vaterland sterben, die Seeligen haben schon im Tode den Rang der Unsterblichkeit empfangen. Wie viele von unsern Vorfahren kamen nach diesem Glauben im Feuer und auf der Marterbank um, oder dienten, halbverschlungen von wilden Thieren, noch lebend zum zweiten Male derselben! Wir sind elender als ihr Gefesselten, wir die noch leben und den so oft gewünschten Tod nicht zu umarmen vermochten. Wenn jeder von uns bei sich erwägt, wie er die Frauen zur Schande wird abgeführt sehn, wie der eine, die Hände auf den Rücken gefesselt, die Stimme des Sohnes vernehmen wird, welche den Vater ruft, und der andre die unglücklichen Greise schauen mufs, wann sie bei der Asche der Vaterstadt sitzen: wer vermag alsdann noch den Anblick der Sonne zu dulden, auch wenn er ohne Gefahr leben könnte! O ich

wünsche uns alle tief unter die Erde, ehe wir es sehn, dafs die Hände derer von Cremona unsre Stadt niederreissen, und der heilige Boden der Väter durch die verruchten Arme derer von Pavia zerwühlt werde."

Indefs der Begeisterte also redete, sprang bald dieser bald jener hinzu und unterbrach ihn rufend, ergriff die Versammelten die ungeheure Nothwendigkeit für die Vaterstadt als Trost für ihren eignen Schmerz: eine Wolke von Steinen stürmte gegen den hohen Thurm der Belagerer; es däuchte diesen unglaublich, dafs so grofse Felsenstücke, als geschleudert wurden, durch menschliche Kraft könnten bewegt werden; das Jammergeschrei der gefesselten Märtyrer verlor sich in dem Getöse, denn Tag und Nacht währte der Kampf. Schon waren neun von ihnen getödtet, einige hingen lebend mit zerschmetterten Gliedern herab, und der Thurm

war sehr beschädigt. Da gab Fridrich Befehl, ihn zurückzuziehn, und die lebenden herabzunehmen *).

Mit unglaublicher Anstrengung wurden nun die Belagerung und Vertheidigung fortgesetzt. Fast alle Maschinen waren hart bis an die Mauern von Crema vorgerückt, die Oeffnungen, welche in diese gebrochen waren, wurden kaum durch neuaufgeführte Werke gedeckt, da entfloh aus der Stadt der Meister Marchese, welcher bisher die Gegenanstalten der Belagerten mit wunderbarer Kunst bereitet und gelenkt hatte. Es hiefs, dafs er schon längst dem Kaiser, und denen von Cremona sei zugethan gewesen und man ihn mit Gewalt in Crema zurückgehalten habe; vorzüglich aber bewog ihn zur Flucht das

*) Rader. l. 2. C. 47. Otto Morena. p. 1037. 39. Sire Raul de rebus gestis Friderici I. p. 1183. Chron. abb. Ursp. p. 2xe.

Geld, welches ihm von den Anführern des belagernden Heeres versprochen war. Bei diesem langte er zur Nachtzeit mitten durch das Wasser des Stadtgrabens an. Man nahm ihn mit desto mehr Freude auf, je überdrüssiger man der langen Belagerung war, bei der schrecklichsten Kälte des Winters, die mit Regenwetter wechselte; und Marchese sann alsobald auf ein neues Werk, wodurch er die Erwartungen von ihm noch übertreffen wollte.

Als dasselbe fertig geworden, eine grofse Maschine, an welcher eine lange Brücke war, die man in der Ferne auf die Mauer der belagerten Stadt werfen konnte, beschlofs Fridrich einen allgemeinen Sturm zu wagen. Seine hölzerne Burg stand neben der Maschine des Meisters Marchese, und beide wurden mit auserlesenen Kriegern angefüllt. Die Feldmusik in dem ganzen Lager verkündig-

te denen von Crema an einem Morgen den Sturm, und sie sahn bald um ihre Stadt her die Krieger in den Waffen, aber nicht ohne freudigen Muth, entschlossen tapfrer zu fechten, als jemals. Das Zeichen ward gegeben; von unten herauf und von oben herab stürmten die Belagerer schrecklich, doch jene, reich an Thaten, worüber diese erstaunten, warfen die Brücken, die an ihre Mauern geschlagen wurden sogleich wieder hinab oder besetzten sie selber, und die auf Leitern hinaufklimmten, fanden Mann für Mann eine Kraft des Widerstandes, die keinen Versuch gelingen liefs; besonders war unter diesen letzten Otto von Wittelsbach wie ein schäumender Eber; oft von der Mauer herabgeschleudert begann er stets von neuem den Sturm. Dennoch waren diese von unten herauf stürmenden durch den Kampf derjenigen, die oben von den Belagerungsmaschinen her angriffen, einigermafsen

beschirmt. Aus der hölzernen Burg des Kaisers, wo sein Bruder Herzog Konrad den Befehl hatte, bedrängte man den Feind unbeschreiblich, weniger geschah es durch die Fürsten und Ritter, welche das Werk des Meisters Marchese besetzt hatten. Als man auf den Brücken, die von jener zur Mauer führten, vorgedrungen war, stürzte sich der Fahnenträger des Herzogs zur Erde hinunter in die Mitte der Krieger von Crema, und hofte, dafs alle übrigen ihm nachfolgen würden. Wüthend drang er vorwärts gegen die Menge, verlassen von seinen Genossen, niemand wagte ihm von vorn zu begegnen, ein Bürger schlug ihn mit einer langen Streitaxt von hinten nieder. Der Herzog selbst begeistert durch das Beispiel dieses Helden, wagte sich mit wenigen Rittern nah an die Feinde, welche zu derselben Zeit einen Theil von der Brücke zerstörten. Da ihm seine übrigen Krieger nun nicht folgen konnten,

mufste er sich schnell zurückziehn, und einige der mit ihm vorgedrungnen Ritter, welche dies nicht mehr wagen durften, stürzten sich in den Graben hinab, um sich zu retten. Nicht lange nachher wurde ein allgemeiner Rückzug befohlen, und so war durch diesen blutigen Tag die Hoffnung, Crema zu erobern, noch mehr entfernt worden*).

Die Belagrer begnügten sich nun damit, von ihren hohen Werken herab, auf welchen ihnen keine Bewegung in der Stadt entgehn konnte, ununterbrochen nach den Einwohnern derselben zu zielen, und es gelang ihnen, sie dadurch zu schwächen; Fridrich selbst, der ausserordentlich geschickt im Pfeilschiessen war, erlegte eine grofse Anzahl der Feinde. Diese vermochten dagegen nicht die Maschinen durch ihre sinnreichen Er-

*) Otto Morena p. 1045. 47. 49. Rader. L. 2. C. 47. 48. 49.

findungen und ungestümen Ausfälle zu zerstören. Dennoch schien an keine Uebergabe der Festung gedacht werden zu müssen, da sie hinlänglich mit Lebensmitteln versorgt war. Welche Empfindungen in dem Kaiser in Hinsicht auf seinen Plan zur Unterjochung Italiens wol aufsteigen mochten, als er sich im Anfang des Jahrs 1160 noch vor Crema sah, dessen Belagerung man mit solcher Verachtung angefangen hatte, dass ein Schwarm von Menschen, die man zum Spott über jenen enthusiastischen Mann, welcher den Reichthum der Geistlichkeit befehdet hatte, Arnolds Söhne nannte, zuerst zu derselben abgeschickt wurde *).

Sicher war ihm die unvermuthete Erscheinung von Gesandten Cremas bei seinem Lager willkommen. Nachdem sich die Bürger bis in die Verschanzungen hinter der zwei-

*) Otto Morena. p. 1031. Radev. L. 2. C. 49.

ten Mauer hatten zurückziehn müssen, und sie nicht ohne Bangigkeit erwogen, dafs Fridrichs Standhaftigkeit nie von einer angefangnen Unternehmung ablasse, das Schicksal der Stadt aber fürchterlich seyn werde, wenn sie der Gewalt oder dem Zufall endlich unterläge; und die Mailänder, um ihr eignes Vaterland nicht von Vertheidigern zu entblösen, vielleicht auch aus Mangel an umfassender Politik, nichts entscheidendes für sie thun würden; auch viele der bisher so tapfern Streiter für die Freiheit entwichen und eine grofse Menge diesem Beispiele zu folgen eilte: so dachten sie endlich an friedliche Unterwerfung. Die Gesandtschaft verlangte durch den Patriarchen von Aquileja und den Herzog Heinrich von Sachsen und Baiern mit dem Kaiser zu unterhandeln, welcher seine ehemalige Drohung, dafs keiner aus der Stadt mehr unversehrt zu ihm kommen sollte, gern scheint

vergessen zu haben. Sie stützten sich bei den Unterhandlungen vorzüglich auf den Vorwand, dafs ihre Vaterstadt eigentlich nur gegen die von Cremona, nicht gegen den Kaiser die Waffen geführt habe, nicht jenen, nur diesem und ihrem Gott wollten sie gehorchen. Ohne Widerrede nahmen die Konsuln und der Senat folgende von Fridrich zugestandene Bedingungen der Uebergabe der Stadt an: die Bürger von Mailand und Brescia in derselben sollten mit Zurücklassung ihrer Waffen und ihrer übrigen Gabe nur ihr Leben retten, die Einwohner Cremas hingegen von jedem Alter und Geschlecht dürften so viel von ihren Gütern bei dem Auszuge mitnehmen, als sie auf einmal tragen könnten. Am sechsten Februar ward dieser Vertrag geschlossen, und am folgenden Tage zogen alle Einwohner aus, ungefähr zwanzigtausend Menschen. Fridrich war jetzt so mild, dafs er an beschwerlichen Stellen die

Ausziehenden selbst unterstützte und einen Kranken auf seinen Armen durch einen engen Pafs trug; auch war es ein rührender Anblick, wie hier eine Mutter ihre kleinen Kinder, dort die Frauen ihre verwundeten Männer statt aller Habe heraustrugen. Die Festung ward sogleich der Plünderung preis gegeben. Diejenigen, welche zuletzt hineindrangen, fanden schon alle Beute hinweggenommen. Aus Neid legten sie in verschiedenen Gegenden Feuer an; fast die ganze Stadt ward eingeäschert und niedergerissen, die von Cremona und Lodi zerstörten auch einige Kirchen, die Mauern wurden geschleift und der Stadtgraben ward ausgefüllt. So fiel Crema, nicht ohne Ruhm wegen seines langen und heldenmäfsigen Kampfes für die Freiheit *).

*) Chronicon abbat. Ursp. p. 220. 21. Otto Mor. p. 1049. 51. Radev. L. 1. C. 50—53.

Während der Belagerung dieser Stadt war der Sreit zwischen dem päpstlichen Stuhl und dem Kaiser auf das heftigste entbrannt, nachdem Adrian vorher schon alles gethan hatte, um ihn von neuem anzufachen. Es ist zu fürchten, schrieb der Bischof Eberhard von Babenberg an einen Kardinal, dafs zuletzt, wenn sich so Worte an Worten reiben, eine Flamme hervorschlage, welche sich über das Reich und das Gebiet der Geistlichen verbreitet; man mufs vielmehr suchen das Feuer zu unterdrücken, als darüber streiten, von welcher Seite es angefangen habe. Allein beide Parthien waren von einer solchen Mäfsigkeit entfernt, und mufsten es seyn, da ihre Grundsätze so sehr von einander abwichen. Wenn der Papst sich beschwerte, dafs der Kaiser von den Bischöfen, welche doch Götter wären, die Lehnspflicht und den Eid der Treue fodre, und in den Briefen an ihn seinen Namen voransetze:

se behauptete dieser dagegen, die Bischöfe, welche Regalien besäfsen, müfsten sie entweder zurückstellen, oder zugleich auch Gott, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist, geben; seinen Namen setzte er voraus nach dem Beispiele der alten Kaiser, denn die Reichswürde und die Krone habe er von seinen Vorfahren, die Kirche dagegen alles, was sie besitze, von der Freigebigkeit der Fürsten. Von nun an fanden auch die Gesandten der römischen Bürger mit ihren Reden mehr Eingang bei Fridrich. Sogleich führte der Papst unter vielen andern Foderungen an ihn auch die auf, dafs er keinen Gesandten ohne Erlaubnifs des päpstlichen Stuhls nach Rom schicken solle, weil diesem daselbst alle Regalien gehörten. Vergebens that darauf der Kaiser den Vorschlag, dafs er sechs Bischöfe, Adrian sechs Kardinäle zu Schiedsrichtern von untadelhaftem Ruf ernennen sollte, durch welche

der ganze Streit geschlichtet würde, denn der Papst berief sich auf den alten Grundsatz, dafs er keinen Richter über sich erkenne. Er trat dagegen in einen engen Bund mit Sicilien, den Städten Mailand und Brescia, und mit den meisten Kardinälen, dafs kein Glied desselben die andern verlassen und ohne ihre Einwilligung Gnade und Freundschaft des Kaisers suchen dürfte; stürbe der gegenwärtige Papst, so sollten die Kardinäle den neuen aus der Mitte der Verbündeten wählen *).

Durch diese Verbindung hatte nun die die Parthie von Kardinälen, welche gegen Fridrich war, obgleich an sich schon die zahlreichste, neue Kräfte gewonnen. Das Interesse der gröfsten Stadt in der Lombardei war mit dem ihrigen verbunden, woge-

*) Radev. L. 2. C. 19. 20. 30. 31. Chron. abbat. Ursp. p. 221. Baron. ad. a. 1159. N. IV.

gen alle die Städte, welche für die kaiserliche Macht zu kämpfen schienen, der Natur der Sache nach ein Interesse gegen dieselbe hatten, und nur als Feindinnen Mailands für sie strebten. Es war aber nicht der dritte Stand in der Lombardei, welchen jene Parthie der Kardinäle als ihre vornehmste Stütze betrachtete, sondern diese war vielmehr der König von Sicilien; und darum führte sie auch den Namen der sicilianischen. Für die damalige Politik, welche die Kräfte des dritten Standes, der für die Freiheit entflammt ist, doch nicht hoch genug in Vergleichung mit der Macht der Kaiser schätzen konnte, war es immer wahrscheinlich, dafs Oberitalien sich dem Stolze Fridrichs unterwerfen mufste, und dann war für das päpstliche Ansehn keine Rettung, als in der ungestümen Gewalt und räuberischen Herrschsucht der Normänner in Sicilien. Freilich hatte man Beispiele von diesen genug, dafs sie

das Gebiet des heiligen Vaters so wenig in Ihren hielten, wie alles übrige Land; aber doch konnte ihnen leichter Widerstand geleistet werden, als dem Strome der deutschen Kraft, wenn er ungehindert die Alpen und Apenninen hinab durch Italien herbrauste; dann hatten sie auch zugleich gezeigt, wie treflich sie einsahn, dafs die Freundschaft der Nachfolger von Petrus ihren Raub in den Augen der Welt heiligen konnte; und zuletzt half alles gute Verständnifs mit dem entfernten Kaiser dem Papst und den Kardinälen doch nicht so geschwind gegen die Gährungen des römischen Volks und Adels, als der Beistand des nahen Königs von Sicilien. Schien es auch nicht, als wenn die Normänner, nun schon so lange in Italien, endlich als Einheimische betrachtet werden könnten, da man die verhafsten Deutschen hingegen mit dem Namen der verruchtesten Barbaren brandmarkte?

Alle diese Gründe hatten die schwächere Zahl der Kardinäle nicht abgehalten, sich für den hohenstaufenschen Helden zu erklären. Er war doch nun einmal rechtmäfsiger Oberherr von Rom, er führte den Namen eines Beschützers der Kirche, durch die Gunst eines Kaisers hatten die Normänner die ersten Besitzungen in Italien erhalten, und jeder Ruhm dieser romantischen Abentheurer mufste vor dem Glanze der alten kaiserlichen Hoheit vergehn. Die Kraft des gegenwärtigen Nachfolgers der Auguste war so ungeheuer, dafs man nicht wufste, ob trotz allen Hindernissen sein Plan zur unumschränkten Herrschaft im ganzen Italien doch nicht endlich ausgeführt werde, und dann mufste sich der König von Sicilien, wie alle übrige italiänische Mächte vor ihm beugen. Auch hatte diese Parthie immer grofse Unterstützung von der niedern Geistlichkeit und dem römischen Volk zu erwar-

ten, welche für das kaiserliche Ansehn waren.

So war das Kollegium der Kardinäle in zwei Parthien getheilt, als Adrian starb, indem er im Begriff stand, über den Kaiser den Fluch der Kirche auszusprechen, 1159 im Septemb. Um dem gefährlichen Streite zu begegnen, welcher bei der nächsten Wahl sich nothwendig erheben mufste, ward ein Vertrag geschlossen, dafs kein Papst ohne allgemeine Einstimmung proklamirt werden sollte. Neun Kardinäle wählten ihren Bruder Oktavian, einen Mann von untadelhaftem Ruhm, vierzehn dagegen den Kanzler Roland, einen von den Legaten, welchen Otto von Wittelsbach wegen ihrer kühnen Reden den Kopf spalten wollte. Diese Kardinäle nun, voll Vertrauen auf ihre Mehrheit achteten jenen Vertrag nicht, und bereiteten sich, ihren Erwählten mit dem päpstlichen Mantel

zu bekleiden; aber kaum war dies geschehn, so sprang Oktavian hinzu, entrifs ihm denselben, winkte seinem Kaplan, welcher einen für ihn mitgebracht hatte, und liefs sich damit bekleiden. Mit einem unmäfsigen Gelächter bemerkten es seine Gegner, wie in der Verwirrung die Vorderparthie des Mantels nach hinten gekommen war. Der Senat, das Volk, der Klerus, der hohe und niedre Adel in Rom und in der Gegend umher, waren für Oktavian, der als Viktor der Dritte den päpstlichen Stuhl bestieg, mitten unter bewafneten Haufen, die zu seinem Schutz in die Kirche gedrungen waren. Dieses sowohl, als die Gegenwart jenes wilden, gefürchteten Pfalzgrafen, welcher vom Kaiser zur Papstwahl geschickt war, wirkten so auf den Kanzler Roland, dafs er sich nun selbst weigerte den päpstlichen Mantel zu tragen.

Seiner Sicherheit wegen mufste er mit seinem Anhang sich in die Engelsburg ziehn. Während den eilf Tagen, die er hier zubrachte, wurden vorzüglich durch die Bemühungen des Königs von Sicilien noch einige Kardinäle von der Gegenparthie auf seine Seite gebracht, und nun entwich er aus der Stadt, liefs sich an einem benachbarten Orte zum Papst weihen, und fand im Gebiet des Königs von Sicilien sogleich eine sichre Zuflucht. Er führte den Namen Alexander der Dritte, ein Mann voll Muth und Hartnäckigkeit, besonders aber verrufen wegen seines Hanges zu dem unthwilligsten Spott *).

Beide Päpste thaten der Welt ihre Erwählung als rechtmäfsig kund und schleuderten gegen einander den Bann der Kirche. Vik-

*) Radev. L. 2. C. 43. 50. — 53. Chron. abb. Ursp. p. 221.

tor bat sogleich um die Unterstützung des Kaisers, und es liefs sich voraussehn, dafs dieser, welchem Rolands Betragen zu Besançon gegenwärtig war, sich wenigstens nicht für den letzten erklären würde. Als Nachfolger von Karl dem Grofsen, wie auch von den ältern Kaisern, zumal dem so hochberühmten Justinian glaubte er, eine allgemeine Kirchenversammlung nach Pavia zusammenrufen und die beiden Päpste vor dieselbe laden zu können, um der fürchterlichen Spaltung der Kirche zu begegnen.

Mehr als funfzig Erzbischöfe und Bischöfe, und Gesandte von verschiedenen Reichen waren zusammengekommen. Viktor erschien, nicht so Alexander der Dritte. Er würde nimmermehr kommen, hatte er auf die kaiserliche Ladung geantwortet, denn er selbst wäre Richter über die Welt. Der Kaiser entzog sich der Versammlung, um nur

Geistliche und ungestört in dieser wichtigen Angelegenheit richten zu lassen. Nach reifer Erwägung sprach sie für Viktor; er ward für den rechtmäfsigen, allgemeinen Papst erklärt, und Fridrich stimmte mit Freude diesem Spruche bei. Alexander verkündigte den Bannfluch gegen seinen Nebenbuhler, den Kaiser und alle seine Anhänger, und bediente sich des schrecklichen Mittels, die Unterthanen desselben von ihrem Eid und der Treue gegen ihn freizusprechen *).

Nach Beendigung der Kirchenversammlung hatte Fridrich Gesandte an alle Könige geschickt, um sie für seinen Papst zu gewinnen; aber die beiden wichtigsten, der französische und der englische erklärten sich für Alexander, ohne Zweifel aus Eifersucht

*) Radev. I. 2. C. 64—72. Otto Morena. p. 1058. 60. Cardin. ab Arrag. ap. Murat. t. III. p. 461. Chron. abb. Ursp. p. 221. 22.

über den grofsen Schritt, welchen der Kaiser zur Weltherrschaft gethan hätte, wenn es ihm gelungen wäre, bei einer streitigen Papstwahl der abendländischen Christenheit ihr Haupt zu geben. Er hatte wahrscheinlich dies vorausgesehn, und vielleicht deshalb sich durchaus aller Stimme auf der Kirchenversammlung enthalten; aber sie stand doch unter seinem unmittelbaren Einfluss, und alle ihre Mitglieder waren nur aus seinem Reich versammelt, seine Unterthanen. Dies war der Politik jener Monarchen nicht entgangen, und wie konnte sie der Weltherrschaft Frankreichs besser entgegenarbeiten, als wenn sie ihm nie erlaubte, die Grundlage derselben in Italien ruhig zu befestigen?

Wenn in unsern Zeiten von einer Universalmonarchie, die gestiftet werden soll, die Rede ist, so erregt sie nur ein mitleidiges Lächeln, so bald unter ihr verstanden

wird, dafs ein Reich die übrigen gleichsam zu seinen Provinzen mache. Selbst aber erlaubt es das Staatenverhältnifs nicht einmal, dafs eine Macht Universalmonarch in dem Sinne werde, nach welchem sie eine entscheidende Stimme in allen Angelegenheiten der Europäer hätte, denn es fehlt durchaus an dem Bande, welches sie in den Händen haben könnte, um alle Staaten sicher damit zu zügeln. Im Mittelalter fand sich dasselbe in dem Christenthum, und ward beinahe als solches glücklich gebraucht durch den heiligen Vater in Rom; nur der ewige Kampf mit den Kaisern verhinderte, dafs die päpstliche Hierarchie nicht zur Universalmonarchie wurde. Wie aber, wenn es den Kaisern gelang, den Papst wieder zum blofsen römischen Bischof herunterzusetzen, und nun die christliche Religion für sich zur Universalmonarchie zu benutzen? Sie verbanden mit dieser christlichen Gewalt eine so grofse

irrdische Macht, und konnten die Herrschaft der religiösen Vorurtheile durch wirkliche Waffen so glorreich unterstützen. Auch waren die Bruchstücke zu einem Völkerrechte, das sich damals zu bilden anfing und seinen Grundstein im römischen Kaiserthum erhalten sollte, gleichfalls als Materialien zu dem grofsen Gebäude einer Universalmonarchie zu gebrauchen. Eine entscheidende Stimme bei allen europäischen Angelegenheiten hätten die Kaiser dann sich gewifs versprechen können, vielleicht ein Reich, das sich über die ganze abendländische Christenheit verbreitete; kein schon gedichteter Bund der europäischen Staaten hätte sich ihnen entgegengesetzt.

Indessen hatte Fridrich noch eine Unternehmung glücklich zu beendigen, die wenigstens für die Gegenwart eben so wichtig zu seyn schien, als die Erhaltung seines Pap-

stes, nämlich die völlige Unterjochung der Lombardei durch die Vernichtung Mailands. Ward sie nicht vollführt, so war vor Crema die Zeit verschwendet, und das vergossne Blut; mit jener mächtigen Stadt aber mufsten dann auch seine übrigen Feinde in Oberitalien fallen. Nur hatte sich leider ereignet, was er vorhersah und wodurch er gegen die heldenmüthigen Bürger von Crema so erbittert wurde: die Deutschen glaubten lange genug in Italien gefochten zu haben, und zogen fast alle mit Sehnsucht in die Heimath zurück. Seine trautesten Freunde mufsten ihn verlassen und fanden in Deutschland Beschäftigung genug. Herzog Heinrich von Sachsen fand im Innern dieses Herzogthums, noch mehr an den Gränzen desselben volle Arbeit für seinen unternehmenden Geist, und der Kanzler Raynald ward auf den erzbischöflichen Stuhl zu Köln erhoben. Nichts blieb dem Kaiser übrig, als dafs er den kleinen

Krieg in der Lombardei fortführte, unterdeſs er vor Begierde brannte, den Papst Alexander und Mailand zu Boden zu werfen. Zum Glück für ihn war er selbst zu sehr Ritter, als daſs die kleinen Fehden ihn nicht hätten zerstreuen können.

Endlich in der Mitte des Jahrs 1161 zogen wieder deutsche Krieger über die Alpen zu ihm, vorzüglich angeführt von seiner Gemahlin Beatrix. Von schöner und erhabner Gestalt, wie der Kaiser, und wie er von hinreissender, so von anlockender, lieblicher Rede, scheint sie gleich ihm jenen Eindruck auf die Deutschen gemacht zu haben, wodurch ihr Abscheu vor den italiänischen Zügen besiegt wurde. Auch zog mit ihr Raynald von Köln, ihr treuer Rathgeber, vor allen jeder Arbeit gewachsen, hochgesinnt und reich an jener männlichen Popu-

larität, welche der Deutsche liebt. Ohne ihn wären vielleicht die vielen Züge nach Italien trotz dem Einfluss von Fridrich und seiner Gemahlin nicht zu Stande gekommen, er war das Kleinod des Kaisers und des Reichs. An Verdiensten um jenen kam der Graf Guido von Blandrate in Italien ihm fast gleich, an Unermüdsamkeit ihm ähnlich, aber sein Wesen machte nicht den reinen Eindruck, durch welchen Raynald die Herzen gewann. Bei den Deutschen wirkte dieser schon durch seine blonden Haare, sein offnes Gesicht, seine ganze Gestalt, welche an den Nationalcharakter erinnerten; dagegen standen Guidos schwarzes Gesicht, schwarze Haare, kleine, aber feste Gestalt, und breite Brust einem so verwegnen Krieger, wie er, und einem Italiäner wohl an.

Der Herzog Heinrich von Sachsen, welcher durch seine schwarzen, rollenden Augen, sein dunkles Haar, den Ausdruck seiner Mienen es nicht verleugnete, dafs auch italiänisches Blut in seinen Adern flofs, und der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, vor dessen hoher ernsten Gestalt mit langen düstern Locken das Schrecken herwandelte, scheinen nicht bei dem Heere gewesen zu seyn, welches nun zur Belagerung von Mailand abzog; dagegen belebte es der blonde Herzog Fridrich von Rothenburg, der Sohn von König Konrad, dem Oheim Fridrichs, durch seine heitern Scherze, seine Begierde nach Ruhm und Tugend, seine grofse, angenehme Gestalt. An Schönheit übertraf ihn nur Graf Rudolf von Lindo, ein weiser und tapfrer Mann *).

*) Otto Morena. p. 1117. 19.

Ueberhaupt war das Heer des Kaisers wiederum an Helden reich; aber es zeigte sich von neuem, dafs auch die treflichste Lehnmiliz zur Einnahme einer tapfern Stadt wenig geschickt wär. In jedem Treffen mit den Mailändern glänzte freilich ihr Muth und ihre Stärke; doch war wenig damit gewonnen, zumal da jene für das Glück einzelner Gefechte um so weniger besorgt zu seyn brauchten, je besser sie ihre Stadt befestigt und mit Lebensmitteln versorgt hatten, so dafs der Winter herannahte, ohne dafs alle Verheerungen ihres Gebiets sie in Mangel an denselben gebracht hätten. Dazu kommt, dafs mehr als bisher Uneinigkeit zwischen den Anführern in Fridrichs Heere scheint geherrscht zu haben. Nur mit wenigen deutschen Grofsen, unter ihnen dem Herzog von Rothenburg und dem Grafen von Lindo, brachte er den Winter nicht in Pavia, der eigentlichen Hauptstadt des

lombardischen Reichs, sondern in Lodi zu *).

Diesen letzten Ort hatte er gewählt, weil er von ihm aus den Verkehr zwischen den Mailändern und denen von Piacenza und Brescia, welche die verhafste Stadt immer mit neuer Zufuhr versorgten, leichter hindern konnte. Wer in der Beschäftigung mit derselben ergriffen wurde, dem hieb man die Hände ab. Dieser Härte und der Wachsamkeit der Deutschen und mit ihnen verbündeten Einwohner der Lombardei gelang es endlich Mailand in Hungersnoth zu stürzen. Auch herrschte Mistrauen in den Gemüthern der Bürgerschaft gegen den Adel unter ihr, welcher nicht mit einem gleichen Geiste der Freiheit jedem Drangsal entgegensah. Daher sandte man zum Kaiser mit dem Antrage, dass die Mauern der Stadt nie-

*) Otto Morena. p. 1253. 95.

dergerissen werden sollten, und man einen Podesta von ihm annehmen würde. Allein Fridrich antwortete, dafs er Ergebung ohne irgend eine Bedingung verlangte. Mit knirschenden Zähnen empfingen die Senatoren von Mailand diese Antwort; schrecklich war jegliche Aussicht. Unterwarfen sie sich ganz dem Kaiser, so mufsten sie alles von seiner Erbitterung und der Politik fürchten, welche ihr Verderben erfoderte; und welches Schicksal stand ihnen bevor, wenn der Hunger ihre Kräfte verzehrt hatte, und ihnen nicht mehr erlaubte, den glücklichen Sturm der Feinde zu hindern? *)

Es scheint, dafs sie noch einmal einen ähnlichen Antrag mit neuen vermehrten Bedingungen gemacht haben, und der Erzbischof von Köln selbst rieth dem Kaiser, durch

*) Otto Morena. p. 1099.

Verwerfung desselben nicht dem Glücke zu trotzen, welches ihm jetzt mit der Fülle des Sieges umgebe: Endlich blieb in seiner ersten Antwort. Wahrscheinlich fürchtete Raynald, dafs die Mailänder sich mit voller Gewalt auf das deutsche und lombardische Heer werfen und glücklich seyn würden, wenn zu gleicher Zeit die Bürger von Brescia und Piacenza das Feld betraten. Allein noch war die Zeit nicht gekommen, wo ein engres Band zwischen den lombardischen Städten, welche der Kaiser befeindete, geschlungen war, und die Einwohner jener beiden Städte scheinen keineswegs gesonnen gewesen zu seyn, die Waffen gegen den Kaiser für Mailand zu ergreifen *).

*) Otto Morena. p. 1090. Epistola Burchardi notar. imper. de excidio Mediol. ap. Murat. t. VI. p. 916.

Auch erschienen am ersten März 1162 die Konsuln von Mailand mit einigen vom Adel, entblöfste Schwerter in der Hand, welche sie zum Zeichen einer gänzlichen Unterwerfung über die Schultern legten, und schwuren den Eid eines völligen Gehorsams gegen den Kaiser, welchen alle Bürger nachschwören würden. Bald nachher, an dem Tage, da in den Kirchen das Lied gesungen wurde: Gedenke, Herr, deiner Erbarmung! kamen dreihundert Ritter von Mailand und überreichten Fahnen und Schlüssel der unglücklichen Stadt. Ein andrer Zug von tausend Männern zu Fufs brachte dann, das Karozium der Stadt und auf demselben die gröfste Fahne nebst vier und neunzig andern Bannern *). Fridrich safs auf einem hohen Thron, als der Zug vor seinem Pallast still hielt, im Angesicht der so gemishandelten und verachteten Bürger von Lodi. Alle Fah-

*) Otto Morena. p. 1101. 1103.

nen senkten sich vor ihm, und von dem Kardcium, dem eisernen Streitwagen der Stadt, ertönte eine kriegerische Musik, klagend über den Sturz, welcher der grofsen Standart drohte, die so oft ein Zeichen des Sieges und der Freiheit gewesen. Von der Mitte des Wagens erhob sie sich an einem hohen Baum, auf dessen Spitze ein Kreuz hervorragte und an demselben das Bild des heiligen Ambrosius, des Schutzgottes von Mailand, wie er seinen Segen dahin spendete, wohin der ungeheure Streitwagen gesandt wurde. An Stricken ward der Baum niedergelassen, zum Schrecken derer, welche am Thron des Kaisers safsen; sie fürchteten zerschmettert zu werden. Fridrich band die Flügel der Fahne zusammen, und unterjocht stieg der Baum wieder in die Höhe. Da warf sich das Volk von Mailand nieder auf das Angesicht, wehklagte und flehte um Erbarmen. Einer von den Konsuln

hielt eine schmerzvolle Rede, das Volk fiel von neuem nieder und erhob seine Kreuze: wegen des Verdienstes des Kreuzes flehte es um Erbarmen. Die Zuschauer wurden bis zu Thränen gerührt; des Kaisers Mine blieb unverändert. Da ergriff sein Freund, Graf Guido von Blandrate, eingedenk seines Bürgerrechtes von Mailand selbst das Kreuz und redete für die unglückliche Stadt: Die Thränen der Zuschauer strömten; Fridrichs Herz glich dem Felsen. Am folgenden Tag mufste der Zug der Flehenden von neuem vor ihm erscheinen; bei seiner Gemahlin gingen sie vorbei, und warfen in ihren Söller die Kreuze; aber seine ganze Barmherzigkeit bestand darin, dafs er ihnen das Leben schenkte und Mailand vom Reichsbanne freisprach. Nachdem er sich viermundert Geisseln ausgesucht hatte, befahl er, dafs man bei einem Thore die Mauer niederreissen sollte, um einen weiten Eingang für ihn und sein Heer zu

bereiten. Dann schickte er Beamte nach Mailand, welche die ganze Bürgerschaft von neuem schwören liessen *).

Vielleicht glaubten die unglücklichen Mailänder, dafs sie durch den Verlust aller ihrer Rechte und so manche Erniedrigung genug gebüfst hätten, als ihre Konsuln den empörenden Befehl erhielten, dafs binnen acht Tagen alle Einwohner der Stadt ohne Unterschied des Geschlechtes sie räumen müfsten. Widerstrebend gehorchte man ihm, und einige zerstreuten sich sogleich in die lombardischen Städte umher; aber die gröfste Menge blieb vor den Thoren und hofte mit Zuversicht auf die Erlaubnifs, in die theuern Wohnungen zurückkehren zu dürfen. Endlich erschien der Kaiser mit einem grofsen Gefolge, und theilte unter ihre lom-

*) Burchardi ep. p 917. 18.

bardischen Feinde die ganze Stadt zur Zerstörung. Bis auf die Kirchen und die innere prächtige Mauer ward sie mit unsäglichem Fleifs niedergerissen; die wehklagenden Bewohner, nur im Besitz ihrer beweglichen Güter, wurden in vier verschiedene Gegenden ihres Gebietes, die verheertesten und unfruchtbarsten abgeführt, und mufsten daselbst in Dörfern sich anbauen, gedrückt von kaiserlichen Podestas *).

Nach einer solchen Bezwingung der stolzesten Stadt in der Lombardei schien Friedrichs Ruhm vollendet, sein Glück und Muth unwiderstehlich zu seyn; alle die

*) Otto Morena. p. 1107. Chron Otton. de sancto Blasio. C. 16. Chron. abb. Ursp. p. 223. Sire Raul de rebus gest. Frid. I. p. 1137. Podechinus cont. Mariani Scoti. ad a. 1162. Cattari annal. Genuens. l. I. p. 278. 79. ap. Murat. t. VI. Chron abb. Stadens. f. 191.

übrigen Städte unterwarfen sich sogleich seiner Willkühr, und das ganze Mittelalter hindurch ward die Sage von diesem Schicksal Mailands, als einer wunderbaren Begebenheit, gern wiederholt. Nun konnte der Kaiser sich mit Recht einen longobardischen König nennen, nun konnte er sich die Krone, welche er mit dem Schwur abgethan hatte, mit ihr sein Haupt nicht zu schmücken, bevor Mailand gefallen sei, feierlich zu Pavia wieder aufsetzen. Als hier beim frohen Gastmal seine gekrönte Beatrix neben ihm sass, das tugendsame Weib, so glühend von Eifer für den Lieblingsplan ihres Gemahls, da glaubte er sich in die Zukunft auf sein grosses italiänisches Reich blicken zu dürfen. Auch bemühte er sich mitten in diesem Taumel der Freude schon um eine Verbindung mit der Seemacht von Genua und Pisa, um den sicilianischen König zu bekämpfen: und mit Hinsicht auf

seinen grofsen Zweck bezeichnete er von der Zerstörung Mailands, als einer wichtigen Epoche seines Lebens, verschiedene Urkunden. Wie hätte er die leiseste Ahndung davon haben können, dafs die Ruinen der Stadt ihm gefährlicher werden sollten, als ihre stolze Pracht es bisher gewesen war *).

*) Otto Morena. p. [illegible]. Caffari ann. Gen. p. 279. Chronica varia Pisana ap. Murat. t. VI. p. 174.

Ende des ersten Buches.

Anmerkungen

zum

ersten Buche.

I.

Ueber
die vorzüglichsten Quellen
für
das erste Buch.

Unter den grosen Eigenschaften des Hohenstaufischen Hauses leuchtet seine Liebe für die Wissenschaften, besonders für Geschichte und Dichtkunst hervor: sie hängt sehr genau mit seinen Planen für Italien zusammen, welches das Mittelalter hindurch doch immer die vorzüglichste Quelle der gelehrten Kultur blieb. Fridrich der Erste, der

Urheber dieser Plane, nicht sein Oheim Konrad führte auch diese Liebe für die Wissenschaften zuerst in das hohenstaufensche Haus ein. Innigst überzeugt, dass grosse Thaten für die Nachwelt verloren gehn, wenn der Griffel der Geschichte sie nicht mit tiefen, wahren Zügen für dieselbe aufzeichnet, bemühte er sich früh um Geschichtschreiber zur Darstellung seines Lebens, und es macht seinem Scharfsinn Ehre, dass er Männer wählte, welche wenigstens von keinem Geschichtschreiber des Mittelalters übertroffen werden, nämlich seinen nahen Anverwandten, den Bischof Otto von Freysingen, und den Kanonikus Radewich von diesem Bisthume.

„Deine Chronick,“ schreibt er an jenen, welcher ihm dieses sein erstes historisches Werk überschickt hatte, „habe ich mit ausserordentlicher Freude empfangen. Wie schön

ich mich, nach dem Schweisse des Krieges mich daran zu ergetzen, und durch die verherrlichten Thaten der Imperatoren mich zu ihren Tugenden zu bilden! Deiner Bitte gemäss habe ich kurz zusammengeschrieben, was ich seit meiner Thronbesteigung vollbracht habe, und würde es gern Deiner Darstellung empfehlen, wenn es in Vergleichung mit ehmaligen Thaten grosser Männer nicht vielmehr Schatten, als Thaten genannt werden müsste. Weil ich aber weiss, dass Dein vortreflicher Genius das niedrige zu heben, und über einen geringen Stoff viel zu schreiben vermag, so gebe ich Dir mit grossem Vertrauen auf Dein Lob, als auf meine Verdienste, einen kleinen Abriss von dem wenigen, was ich als Kaiser in fünf Jahren gethan habe.“

Er freuete es nicht zu bereuen, seine Thaten der Darstellung Ottos von Freysin-

gen anvertraut zu haben; aber er selbst dachte zu grofs, und dieser sein Liebling hatte eine zu lautere Seele, als dafs sich auch die historische Wahrheit nicht über die Wahl sollte gefreut haben. Die zwei Bücher des Bischofs über die Thaten Fridrichs des Ersten zeichnen sich durch Unpartheilichkeit aus, in so fern überhaupt damals ein Deutscher gegen den dritten Stand der Lombardei und die italiänischen Mächte unpartheiisch seyn konnte. Von einem deutschen Bischof der damaligen Zeit war es durchaus nicht zu fodern, dafs es bei ihm nicht Verwunderung erregen sollte, wenn die Bürger der italiänischen Städte alle Waffen tragen durften, dafs er im Kaiser nicht einen weit unumschränkten Beherrscher Italiens sah, als er nach den neueingetretenen Verhältnissen seyn konnte, oder dafs er gar einen Blick über die christlichen Staaten haben sollte, der frei genug in die Zukunft drang, um den

Bemühungen eines Arnolds von Brescia Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

So gebildet und rein sein lateinischer Styl ist, so wahrhaft pragmatisch seine ganze Erzählung. Er dringt tief in die Ursachen der Begebenheiten ein, und wirft auf sie ein helles Licht, indem er die charakteristischen Züge des Schauplatzes und der Verhältnisse, auf welchem und unter welchen sie vorgingen, vor der Darstellung derselben zu einer allgemeinen Schilderung verbindet. Wenn er im ersten Buch erzählt, auf welche Weise das hohenstaufensche Haus in Deutschland emporkam, und im Anfang des zweiten, wie die lombardischen Städte zu ihrer blühenden Macht gelangten, in Rom aber zwischen dem gährenden Geist einer eiteln Freiheit und der päpstlichen Hierarchie sich die Feindschaft entspann, führt er uns auf eine Anhöhe, von welcher wir

einen umfassenden Blick für Fridrichs Geschichte gewinnen können. Wichtigere Aktenstücke webt er gern ganz seiner Erzählung ein, um den Leser selbst urtheilen zu lassen; und weil sie von Männern herrühren, die sich in der lateinischen Sprache Gewandtheit erworben hatten, auch damals die Gelehrten bei aller Verschiedenheit des Geistes immer grosse Aehnlichkeit im Styl hatten, indem sie in einer fremden, ausgestorbenen Sprache ihre Gedanken ausdrückten, so wird die Gleichförmigkeit der Darstellung durch sie nicht merklich gestört.

Er hat nur die Geschichte des ersten Feldzugs von Fridrich nach Italien geendigt; die Fortsetzung seines Werkes ward von dem Kaiser selbst dem Kanonikus Radewich zu Freysingen, dem Zögling und Liebling des Bischofs aufgetragen, und man muss gestehn, dass sie mit weit mehr Schwierigkeiten

als der Anfang desselben, verbunden war. Die Geschichte Fridrichs von seiner ersten Rückkehr aus Italien bis nahe an die letzte Zerstörung Mailands, welche der Fortsetzer zum Gegenstande der beiden historischen Bücher hatte, die er uns hinterlassen hat, bot einen so reichhaltigen, abwechselnden Stoff dar, dafs es eine grofse Kunst erfoderte, in der Darstellung desselben Vollständigkeit mit einer lichtvollen Anordnung der Parthien zu verbinden. Schwerer noch mufste es werden, bei den heftigen Streitigkeiten zwischen dem päpstlichen Stuhl und dem Kaiser, bei dem drohenden Schisma, welches in der Kirche entstand, bei dem Kampf zwischen Fridrich und den lombardischen Städten, welcher voll von Grausamkeit war, die Unpartheilichkeit nicht zu beleidigen. Allein man gewinnt schon Hofnung, dafs Radewich diese doppelte Schwierigkeit glücklich besiegt habe, wenn man vernimmt, mit welcher

Stimmung des Geistes er die Arbeit begann. Einige Geschichtschreiber, so äussert er sich, pflegen nach der Behauptung von Josephus, ohne Augenzeugen einer Begebenheit zu seyn, ungewisse und widersprechende Sagen zu sammeln und dann nach Sitte der Redner Schilderungen zu entwerfen. Die aber gegenwärtig waren, bekräftigen aus Nachgiebigkeit gegen den Sieger oder Hafs gegen die Besiegten unwahre Dinge. Ich preise mich glücklich zu keiner von diesen beiden Parthien zu gehören, denn ich lasse mich nicht von jedem kleinen Gerücht hinreissen, und wo ich als Augenzeuge auftrete, habe ich mir niemals aus Wohlwollen gegen meinen Fürsten oder Vorliebe für meine Nation eine Unwahrheit erlaubt. Wenn man aber die schöne Sprache in dem voranstehenden Werke mit der dürren Rede meines Geistes vergleicht: so beweise man Nachsicht. Wenn das Gewicht der Sprache

des verehrungswürdigen Bischofs mich niederdrückt: so stellt der Geist der hier beschriebenen Thaten und die unverfälschte Wahrheit, wenn Gott mir gnädig ist, das Gleichgewicht wieder her.“

Diese Bescheidenheit ist um so liebenswürdiger, da seine Schreibart der Würde der Historie noch mehr angemessen ist, als der Styl Ottos von Freysingen; wenigstens erlaubt er sich niemals, wie dieser, gelehrte Abschweifungen und erkünstelte Wendungen. Auch ist er ihm völlig in dem Vorzuge gleich, dafs er jede neue Scene, welche der Kaiser betreten mufs, uns vorher schildert, und übertrift ihn an Aufmerksamkeit auf die Individualität der handelnden Personen. Musterhaft ist er wirklich in der Bescheidenheit seines Urtheiles. Wo dasselbe gewagt scheinen könnte, und es ihm möglich ist, durch

urkundliche Belege den Leser selbst in den Stand zu setzen, dafs er urtheilen kann, thut er es mit der herzlichsten Freude. Wenn eine Erzählung den Feinden seines Helden sehr nachtheilig ist, giebt er gern einen Fingerzeig, auf welche Weise sie vielleicht in einem bessern Licht erscheinen könnten.

Beide Geschichtschreiber haben die Sitte, die handelnden Personen, vorzüglich den Kaiser oft redend einzuführen. Es ist unverkennbar, dafs der Einfluss der Historiker des Alterthumes auch in diesem Punkte sehr auf sie gewirkt habe; aber sicher haben sie nicht, wie diese wenigstens der ganzen Einkleidung nach, es sich erlaubt, die Reden zu erdichten. Fridrichs Beredsamkeit war berühmt, und trägt bei beiden denselben Charakter; auch zeigt er eine Fülle und Kraft der Seele, wie weder Otto noch

Radewich selbst scheinen besessen zu haben. Uebrigens thut bei ihnen diese Sitte fast noch eine bessere Wirkung, als z. B. beim Livius, weil sie sich ihrer nicht zu häufig bedienen oder bedienen konnten.

Wenn man sie mit Witechind vergleicht, welcher zuerst in Deutschland die alten Historiker nachahmte und der erste erträgliche Geschichtschreiber war: so ist es eine erfreuende Erscheinung, wie schön und wie schnell historische Kultur gedieh war. In der Mitte zwischen ihnen und jenem stehn die vorzüglichen Geister aus der Periode Kaiser Heinrichs des Vierten, besonders Lambert von Aschaffenburg. Was hätte aus der Geschichte unter uns werden müssen, wenn diese vortreflichen Männer in deutscher Sprache geschrieben hätten. Die ersten historischen Schriften in dieser sind so

roh, daſs es schwer ist, sie nur als Materialien zu brauchen.

„Diese Blumen," so schliefst Radewich, „haben wir, bester der Kaiser, auf dem weiten Gefilde Deiner Thaten gelesen „und daraus wie einen Kranz dieses Werk gewunden. Was man sonst von Dir weifs und erzählt, das lassen wir kundigern Männern zurück, welche mehr zu Deinem Hause gehören!" Einen schönen Kranz hatten sie wahrlich um das Haupt ihres Helden geschlungen, und sein Ruhm würde noch ungleich höher bei der Nachwelt seyn, wenn auch für die Darstellung seines folgenden Lebens der Griffel der Geschichte Händen, welche den ihrigen glichen, übergeben wäre.

Da der Bischof Otto und Radewich beide Deutsche waren, ist es ein sehr erwünschtes Geschenk, das uns zwei Italiäner, welche

Zeitgenossen Friedrichs und ihm in öffentlichen Angelegenheiten sehr nahe waren, mit seiner frühern Geschichte gemacht haben, nämlich Otto Morena und sein Sohn Acerbus. Sie schrieben die Zeitgeschichte Lodis, ihrer Vaterstadt, und gehörten, weil diese dem Kaiser ihr Daseyn verdankte, zu den Verehrern desselben und den erbitterten Feinden Mailands. Dies hat allerdings Einfluſs auf ihre Erzählung gehabt, die man überhaupt mit groſser Vorsicht benutzen muſs. An Lauterkeit der Seele, an sorgfältiger Kritik kommen sie jenen beiden deutschen Geschichtschreibern eben so wenig gleich, als an Schönheit der Sprache und historischer Kunst. Ausserdem aber liefern sie uns Nachrichten, welche um so schätzbarer, je individueller sie sind, indem sie, weil Mailand in seiner Erbitterung gegen Lodi doch die erste Fackel zu dem Brande in der Lombardei warf, durch ihre Individualität so

viel Licht über die allgemeinern Begebenheiten verbreiten. Auch vermag man, so lange man sie mit dem Bischof Otto und Rade nicht zusammenhalten kann, sie oft einer sichern Prüfung zu unterwerfen. Wie vortreflich wäre man mit Quellen für die Geschichte der ersten Züge Fridrichs nach Italien versorgt, wenn man eine so vollständige Chronick für jene Zeit von einer der feindlichen Städte der Lombardei, vorzuglich von Mailand hätte. Der elende Schriftsteller Sire Raul ist fast zu nichts werth, als uns eine Probe zu geben, wie ganz anders als gewöhnlich manche Begebenheiten nach der Darstellung der Feinde Fridrichs erschienen.

2.

Ueber
die Mordversuche der Mailander
gegen
Fridrich den ersten.

Th. 2. S. 24—28.

Die Geschichte der Mordversuche der Mailänder gegen das Leben des Kaisers kann freilich das Ansehn eines Volksmährchens bei manchen haben, und es ist auffallend, dafs Morena, welcher doch dem Kaiser damals näher war, als Radewich, ihrer gar nicht erwähnt, so sehr es von ihm zu erwarten war, dafs er keine Handlung verschweigen werde, wodurch sich die Mailänder sehr gehässig machten. Allein man mufs zum Bollwerke

gegen die Zweifelsucht in der Historie, welche die verderblichsten Folgen haben kann, den äussersten Grundsatz für die Kritik der Materialien aufstellen, dessen Gültigkeit sich beweisen läfst: dafs keine Nachricht, die nicht durch eine innere Unmöglichkeit oder ein gültigeres Zeugniſs widerlegt wird, verworfen werden darf, selbst wenn sie einen verdächtigen Ursprung hat. Jene Nachrichten über die Nachstellungen der Mailänder gegen Fridrichs Leben, rühren von dem gehaltvollsten und glaubwürdigsten Geschichtschreiber dieser Zeit, von Radewich her, weder gleichzeitige, noch spätere Geschichtschreiber haben ihm widersprochen. B. 2. K. 36.

Indessen giebt er selbst nur den ersten Versuch durch jenes Ungeheuer den Mailändern, als Urhebern schuld. Er fügt noch hinzu, dafs er gehört habe, dieser Kerl sei wirklich

toll gewesen, und habe also unschuldig das Leben verloren; doch widerspricht er dadurch seiner Behauptung nicht, denn die Mailänder konnten auch einen Wahnsinnigen zur Ermordung des Kaisers, die vielleicht durch einen solchen am leichtesten gelang, abgesandt haben. Ein späterer Schriftsteller erzählt indessen diese Geschichte mit solchen Umständen, nach welchen man an dem Wahnsinn des Mörders sehr zweifeln möchte. Der Abt Albert von Stade, dessen Leben gröfstentheils noch in die hohenstaufensche Periode fiel, giebt uns davon folgende Erzählung: Als der Kaiser allein mit einem Grafen Thiederich spazierte, sprang ein starker Kerl, angezogen mit einem dicht anschliessenden Kleide, welches mit Pech und Teer beklebt war, aus seinem Schlupfwinkel hervor, riss den Kaiser von hinten nieder, wälzte sich mit ihm am Boden, und suchte ihn mit sich in die Tiefe der Adda hinabzuziehn. Indem

sie sich einander hin und herzerrten, zog der Graf Thiederich sein Schwert. Der Mörder sprang in den Strom, war bald über, bald unter dem Wasser, so dass er glücklich seinen Verfolgern entkam. Am andern Ufer ward er von seinen Genossen aufgenommen und auf einem schnellen Pferde entführt. Chron. Alberti Abbat. Stad. f. 192.

Ob der Spanier oder Araber, von dessen mörderischen Absichten Fridrich so geheimnisvolle Nachrichten erhielt, wirklich ihm nach dem Leben gestellt habe, ist ungewiss, und noch ungewisser, von wem er abgesandt worden. Rodewich äusert sich über diesen letzten Punkt gar nicht. Er ist überhaupt sehr vorsichtig, sobald er zum Nachtheil des Papstes und der Geistlichkeit etwas vorbringen soll. Die Geschichte fällt gerade in die Zeit, da der Papst gegen Fridrich unmittelbar nach den romkalischen Schlüssen

den bittersten Haſs trug; auch war der Kaiser früh als ein Geist ohne Religion verrufen. Nach allen Aeusserungen jenes Abentheurers, vorzüglich von seinen Genossen, scheint es, daſs er zur Bande des berüchtigten Alten vom Berge gehörte. Diese Gründe zusammen berechtigen einigermaſsen zu der Vermuthung, daſs er, wenn er wirklich einen Anschlag auf Fridrichs Leben hatte, vielmehr von dem Papst oder irgend einem Gliede der Kirche, als von den Mailändern abgeschickt wurde.

3.

Das Schisma.

Th. 2. S. 53—62.

Radewich hat sich in der Geschichte des Schisma gänzlich des eigenen Urtheils enthalten. Er giebt uns dagegen die Briefe und Berichte von beiden Päpsten und von den Kardinälen beider Parthien, auch ein paar Schreiben von dem Kaiser in dieser Angelegenheit, also die Aktenstücke so vollständig, wie möglich. Diese widersprechen sich aber in wichtigen Punkten, vorzüglich in der Anzahl der Kardinäle, welche auf jeder Seite gewesen seyn sollen. Nun läfst sich nicht gut annehmen, dafs die Päpste es sollten ge-

wagt haben, offenbare Unwahrheiten zu sagen, es sich aber wol erlaubten, jenen feinern Betrug zu begehn, welcher bald hier, bald dort einen Umstand ausläfst oder in Verbindung bringt, in welcher er der Wahrheit nach nicht stand. Die Nachrichten, welche uns der Abt von Ursperg über die zwistige päpstliche Wahl hinterlassen hat, lassen uns zum Glück bemerken, in wiefern die heiligen Väter, besonders Alexander, sich diese feine Betrügerei mögen erlaubt haben. Der Bericht des letzten über die Weise, wie Oktavian Papst ward, ist in dieser Hinsicht so meisterhaft, dafs ich ihn gern hier einrücke.

Radev. l. II. c. 51. Porro cum antecessor noster bonae memoriae Adrianus papa Kal. Septemb. Anagniae debitum naturae solvisset, et de terris ad coelum, de imis migrasset, Domino vocante, ad superna, eo

Romam adducto, et II *Non. Sept. in ecclesia beati Petri, praesentibus fere omnibus fratribus satis honeste (sicut moris est) tumulato, coeperunt fratres et nos cum eis secundum ecclesiae consuetudinem, de substituendo Pontifice in eadem ecclesia studiosius cogitare, et tribus diebus de ipsa electione tractantes, tandem in personam nostram, insufficientem huic oneri et tantae dignitatis fastigio minivie congruentem omnes quotquot fuerunt, tribus tandem exceptis, Octaviano scilicet, Joanne de St. Martino, et Guidone Cremense (Deo teste, quia mendacium non fingimus, sed meram sicut est loquimur veritatem) concorditer atque unanimiter convenerunt, et nos assentiente Clero ac Populo in Romanum Pontificem elegerunt. Duo vero, Joannes et Guido, quos praenotavimus, tertium Octavianum nominantes, ad ejus electionem pertinaciter intendebant. Unde et ipse Octavianus in tantam audaciam insaniamque prorupit,*

quod mantum, quo nos reluctantes et renitentes, quia nostram insufficientiam videbamus, juxta morem Ecclesiae, Odo prior Diaconorum induerat, tanquam arreptitius a collo nostro propriis manibus violenter excussit, et secum inter tumultuosos fremitus asportavit. Caeterum cum quidam de Senatoribus tantum facinus inspexissent, unus ex eis spiritu divino succensus, mantum ipsum de manu eripuit saevientis. Ipse vero ad quendam Capellanum suum, qui ad hoc instructus venerat et paratus, illico flammeos oculos fremebundus inflexit, clamans et immens, ut mantum, quem fraudulenter secum portaverat, festinanter afferret. Quo utique sine mora delato, idem Octavianus abstracto pileo, et capite inclinato, cunctis fratribus, aut loco inde aut volumtate remotis, mantum per manus ejusdem Capellani, et cujusdam Clerici sui ambitiosus assumpsit, et ipse idem, quia non erat alius, in hoc opere Capellano

et Clerico extitit coadjutor. Verum ex divino credimus judicio contigisse, quod ea pars mauti, qua tegere anteriora debuerat, multis videntibus et ridentibus posteriora tegebat. Et cum ipse idem hoc emendare studiosius voluisset, quia capitium manti extra se raptus non poterat invenire, collo fimbrias circumduxit, ut saltem mantus ipse appensus ei quodammodo videretur. Sicque factum est, ut sicut tortae mentis erat, et intentionis obliquae, ita ex transverso et obliquo mantum fuerit in testimonium suae damnationis indutus. Quo facto, portae ecclesiae, quae firmatae fuerant, reserantur, et armatorum cunei, quos (sicut est re apparuit) pecuniae largitione conduxerat, evaginatis gladiis cum immenso strepitu cucurrerunt, et pestis illa mortifera, quia Cardinales Episcopos non habebat, armatorum caterva militum vallabatur. Fratres vero facinus tam immensum, et a seculis non auditum ex insperato videntes, et formidantes, ne a

conductitiis militibus trucidaretur, sese in munitionem ecclesiae nobiscum pariter recepérunt: ibique novem diebus continuis, ne exinde libere exiremus, fecit nos quorundam Senatorum assensu, quos pecunia oblata corruperat, die noctuque armata manu cum cetu diligentis custodiri. Sane populo incessanter et jugiter acclamante, et in Senatores pro tanta impietate multa immanitate fremente, de custodia fuimus illius munitionis erepti, sed in artiori et tutiori loco apud Transtyberim nos idem Senatores, recepta inde pecunia, posuerunt. Cumque moram ibidem ferme triduum fecissemus, universo populo tantam proditionem, atque malitiam de cetero nullatenus sustinente, Senatores cum Nobilibus et populo venientes, nos et fratres nostros per urbem magnifice et honorifice cum immensis laudibus et praeconiis, campanis etiam in transitu nostro pulsantibus, conduxerunt et sic etc.: annus consecrationis accepimus, et sicut in Romana

ecclesia moris est, ibidem Pontificali Regno magnifice fuimus ac solemniter coronati etc.

Wenn man diesen Brief, welchen Alexander an den Bischof und die Universität von Bologna schrieb, mit den übrigen Nachrichten über die streitige Wahl der Päpste vergleicht: so sieht man, daſs allenthalben wol etwas Wahrheit zum Grunde liegt, bald aber wichtige Umstände ganz verschwiegen, bald in einen Zusammenhang gebracht sind, welchen sie nicht hatten. Vornehmlich hat er gesucht, den Vertrag, welcher zwischen den Kardinälen vor der angestellten Wahl geschlossen wurde, in Vergessenheit zu bringen, da es nicht möglich war, auch über denselben Täuschung zu verbreiten, und ohne ihn seine Wahl durch die Mehrheit der Kardinäle durchaus rechtmäſsig gewesen wäre.

II.

M o s e s.

Die Töchter des Priesters Jethro im Lande Midian standen am Brunnen und schöpften Wasser, die Heerde zu tränken, aber es kamen Hirten und trieben sie hinweg. Da nahte ein Fremdling, der am Brunnen safs, half ihnen und tränkte ihre Schafe. Als sie nun früher, wie gewöhnlich nach Hause kamen, fragte der Grofsvater nach der Ursache davon, und als sie erzählten, wie ein Fremdling aus Aegypten ihnen Hülfe gegen die Hirten geleistet und ihnen Wasser geschöpft habe, zürnte der Greis, dafs sie den Mann nicht zum Mahle mitgebracht hatten. Sie wufsten ihn rufen. Er kam und blieb

und gefiel dem Hause so wohl, dafs ihm der Grofsvater seine Enkelin Zippora gern zum Weibe gab.

Ein hoher Geist war in dem schönen Fremdling verborgen, welcher nun die Heerde seines Schwiegervaters Jethro weidete, und ausgezeichnet waren schon seine bisherigen Schicksale gewesen. Er gehörte zu dem Nomadenvolke der Hebräer, welches aus Asien zur Zeit einer grofsen Theurung in das Land Gosen, eine ägyptische Provinz aufgenommen war, weil ein Sohn des damaligen Hauptes der Horde, Joseph der Liebling seines Vaters Jakob, durch Glück und durch seine Fähigkeiten einen hohen Rang im Königreich erhalten hatte. Bald aber wurden die Nachkommen Jakobs, welche sich durch Fruchtbarkeit ausserordentlich vermehrt hatten, ein Gegenstand politischen Argwohnes der ägyptischen Könige, und es

ergieng ein Befehl, dafs alle neugebohrne Söhne der Hebräer in den Nil geworfen werden sollten. Eine Frau von Namen Levi gebahr einen schönen Knaben und verbarg ihn drei Monate lang. Als es unmöglich ward, ihn länger zu verbergen, da machte die zärtliche Mutter ein kleines Schiff von Papierstauden, dergleichen man auf dem Nil häufig hatte, und bezog es mit Asphalt und Pech, und legte ihr liebes Kind hinein. Sie setzte es hart am Ufer aus, an einen Ort, wo viel Sari im Strome wuchs; und die Schwester des Knaben blieb daselbst, um sein Schicksal abzuwarten. Da kam die Tochter des Königs, ihrer Sitte gemäfs im Nil zu baden; die Jungfrauen ihre Begleiterinnen gingen am Ufer auf und nieder. Das kleine Schiff zwischen dem Sari ward gesehen; die Königstochter sandte hin, es zu holen, eröffnete es, und sah den weinenden Knaben: Gerührt sagte sie: es ist eines von

den hebräischen Kindern, und die kluge Schwester des Knaben fragte sogleich, ob sie eine hebräische Frau, das Kind zu stillen, holen sollte? Die Mutter desselben ward als seine Pflegerin angenommen.

Als der Knabe heranwuchs, brachte ihn die Mutter zur Tochter des Königs, welche ihn Moses nannte, weil sie ihn aus den Fluten gerettet hatte. Sobald er aber völlig erwachsen war, verließ er, getrieben durch die Eindrücke des Nationalsinnes, welche er frühe durch den Verkehr mit einer zärtlichen Mutter ohne Zweifel erhielt, den Pallast der Königstochter, und ging zu seinen Brüdern. Für ihn, im Wohlleben erzogen, waren die Frohndienste, unter welchen seine Landesleute seufzten, ein empörendes Schauspiel, und der Grimm, welcher sich in seiner Seele wider die Unterdrücker erzeugt hatte, überwältigt ihn, als er eines Tages

einen Hebräer von einem Aegypter gemifshandelt sieht: er schaut umher und nimmt keinen Zeugen der beschlofsnen That wahr, erschlägt den Aegypter, und verscharrt ihn im Sande. Aber schon den andern Tag, da er einen Streit zwischen zwei Hebräern schlichten will, erfuhr er, dafs seine rasche That ruchtbar geworden. Denket du auch mich zu tödten, wie den Aegypter? fragt ihn der eine von ihnen. Auch drohte ihm bald die forschende Obrigkeit mit Lebensstrafe, und er entfloh in das Land Midian. Der Gedanke, dafs er ein Verbrechen begangen habe, war ferne von ihm: in seiner That sah er nur einen Aufruf an seine Nation zu gleicher Gewalt wider die Unterdrücker.

Umschlossen von Bergen, in der Einsamkeit einer öden Natur, weidet er die Heerde seines Schwiegervaters, und sein hoher Geist scheint von seinem Feuer und seiner Bildung

nimmermehr zur Rettung des israelitischen Volkes Gebrauch machen zu können, wiewohl es sein glühender Wunsch war. Nirgends sah er Hülfe, wenn sie nicht von dem Gotte seiner Väter kam, dessen Andenken in der Tradition der Abrahamshorde lebte. Das religiöse Gefühl selbst gebildeter Völker empört sich gegen den Gedanken, daſs ihr Gott sie stets in einem Zustande des politischen Elendes schmachten lassen werde: Moses, [illegible] Geist und seiner glühenden Phantasie muſste die Verheiſsungen des Gottes der Väter mit desto mehr Innigkeit umfassen, je unwahrscheinlicher die Erfüllung derselben geworden war. Die Natur um ihn her wird durch den Drang seines Innern belebt, und Erscheinungen müssen ihm eine Unternehmung gebieten, welche durch die Stimmung seines Geistes für ihn nothwendig geworden war. Wenn sich vom Himmel ein feuriger Glanz über die Dornen

des Berges Horeb verbreiteten, welche brennen und nicht verbrennen: so glaubt er, dafs der Gott der Väter ihm erscheine und die Befreiung seines Volkes ihm verheisse ihm gebiete, sich als das vornehmste Werkzeug zu derselben zu betrachten. So enthusiastisch aber auch seine Einbildungskraft sich erhebt, entgehn ihm die Schwierigkeiten nicht, welche er zu besiegen hat, ehe er die Israeliten aus Aegypten führen kann. Zuerst ist unter ihnen der Ruhm des Gottes der Väter, durch das lange Elend, in welchem sie gelebt haben, so erloschen, dafs Moses sich wenig Wirkung davon versprechen konnte, wenn er als Abgesandter desselben auftrat, so vielversprechend auch der Name Jehova ist, Ich werde es seyn! so ruft der Gott der Väter den Israeliten zu; aber woher sollen sie Vertrauen zu diesem Gott erhalten, das Vertrauen, durch welches einzig ihr Sklavensinn gehoben werden konnte? Dann sieht

Moses, welches Hinderniſs für seine Sendung ein Fehler seiner Sprache sey, welcher seinem beredten Geiste nicht erlaubt, durch Beredsamkeit auf das Volk zu wirken, und zuletzt ist die ausserordentliche Armuth dieses letzten nicht sehr einladend, um den Zug in entfernte Gegenden mit ihm auch nur anzutreten.

Wenn Moses bei Betrachtung dieser Armuth sich mit dem Gedanken tröstet, daſs die Israeliten mit sich nehmen könnten, was ihre Hausfrauen von ägyptischen Freundinnen geborgt hätten: so kann er sich wegen einer solchen Maſsregel nicht dadurch rechtfertigen, daſs die Aegypter als eine feindliche Nation von seinen Landsleuten betrachtet werden konnten. Erlaubter war es, daſs er sich seiner Kunde von verborgnen Eigenthümlichkeiten der Natur bedienen wollte, um durch Wunderzeichen seinem Gott und

sich bei dem König Aegyptens und den Israeliten Gewicht zu verschaffen; und über die Fehler seiner Sprache konnte er sich beruhigen, da sein Bruder Aaron um so beredter war.

Mit diesem muſs er immer in Verbindung gewesen seyn, denn er ward von ihm am Horeb, dem Berge Jehovas in der Wüste, begrüſst, als er seine Reise nach Aegypten beginnen wollte, wo diejenigen gestorben waren, die ihn ehemals verfolgt hatten. Die zwei Brüder erwarben das Vertrauen der Familienhäupter unter den Israeliten in Aegypten; aber ihre erste Maſsregel, um den Auszug derselben zu bewirken, nämlich die Bitte an den ägyptischen Herrscher, daſs er die Hebräer zur festlichen Verehrung Jehovas in die Wüste möge ziehn lassen, hatte nur die Folge, daſs ihr Zustand noch viel drückender wurde: es ward ihnen noch mehr

Arbeit auferlegt, weil man ihren Wunsch, ein heiliges Fest zu begehen, als eine Wirkung des Müssiggangs ansah. Der ausdauernde Muth von Moses, ein Sturm von unglücklichen Ereignissen, der über Aegypten kam, und den König auf den Gedanken führte, dass der zürnende Gott der Hebräer Ursache desselben, und ein furchtbares, mächtiges Wesen sei, hatte endlich die Folge, dass dem israelitischen Volke der Abzug gestattet wurde. Nach Palästina wollte Moses dasselbe führen, in das Land, wo die Nomadenhorden seiner Vorfahren ihre Heerden geweidet hätten.

In einzelnen Heerhaufen führte er es, nicht den geradesten Weg durch die Landenge bei Pelusium, weil er sonst den Kampf mit dem kriegerischen Stamm der Philister nicht hätte vermeiden können, wodurch die verzagten Israeliten wahrscheinlich nach Ae-

gypten zurückgescheucht wären; sondern zog durch die Wüsten am arabischen Meerbusen, vielleicht auch in der Hinsicht, dafs er nach dem Uebergang über diesen eine Gegend berührte, die ihm sehr bekannt, und der Sitz der Erscheinungen des Nationalgottes war. Seine Gründe waren dem ägyptischen Hofe verborgen, und je mehr sich der Zug zur Rechten hinabwandte, desto leichter konnten die Aegypter auf die Vermuthung gerathen, dafs entweder die Hebräer von ihrem Gott nicht geliebt würden, oder auf die Weisheit von diesem nicht viel zu achten wäre. Der Pharao, mit seinem Heer verfolgte daher die Israeliten, und erreichte sie, indem sie am Meere gelagert waren. Jezt fühlte es Moses zum erstenmal, welche Bürde auf ihm, als dem Anführer eines solchen Volkes laste. Waren keine Gräber in Aegypten, rief es ihm zu, dafs du uns

wegführen mufstest, in der Wüste zu ster
ben? War es nicht beständig unsere Ant
wort, welche wir in Aegypten dir gaben
lafs uns gehen, dafs wir den Aegyptern die
nen, denn das ist doch besser, als in der
Wüste sterben!

Vielleicht wäre jetzt der ganze Plan von
Moses zu nichts geworden, und die grofs
Umwandlung [illegible] Denkart, welche
aus derselben entsprang, hätte nicht den
Charakter erhalten, dessen Gepräge an s
manchen Einrichtungen des achtzehnten
Jahrhunderts noch sichtbar ist, wenn nicht
im rothen Meere eine solche Ebbe einge
treten wäre, dafs die Israeliten ohne Gefah
hindurchziehen konnten. Moses streckte, s
schildert diese Szene der Styl der israeliti
schen Legende, seine Hand gegen die See
aus; da liefs Jehova das Meer durch einen
entgegenwehenden heftigen Wind die ganz

Nacht hindurch wegtreiben, so dafs der Boden trocken, und das Wasser in der Mitte zertheilt ward, dafs die Israeliten auf dem vom Wasser entblöfsten Strich mitten durch das Meer gingen, und was auf beiden Seiten von Wasser blieb, ihnen zur Mauer diente.

Die Aegypter waren des Wechsels von Ebbe und Flut in dem Meere nicht so kundig, wie Moses, der so lange an dem Ufer desselben gelebt, und wurden von der Flut überrascht, als sie sich zur Verfolgung der Israeliten in das Bette der See gewagt hatten. Durch diesen Uebergang der Feinde erschienen der Heerführer und sein Gott in einer Glorie, durch welche die Dichtkunst begeistert werden mufste.

Da sangen Moses und die Kinder Israel
Dies Lied dem Herrn,
so sangen sie

Ich singe dem Herrn; denn groſs ist Er!
Roſs und Wagen stürzte er
nieder ins Meer!

Mein Macht- mein Lobgesang ist Er!
Mir zur Hulfe kam der Herr!
Er mein Gott, ich sing' ihm Lob,
Gott meiner Väter, ich preis' ihn hoch.

Jehova ist ein Kriegesheld,
Jehova heiſst Er!
Pharo's Wagen und sein Heer
warf er in's Meer.
Seiner Fuhrer Erlesenste
sanken ins schilfge Meer.

Die Fluten deckten sie,
sie sanken zum Grund' hinab
wie ein Stein.

Deine Rechte, Jehova, hat sich hochherrlich
erzeiget!
Deine Rechte, Jehova, zerbrach den Feind

Durch Deine hohe Kraft
zertrümmert Du, die wider dich stehn:
Du schnaubest Rache aus,
sie müssen verwehn,
wie Spreu.

Vorm Hauche Deines Athems thürmten die
Wasser sich;
Wie Flutenhaufen stellten sie sich,
Es starrten die Wellen
im tiefen Meer.

Der Feind sprach: sie verfolgen, ergreifen, zur Beute sie theilen
Will ich; an ihnen kühlen den Muth!
Mein Schwert ausziehn,
vertilgen sie!

Da hauchte Dein Wind:
sie deckt das Meer!
Sie sinken hinab wie Blei
in der gewaltigen Fluth.

Wer gleicht Dir, Herr!
Unter den Göttern, wer?
Wer ist wie Du hochherrlich in Götter-Pracht
schrecklich im Lobe, voll Wunder macht!

Aus rechtest Du die Hand;
die Erde schlang sie auf.
Und führest nun mit sanfter Hand
Dein auserkauftes Volk.
Du führst es tapfer fort
zu Deinem heiligen Ort.

Es hören es die Völker und zittern schon.
Angst ergreift die Bewohner Philisterlands.
Die Fürsten Edoms beben schon!
Die Tapfern Moabs fasset Todesangst:
Zerschmelzen stehn die Bewohner Kanaans.

Laß fallen auf sie Furcht!
Todesschrecken vor Deinem mächtigen Arm!
Erstarren laß sie zu Stein,

bis dafs durchhingegangen Dein Volk, Jehova!
bis dafs durchhingegangen Dein Dir erkauftes
Volk.

Führe sie,
pflanze sie
auf Deinem Erbgebirge,
dem Orte Deiner Wohnung,
die Du Dir selbst bereitet hast, Jehova,
zum Heiligthum, das Deine Hände bauten.
Jehova herrscht ein König in Ewigkeit,
in Ewigkeit!

Aus zog Rofs und Wagen Pharao,
mit seinen Reitern zog er in das Meer;
Da liefs Jehova über sie kommen
Fluten im Meer;
Israels Stämme gingen trocken hindurch
mitten im Meer. *)

*) Der Verfasser der herrlichen Schrift vom Geiste der ebräischen Poesie wird verzeihn, dafs ich diese Uebersetzung von ihm entlehnte, weil sie

Auf dem Zuge in die Wüsten nach dem Durchgange zeigte es sich in jedem bedeutenden Ereignisse, wie gut Moses in Hinsicht auf die Gründung des Ansehens und des Staates, welcher auf der Idee von demselben ruhn sollte, gerade diesen Weg gewählt hatte, wo er die verborgnen Eigenthümlichkeiten der Natur so genau kannte, dass er häufige Wunderzeichen im Name

nur ein wunderbarer Nachklang jenes alten Gesanges scheint. „Der Durchgang durchs Meer hat das älteste und klingendste Siegeslied hervorgebracht, das wir in dieser Sprache haben. Es ist Chorgesang; eine einzelne Stimme mahlte vielleicht die That selbst, die der Chor aufing und gleichsam verhallen. Sein Bau ist einfach, voll Assonanzen und Reimen, die ich in unsrer Sprache ohne Wortzwang nicht geben wüsste: denn die ebräische ist wegen ihres einförmigen Baues solcher klingenden Assonanzen voll. Leichte, lange aber wenige Worte verschwieben in der Luft und meistens endigt ein dunkler einsylbiger Schall, der vielleicht den Bardit des Chors machte." Th. 2. S. 81.

des Nationalgottes erscheinen lassen konnte. Noch ist die Natur jener Gegend für uns nicht genug erforscht, dafs wir entscheiden könnten, ob die Dichtung der Legende in den Nachrichten über diese Ereignisse spreche, oder ob sie reine historische Wahrheit sind.

So wie der Herführer durch die Weise, wie er seine Kenntnisse anwandte, den Eindruck vorbereitete, welchen die Gesetzgebung machen sollte, wirkte auch seine Sitte bei dem ersten Kampfe, welchen die Israeliten zu bestehn hatten. Sie waren von dem Stamme der Amaletiker angegriffen worden; Moses gab an Josua den Befehl, dem Feind ein Treffen zu liefern, während welchem er auf einem Hügel stand, mit erhobenen Händen. Er senkte sie, wann die Amaletiker den Sieg zu gewinnen schienen, und hob sie von neuem in die Höhe, wann Israel dem

Feinde überlegen war. Seine veränderte Stellung ward als die Ursache des Wechsels betrachtet. Er betete, bis die Sonne unterging. Als der Sieg auf der Seite seines Volkes war, konnte er es mit mehr Zuversicht dem grosen Augenblicke der Gesetzgebung entgegen führen.

Die Fortsetzung im dritten Theil.

III. Hero-

III.

Herodot.

Ein historischer Roman.

Und wenn auch du die Fesseln liebest, Psycharion, so verzweifle ich an der Tugend meiner Mitbürger! sagte der Jüngling, und wandte vom Schiffe, halb freudig, halb wehmuthig, seinen Blick nach der Gegend seiner Vaterstadt Halikarnaſs. Die Morgenröthe erwachte, und die Küste von Karien trat allmählig aus den Nebeln hervor: er stand allein auf dem Verdeck, fast alle Schiffsleute schliefen noch. Da zeigte sich ein Theil der Vaterstadt im ersten Morgenstrahl, und eine hohe Röthe überflog seine Wangen. Einst herrschte da die Freiheit, rief er aus; sie kann nicht ganz aus den Mauern von Halikarnaſs entflohen seyn!

Er trat an das Gestade. Armer Herodot, seufzte er, küsse nicht die Vatererde; sie ist durch Sklaverei entweiht. Er sah die Vorübergehenden scharf an, ob die Züge der Freiheitsliebe noch in ihren Gesichtern waren, und glaubte sie verwandelt zu sehen; er ging mit raschem Schritte nach dem Thore der Stadt, und stand erschrocken vor demselben still, als ob ein verpesteter Hauch ihm entgegen käme; er ritte bleich, mit düsterm Blicke durch die Straſsen, und die Knaben standen, und sahn mit Furcht dem stürmischen Fremdling nach. Gewiſs ein Flüchtling, sagten sie zu einander, der mit unreinen Händen zu uns kommt, und sich in unsrer Stadt will sühnen lassen.

Er trat mit einer wunderbaren Angst in das Haus seines Oheims Panyasis, wo er seine Jugend verlebt hatte. Noch wuſste er nicht, daſs der vielverehrte Mann auf Be-

befehl des Tyrannen Lygdamis in seinem Hause vor kurzem ermordet war. Eine schauerliche Oede herrschte in demselben: in dem Lieblingsgemach Herodots, wo er so oft mit andern Kindern gespielt hatte, sah er nun Streifen von Blut am Boden, welche die Zeit noch nicht blässer gemacht hatte. Götter! rief er schwach aus gepresster Seele, und sein Ruf hallte hohl wieder in dem Hause. Er lehnte sich an eine Säule, aber an ihrem Fuse war Blut hinaufgespritzt. Götter! rief er mit schmetternder Stimme. Die Myrthen umwehten ganz so wie ehmals das Gesimse der Fenster, doch schien es ihm, als ob der Hauch der Erinyen, nicht Cytherens wollustiger Athem, aus ihnen hauchte. Götter des Hades! rief er. Wer den Hades anruft, so antwortete eine schwache Stimme, zu dem komme ich gern. Ein alter Mann, mit weissem Haar, kam hinter den Myrthen hervor. Fremdling, sprach er, meine Augen

sind dämmernd, aber du scheinst mir von den Erinnyen gesandt; dein Haar ist duster zerstreut, dein Blick wild, dein Gesicht bleich. O Phormion, Phormion, rief Herodot, kennst du mich nicht mehr? Sprich, Alter, wo ist dein Herr, mein vielverehrter Oheim? Ja, sie kommen, sie kommen, fuhr der Alte fort, sie rauschen daher, wo es dunkel wird, im Garten dort an den Blumenbeeten höre ich ihren ehernen Fußtritt! wie die Schlangen in ihren Haaren sich winden, wie sie den Mörder quälen werden! sei mir willkommen Fremdling, du hast eine gute Herrschaft in diesem Hause angekündigt. Der Herbstwind ist doch köstlich!

Herodot merkte bald, daſs das Haupt des alten Sklaven seines Oheims sich zum Wahnsinn neigte. Vergebens erinnerte er ihn an die Zeit, wo er als Knabe auf seinen Armen getragen, auf seinen Knieen gewiegt sei. Die

ganze Vergangenheit war aus dem Gedächt. niss des Alten bis auf die eine Begebenheit verschwunden, die ihm das Gehirn zerrüttet hat. Allein auch sie wusste er nicht im Zusammenhang, nur aus seinen verwirrten Aeusserungen konnte Herodot abnehmen, was auch ihn zum Thukydides hätte bringen können, wenn er nicht Liebling der Musen gewesen wäre, dass nämlich der Burger Lygdamis sich der höchsten Gewalt in Halikarnass bemächtigt hatte, und dass sein verehrter Oheim Panyasis, ein Beschutzer der Freiheit, auf Befehl des Tyrannen in diesem Gemach ermordet sei.

Betäubt wankte der Jüngling bald hier bald dorthin, von einem Zimmer in das andre, und kam stets wieder in das blutige Gemach zurück.

Der alte Sklav war in den Garten hinausgegangen, schaukelte sich mit den Zweigen der Obstbäume, deren Fruchte seine einzige Nahrung war. Wie eine Gestalt der Unterwelt sass er in denselben, und rief bisweilen, indem er in die Ferne zu blicken versuchte, mit schwacher, rauher Stimme: sie kommen dorther! der eherne Fusstritt! Er griff nach den dunnen Zweigen, als fasste er die Furien bei ihrem Schlangenhaar.

Herodot irrte in den Garten hinaus. Er hatte schon gewusst, dass Lygdamis während seiner Abwesenheit sich zum Tyrannen aufgeworfen hatte: eine Kunde von seinem Oheim, die er in Aegypten hieruber empfing, hatte ihm zugleich den festen Entschluss desselben offenbart, Verzicht zu thun auf die Jugendfreundschaft des Tyrannen und sich seiner Herrschaft entgegen zu stellen. Schrecklich fiel es dem Jungling auf die Seele, im

Vater seiner geliebten Psycharion zugleich den Unterdrücker der väterlichen Freiheit und den Mörder seines Oheims zu finden. Eine doppelte Pflicht foderte ihn zur Rache auf; und in seiner grofsen Seele stand der Entschluſs sogleich fest, seiner Pflicht alles aufzuopfern, selbst Psycharion und seine Liebe. Zwar gingen jezt, da er diese dem Vaterland opfern wollte, alle bezaubernde Scenen derselben in seiner Seele vorüber: wie die schöne Jungfrau in das befreundete Haus seines Oheims kam, wie sie mit Wohlgefallen ihm zuhörte, wenn er von den Eingebungen der Musen sprach, wie allmählig die stärkste Leidenschaft in ihm und in ihr emporkeimte, und sie bei den Trümmern eines Dianentempels ihm zum erstenmale zitternd ihre Liebe gestand, in dem rosenfarbenen Scheine der Abenddämmerung; aber bei jedem neuen Bilde, das vorüber ging, bestärkte er sich auch in dem Entschlusse, daſs er diese ganze schö-

ne Welt, wenn es noth thäte, auf dem Altare des Vaterlandes opfern wolle.

Während diesem Siege über sich selbst war er bis an das Ende des Gartens, bis an den Fluss gekommen, der sich hinter demselben vorbeischlängelte. Er stand in sich verloren, und sah schwermuthig in die blauen Fluten hinab. Da hörte er den Fluss herauf leise Bewegungen kommen, und sah durch die hängenden Gesträuche einen Nachen herausschwimmen, in welchem mehrere Jungfrauen waren. Er warf einen Blick auf sie, und sah seine Psyche unter in der Mitte derselben. Sie wandte ihren Blick nach dem Ufer, und sank erblasst im Schiffe zurück; der Jüngling stürzte sich in die Flut, sprang in den Nachen und lag zu ihren Füssen. Sie schlug die Augen wieder auf, er war sprachlos, die Jungfrauen standen schweigend und furchtsam umher. Hin-

weg, wenn mein Leben und dein Leben dir werth ist, rief Psycharion, nachdem sie sich gesammelt hatte. O Psycharion! sagte der Jüngling bebend. Ich beschwöre dich bei Cypris, verlaſs den Nachen! rief die zitternde Geliebte, und er stürzte sich wieder in die Flut hinab. Lange stand er am Ufer, und sah wie im Traume dem hinabschwimmenden Schiffe nach; Psycharion hielt ihr Auge auf ihn geheftet. Liebe und Wehmuth und zärtliche Furcht wechselten in ihren Gesichtszügen und Blicken. Welche Gebete sie zu Cytheren senden mochte, nach deren Tempel sie schiffte, um das Fest der Göttin zu begehn.

So wurde Herodot am ersten Tage seiner Rückkunft von stürmischen Empfindungen umhergeworfen, und seine Seele, sonst so heiter durch die Gunst der Musen gestimmt,

ward durch Leidenschaften zerrüttet, bis der Abend kam. Er wusste, dass sich gewöhnlich in den ersten Stunden der Nacht seine ältesten Jugendfreunde in einer Grotte, nicht weit von den Trümmern des Dianentempels, dem ersten Denkmale seiner Liebe, zum fröhlichen Zechgelage versammelten: er eilte dahin! und die Wände der Grotte hallten von den frohen Ausrufungen seiner Genossen wieder!

Bald kam ihr Gespräch auf den Zustand ihrer Vaterstadt, die Funken der Freiheit in ihrer Seele schlugen bald zur lodernden Flamme empor: die Jünglinge umkränzten ihre Becher, ihr Haupt mit Eppich, und machten sich Thyrsusstabe. Als der Mond aufgegangen war, zogen sie von der Grotte heraus. Herodot, welcher sich vor allen durch jugendliche Schönheit auszeichnete, und himmlisch

wie Dionysos sprach, wenn ihn der Wein begeisterte, sollte die Person des Gottes vorstellen. Seine Zechgenossen umgaben ihn, und trugen ihn auf ihren Schultern. Unter lauten Gesängen wallte so der Zug in der Mondnacht zur Stadt hinab. Er streifte an einem Hain vorbei, wo Herodot mit seinem Thyrsusstabe Stillstand gebot. Hier standen die Statüen verehrter Männer aus Halikarnaſs: er wollte der Göttin der Freiheit hier einen feierlichen Eid schwören. Mit der Krone der Freiheit vertausche ich gern den Epheukranz, welchen ich als ein Gott trage, rief er aus, und warf ihn von sich: „der von euch ist nicht werth, im Gefolge des Dionysos zu erscheinen, welcher nicht die Freiheit seines Vaterlandes höher achtet, als Leben und Liebe.“ Alle schwuren mit ihm, den Tod für die Freiheit nicht zu scheuen. Ihrer waren zehn junge Männer, zwischen welchen sich das Band der

Freundschaft so fest geschlungen hatte, wie es nur unter den Griechen zwischen männlichen Herzen geknüpft werden konnte.

Indem sie in einem Kreise um Herodot her standen, kam eine blasse Gestalt in den Gängen des Hains heraufgewandt, der Schatten von dem Zwölften in diesem Bunde der Jugendfreunde. Chiyades war einer der so sorgsam unter ihnen gewesen, und hatte oft in seinen Heldenträumen nach dem Schwerte gegriffen. Jetzt suchte er nur die geheimnißvolle Stille der Wälder, einen Myrthenkranz um seine blasse Schläfe gewunden, mit welchem er sich gern in dem Spiegel der Quellen beschaute. Komme, Chiyades, riefen ihm die jauchzenden Brüder zu; erwache aus den Träumen der Liebe! Herodot ist da, und mit ihm in dieser Nacht die Freiheit. Der blasse Jüngling sah den zurückgekehrten Freund,

lief hastig auf ihn zu, und umarmte ihn heftig. Nun, Chlyades? Du gelobst doch auch zum Bunde der Freiheit gegen Lygdamis? sagten die Jünglinge. Die Röthe, welche kaum seine Wangen überzogen hatte, verschwand wieder bei dieser Anrede. Er verlor sich in die Gesträuche. Der Unglückliche, sagten die Brüder, er ist ein Sklav von Eros, und liebt daher nicht die Freiheit! Freunde, rief Herodot, wir schwören, die Freiheit höher zu achten, als die Liebe, und ziehen Eros entweder mit uns zu ihrer Höhe hinauf, oder stürzen ihn zur Tiefe hinab!

Still gingen nun die eilf Verschwornen in die Stadt, und zerstreuten sich in den Strassen zu ihren Wohnungen. Herodot wählte das Gemach, in welchem sein Oheim erschlagen war, zu seinem beständigen Aufenthalt, und der alte Sklav Phormion war sein Wärter.

Als er am andern Morgen nach einem kurzen unruhigen Schlaf erwachte, waren ihm

die Scenen des vorhergehenden Tages und Abends wie längst vergangene Begebenheiten, deren er sich kaum erinnerte. Doch fühlte er wohl, daſs er sich von der Heftigkeit der Eindrücke gestern zu manchen übereilten Schritten habe verleiten lassen, durch welche vielleicht der ganze Plan, seine Vaterstadt zu befreien und seinen Oheim zu rächen, unausführbar werden könnte, wiewohl es ihm auch nicht entging, welche Vortheile selbst diese Uebereilung haben möchte. Seine Freunde muſsten, wann die Scenen des vergangenen Abends bekannt werden sollten, durch die Furcht noch mehr an ihn gefesselt werden; vor einem plötzlichen offenen Angrif von der Seite des Tyrannen konnte er ziemlich sicher seyn, denn die Tyrannei, an sich feige, war in Halikarnaſs noch kaum entstanden; sie muſste Herodots um so mehr schonen, je öffentlicher er und seine Genossen als Beschützer der Freiheit auftraten, und je mehr alle

diejenigen, in welchen noch ein Funke von Freiheitsliebe war, nun Kunde davon hatten, zu wem sie sich gesellen mussten. Alles dies entging dem Jungling nicht, der überhaupt mit hellem Blick alle Vortheile und Nachtheile seiner Lage auch bei dem schnellsten Wechsel derselben übersahante; aber er war so redlich, es sich zu gestehen, dass ihr bei seinem gestrigen Betragen keiner dieser Grunde, sondern blos Leidenschaft geleitet haben. Er machte sich darüber noch Vorwurfe, als einige von den Verschwornen zu ihm kamen. Sie benachrichtigten ihn, dass sowohl von seinem Betragen gegen Psycharion, als von ihrer Freiheitsscene schon öffentlich gesprochen werde, dass die letzte weniger Freude als Besorgniss erregt, dass auch der geringste Pobel von seiner Ankunft rede, dass der Tyrann diesen Morgen unter der Volksmenge auf dem Markt mit den Ublichen ängstlich umher gesucht, sich oft plötz-

lich entfärbt, und das irre Auge weggewendt hätte. Er schien nach Herodot umher geforscht zu haben. Die Verschwornen zeigten noch den alten Muth alles für die Freiheit zu wagen, und kamen unter sich überein, daſs sie von nun an die leichtsinnigste Rolle spielen wollten, um den Tyrannen zu überreden, daſs die gestrige Scene nichts als ein jugendliches Spiel gewesen sei. Auch bestimmte man, daſs niemand in den Bund mehr aufgenommen werde, da ihrer genug wären, um das Volk anzuführen, nie aber so viel seyn könnten, daſs sie ohne dasselbe oder gar wider dessen Willen eine dauernde Staatsveränderung zu Stande zu bringen vermögten.

Herodots Genossen besaſsen einen jugendlichen Leichtsinn, und daher gelang es ihnen ohne groſse Mühe, die verabredete Rolle zu spielen. Lygdamis beobachtete sie auf das argwöhnischste, glaubte aber nach einigen Wochen sie als Jünglinge verachten zu müs-

sen, denen es nur im Rausch einfiele, daſs ihre Vaterstadt von einem Tyrannen beherrscht werde. Herodot aber hatte nicht so viel Gewalt über sich, daſs er seinen natürlichen Ernst durch leichte Spiele hätte verläugnen können; und wär ihm dies auch gelungen, so würde er dadurch nur den Argwohn von Lygdamis geschärft haben, der seinen ernsten Charakter hinlänglich kannte. Doch schien seine Seele so ganz das Eigenthum der Musen zu seyn, daſs man nicht glaubte, sie wäre von leidenschaftlichen Planen für das bürgerliche Leben erfüllt. Auch glich sie wirklich einer Rose, die ruhig blüht, wenn der Donner über ihr rollt, der Blitz flammt; unbekümmert um den Aufruhr des Himmels erquickt sie sich nur durch den Thau desselben. Selbst seine heftige Liebe für Psycharion und seine glühende Vaterlandsliebe brachen äuſserst selten als eine irdische Leidenschaft hervor; nach seiner gewöhnlichen Stimmung waren auch sie ein Gegenstand seines Künstlergeistes und mit einem milden Rosenscheine der Musen umgeben. Hätten

diese Göttinnen nicht selbst nur freigesinnte Geister geliebt, wäre seine Psycharion ihm nicht selbst als eine der göttlichen Schwestern erschienen: so wären vielleicht Vaterland und Gesetze nie mächtig genug gewesen, ihn aus seiner äussern Ruhe zu reissen. Auch verlebte er jetzt noch einige Wochen in derselben, zumal da Lysdamis seiner Liebe zu Psycharion kein Hinderniss in den Weg legte, und sich freute, dass Herodots Freiheitssinn, welchen er nicht übersah, zugleich in den Fesseln der Musen und der Liebe lag, einer Liebe, welche den Jüngling durchaus an ihn schien fesseln zu müssen. Davon ahnete dem Tyrannen nichts, dass in einer schönen weiblichen Seele selbst die kindliche Pflicht von der höhern gegen das Vaterland konnte zum Stillschweigen gebracht werden, zumal wenn der Zaubergesang der Liebe sie für dieses zu gewinnen sucht. Er redete laut und allenthalben von der Liebe Herodots zu seiner Tochter, und hoffte mit Recht dadurch Misstrauen in der Stadt gegen den Jüngling zu verbreiten.

Die Fortsetzung folgt.

IV.

Theoderich,

König der Ostgothen.

Ein Bote, welcher in Theodemirs Lager in der Nähe von Wien kam, um eine gute Kunde zu bringen, fand hier alles voll Freude, denn der Heerführer war kaum von seinem liebsten Kebsweibe Erelieva mit einem Knaben beschenkt worden, welchen er Theoderich nannte. In keiner schönern Stunde konnte er die Nachricht vernehmen, daſs die Hunnen, welche sich unvermuthet unter der Anführung von Attilas Söhnen auf seinen Bruder Walamir geworfen hätten, von diesem tapfer wären zurückgeschlagen worden. Dieser Sieg sicherte die Unabhängigkeit der Ostgothen von der hunnischen Herrshaft, welcher sie sich bald nach Attilas Tode entzogen hatten. In dem frucht-

baren, wenn gleich verheerten Gefilden Pannoniens lebten sie jetzt mit Bewilligung des griechischen Hofes, drei Brüder aus dem alten Heldenstamme der Amalen, Widemir, Walamir und Theodomir genannt, leiteten die Nation durch ihre gemeinschaftlichen Rathschläge, wiewohl sie sich in dem weiten Strich Landes von Sirmium bis Wien getheilt hatten. *)

Ein anderer Schwarm von Ostgothen hatte sich in Thracien niedergelassen, und ihr Anführer Theoderich, der Sohn des Triarius, stand in grofsem Ansehen beim kaiserlichen Hofe, von welchem er jährlich ein bestimmtes Geld erhielt. Die amalischen Brüder wollten gleiche Vortheile geniefsen,

*) Jornandes de rebus Geticis. c. LII. in Grotii historia Gothorum. Amstel. 1655 p. 689. 90. — Priscus p. 74. A.

und fielen daher plötzlich in Illyrien ein. Dadurch hatten sie den Griechen gezeigt, was sie vermochten. Kaiser Leo schloſs einen Bund mit ihnen, und versprach einen jährlichen Sold. Zur Geissel für die Treue der Gothen sollte Theodemir seinen Theoderich hingeben. Er stand und zauderte, und gab ihn endlich hin auf die dringenden Bitten seines Bruders Walamir.

Als ein siebenjähriger Knabe kam Theoderich nach Konstantinopel, und schon seine Schönheit gewann ihm die Herzen der Griechen, welche auch politische Gründe genug hatten, ihn mit Liebe zu behandeln. Die Künste des Kriegs lernte er mit ausgezeichnetem Glück, er besuchte die Schulen der vornehmsten Meister: und wiewohl ihm selbst die ersten Anfangsgründe aller literärischen Bildung unbekannt blieben, so erhielt doch seine Seele durch die Eindrücke

der Erziehung eine gewisse Achtung gegen wissenschaftliche Kultur, welche grossen Einfluss auf seine nachherige Regierung geäussert hat. Der Anblick der Griechen musste ihn früh auf den Gedanken bringen, welcher späterhin seine Maxime ward, dass nehmlich alle wissenschaftliche Kultur, so nützlich sie im Staat seyn möchte, der Tapferkeit nachtheilig und daher eines Gothen unwürdig sey. *)

*) Jornandes l. c. — Procopii Gothicae hist. l. I. ap. Grotium p. 144. — Als König von Italien musste sich Theoderich ein Goldblech machen lassen, worin die vier ersten Buchstaben seines Nahmens durchschnitten waren, so dass er innerhalb der Zwischenräume seine Züge machen konnte, wenn er ein Edikt unterschreiben sollte. Mit Unrecht werden Ennodius und Theophanes von Gibbon (chap. XXXIX. not. 3.) beschuldigt, dass sie den König auch in Hinsicht auf seine wissenschaftliche Bildung gepriesen haben: beide sagen nichts, als dass er

Unterdessen Theoderich in Konstantinopel lebte, kam sein Oheim Walamir in einem Treffen um, und sein Vater Theodemir erhielt nun bei den gemeinschaftlichen Unternehmungen die Hauptanführung. Als dieser einst von einem siegreichen Zug über die gefrorne Donau in das Land der Schwaben und Allemannen zurückkehrte, fand er seinen Sohn, welchen Kaiser Leo mit grossen Geschenken ihm wieder gesandt hatte. Die schöne und hohe, fast riesenmäfsige Gestalt des Jünglings, sein Geschick in den

die Wissenschaften begünstigt habe, und dies that er in einem hohen Grade in Vergleichung mit den übrigen barbarischen Herrschern in Italien. Ennodii episcopi Ticinensis Panegyricus dictus regi Theoderico; ad calcem Vitae Theodorici autore Cochlaeo et opera Johannis Peringsköld. Stockhol. 1699. 4. p. 226. — Theophanis chronographia. Paris. 1655. fol. p. 119. — Excerpta de Theodorico etc. ad calcem Ammiani Marcellini. Paris. 1631. fol. p. 669.

Künsten des Kriegs und die Milde seines Geistes machten ihn zum Liebling der Gothen. Fast sechstausend der tapfersten Männer gesellten sich bald zu ihm, dafs er ohne Wissen seines Vaters auf ein Abentheuer ausgehen konnte. Er zog an der Donau hinab in die Heimath des sarmatischen Königs Babai, welcher durch einen Sieg über ein römisches Heer furchtbar und trotzig geworden war. Er überfiel und erschlug ihn, und kehrte mit Beute beladen zu seinem Vater zurück. Bald darauf nahm er auch den Sarmaten Singidunum oder Belgrad ab, und erweiterte das Gebiet seines Stammes, bis an den Einfluss der Sau in die Donau. *)

Nicht lange nachher zog Widemir mit einer Schaar von Ostgothen nach Italien, und seine Begleiter verloren sich nach sei-

*) Jornandes c. LV. p. 694.

nem frühzeitigen Tode unter den Westgothen in Gallien. Auch Theodemir starb bald, nachdem er dem griechischen Reich noch eine Provinz abgenommen hatte, und sein Sohn war nun der einzige Anführer des Stammes, welcher von dem Heldengeschlecht der Amalen sich beherrschen liefs. Gewaltige Kriege, durch welche der Kaiserthron wankte, konnten nun sogleich dem König der Ostgothen Gelegenheit geben, eine wichtige Rolle im griechischen Reiche zu spielen. Kaiser Zeno, welcher vorzüglich durch ihn zuletzt den Thron behauptete, überhäufte ihn mit Ehrenbezeugungen und Geschenken, mehr aus Furcht vor den grofsen Eigenschaften des Barbaren, als aus Zuneigung zu ihm, dessen sein niedriger Charakter nicht fähig war. Theoderich erhielt sogar die Konsulnwürde (für das Jahr 484). Sein hoher, freier Sinn berechtigte ihn vor allen, diesen Schmuck zu tragen, der von den Zei-

ten der alten römischen Freiheit noch übrig war. Selten war auch ein Anführer von germanischen Horden so dankbar und beständig gegen die Griechen, wie er, wenn gleich theils die Denkart derselben, theils der ungezähmte Geist seines Volks ihn bisweilen zwangen, seinen Speer gegen das griechische Reich selbst zu kehren, und die Flamme in einem Lande, welchem er diente, wüthen zu lassen. In einem Zeitpunkt der Art bedrohte er sogar Konstantinopel selbst; aber der Anblick der Stadt, welche ihm durch so manche Eindrücke der Jugend werth geworden war, wirkte so auf ihn, daſs er ohne eine feindselige Handlung gegen sie zurückkehrte. Nur kriegerische Züge für die Griechen, von welchen er nie geruht hätte, waren ein Mittel gewesen, ihn in ununterbrochener Treue zu erhalten. Aber wie konnte er in der üppigen Muſse des Hofes, wie sein Volk in der trägen Ruhe des Lagers,

aus welcher es öfters selbst durch Mangel getrieben wurde, lange verharren? Wann ihn dieses auf der einen Seite zum Schutz, zur Anführung aufrief, und auf der andern der griechische Hof ihm die bittersten Vorwürfe wegen seiner Verrätherey und Habsucht machte, dann versank er bisweilen in schwermüthige Gedanken, und wünschte an den Gränzen von Scythien im Frieden und ohne Ruhm voll Gehorsam seine Tage zu verleben. Nur wenn die Flamme seines Geistes durch Stürme aufwärts getrieben ward, konnte er glücklich seyn; und er schmeichelte sich, in einer völligen Stille werde er das Glück seines Lebens finden. *)

Bei einer solchen Seelenstimmung des Helden und bei der Eifersucht, die schon

*) Jornandes c. LVII. p. 696. — Theophan. chron. p. 113.

lange zwischen den Gothen der Amalen und denjenigen geherrscht hatte, welche Theoderich, der Sohn des Triarius, leitete, mufste es der griechischen Arglist leicht werden, ihn zu einem Zuge gegen diese letzten zu bereden, welche bei den bürgerlichen Unruhen gegen Zeno Dienste gethan hatten. Man hoffte, die gothischen Stämme sollten sich untereinander zu Grunde richten.

Nach den heiligsten Versicherungen, dafs er einen hinlänglichen Vorrath von Lebensmitteln vor seiner Ankunft bei Hadrianopel erhalten werde, nebst einer Verstärkung von achttausend Mann Reiterei und dreifsigtausend Fufsvölkern, brach Theoderich auf. Bei dem Einbruch in Thracien fand er sich in einer wüsten Einöde, zwischen den Felsen und Abgründen des Bergs Sondis von seinen Wegweisern verrathen. Hier war es, wo ihn der Sohn des Triarius überraschte

und angriff. Doch mehr als jeder Angriff an diesem gefahrvollen Ort bekümmerten ihn die Worte desselben, welche er von einer nahen Anhöhe ihm zurief. Er nannte ihn einen Meineidigen, einen thörigten Knaben, den Verräther seines Volks, welcher die Arglist der Griechen nicht kenne und das Ziel ihrer Rathschläge nicht sehe. „Wisst ihr denn nicht," rief er, „dass diese immer den Raub höchachteten, die Gothen durch ihr eignes Schwert sich wechselsweise vertilgen zu lassen? Ahnet es euch nicht, dass der Sieger in diesem unnatürlichen Kampf ihrer unsühnlichen Rache wird hingegeben, mit Recht wird hingeopfert werden? Wo sind diese Krieger, meine Verwandten, und deine eignen, Theoderich, deren Witwen nun wehklagen, dass ihr Leben ein Raub deines blinden Ehrgeizes wurde? Wo ist die Habe geblieben, welche deine Krieger besafsen, ehe sie von der väterlichen Heimath hinweg

unter deine Fahnen gelockt wurden? Da gehorchten drei oder vier Rosse auf den Ruf eines jeden von ihnen, nun folgen sie dir gleich Sklaven zu Fuſs durch die Wüsten von Thracien, verführt von dem Wahn, daſs sie Berge von Gold erobern würden; und wehe, daſs diese Männer einst frei und edel waren, wie du selbst!"

Möchte diese ganze Rede dem Sohn des Tharius von seiner Schlauheit, denn ihn selbst trafen alle Vorwürfe, die er dem Helden machte, oder von seinem Herzen eingegeben seyn, sie erregte das Geschrei des Unmuths im Lager der Amalen. Das Andenken an die Väter und die Heimath durchstürmte die rauhe Brust der Gothen und beide Heere lagen sich einander in den Armen. Die Nothwendigkeit und sein Herz rissen auch den Sohn Theodemirs zu den Umarmungen hin. Die griechische Arglist veran-

lafste einen Triumph der deutschen Liebe, und die thracischen Klüfte hallten von dem Bundesgeschrei derselben Menschen wieder, welche kamen, um sie mit dem Schlachtruf gegen einander, mit dem Winseln der Sterbenden und ihrem Blut zu erfüllen. *)

Vielleicht hätten die Gothen vereint ihre Waffen gegen die Griechen gerichtet, wenn sie bei einer solchen Unternehmung ausser der Beute, welche sie machten, ausser dem höhern Sold, welchen sie erzwangen, im Ganzen nicht mehr hätten verlieren als gewinnen mussen. Wo sie lebten, ward immer eine Einöde. Dafs eine Regierung bestand, unter welcher der Boden kultivirt und

*) Excerpta de legationibus. Paris. 1648. fol. pag. 78 — 97. Marcellini chronicon in Scalig. thes. temp. P. II. pag. 34 — 57.

Handel getrieben ward, die ihnen aber, sobald sie wollte, alles preifs geben mufste, war für sie ein wahres Bedürfnifs. Auch liefs sich nicht erwarten, dafs sie im Orient selbst einen Staat hätten stiften sollen, wo unter ihrer Herrschaft, wie nachher in Italien, die Künste des Friedens fortgeblüht hätten, denn theils war es für barbarische Horden nicht so leicht möglich, in der Nähe der Kaiserstadt selbst und recht beim Mittelpunkt der Regierung auf längere Zeit den Meister zu spielen, theils scheinen die Eigenschaften der Germanen nur auf die Natur der occidentalischen Länder berechnet gewesen zu seyn. In diesem erhielten sich ihre Staaten vornemlich durch das Band, welches Gleichheit der Denkart und der bürgerlichen Einrichtungen zwischen ihnen einmal geschlungen hatte, und wilde Eifersucht nie ganz zerreifsen konnte. Ein isolirter germanischer Staat würde leicht

die Beute des griechischen Kaiserthums geworden seyn.

Nur den Sohn des Triarius erblicken wir bald nach jenem Schauspiel im Kriege mit den Griechen, aber sein plötzlicher Tod machte demselben schnell ein Ende. Als er eines Tages auf ein wildes Pferd gesprungen war, und es noch nicht in seine Gewalt bekommen hatte, trug es ihn gegen den Speer, welchen er vor seinem Zelte aufgehangt hatte, trieb ihm die Spitze desselben in die Seite. Er starb nach wenigen Tagen. *)

Sein Tod war entscheidend für das Schicksal des amalischen Stammes, theils weil unter dem Sohn Theodemirs sich nun beide

*) Evagrii Scholast. eccles. histor. L. III. 25. Mogunt. 1679. fol. p. 354. 55.

Stämme vereinigten, theils weil das ganze Verhältniſs zu dem griechischen Reich sich nun änderte. Bisher hatte dieses seine Sicherheit in der Eifersucht der Ostgothen gegen einander gefunden; nun ward' es von der ganzen Macht derselben ohne Gegengewicht gedruckt. Theoderich sah recht wohl, wie ihn der Argwohn der Griechen auf allen Seiten mit Fallstricken umgab, und eben so wenig entging ihm der Unmuth seines Volks, daſs es in rauhen Gefilden umher irrte, unterdeſs er in der wollüstigen Ruhe des Hofes seine Tage verträumte. Er schaute nach einer groſsen Unternehmung umher, welche dem Drange seines Geistes entspräche und ihn der gefahrvollen Gegenwart entrisse: er warf seinen Blick auf das schöne Italien, wo kaum das abendländische Kaiserthum sein Ende erreicht und ein deutscher Heerführer Odoacer, wahrscheinlich vom Stamm der Rugen, sich der Herrschaft bemächtigt

hatte. „Soll denn Hesperien, sprach er zum Kaiser Zeno, soll denn jene Stadt, einst die Beherrscherin der Welt, nun durch die Tyrannei der Hugen zerrissen, der Senat durch einen Fremdling, welchen du nicht kennst, zerfleischt werden? Sende mich dahin mit meinem Volk. Dann drückt dich der Sold nicht, welchen du uns hier entrichtest, und bin ich dort siegreich gewesen, so will ich Hesperien als ein Geschenk von dir besitzen!“

Der Kaiser horchte gern auf einen solchen Antrag; die Gothen vernahmen ihn mit lautem Beifall. Das ganze wilde Volk stund auf und begann im tiefen Winter einen Zug von beinahe anderthalbhundert Meilen (489). Weiber und Kinder und Greise wurden nebst der kostbarern Habe auf Wagen geführt, von welchen zweitausend in einem einzigen Treffen verloren gingen; die Heerden zogen mit.

und nährten ihre Besitzer; wenn sie und der gesammelte Vorrath an Lebensmitteln nicht mehr hinreichten zur Nahrung, so ward das Wild in den Wäldern verfolgt, oder von den Völkern, zu welchen man kam, Unterhalt erfleht und erkämpft. So zog Theoderich mit seinem Volke nach Epirus hinab, um nach Italien hinüberzuschiffen; weil es aber an Fahrzeugen fehlte, mußte er sich entschließen, nördlich durch verödete Gegenden zu ziehen und die Alpen zu ersteigen. Manche wilde Völker warfen sich ihm blos aus Kampflust entgegen, andere von Odoacer aufgefordert. Aber nur ein einzigesmal schienen seine Klugheit und Tapferkeit die Gothen nicht mehr vom Verderben retten zu können. Als sie an das Land der Gepiden kamen, war alle Hoffnung verschwunden, einer unvermeidlichen Hungersnoth auf eine andere Weise, als durch die Hülfe derselben begegnen zu können.

Eine Gesandtschaft an sie bat um Lebensmittel und freien Durchzug; die Antwort brachte ein gepidisches Heer, das mit drohenden Mienen und dem Feldgeschrei an dem hohen, durch übereinander aufsteigende Mauern befestigten Ufer des reissenden Flusses Ulka erschien; am niedern jenseitigen Ufer standen die Gothen vor Hunger entkräftet und muthlos. Mit Verzweiflung begannen sie den Angriff; die aber vom Strom nicht weggerissen wurden, sanken sogleich unter den Pfeilen und Schwertern des Feindes. „Wer eine Bahn durch die feindliche Schlachtordnung haben will, rief Theodorich, der folge mir! nicht für die Menge ist der Preis der Tapferkeit, nur wenige entscheiden das Kriegsglück; der Gewinn desselben kommt vielen zu Gute. Nach meinen Thaten werde euer Muth geschätzt; ihrentwegen sollt ihr jauchzen. Wohlauf, hebt die Fahnen hoch neben mir empor: ich will keinem

verborgen bleiben! Dann foderte der König einen Becher und trank zur Weihe des Sieges, und flog mit verhängtem Zügel gegen den Feind. Die Gepiden wankten bei diesem Anblick, die Gothen setzten ihrem Heerführer nach, und nur die einbrechende Finsterniß der Nacht rettete den flüchtigen Feind von einem gänzlichen Untergange. *)

Ueber die Julischen Alpen zogen die Gothen nach Italien hinab, und fanden Odoacer mit einem mächtigen Heer am Flusse Isonzo gelagert, nicht weit von Aquileia: und schon die Wahl dieser Stellung zeigte, daß es ihm nicht an Feldherrntalenten fehlte. Allein der Sturm der gothischen Horden, die nach einem solchen Zuge auf die schönen

*) Jornand. c LVII. p. 696. 97. — Procop. p. 140. — Ennod. p. 211. 212. — Excerpta de Theod. p. 664.

venetischen Gefilde sich stürzten, war unwiderstehlich. Siegreich verfolgten sie den geschlagnen Feind und eroberten das Land bis Verona, wo er sich ihnen zum zweitenmal und mit verstärkter Macht entgegensetzte. An der Etsch hatte er eine Stellung genommen, welche sich gegen jeden Angriff behaupten liefs, und ihn gegen eine förmliche Schlacht schützte. Theoderich entdeckte an einem Abend das weite Lager desselben mit zahllosen Feuern, es glich in der Entfernung einem Himmel voll Sterne, und er beschlofs, sogleich am folgenden Morgen einen entscheidenden Angriff zu wagen. Er wufste es, wie heifs der Kampf seyn werde, als der Morgen zu dämmern anfing, und der schmetternde Klang der Trompeten in sein Zelt drang, wo er sich die Rüstung anlegte. Seine Mutter Erelieva und seine Schwester kamen ängstlich zu ihm. *) Zwar besafs

*) Sie kamen in sein Zelt, er ging nicht vor der Schlacht in das ihrige, wie Gibbon unrichtig

jene ganz den hohen Geist der germanischen Weiber, sie war es, welche eines Tages, da ihr großer Sohn selbst in einer blutigen Schlacht von den Fliehenden mit fortgerissen ward, ihnen vor dem Lager entgegen trat, und sie durch ihre Vorwürfe zu den Schwertern der Feinde zurücktrieb; aber an diesem Morgen mußte er ihr Muth zusprechen. „Das Bild meines Vaters steht vor meinen Augen, sagte er. Wurde er doch nie zum Spotte des Glücks in einer Schlacht, denn er erzwang sich durch seine Tapferkeit ein gutes Ende derselben. Bringt mir nun das Gewand, von euren Händen gearbeitet, euer schönes Gewebe; zu diesem Kampf

erzählt. (Basl. ed. L. VII. p. 15.) Es ist hier nicht der Ort zu zeigen, wie bedeutend eine solche kleine Unrichtigkeit in Hinsicht auf das Verhältniß zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlecht bei den germanischen Völkern wird.

muſs ich geschmückter gehen, als sonst zum Feste!“

Durch ihn, durch seine Klugheit, seinen Muth, ward der Angriff ganz zum Vortheil der Gothen entschieden, und Odoacer entfloh in das feste Ravenna. Zwei Dinge waren es, welchen Theodemirs Sohn, ausser seinem Verdienste, seine Siege verdankte. Er stand allein an der Spitze eines ganzen Volks; die Heere seines Gegners waren zusammengesetzt aus den Ueberbleibseln von mehrern germanischen Völkern, die im Solde der Römer gewesen waren, und deren Anführer sich selbst den königlichen Titel beilegten; seine Gothen waren verloren, wenn sie aus Italien zurückgetrieben wurden, und mufsten daher in dem Streit über dasselbe für alles kämpfen, was ihnen werth war; den alten Bewohnern Italiens hingegen lag gar nichts, den germanischen Schwärmen

unter Odoacer wenig daran, ob dieser oder sein Gegner herrschte.

Ein grofser Theil der feindlichen Krieger ging auch zu den Gothen über, welche im Lager bei Mailand standen. Doch wurde die Verrätherei eines ihrer vornehmsten Anführer, der mit ihnen übergegangen war, nachher Ursache, dafs Theoderich die Oberhand in Italien wieder verlor, und erst nach erhaltener Hülfe von den Westgothen in Gallien, einem dritten Sieg über Odoacer, diesen wiederum in Ravenna einschliessen konnte. Fast drei Jahre hindurch mufste er ihn hier belagern, unterdefs ihn ganz Italien schon als Herrscher anerkannte, die Vandalen ihm Sicilien völlig überliessen, und er vom römischen Senat und Volk als ihr Befreier empfangen wurde. *)

*) Ennod. 214 — 217. — Excerpta de Theod. p. 864. 65.

Als endlich eine Hungersnoth in Ravenna ausbrach, zwangen Odoacers Krieger ihren Anführer, auf einen Vergleich mit Theoderich zu denken, und der Bischof der Stadt ward der Friedensmittler. Persönliche Sicherheit versprach der Held der Ostgothen seinem Gegner gewifs, vielleicht auch einigen Antheil an der Regierung; beide wollten wenigstens in Ravenna mit einem gleichen Rang und mit gleichen Rechten leben. Eine Zeitlang wurde der Vergleich von beiden treu gehalten; aber Odoacer konnte noch weniger die verlorne Macht vergessen, als Theoderich es dulden, dafs der Rest der Herrschaft, welchen jener noch besafs, einen Schatten über seinen neuen Glanz verbreitete. Auch brach der Fürst der Rugen zuerst den Frieden. Er umgab den Anführer der Ostgothen mit hinterlistigen Anschlägen, und ward von diesem, sobald sie entdeckt waren, zum Mahle geladen, wo die

strafende Rache ausgeübt werden sollte. Theodèrich stiefs ihn mit eigner Hand nieder. *) Der Sohn und die vornehmsten Krie-

*) Dafs Odoacer von Theoderich selbst getödtet wurde, ist gewifs und Gibbon brauchte es nicht zu bezweifeln, da alle die Geschichtschreiber, welche als Quellen hier gelten können, es versichern. Einer der besten von ihnen setzt ausdrücklich hinzu, dafs der Ostgothe den Verräther mit eigner Hand niedergestofsen habe. Excerpta de Dond. p. 697. Auch war dies eine Handlung, deren sich unter solchen Umständen der edelste Deutsche jener Zeit nicht würde geschämt haben, zumal da uns nichts zu dem Verdachte berechtigt, dafs Odoacer wehrlos, und hinterlistig getödtet sei. Selbst der nachtheiligste Ausdruck für Theoderich, dessen sich ein Schriftsteller bedient, nehmlich Marcellin, ein griechischer Unterthan, *Odoacer perjuriis illectus interfectusque est*, kann doch weiter nichts heissen, als dafs diesem das Versprechen der persönlichen Sicherheit nicht gehalten wurde; und der Grund davon war seine eigne Verrätherei.

ger des unglücklichen Königs worden darauf verfolgt und so viel möglich mit ihrem Familien ausgerottet.

M 2

Bei jenem Zweifel Gibbons fällt es dann um so mehr auf, dafs er unmittelbar nachher unkritisch wird, um uns auf den Glauben zu bringen, jene Verrätherei, deren Odoacer beschuldigt wurde, sei nur die Erfindung seines Gegners gewesen. Er findet einen hinlänglichen Beweis für eine solche Beschuldigung gegen Theoderich in dem Umstande, dafs der kaum geschlossene Vergleich viel zu vortheilhaft für die schwächere Parthie gewesen sei, als dafs sie ihn leichtsinnig würde verletzt, und und die stärkere ihn treulich würde gehalten haben. Ohne hier zu erinnern, dafs beim Ueberhandnehmen von solchen historischen Beweisen auch die reinste Tugend sich nicht gegen Verunglimpfungen schützen könne, mufs man sogleich bemerken, dafs höchstwahrscheinlich der geschlossene Vertrag keineswegs vortheilhaft für Odoacer war. Alles, was wir da-

Nun hatte Theoderich die Höhe erreicht, wo er seine grosse Kraft auf das mannigfaltigste entwickeln und der Welt zeigen konnte, dafs er, wiewohl er als Barbar aus den

vom wissen, beruht auf der Aeusserung, dafs Theoderich versprach, das Blut seines Gegners nicht zu vergiessen, und denselben zu Ravenna mit gleichem Recht, als er besitzen würde, seine Befehle geben zu lassen. An eine zwischen ihnen getheilte Herrschaft über Italien war gar nicht zu denken. Theoderichs Macht stand damals in ihrer schönsten Blüthe, und Odoacers eigne Krieger hatten wegen einer Hungersnoth ihn zu seinem friedlichen Vergleich gezwungen: um Schonung, um Verzeihung mufste er bitten. Wenn auch ein Geschichtschreiber sich etwas unbestimmt über die Verrätherei des letzten ausdrückt: so geht die ganze Unbestimmtheit doch nur darauf hinaus, dafs ihm kein andrer Beweis, als die Versicherung des ostgothischen Hofes zu Gebote stehe. Procop. 141. — Jornand. c. LVII. p. 698. — Ennod. p. 317. 18.

Schulen der gelehrtesten Griechen hervorging, dennoch das Staatsruder führen könne, wie das Schwert, und selbst auf die Kultur der Wissenschaften und Künste bei seinen Ideen über die bürgerliche Verfassung gerechnet habe. Nie riefen Germanen einen Heerführer mit einem solchen Jubel zum König eines eroberten Landes aus, als jetzt die Gothen ihren Theoderich zum König von Italien; und dieses ist glücklicher unter seiner Herrschaft gewesen, als irgend ein Theil des römischen Reichs unter dem Scepter eines Barbaren, obgleich der Kaiser Anastasius, welcher auf Zeno gefolgt war, zauderte, den neuen Beherrscher Italiens anzuerkennen. Immer ist auch das Verhältniss zwischen ihnen unbestimmt geblieben, und es läfst sich nicht läugnen, dafs der griechische Hof, in dessen Dienste Theoderich stand, und welcher den nächsten Anspruch auf das eroberte Land hatte, einiger-

mafsen berechtigt war, ihn auch noch auf seinem Thron zu Ravenna als einen Fürsten zu betrachten, der ihm auf gewisse Weise unterthan seyn mufste. Uebrigens regierte Theoderich so unumschränkt, und die Gränzen seines Reichs wurden so erweitert, dafs er nur den kaiserlichen Titel anzunehmen gebraucht hätte, um in seiner Person das abendländische Kaiserthum wieder hergestellt zu haben.“)

Wenn er einen Blick auf die Germanen warf, die sich bisher in römischen Provinzen niedergelassen hatten, so fand er den Keim von dem Verderben ihrer Staaten in ihrer Vermischung mit den alten Einwoh-

*) Jornand. c. LVII. p. 698. — Procop. 141. 42. Excerpta de Théod. p. 665. 67. Inschriften bei Massov in der Geschichte d. Deutsch. Th. 3 Anm. XVI.

nern. Mit dem Schimmer von Bildung, welchen sie durch diese erhalten hatten, war zugleich Zügellosigkeit der Sitten unter sie gekommen; mit den Tugenden, welche sie einst in den Wäldern der Heimath und auf ihren Zügen kannten, war auch die germanische Kraft entwichen, und so wurden sie entweder ein Spiel der Provinzialen, oder die Beute neuer, ungeschwächter Horden. Vor einem ähnlichen Schicksal wollte er seine Gothen so gern sichern; aber wie war dies möglich, wenn er nicht Italien zur Wüste machte, und gerade das Land, welches voll war von Denkmalen des menschlichen Geistes, so mit Trümmern bedeckte, dafs kein Saamenkorn der Kultur in seinem Boden wieder aufkeimen konnte? Allein dazu dachte er viel zu grofs und menschlich, noch ehe er das Gewand des Barbarn mit römischer Kleidung verwechselte, hatte er die Denkart desselben abgelegt.

Indem er so auf jeder Seite Klippen sah, welche er vermeiden wollte, gerieth er auf die Grundidee, nach welcher er sechs und dreißig Jahre hindurch regierte. Die Gothen sollten die rüstigen Krieger bleiben, welche sie waren, und mitten in den italiänischen Gefilden wie unter den pannonischen Zelten leben; die Italiäner sollten dagegen mit gleichem Eifer alle Künste des Friedens treiben, und der Herrscher, welcher sie beide mit starkem Arm empor hielt, mußte sie auch so von einander halten, daß sie sich nicht einander befeindeten und nicht Freunde wurden. Es war ein erhabener Gedanke, vom Stande der Rohheit und der Kultur nur die Vortheile in seinem Staat vereinigen zu wollen, und es greift tief in die Seele, wenn man Theoderich, welcher ihn ohne Eitelkeit und mit Glück sein langes Leben hindurch verfolgte, klagen hört, daß man seinen Sinn nicht fasse, und der

hülfsbedürftige Römer den Gothen, so wie dieser, auf welchem der Staat ruhe, den Römer nachahme. *)

Den dritten Theil aller Ländereien, welchen schon Odoacers Krieger besessen hatte, räumte er seinem Volk ein, einer Masse von mehr als fünfmal hunderttausend Menschen; und man kann ihn nicht besser loben, als die Italiäner, welche diese Handlung die einzige Ungerechtigkeit des Eroberers nannten; niemand von ihnen ward sonst an seinem Eigenthum gekränkt. Durch das ganze Reich auf ihren Ländereien zerstreut, welche im Verhältnifs mit der Stärke ihrer Familie, der Zahl ihrer Sklaven und Heerden und ihrem verschiedenen Rang unter sie vertheilt waren, lebten alle Gothen

*) Excerpta de Theod. p. 666.

als freie Männer, und wurden nur nach ihren alten Gesetzen gerichtet. Ein Graf übte die Gerichtsbarkeit über sie aus; aber sobald ein Gothe und ein Römer Streit bekamen, mußte er einen rechtserfahrnen Provinzialen zu seinem Beisitzer wählen. Auch der Herzog, welcher der Statthalter in seinem Distrikt war, hatte als solcher Einfluß auf die ganze Staatsverwaltung innerhalb seiner Amtssphäre; aber vornehmlich betraf seine Oberaufsicht alle kriegerische Angelegenheiten. *)

*) Procop. p. 142. — Magni Aurelii Cassiodori Senat. Variarum III. 3. IV. 17 V. 30. VII. 1. 4. in oper. ed J. Garetii. Venetis. 1729. fol.

Diese unschätzbare Urkundensammlung von dem königlichen Minister schildert uns Theoderichs Regierung sowohl, was die Verfassung und Verwaltung des Staats, als die auswärtigen Angelegenheiten anbetrifft, auf eine sehr zu-

Weil Theoderich seiner Grundidee gemäfs oft äusserte, dafs ein Knabe, welcher in der Schule vor der Ruthe gezittert hätte, wie dahin kommen werde, ein Schwert, einen Speer ohne Bewegung anzublicken: so folgten die Gothen ganz ihrem Hange zum

thentische und befriedigende Weise. Gibbons Tadel, dafs sie mehr die Formen, als das Wesen der Regierung darstelle, heifst so viel wie nichts gesagt, denn insofern ein Regent zur wirklichen Ausführung seiner Verordnungen wirken kann, ist auch Theoderichs Einwirkung in ihr beschrieben. Eine umständliche Schilderung Italiens unter dem neuen König würde auch deshalb hier nicht am rechten Orte seyn, weil selbst in der besten Ausgabe von Kassiodors Werken durch Garet der Kritik wenig vorgearbeitet ist, und man sich nothwendig in ihre Untersuchungen einlassen müfste, wenn man ein solches Gemälde entwerfen wollte.

blos kriegerischen Leben. Allenthalben erblickte man in Italien Schaaren von ihren kraftvollen Jünglingen, welche mitten unter den Werken des Friedens, ohne ihnen zu schaden, sich in kriegerischen Spielen herumtummelten. Sie liessen ihre Wurfspiesse sausen, spannten ihre ungeheuren Bogen, rüsteten sich zum Zweikampf, welchen vielleicht die Gothen allein unter den germanischen Völkern in ihren Gerichten nicht duldeten, begannen eine förmliche Schlacht; und selbst den entnervte Römer, dem allenthalben das Bild des Krieges entgegentrat, zitterte vor dem wirklichen nicht mehr. So wie durch den Trompetenschall das Zeichen gegeben ward, dafs es gegen den Feind gehen solle, zogen von allen Seiten die Schaaren frohlockend unter ihren Anführern zusammen. Ihr beständiger Sold waren ihre Ländereien, welche sie frei von allen Aufla-

gen besassen, ausserdem erhielten sie ein jährliches Geschenk an Gelde; wenn sie aber zu ungewöhnlichen Unternehmungen geführt wurden, so bekamen sie noch ausserordentliche Gaben. *)

Ausser dem grofsen Gewinn, dafs eine solche Masse von kraftigen Menschen die verödeten Gefilde wieder bevölkert hatte, ausser der Ruhe, mit welcher unter dem Schutz der Gothen, so lange Theoderich lebte, die alten Bewohner Italiens jeder Gefahr in diesem stürmischen Zeitraum entgegensehauen konnten, hatten sie noch die Freude, ihre bisherige bürgerliche Verfassung nicht nur erhalten, sondern noch verbessert zu sehen. Nach ihren Gesetzen wurden sie gerichtet und nur von ihrer alten Obrigkeit;

*) Procop. p. 144. — Ennod. p. 229. — Cassiodori Variar III, 24. V, 26. 27.

in Sicherheit konnten sie alle Werke ihres Kunstfleisses aufstellen, ihren Handel treiben, ihre Gefilde bearbeiten. Aufmerksam sah Theoderich mit einer solchen Aengstlichkeit, als dass sie niemals von einem Gothen beleidigt wurden; und war ihr Eigenthum auch nur durch irgend eine kriegerische Bewegung, die zum Besten des Staats geschah, verletzt worden: so hielt er es für seine Pflicht, diesen Schaden sogleich zu vergüten. Die Städte prangten von dem Wohlleben ihrer Bürger, die Italiänischen Fluren blühten wie niemals und waren von neuem, wie zu den besten Zeiten der römischen Herrschaft, mit Denkmalen des Luxus und des Geschmacks bedeckt. Wo es eine Anstalt für Gelehrsamkeit gab, ward sie von der Regierung mit Sorgfalt unterhalten, und Künste und Wissenschaften wählten mit Freude und von einem so reinen Geschmack begleitet, als überhaupt in diesen Jahrhun-

derten möglich war, ein Land zu ihrem Aufenthalt, wo eine solche Sicherheit herrschte, dafs ein ununterbrochner freier Verkehr zwischen allen Provinzen war, dafs zur Nachtzeit die Thore keiner Stadt verschlossen wurden, dafs man sprüchwörtlich sagte, auf die Felder könnte man sein Geld hinlegen, ohne dafs es gestohlen würde. *)

Der Hof Theoderichs war gleichsam ein Bild im Kleinen von dem Reiche. Neben den Stellen, die man am Hofe der Kaiser kannte, fand man das Amt eines Majordomus und eines Waffenträgers, neben dem königlichen Diadem das gothische Schwert, die lateinische Sprache wurde als die Staatssprache betrachtet; aber die gothische ward von den

*) Cassiodor. var. II, 8. 38. III, 3. IX, 21. — Ennod. p. 226. — Excerpta de Theod. p. 663. 66. 68.

Kindern der vornehmsten Römer gelernt, ausgezeichnete Gelehrte spielten die erste Rolle in Ravenna, aber Theoderich verbarg nie seine Maxime, bis zu welchem Grade man wissenschaftliche Bildung schätzen müsse. Nur die Musik scheint er ohne alle Einschränkung geduldet zu haben; sie begeisterte bei seinen Gastmalen die rohen Gothen und gab selbst dem Römer einen höhern Schwung. Auch ward sein Hof durch sie so berühmt, daß sich fremde Könige von ihm Sänger und Harfenschläger ausbaten. *)

Ferner behielt Theoderich selbst mitten unter der orientalischen Pracht, mit welcher seine Person umgeben ward, Einfalt der germanischen Sitten, und zu ihm sahn die Römer wie die Gothen mit Bewunderung hinauf. Schon in seinem Aeussern vereinigte

*) Cassiodor. var. II, 40.

er die Vorzüge, welche der gebildete Mensch schätzt, und die ausserordentliche Stärke, welche der Barbar preiset. Er hatte die schneeweisse Haut, die blühende Gesichtsfarbe, welche als charakteristisch bei den Germanen bemerkt werden, seine Augen glänzten stets von Heiterkeit, aber er war schrecklich, wenn er zürnte, und hatte einen eisernen Arm. Im Gespräch war er oft geschmeidig; doch vergafs er nie eine gewisse Besonnenheit, die am meisten Eindruck machte, wenn er einige Sätze sagte, die sein eindringender Geist von der Erfahrung sich abgezogen hatte. Gewöhnlich war ihnen eine solche eherne Wahrheit aufgedrückt, dafs man sie nie wieder vergafs; schon durch seine Reden war es unvergefslich geworden, an welcher Stäte er sich verweilt hatte. *)

*) Ennod. p. 230. 31. — Excerpta de Theod. p. 666.

Von Tugend und Gröfse, wo er sie finden mochte, ward immer seine ganze Seele erfüllt. So belohnte er diejenigen, welche dem unglücklichen Odoacer unerschütterliche Treue, die sie schwuren, bewiesen hatten, und nie fühlte er sich selbst erhabener, als wie er unter den Denkmalen der alten Römergröfse in Rom wandelte. Der Senat und das Volk zogen ihm feierlich entgegen, da er im siebenten Jahr seiner Regierung (506) sich der Stadt nahte, und nannten ihn einen zweiten Trajan. Er redete öffentlich mit Würde zu ihnen, und liefs es zu, dafs die Verheissungen, welche er ihnen gethan hatte, in eine Tafel von Erz gegraben wurden; aber bald entrifs er sich der öffentlichen Bewunderung, um die Denkmale des Alterthums zu betrachten. Keines von ihnen zog seine Seele so an, als die Säule Trajans. Ueberhaupt aber bewogen ihn die jetzt erhaltenen Eindrücke zu dem

Kleine

historische Schriften

von

Karl Ludewig Woltmann.

Zweiter Theil.

Jena,
bei J. G. Voigt 1797.

Nicht allein durch dieses System und durch den kriegerischen Sinn der Gothen wollte der König sein Italien schützen, denn trotz denselben ward ihm bei einem Blick nach Norden oft bange! Wie gefahrvoll waren für die italiänischen Gränzen die benachbarten Schwärme, selbst wenn es schien, als wären sie günstig gegen das ostgothische Reich gesinnt. So oft es Unruhen unter ihnen gab, verlegte er sogleich seinen Hof in ihre Nähe nach Verona. Nach und nach unterwarf er seiner wohlgeordneten Regierung einen Strich der Provence, Rhätien, Vindelicien, Norikum und einen beträchtlichen Theil von Pannonien und Dalmatien. So umgab er sein Italien gleichsam mit einer Verschanzung von Ländern, da zugleich Aestyer von den Küsten der Ostsee her ihm Geschenke brachten, und man von Schweden her, welches die Wiege der gothischen Nation genannt wurde, Bande mit ihm an-

knüpfte. In den Sagen Skandinaviens arbeitete man seine Thaten in das romantische über; als Theoderich von Verona oder Dietrich von Bern ward er im Norden das Ideal eines Helden. *)

Alle Pracht, allen Nachdruck der Sprache wandte er auf, um mit Anastasius im Frieden verharren zu können; es wäre nicht gut, äusserte er, wenn Länder Kriege gegen einander führen sollten, die einst unter Einem Beherrscher glücklich waren; aber seine Plane waren zu umfassend für den griechischen Hof, der Veranlassungen zu mancherlei, als daß sein Wunsch erfüllt werden konnte. An der dazischen Gränze kam es zum Kriege, in welchem Theoderich der Beschützer eines Nachkommen von Attila wur-

*) Nordische Chroniken in Cochlai vita Theoderici.

festen Entschluss, alles aufzubieten, um diese kostbaren Ueberreste den folgenden Zeitaltern aufzubewahren. *)

Nicht weniger als von seinen Unterthanen ward Theoderich von den Völkern geachtet, welche in den römischen Provinzen Staaten errichtet hatten, und wenn man ihn loben muss, dass er in der Blüthe seiner Jahre und seines kriegerischen Ruhms nach nichts so sehr strebte, als Frieden zu stiften, so muss man seinen denkenden Kopf in dem System bewundern, das er unter den abendländischen Reichen hervorzubringen suchte. Durch Familienbande vereinigte er sein Haus mit den Königen der Franken, der Burgunder, Thüringer, Vandalen und Westgothen, vorzüglich sann er auf eine enge

*) Excerpta de Theod. p. 668.

Vereinigung mit diesen letzten, welche schon wegen der gleichen ursprünglichen Abstammung leichter mit den Ostgothen sich befreunden mufsten. Das Ansehen, welches er dadurch erhielt und das Uebergewicht, welches ihm seine Eigenschaften gaben, benutzte er nicht, um sein Reich zu vergrössern, sondern um eine Republik von germanischen Staaten zu errichten, welche sich dem orientalischen Kaiserthum kühn entgegenstellen könnte. Dem griechischen Hof entging dieser Plan nicht, und Anastasius that alles, um Chlodowig den König der Franken gegen ihn zu heben. Nie war das Gleichgewicht mehr in Gefahr, und nie ward es mit so vieler Klugheit geschützt, als jetzt von Theoderich. Wären ihm Herrscher gefolgt, die seinen politischen Scharfblick besassen, so wären Justinians Feldherrn nie so siegreich gegen die germanischen Mächte gewesen.

Theoderich war in dem Glauben der Arianer erzogen worden, aber weit davon entfernt, sich um die Streitigkeiten zu bekümmern, welche in der christlichen Kirche herrschten, hatte er es sich zum Gesetz gemacht, den katholischen Glauben im Besitz aller seiner Rechte in Italien zu lassen und jeden Lehrer desselben, sobald er ausgezeichnete Verdienste besafs, durch seine Wohlthaten zu ehren. Nur wollte er dagegen auch, dafs die Religion seiner Sekte und alle übrige geduldet würden; konnte man doch auch nicht ein einziges Beispiel anführen, dafs ein Katholik während seiner Regierung irgend veranlafst wäre, zu dem arianischen Glauben überzutreten. *)

N 5

*) Excerpta de Theod. p. 666. Ennodii vita. B. Epiphanii episcopi ticin. p. 396. in op. ed Sirmondi Paris. 1609. 8.

Nach diesem Geiste der Duldung mufste ihn die Verfolgung der Juden sehr kränken, welche zu Ravenna begann, wo die katholischen Christen, indem er zu Verona abwesend war, die Güter dieses fleissigen Volks plünderten und seine Synagogen aus religiösem Hafs in Brand steckten. Mochten immerhin die Juden einigermassen zu solchen Mifshandlungen gereizt haben: so durfte die Regierung diesem Unfug schon deſshalb nicht nachsehen, weil für die wichtigsten Städte des Reichs, welche der israelitische Fleifs belebte, grosser Schaden aus einer solchen Nachsicht entstehen konnte. Ueberdies wurde der Aufruhr zu Ravenna, auf welchen ein ähnlicher zu Rom gefolgt war, dem König so geschildert, dafs die Christen in noch einem gehässigern Licht, als sie es vielleicht verdienten, erschienen. Wahrscheinlich konnte man unter der Menge die eigentlichen Thäter nicht finden, wenigstens gab man

de. Die Niederlage des griechischen Heers war ein Triumph für die gothische Tapferkeit; aber dafs die Leichname auf dem Schlachtfelde nicht beraubt wurden, weil der Anführer nicht das Zeichen zum Plündern gegeben hatte, zeigte, mit welcher Kraft Theoderich seine strenge Ordnung durchgeführt hatte. Unmittelbar nachher landeten die Griechen und verheerten die Küsten von Kalabrien und Apulien. Wie durch einen Zauberschlag hatte der König eine Flotte geschaffen und dann erhielt er endlich einen festern Frieden mit dem griechischen Hofe, welchen er so lange gewünscht hatte. *)

Bis nah an das Ende Theoderichs ist sein Leben ein glänzendes Gemälde von seinem

*) Jornand. c. LVIII. p. 699. — Ennod. p. 221 — 24.

Ruhm und seinem Glück, und man kann mit Wahrheit sagen, dafs dieses letzte ganz sein eignes Werk war, da die Zeitverhältnisse jeden Augenblick ein Gewitter, dessen Blitze er ableitete, gegen seinen Thron heraufführten. Nur in seinen letzten Jahren überläfst er sich ein einziges mal seinen beleidigten Herzen und der Leidenschaft; aber dafs er unsere Bewunderung, nur mit Mitleiden vermischt, auch da noch verdient, zeigt er, indem er unmittelbar nach seinem Fehltritt vor Schmerz in die Gruft sinkt. Erschütternd ist der Anblick, wenn ein grosser aber ungebildeter Herrscher dem rohen Geist seines Zeitalters am Ende eines glorreichen Lebens zum erstenmal den Tribut der Schwäche zahlt, und dann in dem erhabenen Gram, welcher ihn deshalb ergreift, dem Anblick einer langen Reihe von errungenen Palmen keinen Trost abgewinnet.

Inhalt des zweiten Theils.

Seite

1. Geschichte der Hohenstaufen in Italien. Fortsetzung 3

Anmerkungen zum ersten Buche. 81

1. Ueber die vorzüglichsten Quellen für das erste Buch. 83

2. Ueber die Mordversuche der Mailänder gegen Friedrich den ersten. 97

3. Das Schisma 102

II. Moses 109

III. Herodot. Ein historischer Roman 131

IV. Theoderich, König der Ostgothen 131

sich Mühe genug sie zu entdecken; auch fand es sich bald, dafs die katholische Christenheit in Italien allgemein jenes Verbrechen billigte: dafs auf Kosten derselben die Synagogen wieder erbaut werden sollten, war eine gelinde Strafe, und dafs diejenigen, welche sich weigerten das ihrige dazu beizutragen, durch die Strassen mit Stockschlägen geführt wurden, war keine Ungerechtigkeit; aber der religiöse Eifer ihrer Glaubensgenossen nennte sie Märtyrer. *)

Hier war eigentlich der gefahrvolle Punkt, wo von Theoderich sein guter Geist entwich. Was hatte er nicht sein ganzes Leben hindurch gethan, vorzüglich wenn er sich mit andern germanischen Herrschern verglich, um sich die Liebe der Italiäner zu er-

*) Excerpta de Theod. p. 669. — Cassiodor. var. l. IV. 44.

werden? Von ihrer elenden religiösen Wuth konnte er sich gar keinen Begriff machen; wie geringfügig mufste ihm nun gar die Veranlassung erscheinen, welche ihre Stimmen gegen ihn erhob? Man brandmarkte ihn mit dem Namen eines Ketzers, wodurch seine ganze Seele mufste empört werden, weil er in ihm die Verachtung wahrzunehmen glaubte, mit welcher der kultivirtere Mensch auf den weniger gebildeten herabsieht, und wofür dieser, wenn er eine grosse Denkart besitzt, ein stets wundes Gefühl hat. Aus Uebereilung liefs er, sich zu rächen, die Stephanskirche in Verona niederreissen. Nun sahen die katholischen im Geiste schon Wunderzeichen und erzählten abentheuerliche Geschichten, deren Deutung nur zu leicht gefunden werden konnte. Ein gothisches Weib sollte nicht weit vom königlichen Pallast in Ravenna mit Drachen niedergekommen seyn, welche sich vom Occident nach

dem Orient in Wolken erhoben, aber ins Meer hinabgestürzt wurden. Man äuſserte in solchen Mährchen den Wunsch, daſs das gothische Reich durch die griechische Macht möge zertrümmert werden. *)

Indeſs der König durch diese Begebenheiten schon gereizt war, kam eine Nachricht aus dem Orient, welche bei seiner gegenwärtigen Stimmung äusserst verderblich für ihn ward. Der alte schwache Justin, der zuerst als gemeiner Soldat gedient hatte, saſs jetzt auf dem Kaiserthron, und neben ihm herrschte sein Schwestersohn, der nachher so berühmte Justinian, dessen Handlungen schon jetzt von der Eitelkeit geleitet wurden, welche mit ihm den Thron bestieg, und deren vorzüglichste Bemühung es war, die Ketzerei allenthalben auszurotten. Plötzlich erschienen die härtesten Befehle gegen die Arianer, um sie zur Rückkehr in den Schoſs der rechtgläubigen Kirche zu zwingen. Schien dieſs nicht eine höchst undankbare, grausame Verspottung Theoderichs zu seyn?

Nun erst ward er mit Schrecken gewahr, daſs der Boden unter ihm hohl sei, nun erst

*) Excerpta de Theod. p. 670.

glaubte er Licht über die Plane der katholischen Christen, der alten Bewohner Italiens zu erhalten, und die erste Wirkung davon war; dafs er ihnen alle ihre Waffen wegnehmen liefs. Dann warf er seinen Blick auf ihr Haupt, den römischen Bischof, welcher freilich von ihm, nachdem er von den Römern gewählt war, bestätigt wurde, aber schon eine solche Macht besafs, dafs er auch einen weniger argwöhnischen König Italiens zur Eifersucht hätte reitzen können. Daher beschlofs Theoderich gerade ihn nach Konstantinopel zu Unterhandlungen wegen Aufhebung der Befehle gegen die Ketzer zu senden. Schon der Widerwille, mit welchem Papst Johann diesem Befehl folgte, mufste seinen Verdacht vermehren; er liefs ihn mit andern Bischöffen und einigen Senatoren auf ein Schiff und nach dem Orient bringen. Wie man seinen Auftrag besorgen werde, konnte er vorher sehen; aber die aufserordentliche Ehrfurcht und Pracht, womit der Papst am kaiserlichen Hofe empfangen wurde, nicht als Gesandter des Königs von Italien, sondern als Repräsentanten des Apostels Petrus, war ihm unerwartet, und schien ihm nach seinen Grundsätzen, dafs

die geistliche Macht der weltlichen gänzlich unterthan seyn müsse, eine Verspottung seiner Würde zu seyn. Johann brachte die Antwort zurück, dafs diejenigen Arianer, die schon zur katholischen Kirche übergetreten wären, im Schoofs derselben bleiben müfsten. Sogleich gab Theoderich Befehl, dafs an einem bestimmten Tage aller katholische Gottesdienst in seinem Reich aufhören sollte, und behielt den Papst als Gefangenen zurück, der aber nach wenigen Tagen starb. Sein König hatte ihn als einen Verräther betrachtet; und mit welcher Abgötterei folgten die Italiäner der Leiche zur Gruft! *)

Der innere Gram, sich so in allen seinen Erwartungen von den alten Landeseinwohnern getäuscht zu sehen, nagte an der Wurzel der Kraft des Ostgothen; aber sie fiel nicht, bis ein fürchterlicher Schlag kam, der sie zersplitterte; seine eigne Grösse verliefs ihn nur da erst, als er verfolgt von der Undankbarkeit seiner Unterthanen sich gegen fremde Grösse vergangen hatte.

Unter den vortreflichen Männern, deren Tugend und Verdienste er zur Zierde seiner Regierung gemacht hatte, war keiner von

*) Excerpta de Theod. a Fr.

ihm mit einer solchen Liebe behandelt, als Boethius, dessen ganzes Leben ein glänzendes Gewebe von Glück und Ruhm war, wie das Leben seines Königs. Hand in Hand gehen beide voll Freundschaft, bis ein feindseliges Geschick, sie entzweit, dass sie sich einander in den Abgrund stürzen.

In einer der ältesten und reichsten Familien Roms, der anicischen, erzogen, hatte der junge Boethius früh alle Mittel zur Entwickelung ausgezeichneter Talente genossen, und in den Schulen Athens, wo er eine lange Reihe von Jahren dem Geist von Platon und Aristoteles nachforschte, hatte er eine unauslöschliche Liebe zu jener himmlischen Weisheit erhalten, die er in den Tagen des Glückes nicht verliefs, und welche ihn in den Kerker des Todes als Freundin begleitete, um in seinen letzten Betrachtungen ihm ein Denkmal, der Unsterblichkeit werth, die es erhielt, zu errichten. Als er nach Rom zurückgekehrt war, erfüllte er zu derselben Zeit, da ihm seine Gemahlin, eine Tochter seines edlen Freundes, des Patriciers Symmachus, und liebenswürdige Kinder jede häusliche Freude schenkten, alle Pflichten des Bürgers, und Theoderich

fühlte sich nur zu arm, den Mann zu belohnen, welcher auch als Gelehrter eine seltene Zierde seines Reichs war. Nicht genug, dafs er den Vater zum Konsul ernannte, gab er ihm das schöne Schauspiel, dafs er seine beiden Söhne als Konsule desselben Jahrs unter dem ehrwürdigen Geleit der Senatoren und dem Jauchzen der strömenden Volksmenge durch die Strassen Roms ziehen sah. Mit der innigsten Rührung trat Boethius auf, und seine prachtvolle Beredsamkeit verherrlichte den Ruhm seines grossen Wohlthäters. Damals ahnete es ihm nicht, dafs derselbe Trieb, welcher ihn mit Freude bei diesem Anblick erschütterte, nämlich seine Liebe zur alten Freiheit, die ihn jedes Schauspiel aus den Zeiten der Republik mit Enthusiasm betrachten hiefs, die Ursache seines Verderbens seyn werde.

Derselbe Argwohn, welchen Theoderich gegen die Italiäner überhaupt und gegen den Papst hegte, mufste noch mehr den römischen Senat treffen, der ehemals die Welt regiert hatte, und dieſs nie in den Zeiten seiner Ohnmacht vergafs. Alle Glieder desselben hofften auf die Freiheit Roms; dies ge-

stand man frei, als der Senator Albinus wegen einer solchen geäusserten Hofnung angeklagt war. „Ist er ein Verbrecher, rief Boethius aus, so sind wir es alle, und sind wir unschuldig, so kann er gleichen Anspruch auf den Schutz der Gesetze machen.“

Auch Boethius ward wie Albinus angeklagt, dafs er im Einverständnifs mit den Griechen stehe, um durch ihre Hülfe Italien von der Herrschaft der Gothen zu befreien. Drei Männer von hohem Rang, aber keineswegs vom [illegible] Rufe, traten als Zeugen gegen sie auf, und zeigten sogar Briefe mit ihrem Siegel vor, durch welche sie die Griechen gegen Theoderich zu bewafnen suchten; allein die Angeklagten erklärten sie für das Werk des Betruges. Die lobenswürdigsten Handlungen von Boethius, welcher die Italiäner gegen jeden Druck von Seiten der Gothen mit männlichem Muth und Theoderichs Beifall geschützt hatte, verwandelten sich jetzt in den Augen des letzten in Verbrechen. Er behandelte seinen alten Freund mit ausgezeichneter Härte, und liefs ihn nach Pavia in einen Thurm bringen, wodurch seine Vertheidigung sehr erschwert ward. Er hatte keinen Sinn mehr für die

Worte desselben, welche seine beste Schutzrede seyn mufsten: „o der Thorheit, welche Freiheit kann denn Rom noch hoffen? Ich wünschte, dafs wir auf irgend eine hoffen dürften! Wäre diefs, so hätte ich dem Tyrannen geantwortet: und wenn ich von einer Verschwörung für die Freiheit gewufst hätte, so hättest du davon nichts erfahren."

Noch wankte der König in seinem Urtheil über die Schuld oder Unschuld des Angeklagten, da sprach der Senat selbst über den Weltweisen, welcher im Kerker in seine Bücher über den Trost der Philosophie die letzte Kraft seines Genius hauchte, über den einzigen Mann, welcher auf ihn die Glorie des alten Freistaates zum letztenmal zurückgebracht hatte, das Todesurtheil aus. Mit dem Bewufstseyn der Unschuld vernahm es Boethius, und fuhr ruhig fort, die Blumen seiner Phantasie über die Lehren der speculativen Philosophie zu streuen. Er starb unter schrecklichen Martern, die Theoderich nicht befohlen hatte, unter der Aufsicht des Grafen von Pavia. Ein fester Strick ward ihm so um den Kopf geschnürt, dafs seine Augen hervorsprangen; durch einen Keulenschlag ward sein Leben geendigt. In den

Klagen, die sein Schwiegervater Symmachus erhob, verräth sich die Begierde nach Rache. Der Greis ward in Ketten geworfen und nach Ravenna gebracht; auch er wurde als Verbrecher hingerichtet. (524. 25.) *)

Unglücklicher als beide war Theoderich; die Schatten seiner Freunde verfolgten ihn, wohin er ging, und zerrütteten seine Phantasie. Bei einem Abendessen erblickte er auf der Tafel den Kopf eines grossen Fisches, welcher den Rachen aufgesperrt hatte. So drohend, glaubte er, müsse das Haupt des alten Symmachus, die Zähne in die untern Lippen gedrückt, ihn ansehen. Er sprang auf von der Tafel, alle seine Glieder zitterten, er stürzte sich in seine Kammer, und befahl, dafs eine Last von Decken über ihn auf das Bett geworfen werden sollte. So fand ihn sein Arzt, welchem er mit Thränen seine Grausamkeit gegen Boethius und Symmachus gestand; drei Tage nachher starb er (526). Dafs ein solches Leben sich so endigen mufste!

*) Excerpta de Theod. p. 670. Boethii de consolatione l. V. ex recens. Joh. Bernartii Antw. 1607. 8. I. 1. prof. IV. p. 9. 12. I. II. prof. 3. p. 10. 12. 26. Cassiodor. Var. II, 10. 11; IV, 22. V. 41. VIII, 16. Kassiodor schildert in diesen Stellen zwei Ankläger von Boethius, nämlich den Basilius und Opilio.

**) Procop. p. 142.

Memoiren

des

Freiherrn von C—a.

Erſter Theil.

Prag und Leipzig 1815.
Im deutſchen Muſeum.

Vorrede des Herausgebers.

Das Manuſkript der Memoiren des Freiherrn von S—a iſt ein Schatz, welcher vielleicht erſt nach einem halben Jahrhundert oder noch ſpäter dem Publikum ganz mitgetheilt werden kann. Was wir davon jetzt vorläufig in drei Bänden geben, iſt auch nicht unverändert geblieben. Manche Begebenheiten, Perſonen, die der Freiherr im Zuſammenhang mit den hier geſchilderten beſchrieb, ſind nach ſeiner eignen Anord-

nung weggelassen, und ebenso einzelne Züge von den aufgeführten, vorzüglich den handelnden Figuren, an deren Leben, gegenseitiges Verhältniß, das ganze Gewebe der Erzählung geknüpft ist. Daß sie höchstens von solchen errathen werden können, die ohnedies mit ihrer Geschichte und Denkart vertraut sind, daran liegt ihnen selbst gar zu viel, obgleich sie durch ihre glückliche äußere Lage, ihre Freundschaft, und am meisten durch die Freiheit ihres Geistes, über die gewöhnlichen Berührungen und Rücksichten der bürgerlichen Gesellschaft erhaben sind.

Es bedarf also auch keiner Entschuldigung, daß selbst in die Verhältnisse, in welchen die handelnden Figuren dieser Memoiren mit genannten und nahmhaften Personen gewesen sind, einige Schattirungen hineingebracht wor-

den, welche der historischen Bestimmtheit ein etwas undeutlicheres Licht geben. Aber versichern können wir dagegen, daß wir im Uebrigen an den Urtheilen und Beschreibungen des Manuskripts in Betreff der genannten politischen, litterarischen und anderweitigen Personen gar nichts geändert haben.

Der größte Theil dieses Buches ist ursprünglich deutsch geschrieben, und mit einer solchen Vollkommenheit und Leichtigkeit, daß wir Mühe gehabt haben, dasjenige, was wir aus mehrern neuen Sprachen übersetzen mußten, dem deutschen Styl des Urhebers ähnlich zu bilden. Der Freiherr selbst hat die Uebersetzungen durchgesehn und ihnen durch Verbesserungen noch mehr seine Sprache gegeben.

Darin wird das Publikum mit uns übereinstimmen, daß keine Litteratur,

daß am wenigsten bisher die deutsche, ein Werk wie diese Memoiren aufzuweisen hat. Sie geben eine Vorstellung, wie die Feinheit, die allerdings hie und da bei dem ersten Stande auch unter den Deutschen zu finden ist, auf unsere Litteratur, der es an Feinheit am allermeisten fehlt, hinabgeleitet werden könne. Zu wünschen wäre, daß Männer von gleichem Rang, gleicher Weltbildung und wissenschaftlichen Kultur, wie der Freiherr, durch sein Beispiel veranlaßt würden, in das Heer der deutschen Schriftsteller einzutreten. Was wir an guter Gesellschaft haben, ist noch in gar zu geringer Verbindung mit unserer Bücherwelt.

Inhalt des erſten Theils.

Barbarei der deutſchen Litteratur . . . . . Seite 1.

Geſtalten der deutſchen politiſchen und litterariſchen Welt . . . . . — 111.

Barbarei der deutſchen Litteratur.

In Deutſchland ward ich geboren; aber mein Vater nahm mich in meiner frühſten Jugend mit in das Ausland, wo ihn politiſche Angelegenheiten ſeines Hofes eine lange Reihe von Jahren feſthielten, ſo daß wir erſt vor fünf Jahren in die deutſche Heimath zurückkamen, als er ſchon im hohen Greiſenalter ſtand, und ich in das männliche getreten war.

Den größten Theil unſers ausländiſchen Lebens brachten wir in Italien zu, und mein Vater äußerte darüber ſtets ſeine beſondre Zufriedenheit, ſo wie zum öftern ſeine Ungeduld, daß die Geſchäfte ihm nicht geſtatten wollten, nach Griechenland hinüberzugehen. Es verfloß kein

Tag, daß er nicht, trotz aller diplomatischen Zerstreuungen und Anstrengungen, den großen Autoren der Griechen und Römer ein paar Stunden der Andacht geweiht hätte; und darum that es ihm wohl, auf klassischem Boden zu leben.

Er unterwies mich selbst in der lateinischen und griechischen Sprache; und das erste, was er mit mir las, waren die drei großen römischen, dann die drei großen hellenischen Geschichtschreiber. „Sprache und Geschichte eines Volkes, pflegte er zu sagen, sind der Schlüßel zu seinem ganzen Eigenthum und seiner ganzen Eigenthümlichkeit: fasse ihn nur mit Knabenhänden; wenn du auch die Poeten, Redner und Philosophen genossen hast, wirst du als Mann verstehn, ihn vollkommen zu handhaben.“ Und nie habe ich seine große Stirn heiterer, nie die Züge, das Kolorit seines edlen Gesichtes schöner geschehn, als wenn eine von den

ewigen Stellen der Autoren den Knaben mit einem angenehmen Staunen erfüllte, welches ahnen ließ, daß er sie dereinst verstehen würde.

Die französische Litteratur achtete er als Weltmann, und sie berührte sein Inneres wenig; aber doch machte er mich aufmerksam darauf, wie ihr durch eine praktische Präcision der Gedanken, Empfindungen, und des Ausdruckes dafür, durch einen Cyclus von Männern, welche solche Präcision bald mit dieser, bald mit jener Manier versetzten, auf mancherlei Gegenstände anwandten, doch immer in einem gewissen Grundton blieben, welcher ächtfranzösisch war, gelungen sei, eine Reihe von Werken aufzustellen, die ob Maß, Klugheit, Eleganz, beinahe das Beiwort klassisch verdienten.

Weit mehr neigte er sich zu den Italienern. Wie ein Poet, der mit dem Alterthum genährt sei, den Stoff und die

Kultur der neuern Jahrhunderte auffaſſe und bearbeite, glaubte er nirgends als in Dante, Taſſo und Arioſt wahrzunehmen; und nur Guicciardini war für ihn unter den Neuern ein Geſchichtſchreiber, von welchem er, gewiß zu einſeitig, zweierlei ſchlechterdings forderte, nämlich: daß er das Alterthum in ſeinen Adern trage, und an den Begebenheiten, die er beſchreibt, ſelbſt Theil gehabt, wenigſtens ihnen ſehr nahe und in demſelben Strich der Zeiten, denen ſie angehören, gelebt habe.

Die engliſche Litteratur kannte mein Vater gar nicht; aber von jungen Engländern lernte ich zu Rom ihre Sprache, und las mit einem von ihnen bald ihren Shakſpeare. Anfänglich ſtanden meine Griechen und Römer wie mit feurigen Schwertern, um mir den Eingang in ſeine Welt zu verwehren: wie ich hinein kam, weiß ich auch jetzt noch nicht zu ſagen; das ganze griechiſche und römiſche Alterthum

verſchwand mir eine Zeitlang vor derſelben; und doch glaubte ich zuletzt einzuſehn, daß die Naturnothwendigkeit, die Naturnaktheit, die das Höchſte und Weſentlichſte in dem brittiſchen Dichter ſind, mir eben durch mein Studium der Alten nahe gerückt waren. Durch meinen Vater gewöhnt, mich um die klaſſiſche Periode einer Litteratur bei der erſten Bekanntſchaft mit ihr ernſtlich zu bemühn, eilte ich zu derſelben in der engliſchen, ſobald mich Shakſpeare etwas los gab; und um ſo geſpannter, weil ich einſah, welche prächtige Luſthaine in dem Wald, den er für ſeine Nation gepflanzt hatte, angelegt werden konnten. Meine Erwartungen wurden nicht erfüllt. Zwar fand ich in Addiſon, Pope, Richardſon, Hume, Gibbon und andern ſo viel Gehalt mit ſo viel Form vereinigt, ſolches Maß ſolcher Kräfte, daß ſie ſich klaſſiſchen Autoren näherten; allein, wo war jene menſchenſchaf-

ſende Kraft und die romantiſche Phantaſie geblieben, welche Shakſpeare dem Geiſte des Eilandes eingeſtrömt zu haben ſchien? Sie fehlen, wenn wir etwa Milton ausnehmen, in den ſpätern Autoren, nicht in der Nation ſelbſt, aus Gründen, deren Entwicklung uns zu weit führt.

Mitten unter ſolchen Studien blieb die deutſche Litteratur für mich wie eine weit entlegene Inſel. Die erſten Sylben und Worte, welche ich lernte, waren freilich deutſch, und mein Vater ließ mich auf das ſorgfältigſte in der ſogenannten Reinheit dieſer Sprache nach Adelung unterweiſen. Einen guten Aufſatz über Geſchäfte ohne Fehler gegen die Grammatik, meinte er, müße der Deutſche in ſeiner Mutterſprache verfaſſen können; auch gebühre ihr, daß er ſie zuerſt reden lerne. Aber eine weitere Bemühung um ſie ſei nicht vonnöthen. Nur ein barbariſches Ohr möge ſie wohllautend finden; ſie ſei ohne

Anſtand, Geſchmeidigkeit, Klarheit für die Empfindungen und Gedanken einer höheren Bildung.

So hatte ich auch ſchon die engliſche Litteratur kennen gelernt, ehe ich von meiner vaterländiſchen etwas wußte, als ein Zufall mir einige Vorſtellung von ihr verſchaffte. In meines Vaters Studierzimmer war ein Schrank, um welchen ich mich nie bekümmert hatte, weil ich keine Bücher, nur Briefſchaften und diplomatiſche Papiere in ihm vermuthete. Eines Tags war er geöffnet, als ich hineintrat, und mir fielen etwa ſechs Bücher auf, die in demſelben ſtanden, mitten unter ein paar Frauengewanden, welken Blumenkränzen, Briefen und dergleichen mehr. Was iſt das? fragte ich; und mein Vater antwortete gedämpft und ernſt: Die Verlaſſenſchaft deiner ſeligen Mutter! Nach einer Pauſe ſtiller Rührung, griff ich nach den Büchern, und fand deutſche! Ich bat

um die Erlaubniß, sie zu mir nehmen zu dürfen, und er sagte gleichgültig: deine Mutter las; öfters in ihnen und darum hab' ich sie aufbewahrt.

Ich durchlief sie alle, genoß in allen hier und da, und ließ mich dann zuerst bei einem epischen Gedichte, der Messias, mit der Anstrengung nieder, die mir beim Lesen gewöhnlich geworden. Aber ich entdeckte bald, daß ich meine Muttersprache viel zu wenig verstand, um dieses Gedicht ohne ein außerordentliches Studium fassen zu können. Endlich ward mein Fleiß belohnt durch die Entdeckung einer neuen Sprache voll Harmonie, Würde und von unergründlicher Tiefe, welche mir mit der griechischen an Gehalt zu wetteifern, und sie an dem Ausdruck für transcendente Gefühle, Begriffe, Bilder zu übertreffen schien.

Nach wiederholtem Studium der ersten Gesänge fand ich gleichwohl in mir keine große Munterkeit, weiter zu lesen,

und ich ſagte mir: du kennſt den Gegenſtand dieſes Gedichtes doch auch, und wie iſt es möglich, ihn für ein epiſches Gedicht zu wählen, welches ſich nur mit der Gegenwart einer Handlung abgeben kann. Wie dürftig war jene bei dieſer Handlung, welche ihre Wichtigkeit, freilich die größte, die je eine Begebenheit hatte, erſt durch die Zukunft gewann? wie will ſich aber die epiſche Poeſie der Zukunft bemeiſtern, die nur unter dem Prophetengeiſt der lyriſchen ſteht?

Außerdem dachte ich, daß wol auch bei meinem Homer die Religion im Spiel ſei, er indeß nur Götter einführe, die gewaltigere Menſchen waren, im Volksglauben etwas, für die Kunſt viel galten, nichts für den Forſcher der Wahrheit. Ganz anders verhielt es ſich mit dem Chriſtenthum. Sein reiner Urgeiſt war kurz und deutlich ausgeſprochen, und durfte durch lange dichteriſche Reden nicht gefährdet werden.

Die Wunder, die ihn begleiteten, waren für denjenigen, der an sie glaubte, durchaus eine Offenbarung, die keine Zuthaten menschlicher Phantasie ertrug; und diese frevelte, wenn sie durch ihre Macht die Wunder der göttlichen Macht gleichsam fortzusetzen wagte. Wer nicht an dieselben glaubte, konnte keinen andern Reiz bei ihnen finden, als daß er sie wider alle Einbildungskraft bewahrte, und in eine historische Notiz zu verwandeln suchte.

Wenn nun Geist und Wunder des Christenthums keine Zugabe menschlicher Gedanken und Phantasiegebilde annehmen wollten: so mußte in dem epischen Gedichte, das sie zu seiner stattlichen Breite verarbeitete, nothwendig der Todeswurm vernommen werden, und eine Unnatur entstehen, welche den tüchtigen Sinn auf die Folter spannte.

Dazu ängstigte mich noch ein anderer Gedanke. Der Urgeist des Christenthums

erträgt freilich nicht, poetiſch auseinander gezogen zu werden, aber er iſt eine himmliſche Formel, die auf alle Zuſtände der Menſchheit angewendet werden kann. Da iſt geſchehn, daß der vorübergehende Geiſt menſchlicher Entwicklung ſich ihr jedesmal angehängt hat; und darum gab es für jede Periode der Kultur in gewiſſem Sinne ein andres Chriſtenthum. Wer die dürftige Handlung ſeines Entſtehns zu einem epiſchen Gedicht ausdehnt, wird daher das Chriſtenthum ſeiner eigenen Zeit darin anbringen; und wie ſoll ſein Gedicht genoſſen werden, wenn nun eben dieſer chriſtliche Sinn nicht mehr obwaltet?

Alles, was ich gefürchtet, fand ich gegründet, als ich mich durch den Meſſias durcharbeitete; aber meine Bewunderung gegen das Genie des Dichters ſtieg dennoch immer höher. Vorzüglich in einigen ſeiner Teufel und in Abadonnah, noch mehr

in den vielfachen Gestalten, über welche der Weltrichter das Urtheil spricht; auch in einigen Jüngern des Heilands und etlichen Personen der Episoden traf ich auf die Kraft, welche die Summe alles Genies im epischen, dramatischen Dichter und im Historiker ist, und ohne welche sie kein Genie haben, nämlich die Kraft, durchaus individuelle menschliche Gestalten, unter welche auch Teufel gehören können, so wie Götter, zu schaffen und darzustellen.

Außerdem gestand ich mir mit Entzücken, daß es in diesem Gedicht einzelne Stücke gebe, die ein reines dichterisches Ganze, mitunter die höchsten Idyllen wären. Bei diesen denke ich vorzüglich an alle die Gruppirungen der Auferstehenden, der Auferstandenen, der Jünger mit dem aus dem Grabe hervorgegangenen Heiland.

So hatte ich überschwenglichen Ersatz für die lange Weile, welche mir das Gedicht als episches machte, und es ging mir

ungefähr mit dem Messias, wie mit Virgils Aeneide, wo nur Dido und Nisus und Eurylus für den Mangel an allem epischen Schwung ein wenig schadlos hielten, wenn ich gleich im Uebrigen jene beiden Werke gar nicht vergleichen will. Klopstock hatte bei großem epischen Dichtergeist einen unepischen Stoff, und Virgil einen sehr epischen bei unepischem Geiste. Dies mag er selbst gefühlt haben; und kam seine Unzufriedenheit mit seinem Epos daher, so ist er wegen solcher Selbsterkenntniß nicht genug zu preisen. In seinem Mörfergericht zeigt er sich größer, als in der Aeneide.

Vielleicht war es Ermattung durch den Messias, daß ich nun zunächst nach einem Büchlein in meinem kleinen deutschen Schatze griff, das meinen neugierigen Blicken einen leichten Genuß versprochen hatte. Das Büchlein kam nicht aus meinen Händen, als bis ich es durchgelesen.

Ich wollte es bald nachher noch einmal genießen, und es widerſtand mir.

Darüber ſuchte ich mir Rechenſchaft zu geben. Freilich wol, ſagte ich, die Grazien in dieſem Gedicht fangen erſt an, ſich in Deutſchland zu zeigen, ſind mit Natur und Klima dieſes Landes, mit den Sitten der Bewohner gar nicht bekannt. Da können ſie ſich nicht nehmen, wie ich ſie im Alterthum der Griechen und Römer ſah; in ſo reiner Schönheit würden ſie dort, wo man ſie noch als Fremdlinge anſtaunt, unſchicklich und unſittlich erſcheinen, und mögten angefeindet werden. Sie müßen ſich verhüllen, um Gefahr zu meiden, und wieder etwas enthüllen, um die Lüſternheit zu ihrem Schutz zu gewinnen. Auch reichen ſie dort mit dem ſüßen Lächeln, dem ſinnigen Durchſchein der Schläfe, den wenigen weichen Flötenlauten nicht aus. Sie müßen viel und breit ſprechen,

ihre Philoſophie redſelig darlegen, um Eingang zu finden.

Nach Selbſtgeſprächen der Art konnte ich an Muſarion wieder Genuß finden, und entdeckte, warum ſie mich anfänglich mit Recht hingeriſſen hatte. Auf der Sprache liegt an manchen Stellen ein Schmelz der Phantaſie, den die Grazien ſelbſt ausgehaucht haben; die Philoſophie iſt geſchickt in die Handlung verwebt; aus dem Ganzen athmet eine naive Gutmüthigkeit und Heiterkeit, welche den Göttinnen zuſagt. Ich gab die Hoffnung nicht auf, wenn ich einſt die deutſche Heimath ſähe, die Grazien dort ſchon dreiſter in ihrer natürlichen Unſchuld zu finden.

Nun ging ich zu dramatiſchen Arbeiten über, die in einem Bande zuſammen waren. Der Titel Emilia Galotti zog mich an. Ich ward nicht gerührt, aber meine Empfindung war ſo beſchäftigt, daß ich jeden Augenblick gerührt

zu werden erwartete; ich entdeckte die scharfsinnigste Berechnung, und doch nicht die Tiefe des Verstandes, die mich aus Werken des Alterthums, Shakspeare's, sofort tief herauf faßte; ich traf auf die feinste Menschenkenntniß, aber nicht auf Menschen. Der Verfasser, dachte ich, ist gewiß der größte Schachspieler auf der weiten Welt, und unwillkührlich rief ich: Schach dem König! als Emilia sterbend sagte: eine Blume abgerissen, ehe sie der Sturm entblättert.

Unerklärlicher, viel anziehender war mir Minna von Barnhelm, obgleich ich den Urheber jenes Trauerspiels sogleich darin entdeckte. Offenbar kopirte er in diesem Lustspiel wirkliche Personen des Lebens, das er vor sich hatte. Späterhin ist mir dies durch die Geschichte des siebenjährigen Krieges, durch den Aufenthalt in Sachsen und Preußen erst ganz klar geworden. Alle Talente in jenem Trauer-

ſpiel waren in Minna von Barnhelm im höheren Grade, und die Sprache, deren Gewandtheit, Präciſion und epigrammatiſche Energie mich in Emilia Galotti ſchon überraſcht hatte, erfreute mich hier durch eine Friſche und Natürlichkeit, die mir von der Ausbildung des geſellſchaftlichen Tones in Deutſchland einen guten Begriff gab.

Voll Freude, einen Deutſchen gefunden zu haben, in welchem ſo viel Maß bei ſo viel Gehalt war, ging ich zu dem dritten Stück meines Bandes über, und empfand dieſe Freude ungemein erhöht. Als ich Nathan den Weiſen geleſen hatte, in welchem Begriffe und Lehren nahe daran ſtehn, zu Perſonen zu werden, wo man unausſprechlich gefeſſelt wird, indem man jeden Augenblick dieſe Verwandlung erwartet, wußte ich zu keinem Reſultat über den Verfaſſer zu kommen: ich hatte nur wahrgenommen, daß er einerlei mit

dem Urheber der beiden erſten dramatiſchen Dichtungen ſeyn müße.

Bei aller ſeiner Vortrefflichkeit, geſtand ich mir, iſt er kein Dichter; denn Begriff, Lehre, Entwicklung ſind ihm mehr, als Einbildungskraft, Gefühl, Darſtellung, und die Pſychologie lieber, als die individuelle Geſtalt. Auch hätte er als poetiſches Genie nicht den Fehlgriff gethan, einem Lehrgedichte die dramatiſche Form zu geben.

Ich bin nicht der Meinung, daß ein didaktiſches Gedicht eigentlich keine Poeſie ſei; denn ſobald die Einbildungskraft von einem Mittelpunkt aus die Lehren zu einem organiſchen Ganzen zu vereinen, und als ſolches zu beleuchten weiß, können ſie zu vortrefflicher lyriſcher, auch wol zu erzählender Poeſie werden; aber in der dramatiſchen iſt die unmittelbare Figur und ihr Handeln, ihr Schickſal, Alles in Allem. Soll ſie eine Lehre entwickeln, ſo

verlieren entweder die Figuren an ihrem Recht, oder die Lehre findet nicht genugsame Entwicklung, und in der Regel entsteht weder ein dramatisches, noch ein didaktisches Meisterwerk.

Darüber also glaubte ich bald im Reinen zu seyn, daß kein eigentlicher poetischer Genius die Seele jener dramatischen Produkte sei; aber welche Nationalität aus ihnen athme, wollte mir nicht klar werden. Dieser Autor verrieth oft so viel Schärfe, Eleganz, praktische Gewandtheit, daß ich in ihm französisches Naturell bemerkte. Plötzlich brach dann eine Derbheit der Gesinnung, ein tiefes Gefühl, und ein solcher Humor und Freimuth aus seinen Personen, daß er mir ein Britte schien. Am meisten entzückte mich an ihm die Heiterkeit seines Ernstes im Nathan, und eine Klarheit des Wesens, die sich mit allen nationellen Verhältnissen abgefunden hatte, die mir rein menschlich

däuchte. Sollten ſie etwa die deutſche Nationalität ſeyn? fragte ich mich mit freudiger Ueberraſchung; nur Schade, fuhr ich fort, daß dieſer Autor kein ächter Dichter iſt: er wäre ſonſt unfehlbar auch ein klaſſiſcher.

Nun waren von meiner deutſchen Bibliothek mir noch zwei Büchlein übrig, welche ich zuletzt leſen wollte, weil ſie proſaiſch waren, und ich gegen die deutſche Proſa gar zu arge Vorurtheile hegte. Wie abſcheulich war die Sprache in den deutſchen Akten, welche in der Kanzlei meines Vaters nicht ſelten vorkamen. Aber der Titel jener beiden Büchlein war ſehr reizend. Sie verſprachen Forſchungen über die Erziehung des Menſchengeſchlechtes und über das Gefühl vom Schönen und Erhabenen.

In dem erſten, in ſeinem feinen Dialog, in ſeiner herrlichen Lehre und

hellen Entwicklung, war mein wohlbekannter dramatiſcher Autor unverkennbar. Hätte ich nie etwas Dramatiſches von ihm gekannt, ſo würde ich nach dieſem Produkt bedauert haben, daß er kein dramatiſcher Dichter geworden ſei. Ich ſtaunte über einen ſo vollendeten räſonnirenden Styl in der deutſchen Proſa, und war bei meinen hohen Begriffen über klaſſiſchen Werth darüber mit mir einverſtanden, daß dieſe Entwicklung der vortrefflichſten Lehre in einer ſolchen Form als ein klaſſiſches Produkt gelten dürfe. Zugleich freute mich, auch hier zu bemerken, daß der Deutſche eine ſo ungemeine Theilnahme an der Menſchheit hege, und in ſeinen Begriffen über dieſelbe weit mehr Umfaſſung habe, als alle übrige Nationen.

In Hinſicht auf vollendete Schreibart ſchien mir die Abhandlung über das Schöne und Erhabene anfänglich beinahe das Gegentheil von jener; und eine groſſe

Vernachläßigung des äußern Styls mußte ich fortdauernd eingeſtehn, als ich den inneren Reichthum, und den tiefen Witz des Verfaſſers bewunderte. Von dem äſthetiſchen Gefühl der Deutſchen gewann ich durch ihn eine überaus groſſe Idee, und mein Reſultat blieb, daß dieſer Autor, wenn er etwa noch zu einer ſchönen Form für ſeine Gedanken gelangt ſei, unter allen philoſophiſchen Autoren des Alterthums und der neuern Zeit den erſten Rang behaupte, weil in keinem derſelben Anmuth und Schärfe und Tiefe des Geiſtes, Kraft und Schönheit des Gemüthes, Witz und Würde, Reichthum an Kenntniſſen, bis zu dem Grade, wie in ihm, verbunden waren.

Alle dieſe deutſchen Bücher nun mochten ungefähr ein halbes Jahrhundert alt ſeyn. Wie mußte ſich in demſelben die Litteratur meines Vaterlandes entwickelt haben! Den Anfang einer klaſſiſchen Pro-

ſo hatte ich in dem Buch über die Erziehung des Menſchengeſchlechtes entdeckt, und die andern Autoren waren mit ihrer Kraft, klaſſiſch zu werden, hoffentlich in ihren Gattungen gleiche Muſter geworden. Viele andre Genies mochten ſich in Deutſchland vor, mit und nach ihnen, und durch ſie, entwickelt haben. Wenigſtens hatte ich gehört, daß ſich dort eine ſo vielſeitige Gelehrtenrepublik und ein ſo umfaſſender litterariſcher Zuſtand, wie noch in keinem Zeitalter und keinem Lande waren, ausgebildet hätte.

Ich dachte ernſtlich daran, mich nun in alle Geheimniſſe der Litteratur meines Vaterlandes einzuweihn; doch eine ſorgenvolle Miſſion nach Spanien nahm mir jede Gelegenheit dazu und jegliche Muße. Als ich aber wieder nach Italien zurückkam, ward ich auf die anmuthigſte Weiſe an jenes ernſtliche Vorhaben erinnert. Um Lucian Bonaparte, auf ſeiner ſchö-

nen Villa, ſammelten ſich gern damals die geiſtvollſten Männer und Frauen. Seine Rede war feurig und gefällig, ſeine Art verbindlich, ſein Geſchmack gebildet, und es war um ſo anziehender, ihn in Genüſſen der Kunſt ſchwelgen zu ſehen, da es bisweilen Spuren gab, wie ſcharf er die große politiſche Welt beobachtete. Nicht lange nach meinem Eintritt in ſeinen Cirkel traf ich ihn eines Abends in ſehr lebhaftem Geſpräch mit einer jungen Dame, deren Ton der Stimme mich ſofort anzog. Es war darin ein ſo melodiſcher Nachklang, daß es ſchien, als vergnügte ihre Gedanken, ſich tönen zu hören. Ich trat näher hinzu, um kein Wort von ihr zu verlieren, und entdeckte nun, daß auch ihr Antlitz und ihre Geſtalt voll Anmuth und Schönheit waren. In der Ferne ſchienen ihre Züge, ihre Glieder, zu viel Unbeweglichkeit zu haben: aber in der Nähe, und vorzüglich, wenn ſie mit Theilnahme

ſprach, entdeckte man, daß jene ſcheinbare Unbeweglichkeit nur von der Tiefe ihres Lebens herrührte, welches verſchmähte, auf jede Anregung nach der Oberfläche zu ſtrömen. Nur in ihrer hohen Stirn, im Eindruck ihrer Schläfe, und ihrem ſchwarzblauen Auge ließ es ſich immer blicken, und ihre gewölbte Bruſt konnte man nicht ohne den Gedanken anſehn, daß ein freier Athem und ein großmüthiges aufſtrebendes Herz ſie gewölbt hätten. Dennoch fühlte man auch in der Nähe an ihrer Geſtalt etwas, das dem Eindruck ähnelte, den ſie aus der Ferne gemacht hatte. Es lag auf derſelben etwas Nördliches, und ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, daß die ſchöne Dame ungefähr ſo auf mich wirkte, wie die wenigen deutſchen Autoren, die ich kannte. Auch fand ich hernach, daß ſie eine Deutſche, die Gräfin Roſamunde aus dem Hauſe W—g war

Ihre Geſtalt zu enträthſeln, hatte mich ſo beſchäftigt, daß ich auf den Gang ihres Geſpräches mit Lucian Bonaparte nicht eher aufmerkſam genug ward, als bis ſie in italieniſcher Sprache ausrief: nein, in franzöſiſchen Stanzen, die keine ſind, ſoll der große Mann mit dem ungeheuren Leben ſich bewegen? Ueberlaſſen Sie ihn den Deutſchen, welchen er ja doch mehr angehört, und die den epiſchen Herameter für des Helden Gang haben. Selbſt in Stanzen, wie Taſſo ſie der Geſinnung ſeiner Helden aneignete, könnten ſie ihn auftreten laſſen.

Mit einem leichten Scherz über ſolchen nordiſchen Nachhall des vollendetſten ſüdlichen Verſes ging Bonaparte zu einer andern Gruppe der Geſellſchaft weiter: er ſchien über jenen Ausruf der deutſchen Dame einen leiſen Unmuth zu fühlen. Sie aber wandte ſich zu mir und ſagte: iſt Karl der Große nicht noch

ganz als ein Deutſcher zu nehmen? was nachher den Franzoſen machte, war ſeinem Frankenthum noch fremd.

Es war mir bei dieſer Frage, als befände ich mich zum erſtenmal in der heimathlichen Luft Deutſchlands; und begierig nach weiterer Kunde lenkte ich das Geſpräch auf die deutſche Litteratur. Ich ſchilderte vielleicht mit ſtärkern und lebhaftern Farben, als ich ſonſt gebraucht hätte, die wenigen Autoren, die ich kannte, um die geiſtvolle Frau zu Mittheilungen zu bewegen. Allein zu meinem Befremden ging ſie darauf nicht ein. Daß die Werke derſelben ihr wenigſtens dem Namen nach nicht unbekannt waren, merkte ich wohl; aber ſie war mit ihrem Geiſte nicht vertraut, und ſchien ihn wie etwas Veraltetes zu nehmen. Iſt die deutſche Litteratur ſo unendlich reich, fragte ich, daß ſie ſolche Geiſter in die Vergeſſenheit ſtellen darf? Ich weiß nicht, antwortete ſie:

wir haben der Bücher eine unendliche Menge, ich habe mir aus derselben einen Dichter erlesen, der mir genüget, und welchen ich in jeder Fremde, bei Genuß jeglicher anderen Litteratur, im Herzen und Gedächtniß trage. Sie kennen doch Göthe?

Was dichtete er? fragte ich, indem ich meine ganze Unkunde vom Vaterlande gestand. Einen Jüngling, erwiederte sie, der sich erschoß, weil er in ein gefühlvolles und reines Weib eines Andern verliebt war: eine Handlung, worüber die Alten, so weit ich sie aus Uebersetzungen und ihrer Geschichte kenne, kaum die Achsel gezuckt hätten; aber die Dichtung wäre tief in ihr Wesen gedrungen, weil die Leidenschaft des Jünglings das Schicksal des Menschen und der Natur noch mit mehr Verzweiflung fühlt, als sein eignes, seine Liebe. Eben dieser Dichter gab uns in einem Schauspiel einen deutschen Helden,

an welchem man fühlet, daß ſeine Umgebungen, Geſinnung und That ein ihm weſentlich angehörendes Zeitalter ſchaffen. Ein ſcharffühlender und gelehrter Freund ſagte mir, daß in keinem andern poetiſchen Produkt ein Deutſcher dargeſtellt ſei, der auf einem Grund und Boden ſtehe, auf welchem er wirklich habe ſtehn können. Welche Undinger aus gleicher Urſache, weil ihnen eine Heimath fehlt, in der ſie lebendigen Athem haben konnten, ſind die franzöſiſchen und italieniſchen Iphigenien; und die von Göthe ſcheint mir mehr Griechin, eine höhere, als jene von Euripides. In Italien wird mir Göthe's Taſſo, der ſüdliche, brennende Dichter, erſt ganz verſtändlich; und je mehr die politiſche, bürgerliche Geſellſchaft, wie ſie ſeyn mochte vor allen den neuen Anſichten und Ereigniſſen, die mit der franzöſiſchen Revolution zuſammenhangen, mir noch bei den verſchiedenen Völkern

entgegentritt, um so tiefer fühle ich, wenn ich so sagen darf, die geschichtliche Wahrheit, womit mein Liebling die Stände und gesellschaftlichen Ordnungen in seiner Eugenie personificirt hat.

Die Begeisterung, womit die Gräfin sprach, hätte ich nicht zu unterbrechen gewagt, wenn ich der Begierde, dieser bewundert n Produkte habhaft zu werden mächtig gewesen wäre. Aber sie führte keines derselben mit sich. Ich lese sie lieber, sagte sie lächelnd, in meiner Phantasie, in meinem Herzen und Gedächtniß, als in den schwarzen Lettern, und vor allen seine Fülle von kleinen Gedichten.

Sagen Sie mir nur eines derselben, bat ich. Wir traten eben an den schönen Landsee der Villa. Was die Wassernymphe zum Fischer spricht? fragte sie, und sagte zugleich die Verse her:

Labt ſich die liebe Sonne nicht,
Der Mond ſich nicht im Meer?
Kehrt wellenathmend ihr Geſicht
Nicht doppelt ſchöner her?
Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feuchtverklärte Blau?
Lockt nicht dein eigen Angeſicht
Dich her in ew'gem Thau?

Wie wunderbar mich dieſe Worte erfüllten, vermag ich nicht auszudrücken. Sie geleiteten mich wie ein ahnungsvoller Klang aus allen Geheimniſſen der Natur über die Berge, die mich nicht mehr vom Vaterlande trennen ſollten. An dem nämlichen Tage hatte mein Vater einen Befehl ſeines Hofes erhalten, der uns plötzlich nach Deutſchland abrief.

Hier habe ich nun mein Lieblingsvorhaben ausgeführt, und eine volle Muſe fünf Jahre hindurch nur der deutſchen Litteratur geweiht. Ich ſahe ſie mit den

Augen eines Fremdlings an, der aus dem Alterthum und von andern Nationen kommt, aber mit deutscher Liebe. Lasse man mich unverholen sagen, wie ich sie gefunden habe. Urtheile ich doch nur als Laie, weiß nichts von allen den Gründen und Einsichten, wodurch die deutschen Kritiker auf immer neue und zahlreichere Meisterwerke ihrer Landsleute geführt werden; und so bin ich zu unscheinbar, als daß mir selbst die Ueberschrift „Barbarei der deutschen Litteratur" Feinde erwecken könnte. Ich will mich über sie vorläufig erklären.

II.

So weit ich mir von Betrachtung der Perioden, wo das allgemeine Urtheil den Völkern eine klaſſiſche Litteratur beimißt, einen Begriff über dieſe überhaupt habe abſtrahiren können, muß eine Nation zuförderſt Autoren beſitzen, deren Gehalt (etwas anders, als der Inhalt, Stoff; Gegenſtand) einen Verein von allen menſchlichen geiſtigen Kräften in einem hohen Grade, und denſelben ausgeſprochen in einer ſchönen und korrekten Form darbietet; zweitens aber dieſelben nicht als Einzelnheiten, ſondern als einen Cyclus von Autoren in aller menſchlichen Wiſſenſchaft und Kunſt darzeigen können. Dieſe beiden Requiſite nun zu einer klaſſiſchen Litteratur habe ich in der deutſchen keineswegs gefunden; und weil ich in Wiſſenſchaft und Kunſt den bezeichneten idealen

Punkt des Kulturzuſtandes immer vor Augen habe, ſo dünkt mich die Nichterreichung deſſelben eine Barbarei, je mehr oder weniger man ſich demſelben auch nähern mag. In den Endurtheilen über wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Ausbildung einer Nation gelte immer etwas Abſolutes. Wir bedürfen da nicht ſolcher Schonungen, wie bei Anſicht der geſellſchaftlichen und bürgerlichen Kultur des Menſchen.

Nach der Stimmung, welche mir die Gräfin Roſamunde gegeben hatte, fing ich mein Studium der deutſchen Litteratur mit Göthe's Werken an, und mit dem Produkt von ihm, welches mir zuerſt genannt war.

Ich will mich nicht auslaſſen, wie meine Natur von der nordiſch ſchwermüthigen Empfindſamkeit in Werthers Leiden, von der ich einigermaßen nur durch Shakſpeare eine Ahnung bekommen hatte, mit unwiderſtehlicher Gewalt

ergriffen würde. Aber auch nach kaltblütiger Prüfung nenne ich dieses Produkt klaſſiſch, dem oben aufgeſtellten Begriffe gemäß. Die ungeſtüme Kraft jugendlicher Herzen mag Werther am meiſten führen, weil er ihnen den Dolch der Leidenſchaft eingräbt: mich hat er darum am tiefſten bewegt, weil der unglückliche Jüngling, indem er die Wonne und Angſt ſeiner Leidenſchaft hinſtrömt, jeder Foderung des klaſſiſchen Geſchmackes genügt. Wie ſehr bin ich an die Feinheit erinnert, womit meine Gräfin über ihn urtheilte, wenn ich auf dergleichen litterariſche Nachweiſungen traf, daß Leſſing gemeint hätte, über einen ſolchen erbärmlichen Helden, wie in dieſem Produkt, würden die Alten mitleidig die Achſel gezuckt haben. Dieſe waren in ihrer Empfindſamkeit für den weiten Kreis, welchen das Gefühl in Werthers Leiden umfaßt, viel zu beſchränkt, und ihre derbe Energie wäre innerhalb

deſſelben ſtutzig geworden. Oder vermißte man in dem Jüngling eine gewiſſe moderne Charakterſtärke, die man gern unter den Schutz der alten ſtellen wollte? Ohne ſeine Schwäche wäre ſeinetwegen kein klaſſiſches Produkt entſtanden.

Daß Göthe bei ſeinem erſten Auftreten einen Griff that, der ein ſolches Werk machte, iſt nicht allein durch ſeine Tüchtigkeit erklärlich; ſondern das Glück hat auch dazu gethan. Vielleicht wäre er ohne ein wirkliches Ereigniß, welches Senſation erregte, nicht auf den Gedanken zu einer ähnlichen Schöpfung gekommen. Auch ſpäterhin war es öfters ein Wink der Zeit, der ihn zu dichteriſchen Produkten veranlaßte, und die erſte Gunſt, welche ihm dieſes Zuwinken ſo reichlich erwies, mag ihn ſelbſt verführt haben, mitunter etwas zu denken und fühlen und auszubilden, bloß darum, weil es an der Zeit ſei.

Aber ich wünſchte, in jener Periode, als Werthers Leiden erſchienen, mit Bewußtſeyn und in Deutſchland gelebt zu haben. Durch den ſiebenjährigen Krieg und die Einwirkung Friedrichs des zweiten von Preußen, durch die Geiſter, welche mit Klopſtock deutſche Sprache und Ehre behaupteten, indem jener Held franzöſirte, waren Gemüth, Einbildungskraft und Verſtand der Deutſchen in eine friſche Thätigkeit gekommen, welche Befriedigung heiſchte. In der politiſchen Welt gab es nun nichts mehr, was dieſem Schwung entſprach, es war vollkommene Ruhe und Wohlbehagen nach langer Spannung und Zerſtörung. Alles Intereſſe wandte ſich auf die Litteratur. Da erſcheint eine genialiſche Dichtung, die eben das Gefühl in Anſpruch nimmt, welches ein Jeglicher im Buſen trägt und trug, und die Jugend, welche die lauteſte Theilnahme hegt, als die einzige Beſtimmung des Lebens

betrachtet. Von ſolcher allgemeinen Empfänglichkeit bei dem erſten Erſcheinen auf der dichteriſchen Laufbahn begrüßt zu werden, iſt ein ungemeines Glück. Es hat mich immer gefreut, wenn ein poetiſches Genie auch Günſtling der Zeit war.

Göz von Berlichingen fiel in einen glücklichen Moment, wie Werthers Leiden. Ein ritterlicher Sinn war aus dem preußiſchen Heer über das nördliche Deutſchland gegangen, und Friedrich ſtand als ein deutſcher Held vorzüglich in der Phantaſie der nördlichen Germanen, und vielleicht lebendiger wegen Beimiſchung von Unwillen, daß er die franzöſiſche Kultur einzig liebte, und man dem Franzoſenweſen, wider welches der ritterliche Schwung der Norddeutſchen ging, doch vornehmlich ſeine Thaten entgegenſtellen mußte.

Aber wiewohl Göz von Berlichingen eben ſo ſehr von der Zeit begünſtigt wurde,

als Werther, möchte ich ihn nicht den klaſſiſchen Produkten beizählen. Die Hauptfiguren ſind nicht gehaltvoll genug, und darum mußte die Zeichnung etwas flach werden, von welcher Lebendigkeit und Wahrheit ſie ſei. Beinahe hiſtoriſche Wirklichkeit hat ſie, und ich mußte zugeſtehn, was mir die Gräfin über jene Darſtellung eines deutſchen Helden geſagt hatte: die Objektivität dieſes dramatiſchen Dichters konnte ich nicht genug bewundern.

Uebrigens war das Stück in ſolchem Ton angelegt, daß es zu keiner ſchönen und vollendeten Form gelangen konnte. Es iſt alſo ein doppelter Grund, warum ich ihm nicht das Lob der Klaſſicität beilegen darf.

An Werthers Leiden hatte ich wahrgenommen, daß Göthe leicht eine vollendete Form ſchafft, wenn ſie der Abdruck vom leidenſchaftlichen Zuſtande gebildeter,

gefühlvoller und phantaſiereicher Gemüther ſeyn ſoll; und im Götz von Berlichingen den beweglichen dramatiſchen Genius gefunden, der mit Scenen aller Art ganz eines wird. Darum faßte ich Hoffnung, daß ich unter ſeinen weitern dramatiſchen Werken ein durchaus klaſſiſches entdecken würde.

Sie ſchien mir anfänglich ſchon durch ſeinen Egmont erfüllt, ſcheiterte aber daran, daß nur der Volksgeiſt, ſowohl durch einzelne Volksſcenen, als in ſeinem Ideal, Egmont, doch keinesweges die politiſche Seele der ganzen Handlung uns anſchaulich gemacht iſt; denn die wenigen langen politiſchen Diſcurſe des Stücks reichen dazu nicht hin, und werden dem Zuſchauer und Leſer als Hemmung des ſonſt ſo raſchen Fortganges zu läſtig, als daß man die hinlängliche politiſche Aufklärung in ihrer Abhandlung zu finden geneigt wäre. Der Dichter fühlte, daß er das poli-

liſche Gewicht der Handlung beſonders hervorheben müße, und war in Verlegenheit, wie es geſchehen könne; und dieſe Verlegenheit ſtieg, weil ihn eine Nebenhandlung, die Liebe zwiſchen Egmont und Klärchen, und Brakenburgs unglückliche Leidenſchaft, ſehr anzog, und er derſelben einen bedeutenden Raum geſtatten wollte. Endlich kann man nicht in Abrede ſeyn, daß Egmont bei aller ſeiner Liebenswürdigkeit und einigen glänzenden Eigenſchaften nicht gehaltvoll genug iſt, um der Kern eines klaſſiſchen dramatiſchen Werkes zu ſeyn.

Meine Hoffnung ſah ſich faſt durchaus erfüllt, als ich das Studium der Iphigenie und des Taſſo vollendet hatte. Hier war vereinigt, was es Groſſes und Schönes in Werthers Leiden und in Göz von Berlichingen gab: eine edle Form für Gefühl und Einbildungskraft tief ausgebildeter Gemüther, und objektive ächt dra-

matiſche Darſtellung der gehaltreichſten Figuren. Schade, daß in Sprache und Versbau eine vollendete Korrektheit vermißt wird. Am Weſen der Klaſſicität geht jenen beiden dramatiſchen Produkten nur dies ab; und gleichwohl dürfte eine fremde Hand ihnen dieſe geringſte aller klaſſiſchen Eigenſchaften nicht geben, aus Furcht, daß ſie von den wichtigeren etwas verwiſchen mögte.

Die Eugenie oder natürliche Tochter bewährte mir das Urtheil der Gräfin W—g über die Abſpieglung einer gewiſſen Periode unſrer geſellſchaftlichen Entwickelung in den Figuren derſelben. Es ſchien mir von der höchſten tragiſchen Wirkung, daß ein reichbegabtes Kind der Natur, entſtanden außerhalb der bürgerlichen Ordnung, durch alle Stände wie eine fremdartige Menſchheit geht, und darum das Opfer der geſellſchaftlichen Klaſſifikation wird. Das Drama iſt nicht be-

endet, und ſo können wir über den ganzen Umfang jenes tragiſchen Effektes nicht urtheilen. Ob man dieſes tiefe Meiſterwerk, wenn es ganz vor uns ſtünde, klaſſiſch nennen dürfte, könnte zweifelhaft ſcheinen, weil die Sprache deſſelben für die dramatiſche Poeſie zu viel redneriſche und epiſche Breite hat.

Indem dieſe Bemerkung mich verführen wollte, zu dem epiſchen Gedichte Hermann und Dorothea überzugehn, und die dramatiſchen Produkte Göthe's zu verlaſſen, trat mir Fauſt, die dämoniſche Geſtalt mit wildgenialiſcher Gebehrde, entgegen. Der Dichter hat nichts geſchaffen, wo ſein Genie ſo viel transcendentale Kraft, ſo viel Umfang und ſolche Tiefe zeigte, als in dieſer nordiſch-romantiſchen Dichtung; und die Form iſt dieſem Gehalte durchaus angemeſſen. Daß auch ihr die letzte Feile in Diction und Vers fehlt, dieſen Mangel könnte man ſelbſt als ein

Nothwendigkeit ihrer Natur betrachten; und ſo darf man ſie mit noch reinerem Gewiſſen, als Taſſo und Iphigenie, ein klaſſiſches Werk preiſen.

Ich hoffte faſt, auch den Fauſt von Göthe ſelbſt noch übertroffen zu finden, und beſonders an der transcendentalen Höhe, als ich Pandorens Wiederkehr begann, wo man zwiſchen der rüſtigen, ſchaffenden Kraft und der Reflexion, zwiſchen Munterkeit und Schwermuth, ſich alles menſchliche Treiben entwickeln, und über demſelben die morgenröthliche Elpore aufſchweben ſieht, das geiſtigſte, anmuthigſte Gebilde, das je ein Dichter ſchuf, ſelbſt Shakſpeare und die bildende Kunſt der Griechen nicht ausgenommen. Aber im weiteren Gedicht verſchwindet auch jene meine Elpore; in der übertrieben künſtlichen Manier vernehmen wir ihren Widerhall nicht mehr. Es ſcheint, der Dichter empfand ſelbſt, er habe zu ſchön angefan-

gen, um ſich gleich bleiben zu können, und ſei in einige Verdrießlichkeit gefallen, deren er nun durch Ueberſpannung, nun durch Ermattung ſich entledigen wollte.

Seine ganze Heiterkeit, anſchauliche Behaglichkeit, und die Breite, welcher bisweilen er ſich ein wenig zuviel ergiebt, hier nur in dem ihr gebührlichen Maße. nehmen wir beim erſten Blick auf ſein kleines Epos, Hermann und Dorothea, ſelbſt mit behaglicher Ahnung wahr. Die ungemeinſte Tugend ſcheint mir an demſelben, daß es ſich in reiner epiſcher Ruhe bis zur äußerſten Klarheit und Vollendung entwickelt, und zugleich das Intereſſe einer dramatiſchen Fabel und Entwickelung mit ſich führt. Es iſt die vollkommene Anlage zu fünf Akten da; und würden die Perſonen in durchaus unmittelbarer Rede zu einander aufgeführt und nicht von einem dritten, dem epiſchen Dichter, der gar große Luſt bezeigt, die Hülle

Homers abzuſtreifen, und plötzlich wieder als Dramatiker zu erſcheinen, ſo brauchten faſt gar keine Verrückungen vorgenommen zu werden, und wir hätten an Hermann und Dorothea ein vortreffliches dramatiſches Gedicht, deſſen gewöhnlichſten Umfang, auffallend genug, dieſes Epos auch gar nicht überſchreitet. Noch verdient dabei bemerkt zu werden, daß ſelbſt die Zeit in demſelben gleichmäßig mit der Handlung zertheilt iſt. Indem die Fabel anhebt, bereitet ſich der Tag zur Schwüle; dieſe tritt ein mit der Schwüle der Leidenſchaft und Entwickelung in dem Gedichte; und tobt in ein Gewitter aus, als die Leidenſchaft jede Schranke durchbricht, und die Fabel ſich plötzlich löſet.

Unfehlbar hätte ich alſo hier ein epiſches Produkt gefunden, welchem ich den Stempel der Antibarbarei nach den vorangeſtellten Begriffen aufdrücken dürfte? Leider muß ich die Hand zurückziehen, denn

der epiſche Hexameter, nach ſeiner ganzen Fülle, Würde und Chamäleonsnatur, iſt eine ſo weſentliche Bedingung zur Vollendung eines Epos, daß man es nicht klaſſiſch nennen darf, wenn auch er in demſelben nicht klaſſiſch iſt. Weder in Betreff des einzelnen Verſes, noch der hexametriſchen Periode, wird derjenige, welcher den griechiſchen und römiſchen Hexameter ergründet hat, wer auch nur einſieht, mit welcher glüklichen Anſtrengung Voß denſelben nachbildete, die Verſe in Hermann und Dorothea als Arbeit eines hexametriſchen Künſtlers anſehn.

In Hinſicht auf den Versbau iſt die Luiſe des letztgenannten Dichters, welche öfters mit jenem Epos verglichen iſt, ihm ſo überlegen, daß man ſie darin nicht vergleichen darf, welches man überhaupt hätte unterlaſſen können. Voß's Dichtung iſt idylliſch und beſchreibend, von keinem epiſchen und dra-

matiſchen Werth. Die todte Maſſe, Eſſen und Trinken, und Zurüſtung zu beiden, nehmen darin einen unverhältnißmäßigen Raum ein, gegen Handlung und Figuren. Nur einzelne Gemälde aus derſelben, wie aus einigen ſeiner übrigen Idyllen, haben eine ſolche Vollkommenheit, wenigſtens der niederländiſchen Schule, daß ich ihnen den Werth beimeſſen konnte, nach welchem ich in der deutſchen Litteratur ſuchte.

Sobald ich mein Studium der größern Dichterwerke Göthe's beendet hatte, konnte ich mich des Staunens nicht erwehren, daß ein einziger Dichter in Deutſchland einige klaſſiſche Produkte, ja mehrere aufgeſtellt hatte, die mit etwas größerer Anſtrengung von ihm zu klaſſiſchen vollendet werden konnten, und daß er in ſo vielen Gattungen der Poeſie ſo viel treffliches hervorgebracht. Doch geſtehe ich, daß ich auch darin einen Grund zu ſehen glaub-

te, warum er nicht noch mehr durchaus Vollendetes lieferte, und daß mich eine Beſorgniß anwandelte, ich möchte von demjenigen, was ich in der deutſchen poetiſchen Litteratur ſuchte, nicht viel mehr finden, weil ihre Dichter ſich nicht genug beſchränkten, und dadurch gefährdet würden, von der Kunſt einer Gattung zu viel auf die andere überzutragen. In keiner andern Litteratur iſt mir auch ſo häufig, wie in der deutſchen begegnet, daß die Autoren ihr wahrhaftes Talent verkannten, und die Gabe der Natur um ein Verdienſt aufopferten, das dieſe ihnen verſagt hatte.

Hätte die deutſche Gräfin in Italien mit Göthe's Werke nicht mit ſo ſchöner Begeiſterung angeprieſen: ſo würde ich in Deutſchland zunächſt wieder die beiden Dichter aufgeſucht haben, welche ich zuerſt in der Nachlaſſenſchaft meiner Mutter kennen lernte. Ich eilte nun, **Klopſtocks**

und Wielands Werke um mich zu verſammeln.

Ueber den Meſſias des Erſten konnte ich auch nach wiederholtem Studium nicht anders urtheilen, als wie ich ſchon geurtheilt habe. Seinen drei Bardieten zum Lobe Hermanns, welcher Deutſchland durch ſeinen Sieg über Varus gerettet, konnte ich die edelſte Sprache, lyriſchen Schwung in den Chören, Würde und ſcharfe Bezeichnung in den Figuren, und einige erſchütternde Situationen, vorzüglich in Hermanns Tod, keineswegs abſprechen; und dennoch gewann ich ihnen nicht Geſchmack ab. Ich glaube, es kam daher: in den Perſonen dieſer dramatiſchen Darſtellungen bemerkt man einen Grad der Entwicklung und Kultur, welcher nicht ohne ein ſehr ausgebildetes Zeitalter vorhanden ſeyn kann. Nun zeigt uns der Dichter nirgends den Grund und Boden, und kann es auch nicht, auf welchem ſol-

cher Adel und ſolche Zartheit emporwuchſen. Vielmehr verräth, was er uns von der Umgebung, dem ganzen geſellſchaftlichen Zuſtande ſeiner handelnden Geſtalten durchblicken läßt, daß ſie ſolcher Art in ihrer Lage ſchlechterdings nicht ſeyn konnten. Man wende mir nicht ein, daß die alten Deutſchen überaus ſittlich und edel geweſen ſind; denn mag Tacitus immerhin einige ſcheinbar idealiſche Züge von ihnen anführen, ſo deuten dieſelben doch nur auf eine herrliche Natur und ein unverdorbenes Familienweſen, und im Uebrigen ſchildert er ſie, was ſie auch nur ſeyn konnten, als rohe Barbaren. Bei Klopſtocks feinfühlenden und ſelbſt über das Gefühl reflektirenden alten deutſchen Figuren fiel mir immer ein: qui in iisdem sordibus cum servis excrescunt? (welche in demſelben Schmutz mit den Knechten aufwachſen?) Daß jene aus ſolchem Schmutz

nicht emporſteigen konnten, war mir begreiflich genug, und dieſer innere Widerſpruch lähmte wenigſtens den Eindruck, den ſie auf mich machen ſollten.

Ganz ſo, und aus gleichem Grunde, ging es mir ſpäterhin mit den Schäfern von Geßner. Alles Liebliche in den Gemälden, worin ſie erſchienen, konnte mich nicht darüber täuſchen, daß ſie mit der hohen Kultur ihrer Einbildungskraft und Empfindung gar nicht aus einer ſolchen äußeren Welt, als in welcher ſie auftreten, hervorgehn konnten. Die deutſchen Heroen Klopſtocks und die Hirten Geßners hatten für mich etwas Weſenloſes und Maskenhaftes.

Im Tod Adams von jenem iſt der gleiche Fehler, wie in den Bardieten; man ſieht auch dort den Zuſtand nicht, durch welchen die Figuren wurden; aber es hilft uns die Vorſtellung aus, daß wenigſtens die beiden Hauptgeſtalten ein unmit-

telbares Werk Gottes ſind, und man daher nie nachfragen dürfe, von wannen ſie ihre Kultur hatten, eine wie hohe ihnen auch beigelegt ſei. So mag man ſich dem Genuſſe des Erhabenen und Schönen, woran dieſe dramatiſche Dichtung ſo reich iſt, ungeſtört überlaſſen. Rührender kann nichts ſeyn, als das Scheiden des Stammvaters der Menſchheit, und furchtbar erhabener nichts, als den Tod wie ein ewig wiederkehrendes trauriges Schickſal zum erſten Mal unter das Menſchengeſchlecht treten zu ſehn. Soll ich irgend eines der Produkte Klopſtocks, ich rede hier noch nicht von ſeinen Oden, den klaſſiſchen beizählen, ſo iſt es der Tod Adams. Nur mögte ich noch von Andern hören, ob ſie auch gefühlt haben, daß der Dialog in dieſem dramatiſchen Produkt auch für unſre noch ſo verſtändigen Stammesältern nicht Dialog genug ſei, und die ſüße Friſche, die auf den erſten Menſchenkindern

ſelbſt im hohen Alter, mit uns verglichen den eisgrauen Jahrhunderten, geruht haben muß, uns ſo wenig von den Figuren anſpreche. Ich kann es nicht beweiſen, aber ich finde bei ihnen zu viel trockenen Reſt präadamitiſchen Ernſtes.

Als das Meiſterwerk Wielands hörte ich ſeinen Oberon rühmen. Es ging mir mit demſelben, wie mit ſeiner Muſarion: ich hörte nicht auf, als bis ich ihn durchgeleſen hatte, aber von neuem fühlte ich mich nicht zu ihm hingezogen, und es verging einige Weile, ehe ich ihn nicht mehr mit Ueberdruß anſah. Es iſt doch geiſtreich, ſagte ich mir, wie das Schickſal der beiden liebenden Paare in einander verwebt iſt, und es entſteht dadurch ein wahrhaft epiſcher Reiz. Wie wir in der Ilias die Entſcheidungen, welche in der irdiſchen Scene vorgehen ſollen, in der olympiſchen Sphäre motivirt, vorgeſpielt, wiederholt ſehen, und wie dort durch den

doppelten Schauplatz das Irdiſche olympiſch und das Göttliche menſchlich wird; wie etwas Aehnliches im Meſſias verſucht iſt, und erreicht wäre, wenn die chriſtlichen Gottheiten dazu dem Dichter genug fröhnten: ſo hat auch der Oberon eine durchaus epiſche Tendenz durch den wunderbaren Zuſammenhang zwiſchen der ehelichen Liebe der königlichen Feen und der Leidenſchaft der harmloſen Menſchen, Hüon und Amande. Man könnte ſelbſt darin eine beſondre epiſche Meiſterſchaft finden, daß dem Gehalt und Tone des Gedichtes gemäß nicht das Menſchliche vom Göttlichen beſtimmt wird, wie im Homer, ſondern das Benehmen des irdiſchen Paares das Geſchick des überirdiſchen entſcheidet. Außerdem geſtand ich mir alle geiſtigen Liebenswürdigkeiten des Dichters, die mir ſchon bei Muſarion nicht entgangen waren. Eines aber blieb, warum ich den Oberon immer wieder als ein Epos ver-

warf: es iſt keine Darſtellung individueller Geſtalten darin, alſo auch keine Menſchenſchöpfung, ohne welche es kein Epos, kein Drama, keine Hiſtorie giebt. Woran hätte ein Zeitgenoſſe von Hüon und Amanda ſie im Gewirr der Ritter und Frauen erkennen ſollen, als am unweſentlichen Merkmal ihrer Namen und an den allgemeinen Zeichen, daß ſie ſchön und jung waren? Ein ſo langes und blondes Haar, ein gutes Schwert und ein redliches Herz, wie Hüon, hatte mancher Rittersmann; und ſelbſt Titania und Oberon, wiewohl man bei den überirdiſchen Geſtalten weniger Individualiſirung verlangt, als bei den menſchlichen, ſind ſie nicht eigentlich nur allgemeine Schattenbilder von einer Feenkönigin und einem Feenkönig? es wäre denn, daß man Oberons Kleinheit allzuſehr in Anſchlag brächte. Geht in das griechiſche Heer vor Troja; wie möchtet ihr Achill und Odyſſeus und Neſtor un-

ter den Tauſenden verfehlen? ſteigt in den griechiſchen Olymp; wie wären Juviter und Pallas Athene und Aphrodite auch ohne ihre Attribute zu verkennen?

So blieb mir das Reſultat, daß der Oberon Wielands, und dann braucht man ſeiner übrigen erzählenden Gedichte nicht mehr zu erwähnen, des weſentlichſten Gehaltes entbehre, welchen man vom Epos fordert, und daß die didaktiſch epiſche Muſarion ſeine vorzüglichſte Dichtung ſei. Wie aber gleichwohl ſeine Grazien keine klaſſiſchen ſind, iſt mir jetzt noch eben ſo deutlich, wie ehemals in Italien.

Weil ich mich von dem Rufe leiten ließ, welchen die deutſchen Dichter hatten, von denen ich noch nichts geleſen, war es Schiller, auf den ich nun mein Studium richtete. Sein berühmteſtes Werk, das ich auch als ſein vorzüglichſtes dramatiſches Produkt nachmals erkannte, ſeinen Wallenſtein hatte ich eines Tags in

Welschland beurtheilen hören. Ein seiner Kritiker daselbst, den ich über einem der flachen italienischen Geschichtschreiber der Regierungen der Ferdinande traf, sprach mit Interesse über den Charakter Wallensteins. „Seltsam ist, setzte er hinzu, wie die Deutschen ihn nehmen. Im Hause des preußischen Gesandten zu Rom gab man mir eine Vorstellung von einem umfassenden dramatischen Gedicht, worin dieser räthselhafte Charakter mit der größten Energie dargestellt sei. Die genialische Stärke, womit er ein Heer schuf und beherrschte, der ungeheure Kampf, welchen er in seinem Innern bestanden hätte, ehe er sich dem Verrath hingab, und wie gefährlich er mit der Idee des Verrathes spielte, die Kühnheit seines Ehrgeizes und seiner Entwürfe, welche dadurch zu Schanden wurde, weil er auf astrologischen Aberglauben baute, und durch ihn verleitet ward, auf Octavio Piccolomini blind zu

verſtanden: dies Alles ſei in jenem Produkt meiſterhaft durchgeführt. Um aber dieſem eiſernen Manne mehr menſchliches Intereſſe zu geben, habe ihm der Autor eine innige Liebe zu einem jungen Max Piccolomini, dem Geliebten ſeiner Tochter, angedichtet.

„Alſo, fuhr der italieniſche Abb: fort, beſchrieb man mir den Wallenſtein des bewunderten deutſchen Dichters. Aber ich mußte entgegenrufen: der Art iſt Friedland bei Euch? dem verſtockteſten Eigennutz, dem äußerſten Despotismus habt ihr gutmüthigen Leute ein Theilchen Liebe beigeben müßen? Da habt ihr keinen rechten Wallenſtein mehr, der durchaus eiſern war; und wo iſt denn bei Euch ſeine eigentliche Größe geblieben, die darin beſtand, daß er zu einer Zeit, wo Alles in der Fluth religiöſer Meinungen wankte, ganz unberührt von ihr blieb, und ihren Ungeſtüm für ſeine eigennützigen Plane brauchte? Nun ſeht, dieſer ſo harte

Menſch, daß er Religion und Liebe von ſich fern hielt, mußte der Schwärmerei doch auch opfern, und rettete ſich mit allem, was er an menſchlicher Schwäche in ſich fühlte, zu der Aſtrologie. Seht ihr, ſagte ich den Deutſchen, ihr müßt Wallenſtein im Kontraſte mit ſeiner Zeit darſtellen; da trefft ihr auf den Kulminationspunkt ſeiner individuellen Größe, begreift durch ſie ſeine einzige Schwäche, wodurch er tragiſch wird, und bekommt ein dramatiſches Werk von großem hiſtoriſchen Umfang.“

Dieſe Rede des italieniſchen Kritikers iſt mir noch jetzt ſo gegenwärtig, daß ich jedes ſeiner Worte weiß, noch jede der lebhaften Gebehrden ſehe, womit er ſie begleitete. Es kann daher ſeyn, daß ich ſowohl Wallenſteins Geſchichte, als die dramatiſche Darſtellung derſelben von Schiller, trotz aller Bemühung, ſie unbefangen zu betrachten, mit Befangenheit nahm.

Ich finde Alles gegründet, was der Abbé an der Auffassung Wallensteins von dem Dichter rügte, aber ich finde zugleich das Lob nicht grundlos, welches jener deutsche Bewundrer dem Schillerschen Wallenstein beilegte. Staunen hat mir die ungeheure Anstrengung erweckt, mit welcher dieser Autor zur dramatischen Objektivität durchzudringen, und seine Sprache der rhetorischen Schule zu entkleiden suchte. Daß ihm beides nicht gelang in seinem Wallenstein, daß die Reflektion auch in diesem Produkt sehr häufig statt der dramatischen Unmittelbarkeit steht, und zuletzt doch alle Hauptfiguren durch eine gewisse Manier der Rede an eine und ebendieselbe Schule erinnern, wird dem eindringenden Geschmack nicht leicht entgehen.

Wenn Wallenstein unter Schillers dramatischen Produkten das größte an Umfang und Aufwand der Kraft ist, so schien mir seine Braut von Messina sein

glücklichſtes Werk. Es hat ſeiner Anlage nach einen lyriſchen Charakter; und der Stoff beſteht aus der wildeſten Leidenſchaft und aus Reflektion über das menſchliche Schickſal. Dergleichen war dem Genius des Dichters ganz angemeſſen, und das zarte ſittliche Gefühl, wodurch er ſich ſo edel auszeichnet, ließ ihn in dieſer Dichtung den genialiſchſten Griff thun. An der leiſen Schuld, daß die Braut von Meſſina ihrem Verlobten das Zuſammentreffen mit ſeinem Bruder in der wider ſeinen Willen beſuchten Kirche verſchwieg, hängt das ganze grauſe Schickſal in der Fabel. Gleichwohl ſind die Eigenſchaften Schillers, welche ihn zu keiner objektiven Darſtellung gelangen ließen, auch in dieſem Produkt zu ſehr von Wirkung, als daß ich es unter die dramatiſchen Meiſterwerke zählen mögte.

Für den Geſichtspunkt, aus welchem ich hier die deutſche Litteratur betrachte,

wüßte ich keinen epiſchen und dramatiſchen Dichter mehr zu nennen, von dem ich nur zu zeigen brauchte, daß er meinem Maßſtabe nicht genüge.

Wie dürftig, nicht einmal einer Strecke Heidelandes vergleichbar, wo ſich doch zahlreiche Blümchen hervorarbeiten, ſind die erzählenden Gedichte Alxingers. Wie aller epiſchen Anlage und aller wahrhaftig lebenden und handelnden Geſtalten ermangelnd, wiewohl ſie an phantaſievoller Sprache jene weit übertreffen, erſcheinen Alfonſo und Richard Löwenherz.

In dem verſchollenen dramatiſchen Dichter Lenz war die größte komiſche Gewalt, die ſich bisher in Deutſchland gezeigt hat, und ſein roher Geſchmack hätte ihn nicht ſo in Vergeſſenheit bringen ſollen. Das reinſte dramatiſche Talent nach Göthe zeigt ohne Zweifel Iffland, und viele ſeiner Scenen, wo ländliches Leben und

Stadtverhältniſſe gruppirt ſind, oder wo die geheimern Seiten der feinern Geſellſchaft berührt werden, ſind als meiſterhaft zu loben. Aber zwiſchen ihnen iſt die reine Trivialität in zu reichem Vorrathe, als daß ſeine Stücke einen bedeutenden Rang einnehmen könnten. Im Julius von Tarent, in den dramatiſchen Arbeiten Klingers walten ein gefühlvolles, bisweilen ungeſtümes Herz, ein eindringender Verſtand, ſcharfe Beobachtung der Welt, tiefe Reflektion, um dramatiſche Figuren hervorbringen, aber ſie wurden nicht, weil die anſchauende und ſchaffende Einbildungskraft fehlte. Mehr zeigt ſich dieſelbe in Gerſtenbergs Minona, doch bricht ſie nicht ganz durch in dem gehaltreichen Werke, das übrigens nur von dem vollkommenſten Deklamator vorgetragen werden könnte. Kotzebue lebt nur von den Sünden ſeiner Zeitgenoſſen, ſo wie dieſe ſich ſeiner poetiſchen Sünden

weidlich erfreuen. Dies wird leicht erklärlich, wenn man ſieht, daß er der Tugend ins Auge ſchlägt, bis ſie weint und rührt, und wenn ſie gefallen iſt, ſie zu etwas Würdigem ausſtaffirt. Situationen von Effekt verſteht er herbeizuführen. Von einem wahrhaften Tugendſinne werden Kollins alle dramatiſche Arbeiten beſeelt, und man merkt ihnen ein ernſtes Studium an. Doch ſind ſie nur Werke der Rhetorik.

Ich habe meine Anſichten über Klopſtock, Göthe und Schiller, als lyriſche Dichter, mit Vorbedacht verſchwiegen, weil ich mir den Blick auf den reichen Blumenflor der deutſchen lyriſchen Dichtkunſt nicht verkümmern wollte. Hier darf man ſogar weiter hinab ſchauen, als auf Klopſtock und ſeine Epoche. In Flemming und Günther glühte wahrhaft lyriſche Begeiſterung; und jener

hat eine italienische Weise, eine phantasie-durchwebte Sprache, Zartheit und Süße der Bilder und Empfindungen; dieser in seinen größeren Gedichten einen ächt lyrischen Bau, und überhaupt so viel poetische Innigkeit und religiöse Poesie, daß man begreift, wie er in einem aufgelösten und jämmerlichen Zustande doch das Leben lieb haben konnte.

Uebrigens brauche ich nicht hinzuzufügen, daß die Sprache überhaupt damals noch nicht ausgebildet und korrekt genug war, um schon etwas klassisches in der deutschen Dichtkunst zu gestatten. Opitz und der spätere Hagedorn hätten bei ihrer Nüchternheit, und ihrer unverkennbar lyrischen Empfindung, wenn auch der weitere Gehalt des lyrischen Dichters ihnen abging, es sonst gewiß nicht an Vollendung der Sprache fehlen lassen; und was könnte man eben an dem heiteren Liede des letztern an die Freude aus-

ſetzen? Von Haller kenne ich nur einige lyriſch ſchöne Stellen, in welchen das Gefühl gleichſam ſein Herz bricht. Uebrigens ſchienen mir dieſe drei letztgenannten Dichter ſo gänzlich nur deutſch zu ſeyn, daß ſie mich, wenigſtens in ihren beſſeren Produkten, nicht an das Alterthum, nicht an Italien, noch an irgend eine andere Nation erinnerten.

Blickt man noch tiefer hinab auf den gewaltigen Quell, der aus Luthers und andern geiſtlichen Geſängen hervorbricht; und dann auf die anmuthige Kraft und Gewandtheit der Sprache, womit die Minneſänger den lyriſchen Punkt feſtzuhalten wußten; und wendet ſich nun ſchnell wieder zu der oft erwähnten Epoche, wo eigentlich erſt ein deutſcher Litteraturzuſtand begann, ſo wundert man ſich wol einigermaßen, daß wir nicht noch mehr vollendete Lyriker haben; doch viel weniger,

als wenn man unser jetziges dürftiges Epos mit der Anlage des Deutschen dazu im Nibelungenliede und andern ältern Dichtungen vergleicht.

Ich habe mir eine kleine Sammlung von deutschen lyrischen Gedichten von Klopstock und Ramler an, die ich für ganz, oder bis auf geringe Mängel für klassisch halte, mit großer Sauberkeit veranstaltet. Bis zur Spielerei hab ich es damit getrieben, ich muß meine Schwäche nur gestehn. In Italien ging so mancher schöner Kodex der Alten durch meine Hände, und mich erfreut ein Manuscript mehr, als ein gedrucktes Buch. Auf dem schönsten Papier schrieb ich mir einen Kodex der klassischen Lyriker der Deutschen, und ich kann nicht umhin, seines Inhaltes in diesen Memoiren mit Kurzem zu erwähnen.

Aedon von Klopstock eröffnet die Sammlung. So viel Schönes über den

lyriſchen Geſang, wie in dieſer me odiſchen Ode, iſt nie in ſo ächt lyriſcher Dichtung geſagt. Zu wenig haben die ſpäteren in der Kunſt des Wohlklanges von dieſem Dichter gelernt: gleichſam prophetiſch über ſich ſelbſt läßt er die alte Nachtigall die junge ſtrafen. Außerdem habe ſch von ihm nur noch einige kleine Stücke, wie die Sommernacht, aufgenommen. Schwerlich iſt mir in ſeinen frühern Oden, wie der Zürchersee, die Eisbahn, die Anbetung im Gewitter, u b ſo vielen andern, wie auch in ſeinen innigen Elegien, der lyriſche Bau, oder irgend eine ſchöne Stelle entgangen; aber er weiß ſelten zu rechter Zeit aufzuhören, was überhaupt der Deutſche wenig verſteht, und der künſtlichen Spannung iſt darin gar zu viel. Aus ſeinen ſpäteſten Gedichten habe ich jenes aufgenommen, wo ſich der Greis freuet, daß er als Jüngling aus der Lebensgefahr in der Eisrinde

des Bettes wieder hervortauchte und den blauen Himmel noch sah: ein Moment, welcher von der genialischen Geistesstärke des Dichters so sehr zeugt, wie irgend eines seiner Produkte. Hervorgeschossen aus dem gebrochenen Eise klammert er sich fest, ruft dem in der Ferne jammernden Gefährten zu, ihn zu retten, denn er bringe ihn nicht mit in Gefahr. Uebrigens ist es eine ganz eigenthümliche Erscheinung an diesem Dichter, daß er in seinem hohen Alter ein mehr gediegener Lyriker war, als in den Jahren jugendlicher und männlicher Kraft. Seine Phantasie ist ungeschwächt, sein Herz ganz frisch geblieben, und ehemals ihm anklebende rhetorische Schlacke hat er von sich geworfen. Dabei fällt auf seine Diction ein so geläutertes Licht, daß es nicht mehr irdisch scheinet. Seine vormalige Jugend hat er nicht wieder: aber die Jugend eines anderen Seyns hat er angefangen. Doch

ſpielt er arkadiſch mit Bildern aus jener: was kann anmuthiger ſeyn, als wie der ſiebenzigjährige Greis die Liebe ſingt, die ihn zuerſt, den dreizehnjährigen Knaben, in der Frühlingslaube mit ihrer Wonne durchbebte?

In meinem Koder ſind mir werthe Blätter, auf welchen Ramlers Oden an Licidas, an den Granatapfel und an die Nymphe der Spree ſtehn; denn in ihnen iſt ſo viel klaſſiſch lyriſcher Geiſt, ſo meiſterhaftes Maß, und ſo eine korrekte Gediegenheit der Diction, daß ich ihnen keine der Oden von Horaz gleichſchätzen möchte, weil in keiner der römiſchen zugleich ſo viel tiefes und edles Gefühl iſt. Der kräftigſt gehandhabten Sprache, mehr noch des Aufſchwunges wegen, welchen die Empfindung im eigentlichſten Sinn durch die glückliche und kunſtvolle Miſchung der Verſe erhält, geſellte ich ihnen den Friedensreigen von Voß

bei. An Fülle der Phantaſie, an vielſeitiger lyriſchem Geiſt übertraf Uz ſeinen Zeitgenoſſen Ramler, aber ich konnte nur ein vollendetes Stück in ihm finden, Laura überſchrieben, worin gleichſam alle Bilderlieblichkeit und ſchöne Empfindung Petrarchs zuſammengedrängt iſt.

Der Kelch wollte nicht anſchwellen, bis ich an Göthe's lyriſche Welt kam. Seinen Fiſcher ſchrieb ich natürlich zuerſt, welcher aus der genialſten dichteriſchen Empfängniß, und gleichwohl ohne allen Fehl für den Kritiker, hervorgegangen iſt; doch gab ihm eigentlich das Intereſſe meiner Erinnerung den erſten Platz. Sonſt hätte ich denſelben für das Geſpräch des gefangenen Grafen mit den Blumen unter ſeinem Kerker beſtimmt, mit den Blumen, die weit mehr als dramatiſche Perſonen leben, wie die menſchlichen Geſtalten in manchen unſerer bewunderten Schauſpiele. Einige von Göthe's

Elegien aus Rom ſcheinen meinem Kodex ein beſonders klaſſiſches Anſehen zu geben: das Alterthum iſt hier wieder aufgelebt in nordiſcher Fülle und Friſche. In welcher Stimmung ich Alexis und Dora aufſchlagen mag, dies Gedicht iſt mir immer ſchön und erheiternd, ich leſe es jedesmal wieder ganz, und weiß nicht, ob ich es mehr als Elegie oder als Idyll bewundern ſoll, indem es ſich als dieſes in jener abſpiegelt. Der Schatten Euphroſyne's, die ihren Freund im Gebirg aufſucht, iſt zwar reiner elegiſch und rührt tief; doch iſt auch dieſes Gedicht ein Beweis, daß Göthe nicht müßig klagen kann, wie andere elegiſche Dichter, ſondern immer Handlung, Geſtalt, Schauplatz, mitgeben muß.

An der friſchen darſtellenden Kraft und dem glücklichen Griff in die Sinnenwelt wird Göthe (ich erwähne nicht, daß ſein König in Thule und die originellen Oden, Harzreiſe im Winter

Prometheus, Ganymed, in welchen die erweiterte moderne Ansicht antik gefühlt ist, gleichfalls in meinem Koder stehn) von dem ungleich beschränktern, doch eben so ächt poetischen Talent Bürgers erreicht. Die Ballade dieses Dichters, Lied von der Treue, hat einen überaus darstellenden Versbau, ein kerngesunde Sprache, die ohne Fehl ist, und bei aller Lebendigkeit in Ausführung eines vortrefflichen Planes, eine so vollendete Begrenzung durch einen reinen und festen Geschmack, daß man sich freuet, in ihr die letzte eigenthümliche Romanze Bürgers zu sehn. Zu früh aufgerieben von Kümmernissen des Lebens, ist er doch nicht früher aus demselben geschieden, als bis er sich in seiner eigentlichen Bestimmung, der des Balladendichters, vollendet hatte.

Von Schillers Romanzen habe ich keine in den Koder aufgenommen; denn wie stark und malerisch ihr Ausdruck

seyn mag, so fehlt doch in ihnen der Romanzenton, oder wird wenigstens von der Malerei und dem Gewicht der Gedanken unterdrückt gehalten. Bei seinem Ritter Toggenburg ist dieses zwar nicht der Fall; doch wird er zu sehr zum Liede, und ermangelt ganz des Epischen, was der Romanze nie völlig entstehen darf.

Vor allen prachtvoll dünken mich die Blätter, welche das didaktische, lyrische Gedicht von Schiller, die Götter Griechenlands, enthalten. Ich habe mir einzelne Stellen angemerkt, wo der Gedanke entweder nicht ganz durch das Bild hervorbricht, oder mit den Bildern nicht gehörig und ebenmäßig fortschreitet. Auch sind einzelne Verse nicht vollendet genug, einzelne Reime nicht wohllautend, gar falsch. Wäre dies nicht, so würde ich kein lyrisches Gedicht von Umfang bei keiner der neueren Nationen diesem gleichschätzen mögen. Es hat den schönsten Stoff, die

größte Pracht der Begriffe und Bilder, und eine solche Verschmelzung beider in einander, wie vor Schiller nicht gefunden ward. Unwillkührlich habe ich sein kleines vollkommenes Gedicht im elegischen Sylbenmaß, der Tanz, hinterhergeschrieben. Denn das melodische Auftreten der Strophen in den Göttern Griechenlands ist darin geschildert.

Auf den letzten Blättern steht Hölty's idyllische Ode, das Landleben, und einige andre Blumenlese aus ihm, und mich durchschauert immer dabei eine süße Wehmuth, daß ein so holder Dichtergeist im Norden aufblühen, und so früh verblühen mußte. Dennoch hat er auf die deutsche Dichtkunst mit leiser Gewalt eingewirkt, und vielleicht wäre Mathisson nicht geworden, was er ist, wenn er nicht in frühern Jahren Hölty, so wie in spätern Horaz, die Schweiz und Italien, studirt hätte. Für das Elysium,

das Lied aus der Ferne von diesem Dichter, für seinen Alpenwanderer, habe ich die nächsten leeren Blätter bestimmt.

Ich nahm nichts von der Hand deutscher Frauen in meine Sammlung. Die Karschin hatte lyrischen Schwung gleich ihrem Zeitgenossen Uz; aber in allen ihren Gedichten sind Schlacken. In den Produkten andrer dichterischer Frauen fand ich zu wenig Erfindung und Originalität.

Unter dem verwilderten Blumenflor der neuesten Poesie dauert kein kräftiger und gesunder Geschmack aus. Einige, wie A. W. Schlegel, streben zwar mit unverkennbarem Studium nach klassischer Ausbildung; aber was hilft dieses Streben, wenn, wie in ihm, der auszubildende Poet fehlet? Nichts aber richtet die lyrische Poesie mehr zu Grunde, als die bizarre Erscheinung, daß man die lyrischen Weisen aller Völker sklavisch nachahmt,

und dadurch ſich originell zeigen will. Was friſch aus Phantaſie und Gemüth und den Sinnen ſtrömen ſoll, wird ſo alexandriniſches Schulengeklingel.

III.

Der Uebergang von der Poeſie zur Proſa iſt der Roman, welcher die Freiheit der Dichtkunſt behaupten, und wie wahrhaftige Hiſtorie erſcheinen will. Göthe allein hat uns dieſe Brücke aus dem Gebiet der einen in das Gebiet der andern ſo gebaut, daß wir mit einiger Sicherheit hinübergehen können.

Wilhelm Meiſter iſt dadurch Roman, daß ſein innerer Zuſammenhang auf einer Fiction beruht, und ihr gemäß ſich die Verhältniſſe organiſiren; viel Kopie wirklicher Ereigniſſe und Verhältniſſe,

und vorzüglich aus dem Leben des Dichters selbst, darin seyn mag. Auch ist die poetische Tendenz immer die hervorstechende; auf das Ergötzen ist es abgesehn, und dies um so sichrer zu bewirken, wird Alles mit dem Ernst und der umständlichen Klarheit des pragmatischen Geschichtschreibers behandelt, weil sich der Mensch nur für dasjenige durchaus interessirt, was er als wirklich gewesen nimmt.

Die Griechen gingen von der epischen Poesie unmittelbar zur Historie über, wir haben den Roman in der Mitte beider. Aus solchem Gesichtspunkte genommen, sind die Zusammensetzung und der Ton in Meisters Lehrjahren vortrefflich, wiewol dieser tadelloser ist, als jene. Nirgends fällt er in ein so trocknes Detail und Erörtern, wie sich der Geschichtschreiber wol erlauben darf; denn dessen Hauptzweck ist zu belehren, und die Begebenheiten selbst mögen verantworten, wenn er zuweilen Langeweile macht. Gleichwol ist der Ton im

Meiſter gröſtentheils ſo anſpruchlos, entwickelnd, der eigentlichen Memoirenſprache ſo ähnlich, daß er gar nicht ſeiner ſelbſt wegen, oder um zu vergnügen, ſondern einzig um zu belehren, angeſtimmt ſcheint.

An der Kompoſition dagegen bemerkt man einige Verhältniſſe, die man damit entſchuldigen mögte, der Autor habe nun einmal ſeinen Stoff ſo vorgefunden, und auch ſo wiedergeben müſſen. Wer nämlich, der hauptſächlich auf ſein Ergötzen ausgeht, wozu er bei dem Roman berechtigt iſt, wird die Art gut heißen, wie die Bekenntniſſe einer ſchönen Seele eingeſchoben werden? wer mit der ſtillen Unbefangenheit, ohne welche man ihrer gar nicht inne wird, ſie durchleſen, da ſie, durch einen unverhältnißmäßigen Raum zu dem Ganzen, die handelnden Perſonen und die Fabel des Romans gleichſam in zwei Hälften von einander halten? Welche Aufſchlüſſe auch über jene in ihnen liegen, und wie noth-

wendig sie für den Zusammenhang sind, weiß man bei dem ersten Lesen des Buches nicht; und gerade das erste Lesen seiner Produkte soll der Dichter immer vor Augen haben; den Genuß, welchen er dem Verstande giebt, der das Ganze überblickt, darf er eigentlich nicht in Anschlag bringen, wenigstens nicht insofern, als er wagt, darum nur einen Moment der Gegenwart den Leser nicht zu ergötzen.

Wegen des Unterschiedes zwischen dem Romandichter und dem Geschichtschreiber mögt' ich auch an der Komposition in Meisters Lehrjahren tadelnswerth finden, daß die Auflösung auf eine geheime Gesellschaft berechnet ist. So bringt uns der Dichter in eine Spannung der Neugier, die mit dem ruhigen ästhetischen Ergötzen nichts gemein hat, es vielmehr hindert, und woron Göthe sich fast ganz frei erhalten hat, wie große Rolle sie in der deut-

ſchen Litteratur ſpielt. Wird nun der Knoten des Geheimniſſes in dem Roman gelöſet, ſo fühlt man Abſpannung und Schalheit, wofür kein Gegengift wäre, als eine Darlegung hiſtoriſcher Beweiſe, daß jener geheime Orden wirklich exiſtirt und ſo und ſo gewirkt habe. Dergleichen Beweiſe liegen außerhalb des dichteriſchen Berufs.

Dieſer zwiefache Tadel über die Kompoſition der Lehrjahre Meiſters führt noch einen dritten herbei. Die ungeſchickte und unnatürliche Dehnung des Romans durch die Bekenntniſſe einer ſchönen Seele zieht eine übereilte Entwicklung der weiteren Fabel nach ſich, und dieſe Haſt ſteigt immer mehr, weil die Enträthſelung einer geheimen Geſellſchaft ihrer Natur nach immer eiliger wird. Iſt man vorher in Ermattung verfallen, ſo weiß man ſich im vierten Bande nicht vor Betäubung zu ſichern.

Was die Figuren in diesem Roman betrifft, so sind freilich manche davon anziehend, und vor allen die beiden rein leidenschaftlichen, Mariane und Mignon. Auch haben sie alle große Wahrheit und Lebendigkeit. Der Gräfin und Baronesse und dem Grafen bin ich oft in meinem Leben begegnet, so individuell sie gehalten sind; Lothario ist wirklich ganz der edlere Weltmann, und ich traf auf mehrere der Art, welche die Sittlichkeit nicht verwarfen, aber die Gränze zwischen ihr und dem Laster so diplomatisch fein nahmen, daß der gewöhnliche Blick sie bald für tugendhaft, bald für lasterhaft hielt. Diese Gestalten der feinern Welt sind nach den rein leidenschaftlichen die vorzüglichsten im Wilhelm Meister; und doch wären sie nur bedeutend genug, wenn sie eine Gruppe wenigstens um Eine höhere Figur bildeten. Dergleichen aber fehlt hier ganz; denn

wer die Welt ſah, und inneren Gehalt des Menſchen zu ſchätzen weiß, kann unmöglich an dem Helden des Buches Gefallen finden, begreift nicht, wie ſich die feineren Stände und Frauen nur mit ihm befaſſen konnten, und wie ein ſolcher Dichter ihn ausführlich darſtellen mogte. Dies letzte habe ich mir indeſſen zu erklären geſucht. Wilhelm Meiſter iſt ein Etwas, das der große Dichter auch in ſich hat, und ſeiner Empfänglichkeit und ſchwachen Seite nach in einer Periode ſeines Lebens iſt; denn jeder geniale Mann war einmal ein Fant. Wie nun eben dieſer in reiche Berührungen kommt, die einen bildſamen Stoff für den Roman darbieten, und manche Erinnerungen die Jahre werthmachen, wo wir ein Fant waren, ſo nahm Göthe eben das Geringſte, was er in ſeiner Natur vorfand, zu dem Helden eines Romans.

Ich würde über die Frauen, über die Bildsäule Natalie und ihr Gegenstück Therese, welche letzte ich auf Landgütern in Deutschland auch wol gefunden habe, doch allenfalls im Haushaltungskalender beschrieben wünschte, etwas sagen; aber des Tadels gegen Göthe werde ich bald müde. Indessen bin ich überzeugt, wenn jemals diese Blätter vor sein Gesicht kämen, was nicht geschehen wird und kann, er würde fühlen, daß ich ihn tiefer bewundre, selbst in meinem Tadel, als seine lautesten und übertriebenen Lobredner. Nur ein Lob will ich über Meisters Lehrjahre aussprechen: alle Strahlen des Göthe'schen Genius sind in ihm vereinigt.

Ich weiß über andere Romane der Deutschen nach meinem Maßstabe nichts zu sagen. Ueber die Wahlverwandtschaften will ich nicht urtheilen, als bis die Gräfin W—g über sie geurtheilt hat; und Agnes von Lilien ist nicht ge-

worden, was ihr Vorgrund verſprach, welcher mit der Kunſt Göthe's angelegt iſt.

Aber um ſo leichter wird mir der Uebergang von dem Roman zu der Hiſtorie; denn wiederum iſt es derſelbe Genius, der mich obwaltend hinüberführt. Wenn im Meiſter die Geſchichte unter der Decke der Dichtung ſpielt, ſo ſpielt dieſe unter der Form von jener in der berühmten Selbſtbiographie, welche den bedeutenden Titel führet: Wahrheit und Dichtung! der uns ſchon dadurch, daß jene voran als die Hauptſache ſteht, den richtigen Geſichtspunkt für das Buch giebt.

Man würde den Geiſt deſſelben gänzlich verfehlen, wenn man vorausſetzte, daß Dichtung hier eine beabſichtigte Erdichtung andeuten ſolle, und alſo ein Zwitterding von Hiſtorie und Roman angekündigt werde. Jener Titel iſt vielmehr ein Symbol der zarteſten Achtung für geſchichtliche

Wahrheit. Ihr iſt immer etwas Dichtung beigemiſcht, und ſie wird, ſofern ſie nicht nackte Notiz bleibt, nie ganz von derſelben geſchieden ſeyn. Ueberſchaut nun ein dichteriſcher Geiſt ſein eignes, langes, an äußerer und innerer Entwicklung ungemein fruchtbares Leben, wie will er ſich herausnehmen, nichts als volle hiſtoriſche Wahrheit zu geben? Im Gefühl davon warnt der Biograph durch das beigefügte Wort Dichtung, daß man ſeiner Wahrheit nicht blindlings vertrauen möge.

Ohne Zweifel hatte ſchon bei Meiſters Lehrjahren Göthe ſein eignes Leben vor Augen, und nahm die meiſten Materialien für ſie aus Verhältniſſen und Begebenheiten, die ſeiner eignen Erfahrung angehörten. Künftige Zeiten werden beide Werke aus einander ergänzen. Merkwürdig genug haben ſie auch in der Kompoſition gleiche Mängel. So iſt zum Beiſpiel die weitläuftige Auseinanderſet-

zung der älteren Menſchengeſchichte nach der Bibel ein ähnlicher Uebelſtand, wie die Bekenntniſſe der ſchönen Seele in dem Roman. Eben ſo bleibt der Styl in beiden Büchern ſich auffallend gleich nach allen ſeinen großen Schönheiten; denn an ſolchen Fehlern, daß beim Räſonnement die Sprache des Gedankens bisweilen nicht mit der gehörigen Gewalt und Oekonomie mächtig wird, und bisweilen zu viel Breite und Bequemlichkeit hat, ſcheint mir die Schreibart in dem hiſtoriſchen Werke mehr zu leiden.

Weſentlicher iſt die Rüge, welche mir ein hiſtoriſcher Freund mittheilte, daß der Biograph manche Zuſtände ſeiner frühern Entwicklung durch eine ſtrengere Kritik hätte ſcheiden, und mehr Wahrheit ausmitteln können, wiewohl übrigens die hiſtoriſche Litteratur keiner Nation etwas Gleiches aufzuweiſen hätte. Ich war im Herzen ſeiner Meinung: doch ſtellte ich ihm

Rouſſeau und Alfieri entgegen. „Beide ſtehen weit unter dem Deutſchen, ward mir erwiedert, denn weder der Eine noch der Andre hatte einen Begriff von der Welt, in welcher er lebte. Dem Italiener ward durch heftige Einſeitigkeit des Stolzes, der republikaniſchen Starrheit, die in ihm bizarr genug auf den alten Edelmann gepfropft war; dem Genfer durch ein zu reizbares Herz, durch Hang zur metaphyſiſchen Spekulation vermittelſt der Einbildungskraft; und Beiden, weil ihnen tüchtige und univerſellere Kenntniſſe entſtanden, Erkenntniß ihrer Zeit verwehrt. Göthe dagegen faßte mit bewunderungswürdiger Klarheit und Unbefangenheit Alles auf, was um ihn her vorging, in der Natur und politiſchen Welt, in Wiſſenſchaft und Kunſt. Er will wahr ſeyn, wie Rouſſeau und Alfieri; aber er kann mehr wahr ſeyn, als ſie. Wenn vielfaches Urtheil ihre Selbſtbiographien

über die seine erhebt, so liegt der Grund davon gerade in seiner größten Tugend, daß er, um sich darzustellen, die ganze Welt mit darstellen muß. Von dergleichen ergriffen zu werden, sind die gewöhnlichen Geister nicht reif genug; aber für ein beschränktes, an sich höchst interessantes und bedeutendes Individuum, das sich mit Wahrheitsliebe in einem plastisch edlen und einfachen, oder musikalisch hinreißenden Styl, wie Alfierie und Rousseau, scharfsinnig selbst entwickelt, können alle Herzen und Köpfe lebendig fühlen."

Es war mir eine große Freude, daß mein historischer Freund den geschichtlichen Werth dieses neuen Produktes von Göthe anerkannte, und mir schnell begreiflich machte: mir ward dadurch eine heitere Hoffnung für das Studium der deutschen Historiker, welches mir jetzt bevorstand.

Ich fing mit demjenigen an, dessen Namen vor allen übrigen gefeiert ward.

zumal da sein Tod, der zu früh für die Vollendung seiner Werke erfolgte, noch schmerzlich in Deutschland gefühlt wurde.

Ueber den Wald von Citaten und Anmerkungen staunte ich sogleich, als ich die Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft aufschlug; doch ging ich frischen Muthes an den Text, denn ich war schon durch die Engländer gewöhnt, neuere Geschichtschreiber im Aeussern meinen Alten unähnlich zu sehn. Aber ich fand mich bald in einem Dickicht, welches mir den Muth niederschlug, durch alle die dunklen Anordnungen im Ganzen, in jeder einzelnen Periode, fast in jedem Kommatheilchen, durchzudringen. Hatte ich nicht Recht, rief ich oft verzweifelnd aus, von einer Barbarei der deutschen Litteratur zu reden? Wer denn anders als Barbaren würden mich in eine solche sceptische Wildniß führen, und mir noch

dazu sagen, hier sei ich wieder in meinem Alterthum?

Was ein fleißiger Mann sich sammelt und zurichtet, um sich über eine Geschichte zu belehren, woraus ein alter Historiker, wie die Biene ihren Honig aus mancherlei Gesträuchen, seine Darstellung gewonnen hätte, all' dies Strauchwerk hat der Geschichtschreiber der Schweiz in sein Buch geworfen, und nur, wenn ich mich darüber weg arbeitete, gelangte ich zu dem Genuß, welchen sein sehr reizbares Herz, seine gerührte Phantasie, und die Ehrfurcht gewähren, worin sein Verstand mit gewissen Grundsätzen, wie mit einem vererbten altväterlichen Hausrathe schaltet.

Warum man aber, was ich zum öftern gehört hatte, ihn den alten Geschichtschreibern gleichsetzte, konnte ich lange nicht ausfindig machen. Nur durch die fortgesetzte Lectüre der deutschen Historiker entdeckte ich endlich den Grund. Vor

Schlözer hätte keiner von ihnen gewagt, mehr Verstand, als einen sehr dünnen kritischen, in die Geschichte zu bringen. Mit lebendiger Derbheit, witzigen, zum Theil wahren und gelehrten, fast immer skurril gesagten Kombinationen, mit einer Kühnheit, die zur Frechheit wurde, weil ihm aller Sinn für das Antike, das künstlerische, das darstellende Vermögen abging, stürmte Schlözer in das geschichtliche Studium der Deutschen, dessen Nüchternheit und Trockenheit ihn anekelte. Um die ärgste Schläfrigkeit und Dickhäutigkeit zu reizen, war er ganz geeignet. Ja man ging bald sogar schon etwas weiter, wie er, und wollte sich nicht mehr mit Lebendigkeit und Witz bei dem Historiker begnügen, sondern auch Gefühl, vorzüglich patriotisches, und eine gewisse Schilderung der Begebenheiten, deren man sich aus den Alten erinnerte, in den deutschen Geschichtschreibern antreffen.

Als Schweizer war Johann von Müller von ſelbſt ein ſo ſtarker Patriot, wie irgend ein Grieche und Römer, und wirklich fand er in den ſchweizeriſchen Chroniken manche eigentliche Darſtellung von Ereigniſſen und Scenen, die er in ſeine Erzählungen nur aufzunehmen brauchte. Wie beinahe Alles, was es an darſtellendem Vermögen in der Geſchichte der Eidgenoſſen giebt, den ſchweizeriſchen Quellen angehört, mag man ſchon daher vermuthen, daß in der Univerſalhiſtorie deſſelben Verfaſſers, wo die umſtändliche Quelle nicht überſetzt und aufgenommen werden konnte, keine darſtellende Kraft gefunden wird. Im übrigen iſt Müller ſo geſchmacklos wie Schlözer, und darin ihm ganz ähnlich, daß nichts von ſeinen Studien dem öffentlichen Gebrauch verloren gehen ſoll, und er den ganzen Apparat, um ein hiſtoriſches Buch zu ſchreiben, in dem Buche ſelbſt aufthürmt.

Ganz andrer Art, als Müller, doch noch weniger von Schlözers Einfluſſe frei, ſcheint mir der geiſtvolle Spittler, der ihm durch Vernachläſſigung der Alten genähert ward, indem der ſchweizeriſche Geſchichtſchreiber ob ſeiner Hochachtung für das Alterthum ſich von ihm entfernte. Dagegen vermied Spittler, der einen ſehr feinen Sinn für den Anſtand gehabt haben mag, ſich mit den gelehrten Zurüſtungen wie jene beiden Männer vor dem Publikum zu zeigen; aber den politiſch-ſtatiſtiſchen Blick Schlözers eignete er ſich mit ungleich größerer Schärfe in der Hiſtorie an, und brachte zuerſt in Deutſchland, neben ſeinem Zeitgenoſſen Plank, mit Glück und Zartheit das Pſychologiſche in die Geſchichtſchreibung; denn Schlözers robhingeworfne Urtheile über Tugenden und Laſter von Menſchen, oder Müllers ungeſchickt zuſammengeſtellte Notizen über eine Individualität, die ſelten inneren Zu-

ſammenhang haben, ſind nicht als pſycho-logiſche Geſchichtſchreibung zu nehmen.

Durch die eigenthümliche Bewegung und Vielſeitigkeit, welche der ſtürmiſche Säuberer der älteren nordiſchen Geſchichte veranlaßt hatte, jedoch vorzüglich zur Reaction wider ihn, und ſeine ſogenannte Univerſalhiſtorie, fühlte ſich Herder angeregt, und erwarb ſich einiges Verdienſt um das geſchichtliche Studium in ſeinen Ideen zur Geſchichte der Menſchheit. Er ſuchte allen Zeiten und Völkern ſo Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, als Schlözer ungerecht und barbariſch wider ſie verfuhr; und darin beſteht ſein erſtes hiſtoriſches Verdienſt. Das zweite iſt, daß er zuerſt in Deutſchland eine äſthetiſche Auffaſſung in die geſchichtlichen Studien brachte. Außerdem, muß ich geſtehn, und vielleicht hängt dies mit ſeinem zweiten Verdienſt zuſammen, ſcheint mir ſein berühmtes Werk nur wegen der

Stimmungen, in die es verſetzt, für die Geſchichte von Werth zu ſeyn. Selbſt in ſeiner Anſicht des iſraelitiſchen Volkes, auf deſſen Erforſchung er einen großen Theil ſeines Lebens verwandt hat, iſt keine beſtimmte und ſcharfe Auffaſſung der Individualität. „Ich habe mein ganzes Leben hindurch Geſchichte ſtudirt, ſagte mein erwähnter hiſtoriſcher Freund, und mir die Fertigkeit erworben, aus einem Werke mir den Gewinn, welchen die Hiſtorie für Inhalt und Form durch daſſelbe erlangt, ſicher auszumitteln und feſt einzuprägen; aber als ich Herders Ideen durchgeleſen hatte, fühlte ich Verlegenheit, und die Unmöglichkeit, dießmal ein Gleiches zu thun.“

Einer der neueſten Hiſtoriker, Heeren, bemüht ſich, ſtatiſtiſch-politiſch umherzublicken, wie Schlözer, pſychologiſch zu ſeyn, wie Spittler, äſthetiſch und all-

seitig gerecht, wie Herder. Das erste ist er wirklich in einem noch weiteren Umkreise, aber viel weniger kühn, witzig und originell, als sein Vorbild; wenn ihm gelingt, psychologischen Scharfsinn zu zeigen, schimmert eine gewisse Freude darüber durch: klar, heiter und unbefangen, gerecht und vielseitig sind seine historischen Ansichten, aber im ästhetischen Auffassen ist er nur ein Nachklang von Herder, ein Schatten von dessen Helldunkel. Er strebt zu sehr nach Geist und Leben, und will eine Geschichte der Kodices der Alten durch eine ausführliche Geschichte der Liebe Petrarchs und Laura's beleben.

Von wahrhaftiger Darstellung, von wahrhaftiger Kunst der Komposition in der Geschichtschreibung hatten die Deutschen kein Beispiel vor Schillers Geschichte des Abfalls der Niederlande, welcher die Fertigkeit und das Bedürfniß zu beiden von der dramatischen Dichtkunst

auf die Hiſtorie übertrug. Aber ſo unverkennbar ſein gewaltiger Geiſt auch in ſeinen hiſtoriſchen Verſuchen iſt, was konnte ſeine reinere Tendenz zur Geſchichtſchreibung Großes hervorbringen, da ihm eine reiſe Kenntniß der Geſchichte überhaupt, tiefere Kunde der Hiſtoriker des Alterthums, und alle hiſtoriſchen Vorſtudien fehlten?

Mir ſcheint, daß Niemand mehr darauf ausging, Geſchichtforſchung und Kritik mit Hintenanſetzung alles Apparates zur ächten hiſtoriſchen Kunſt zu verarbeiten, als Woltmann; doch wie weit auch er in derſelben zurück iſt, zeigt ein Blick auf ſein beſtes Buch, die Geſchichte des weſtphäliſchen Friedens. Für einen hiſtoriſchen Bau iſt natürlich das erſte Erforderniß, daß man den Grund und Boden in Hinſicht auf die Größe des Baues und die Vertheilung der Materia-

lien abmißt. Nun ſehe man, wie in dem genannten Werke für das reichhaltige, überaus wichtige Material, die Geſchichte der ſchwediſchen Satisfaction, nur ein Räumchen, ein Winkel übrig geweſen zu ſeyn ſcheinet. Durch ſolches radikales Mißverhältniß erhält der ganze Bau ein ſchiefes und ſchwankendes Anſehn, und iſt nicht ohne Riſſe geblieben.

Uebrigens gewann ich das Buch lieb, weil ich mein diplomatiſches Ideal, Trautmansdorf, ſo darin fand, wie ich es mir dachte. Auch iſt die Sprache hiſtoriſch edel und diplomatiſch fein. Auf die Gruppirung der unterhandelnden Figuren und der Unterhandlungen ſelbſt iſt Sorgfalt gewandt, und mit großer Selbſtverläugnung giebt der Verfaſſer von ſeinem emſigen Quellenſtudium immer nur die Blüthe in der Geſchichtſchreibung.

Dagegen muß ich noch auf eine ſeltſam Erſcheinung an dieſem Hiſtoriker aufmerkſam

machen, die mich tadelnswerth dünket. Er hat sich wol sehr mit der neuern Philosophie und dem Studium Göthe's abgegeben. Wenigstens strebt er in seiner Geschichtschreibung nach Objektivität, und vermeidet sichtbar, die Person des Geschichtschreibers selbst mitunter wahrnehmen zu lassen, worin er keineswegs dem Tacitus ähnlich ist, den er bearbeitet hat; denn wie bedeutend tritt dieser große Geschichtschreiber bisweilen selbst in seiner Darstellung auf. Freilich ist der Historiker verpflichtet, nicht sich, sondern die Wahrheit so objektiv wie möglich darzustellen; weil man aber recht gut weiß, daß der Mensch nimmermehr zu einer reinen Objektivität gelanget, flößt es mehr Vertrauen, Interesse ein, wenn man auch den mitunter sieht, welcher uns die möglichst reine Wahrheit überliefern will. Von einer kritischen Selbstthätigkeit lassen wir nicht gern ab, und lieben es darum, den Geschichtschreiber mit seinem

Werk zu vergleichen. Ueberdies ſcheint mir, daß eine objektive Darſtellung bei dem Hiſtoriker, auch bei dem epiſchen Dichter, ſich nicht vor zu großer Kälte bewahren kann, und daher erkläre ich mir, warum manche Scene in den hiſtoriſchen Darſtellungen Woltmanns, wenn ſie gleich mit ſichtbarer Kunſt und Einbildungskraft geſchrieben ſei, doch wenig Eindruck macht. Nur der dramatiſche Dichter wird deſto lebendiger, je objektiver er iſt, weil er das Objektive in der Unmittelbarkeit von handelnden Perſonen darſtellt.

Der zuletzt genannte Hiſtoriker und ſeine Objektivität erinnern mich an die deutſche Philoſophie, und inſonderheit an Kant. Mit welcher Bewunderung ich dieſen Philoſophen wegen ſeines Büchleins über das Schöne und Erhabene längſt betrachtete, wie ich der Meinung war, daß er der größte philoſophiſche Autor aller Jahrhunderte ſeyn müßte, wenn er ſich

eine ſchöne Form für ſeinen reichen und tiefen Geiſt angeeignet hätte, muß ich hier ins Gedächtniß zurückrufen.

Leider fand ich von dieſer Hoffnung auch gar nichts erfüllt; aber Stellen genug in ſeinen tiefſinnigen Kritiken des menſchlichen geiſtigen Vermögens, und vorzüglich in mancher kleinen Schrift von ihm, die mich immer mehr bedauern ließen, daß meine Hoffnung unerfüllt geblieben war. Wann iſt je etwas mit ſolchem erhabenen Witz abgefaßt, als der Schluß ſeiner Kritik der praktiſchen Vernunft, wo der geſtirnte Himmel über ihm und das moraliſche Geſetz in ihm, wie ſie beide das begränzte menſchliche Weſen an Unendlichkeit knüpfen, zuſammengeſtellt ſind?

Thut man auch auf die ſchöne Form Verzicht, ſo findet man bei Kant ſelbſt nicht einmal den Styl, welcher mit dialektiſcher Klarheit entwickelt. Er war zu

dieſer, dünkt mich, zu genial und fruchtbar an Ideen, und erreichte ſie nicht, weil er zu etwas Höherem, zur Form philoſophiſcher Anſchauung, urſprünglich berufen war.

An dialektiſcher Kunſt und einem ihr angemeſſenen Styl iſt ihm Fichte überlegen. Doch war mir nicht möglich, meinen Geſchmack an denſelben zu gewöhnen. Außer der abſtrahirenden Kraft, und einer hervorſprudelnden Energie des Gemüthes, war bei ihm keine der übrigen Eigenſchaften zu entdecken, die den Autor ausmachen. Die abſtrahirten Begriffe ſtehen wie ſchroffe Felſenſtücke da, es fehlt alle Bekleidung durch die übrigen Geiſteskräfte, und ſeine Dialektik ſieht oft für das feinere Gefühl einem Hader ähnlich.

Etwas weniger wild, doch voll kalten Grimmes iſt ſein Antageniſt Schelling, welcher auch die Mannigfaltigkeit und den Reichthum der Sprache mehr in

ſeiner Gewalt hat, und ohne Zweifel durch eine größere Fülle von Kenntniſſen unterſtützt wird.

Inſofern würde er mehr als Fichte berechtigt ſeyn, in die Reihe der Autoren zu treten, die ſich um den Preis klaſſiſchen Werthes bewerben. Indeſſen fehlt es beiden dazu nicht bloß zu ſehr an der Form, ſondern auch zu ſehr an dem Gehalt, wenn ich dieſes Wort in meinem Sinne nehme, daß es nämlich einen gewiſſen Verein und eine gewiſſe Höhe aller geiſtigen Kräfte bedeutet.

Damit will ich ſchlechterdings nicht über das Syſtem jener Philoſophen abſprechen. In Deutſchland giebt es deren ſo viele, welche glauben, die ewige und nie erreichbare Wahrheit in ihre Abtheilungen gebannt zu haben. Kant nahm die Philoſophie eigentlich nie anders, wie als etwas Logiſches, wollte zeigen, wie ſich die Welt zu dieſem Logiſchen verhalte; doch

nie die Natur und Wirklichkeit ſelbſt durch die Denkweiſen greifen, und kannte kein andres Fortſchreiten, als eine unbefangene Unterſuchung, dieſe Denkweiſen und den Stoff der Erfahrung, welchen ſie aufgenommen, von einander zu unterſcheiden und gegeneinander auszumitteln. Allein auf ſolche Art kann die Philoſophie Werth haben; der großen metaphyſiſchen Wahrheiten mögen ſchwerlich mehr hervorgebracht werden, als ſchon das Alterthum kannte. Solcher nothwendigen Schätze hat die Gottheit den Menſchen nicht lange wollen entbehren laſſen. Auf Form und Geiſt der Philoſophie, nicht auf das Syſtem müßen wir ſchauen, und in jenen ſind die deutſchen Philoſophen weit zurück. Denkt an Platon; ſein Ruhm iſt ewig, und er hat von den großen Wahrheiten keine neue geſagt.

Man wird mir nicht Mendelſohn und Jakobi entgegenſetzen. Die Ka-

heit und Fehlerlosigkeit von jenem ist mit zu groſser Nüchternheit gepaart. Jakobi hat den richtigen Takt, an Gott und Welt zu glauben, und ein philosophisches System nur wie ein Gewebe zu nehmen, wo jeglicher nach seiner Art Gott und Welt hineinwirkt. Auch kennt er die Alten. Aber es ist in ihm eine gewisse Schönthuerei mit sich selbst, ein Tändeln mit seinen edelsten Gefühlen und Abstraktionen, wodurch allein ihm schon der Anspruch auf den Ruhm eines klassischen philosophischen Autors benommen wird.

Wichtiger wie in dem metaphysischen Vortrag scheint mir das Verdienst der Deutschen in dem philosophischen Geist bei andern Untersuchungen zu seyn. Lessing steht hier an der Spitze. Im Laokoon ist die Entwicklung meisterhaft, wie die Begriffe zu einer Grundidee hingeführt werden, um plötzlich das Ganze zu beleuchten. Auch ist die Sprache für die

Prosa in diesem Buche, was sie bei Göthe häufig für die Poesie ist. Dort kann man sie nicht von dem Begriff, hier nicht von dem Gefühl und Bilde scheiden.

Weniger korrekt ist Winkelmanns Sprache in seinen Untersuchungen über das Alterthum; auch ist der Plan in ihnen bei weitem nicht so klar und entwickelnd; aber er war vom Geiste des Alterthums mehr durchdrungen, als Lessing. Ich wüßte nach Kant keinen andern Autor unter den deutschen Prosaikern, bei welchem ich so, wie bei ihm, bedauerte, daß er nicht klassisch geworden sei.

Wenigstens hat er zu einem klassischen prosaischen Buche über ihn Anlaß gegeben. Wie vielseitig, das Zeitalter in ihm ergreifend und ihn in dem Zeitalter, und in welcher schönen, männlich ruhigen und bescheidnen Sprache, hat ihn Göthe dargestellt.

Zu ſehr ragen immer die Fühlhörner der Empfindung, die den Begriff finden ſollen, in Herders anmuthigen kritiſchen Abhandlungen hervor, in welchen übrigens ſein ahnungsvoller Sinn am meiſten Urtheilskraft beweiſet.

In den oft ſcharfſinnigen und elegant geſagten kritiſchen Bemerkungen von A. W. Schlegel iſt zu viel Nüchternheit und Pedantismus: tiefer, doch erpicht auf Originalität, iſt manche äſthetiſche Anſicht von Friedrich Schlegel, der ſeine unbezwingbare Unbehülflichkeit bald durch Schwulſt, bald durch gar große Einfachheit beſiegen will.

Die glänzenden äſthetiſchen Unterſuchungen Schillers ſind Ergießungen einer ungewöhnlichen Denkkraft, welche durch die Phantaſie beflügelt wird; aber die neue Welt, die uns von derſelben eröffnet ſcheinet, vergeht zum Theil wie ein rhetoriſches Blendwerk.

Für Lebensphilosophie und Beobachtung gewöhnlicher Erscheinungen haben die Deutschen zwei korrekte und elegante Autoren, Engel und Sturz. Jener hat mit mehr Wissenschaft und Untersuchung, dieser mit mehr Kenntniß der feinen Welt geschrieben. Beide wären bei größerem innern Gehalt in die schöne und ewig heitere Welt der klassischen Autoren eingegangen.

Geſtalten aus der politiſchen und litterariſchen Welt der Deutſchen.

In den Jahren, da ich mich mit der deutſchen Litteratur beſchäftigte, war ich allerdings frei von ſolchen diplomatiſchen Aufträgen und Geſchäften, welche dafür gelten konnten, daß ſie meine litterariſche Muße unterbrächen. Aber gleichwohl fehlte es nicht an einigen, die beinahe nur auf Beobachtung gerichtet waren. Sie führten mich zum Glück in das nördliche Deutſchland, und konnten deshalb als eine Fortſetzung meiner Studien über die deutſche Litteratur betrachtet werden; denn ich verſäumte nicht, außer der politiſchen

und ſogenannten großen Welt, in welche mich meine geſchäftliche Beſtimmung führte, die noch lebenden Geſtalten der litterariſchen, an welchen ich Theil nahm, kennen zu lernen; und gab es irgend eine derſelben anderswo, als im nördlichen Deutſchland?

Ich rechne zu meinen liebſten Ergötzungen, aus einem bedeutenden Buche mir nicht nur die innere Natur, ſondern auch die äußere ſeines Urhebers abzunehmen. Beſtätigt habe ich immer gefunden, was ich mir auf dieſe Weiſe von dem Blick, dem Tonfall der Autoren vorgeſtellt hatte. Dagegen hab' ich aufgeben müßen, über ihren Gang, ihre Geſtalt beſtimmte Vermuthung nach ihren Schriften mir anzueignen. Das Aeußere des Menſchen iſt theils den Zufällen zu ſehr unterworfen, und theils iſt die bildende Einwirkung der Seele auf daſſelbe wenn ich nicht zu ſchwach, doch dem menſchlichen

Auge zu wenig sichtbar, als daß man einen vollendeten Zusammenhang zwischen der Seele und dem Körper annehmen und wahrnehmen könnte. Blick und Ton aber sind unmittelbare Erzeugnisse des Geistes, und er läßt sich in ihnen nie verkennen, was auch der Zufall an ihnen gethan und gefeilet haben mag.

Anders verfuhr ich mit den Weltleuten und Staatsmännern. Sobald ich irgend eine bedeutende Erscheinung unter ihnen wahrnahm, fragte ich mich nicht zuerst, wie das Innere hier die äußere Gestalt geformt haben möchte, sondern welche Verhältnisse und welche Eindrücke der Umgebung diese Form hervorgebracht hätten? Mir ist kaum dreimal begegnet, daß ich bei einem Weltmann und Politiker mir zuerst seine Urnatur hätte vorstellen sollen; und wie hätte ich dazu einen Schlüssel gefunden, welcher demjenigen irgend zu ver-

gleichen war, der in einem vorzüglichen Buch für die Natur seines vorzüglichen Urhebers gefunden wird?

Aufträge meines Hofes führten mich nach Berlin. Es war ungemein wichtig für die damalige Lage der politischen Welt, die Stimmung des preußischen Hofes, die Grundsätze und Ansichten seiner Geschäftsmänner von Einfluß, auch des Volkes genau aufzufassen; denn auch dort, wo das Volk nicht konstitutionell von Bedeutung ist, wird seine Stimme von großem Gewicht seyn, sobald seine Kultur sich bis zu dem Grad entwickelt hat, daß es kaum eine Regierung zu dulden vermag, welche nicht mit ihm zu einer und derselben bürgerlichen Gesellschaft gehört. Dies war ohne Zweifel der Fall in der Hauptstadt, in dem Volke, welche die Nachwirkungen vom Geist Friedrichs des Großen auf eine andere Weise belebten, als er gewünscht haben würde.

Natürlich waren die Diplomaten zu Berlin meine erste genauere Bekanntschaft.

Man spricht von dem diplomatischen Corps in dieser oder jener Stadt, und denkt sich bei diesem Ausdruck offenbar nicht bloß alle die Individuen, die von einzelnen Staaten bei einer Souveränität als ihre Repräsentanten bevollmächtigt sind, sondern eine Gesammtheit derselben.

Worin diese bestehe, liegt am Tage. Ihr Vereinigungspunkt ist die Freundschaft, welche alle ihre Souveräne, auch sie also, für den Staat zu fühlen vorgeben, bei welchem sie bevollmächtigt sind. Diese allein bildet ein diplomatisches Corps, aus welchen zwieträchtigen Elementen es zusammengesetzt seyn, und wie mancher von den Gesandten Befehl haben möge, gegen die Macht, die gleichsam wie ein Symbol des Friedens und des europäischen Völkerbundes unter ihnen steht, das Kriegs-

fuer zu entzünden. Im Sommer 1806 faßte der französische Gesandte zu Berlin den diplomatischen Almanach, worin das ganze diplomatische Corps der damaligen Welt verzeichnet war, mit den in seinem Munde äußerst bedeutend nWorten: „diese Leute dienen nicht dazu, den Frieden der Welt zu vermehren.“

Der zweite Grund, warum man die diplomatischen Agenten bei einer Macht als ein Corps oder eine Gesammtheit nimmt, liegt in den gemeinschaftlichen Vorzügen, welche ihnen das Völkerrecht zusichert, und wodurch sie von der ganzen übrigen Menschenmasse wesentlich unterschieden, gleichsam ein Staat im Staate sind. Dies giebt den Gesandten ein eignes Gefühl von Unabhängigkeit und Würde, und man hat öfters Gelegenheit zu bemerken, wie schwer es seyn müße, daß sie sich desselben entäußern wenn sie von ihren diplomatischen Posten abberufen wer-

den, oder gar die Diplomatie ihres Staates mit demſelben ein Ende hat. Es iſt in dieſem Gefühl ſogar etwas berauſchendes für manchen, der es zum erſtenmal empfindet. Ein gar nicht geiſtloſer Mann, der bisher noch keinen diplomatiſchen Poſten bekleidet hatte, konnte auf der Reiſe an einen fernen Hof, zu ſeiner erſten Geſandtenſtelle, ſich ſo wenig mäßigen, daß er zu Leipzig an öffentlicher Tafel behauptete: wenn er nun hier einen von den Gäſten erſtäche, ſo dürfe ihm, als einer unverletzlichen Perſon, deshalb nichts geſchehn.

Aus den beiden angegebenen Urſachen, welche die einzelnen bei einer Souveränität bevollmächtigten Diplomatiker zu einem Corps machen, entwickelt ſich eine dritte. Weil ſie um dieſe Souveränität wie um einen gemeinſchaftlichen Freund verſammlet ſind, ſo entſteht ein eiferſüchtiges Beſtreben, wer von ihnen die mei-

ſten und glänzendſten Beweiſe vom Wohlwollen dieſes Freundes gewinnen ſolle. Indem ſie aber zugleich den Stolz auf ihre völkerrechtliche Freiheit und Würde gegen die Regierung, bei welcher ſie repräſentiren, beſonders geltend machen ſollen, bilden ſie ſich ein eigenthümliches Gemiſch von ehrfurchtsvoller Geſchmeidigkeit und nachdrücklicher Würde, welches allein ich als einen allgemeinen Charakterzug bei allen Diplomatikern von einiger Bedeutſamkeit gefunden habe, und durch welches allein in ihrem Kreiſe ein Geiſt erſcheint, der ihn zu einer moraliſchen Perſon, einem Corps macht, und darum der Geiſt des diplomatiſchen Corps genannt werden kann. Man wird leicht zugeben, daß er etwas liberaus liebenswürdiges an ſich habe; denn was giebt es Erfreulicheres im geſellſchaftlichen Verkehr, als wenn der Ausdruck der Freiheit und Selbſtſtändigkeit mit der feinſten Haltung die fremden

Individualitäten berücksichtigt? Dies ist ja das Grundelement aller feinen Gesellschaft. Wo es fehlt, da ist Roheit, leere Eleganz, Pedantismus in mancherlei Gestalt, oft in den zierlichsten Formen.

Mit jenen drei Gründen hangen allerlei nicht so wesentliche Ursachen zusammen, wodurch die diplomatische Gesammtheit verstärkt wird.

Weil die Glieder derselben sich um einen Mittelpunkt drehen und gleicherlei Rechte genießen, zeigen sie sich bei allen öffentlichen und glänzenden Gelegenheiten so zusammen, als wären sie nothwendig mit einander verbunden, was sie wirklich ungefähr auf dieselbe Weise sind, wie die Mächte selbst der europäischen Republik, die noch freundlich und höflich nebeneinander stehn, indem sie sich bereiten, mit Sturm und Donner über einander herzufahren. Einen interessanteren Anblick kann es nicht geben, als wenn ein großes di-

plomatisches Corps in dem Moment einer solchen Crisis glänzend versammelt ist. Welcher funfzehnte August im Jahr 1806, als das diplomatische Corps und die obersten preußischen Staatsbehörden bei der französischen Gesandtschaft den Geburtstag Napoleons feierten! Schon hörte man das dumpfe Getöse des Verderbens, was über Preußen, das nördliche Deutschland, das europäische System im Herbst ausbrach, und so zahllose Verwünschungen des preußischen und deutschen Patrioten über die französische Regierung häufte. Und damals noch bei jenem Feste sprachen Preußen und Deutsche: es lebe Kaiser Napoleon! und tranken auf seine Gesundheit die Champagnergläser aus. Hie und da mochte wohl einer sein Glas nur aufgehoben halten und den Champagner nicht mit den Lippen berühren. In der allgemeinen Bewegung des diplomatischen Cirkels durfte selbst der Diplomatiker wagen, durch

irgend einen kleinen Zug zu verrathen, wie keineswegs sein Herz mitsprach: Er lebe!

Das grosse Interesse, welches sämmtliche Glieder eines diplomatischen Kreises haben, sich einander ihre neueste politische Kunde mitzutheilen, oder zu verbergen, bringt eine so anziehende Kraft in ihren Verkehr, daß sie auch ihrentwegen wie ein Corps wenigstens erscheinen. Für diesen Verkehr sind die Gesandten der größten Mächte eben nicht die interessantesten Figuren; denn theils ist jede Mittheilung von ihnen zu bedeutend, als daß sie sich leicht mittheilen dürften: theils haben sie zu gemessene Instructionen und Befehle, als daß sie etwas andres wie den Buchstaben mittheilen könnten, und der gehört gewöhnlich nur auf einen Punkt hin. Am interessantesten sind die Gesandten von Mittelmächten, deren Kabinet keinen zu furchtsamen, zu steifen, oder zu trägen Geist hat. Ist es nur bei einem

ſolchen Kabinet Sitte, daß es ſeinem Geſandten häufige Mittheilungen aus den Berichten ſeiner übrigen diplomatiſchen Agenten giebt, damit er immer hinlänglich über die ſämmtlichen europäiſchen Angelegenheiten unterrichtet ſei; eine ganz herrliche Sitte, ohne welche kein Diplomat auf ſeinem einzelnen Punkt hinlänglich unterrichtet iſt: dann wird ein ſolcher Geſandte eine reiche Fundgrube für den diplomatiſchen Verkehr.

Uebrigens iſt dieſer Verkehr mit Neuigkeiten der reinſte Tauſchhandel. Wer nicht weiß, einige von Belang auszuſpenden, bekommt keine von den Andern; und es geht mitunter ſoweit, daß man wohl abwägt, welches Gegengeſchenk an neuer Kunde die Mittheilung einer Nachricht verdiene.

Ein Corps, das ſo oft geſellſchaftlich zuſammen iſt, durch ſo mancherlei einträchtiges und zwieſpältiges Intereſſe ſich un-

aufhörlich in seinen Individuen berührt, wie das diplomatische, erhält zuletzt, welche seine Welt es besitzen mag, einen gewissen zunftmäßigen Anstrich. In ihren Bemerkungen, ihren Witzleien übereinander, den Anekdoten, welche sie gegenseitig von sich zu erzählen wissen, ist der Kreis der Diplomatiker, solcher Männer, die von allen Nationen zusammengekommen sind, und die Leitung der Weltangelegenheiten vorzüglich mit in den Händen haben, bisweilen wie ein Club von Kleinstädtern.

Dahin paßt denn auch, was ich nicht bloß bei einem diplomatischen Corps gefunden habe, daß es Eines seiner Mitglieder gleichsam als den Lustigmacher des Clubs und als die Zielscheibe des Witzes von Allen braucht.

Nichts thut der Vorstellung von dem diplomatischen Corps, als einer Einheit, mehr Abbruch, als wenn zwei große Mäch-

te, welche ihre bevollmächtigten Minister bei einer dritten freundschaftlichen halten, miteinander in Krieg gerathen sind. Mehr oder weniger gehören die übrigen Staaten, also auch ihre diplomatischen Agenten, zu einer oder der andern Parthei. So tritt eine allgemeine Spannung ein, und eine Kälte über den gewöhnlichen Gefrierpunkt des diplomatischen Corps hinaus. Natürlich vermeiden sich einander die Minister der beiden feindlichen Mächte; aber auch alle ihre diplomatischen Kollegen hüten sich, zu entschiedene Theilnahme für und wider zu bezeugen. Kommt nun die Nachricht von einem großen Unglück, das eine der Mächte im Felde erlitt, wahrlich, man friert bei dem Froste, womit die übrigen Diplomatiker sich alsdann von dem Gesandten derselben wegziehn. Fühlten sie auch mit ihm, so wäre es doch unfein, durch irgend eine Schat-

tirung des Benehmens ihr Mitgefühl ihm zu verrathen.

Alle diese Züge fand ich auch in dem diplomatischen Corps zu Berlin. Aber es hatte, wie alle in jener Zeit, noch besondre Elemente der Kälte und Zwietracht. In den früheren Zeiten der Revolution war von den europäischen Höfen und Diplomatikern der französische Gesandte wie ein Uebel betrachtet, das man nicht ganz abwehren konnte, von dem sich alles zurückzog, das man nur als etwas vorübergehendes nahm, vornehm witzig bespöttelte, mit Neugier beschaute, wohin es ausbrechen, wie es zu Grunde gehn werde. Dadurch entstand mehr Einheit, mehr zusammenhaltende Wärme in den diplomatischen Corps als ihnen gewöhnlich war. Dies hatte sich völlig geändert. Den Gesandten Napoleon's sah man schon nicht mehr wie ein vorübergehendes Uebel an, und mancher Diplomatiker von kleineren Sou-

veränen stand schon unter seinen Flügeln, wenn ihm daselbst auch gar nicht wohnlich zu Muthe war. Die Minister der Mächte vom ersten Rang beobachteten wider denselben eine so gespannte Höflichkeit und argwöhnische Freundlichkeit, wie ich nie wieder gesehn habe. Am gespanntesten hätte der österreichische Botschafter seyn sollen, denn die Wetter zu einem neuen Krirge zwischen seinem Kaiser und Frankreich standen drohend am politischen Horizont; aber eine heitre Gewandtheit in allen Verhältnissen, die nur den Glanz des Lebens aufzunehmen scheint, indem die verschlossenste Politik tief unter ihr arbeitet, ist mir so nicht wieder vorgekommen, wie ich sie an dem Grafen Metternich bewunderte.

Auffallend genug war nun eben der Gesandte, gegen den sich aller Argwohn richtete, den man als die Quelle der neuen Zwietracht und Kälte im diplomatischen

Corps anſehen mußte, ein Charakter, der Eintracht und Frieden von Natur liebte, und ſich in einer gewiſſen altfranzöſiſchen Manier der Redlichkeit und Offenheit gefiel.

Herr Laforeſt war Franzoſe mit ganzer Seele, und der Ruhm ſeiner Nation ging ihm über Alles. Für Napoleon aber hegte er nicht die geringſte Theilnahme, und man konnte ihn nicht leichter aufbringen, als wenn man einzig dem Genie deſſelben den Glanz der franzöſiſchen Waffen beimaß. Ueberhaupt war ihm die neue Ordnung der Dinge in Frankreich zuwider, und im Grunde ſeines Herzens dachte er über die Zukunft wie ſein Vorgänger Beurnonville, der mit militäriſcher Offenheit oder Unvorſichtigkeit der Königin von Preußen wiederholt geäußert, daß er ſein Ludwigskreuz und was dergleichen mehr iſt, ſorgfältig verwahre; denn gewiß komme die Zeit, wo er davon

wieder öffentlich Gebrauch machen könnte. Will man deswegen diesen General für einen weit sehenden Politiker halten, was er mit nichten war, wie man jetzt viele z'emlich stumpfe Köpfe, welche immer an die Wiederherstellung der Bourbons geglaubt haben, für eine Art von politischen Sehern ausgiebt: so habe ich nichts zu entgegnen, als daß man, je weniger Witz und Combination und kühnen Geist man besitzt, um so zuversichtlicher auf das hofft, was man wünscht.

Durch seine Offenherzigkeit, sein freundliches Entgegenkommen, selbst seine Redseligkeit hätte Lafores das Mißtrauen, die Spannung der meisten Diplomatiker gegen den französischen Gesandten mildern sollen. Allein dies war keineswegs der Fall. Trotz seiner Persönlichkeit blieb er doch immer der Wächter einer verhaßten Regierung, der Ueberbringer verhaßter Forderungen; und um so schadenfreher

übertrieb man jede kleine Blöße, die er durch seine Redseligkeit geben mogte. Dies wirkte auf ihn nicht gut zurück und ich bin überzeugt, daß seine Berichte sowol über die Hof- und Staatsmänner Preußens, als über manche Mitglieder des diplomatischen Corps zu Berlin, kein gutes Blut bei Napoleon gemacht haben.

Rußland und Frankreich selbst waren sich einander nicht so entgegengesetzt, als der russische Gesandte Herr von Alopäus dem französischen Minister, mit welchem er in einer gewissen Rechtschaffenheit, baaren Ansicht der Verhältnisse, und in der offenen, Zutrauen erweckenden diplomatischen Manier sonst Aehnlichkeit genug hatte. Wäre er aber auch nicht dessen politischer Gegner gewesen, so hätte er doch nie Geduld gehabt, die weitläuftigen diplomatischen Darlegungen Laforest's bis zum Ende anzuhören, und sie wären schon darüber zerfallen.

Vielfach erfahren im diplomatiſchen Geſchäft, ſo reich mit Kenntniſſen ausgeſtattet, wie wenige Männer der großen Welt, beſtimmt in ſeinen Begriffen, raſch und ſcharf in ſeinen Entſchlüßen, that jener ruſſiſche Geſandte ſeinen Verdienſten dadurch Eintrag, daß er zu ſchroff, zu heftig in ſeinen Maaßregeln war, und leidenſchaftlich an dem hielt, wofür er ſich einmal erklärt hatte. Für den Weſerzoll des Herzogs von Oldenburg, erzählte man mir, habe er ſich vor meiner Ankunft in Berlin und während der Entſchädigungsgeſchäfte zu Regensburg ſo lebendig intereſſirt, daß man ihn nicht mehr den ruſſiſchen, ſondern den oldenburgiſchen Miniſter nannte.

Ich habe nicht genau bemerken können, wie Laforeſt ſich zu dem preußiſchen Haupt der auswärtigen Angelegenheiten, dem Grafen Haugwitz verhielt. Mit umwundner Rede gingen ſie gewiß beide

mit einander herum; denn der preußische Staatsminister konnte die Phrasen mit eben so glatter Gewandtheit ausspinnen, als der französische Gesandte mit einer schulmäßigen diplomatischen Feierlichkeit sie auszubreiten verstand. Da nun hinzukam, daß Frankreich und Preußen damals geflissentlich suchten, sich einander nicht zu verstehn, so mögen diese beiden Staatsmänner oft von einander gegangen seyn, ohne aus ihrem Redegewinde einen wahrhaften und deutlichen Bericht an ihre Souveräne zusammenweben zu können.

Graf Hangwitz, der in mehrern sehr kritischen Jahren die auswärtigen Angelegenheiten der Monarchie Friedrichs des Großen, wenn nicht geleitet, doch verwirrt hat, war einer von jenen Charakteren, an welchen man beinahe keinen Zug bestimmt hervorheben darf, ohne viele Verneinungen folgen zu lassen. Er kom-

binirte vielfach und witzig; da ihm aber an der Wahrheit selbst in einer Vorstellung nichts lag, so betrog er sich sehr leicht auch in dem Vortheil, den er von ihr einzuärnten hoffte. Ein Princip wollte er immer haben, nach welchem er zu Werke ginge, und man kann wirklich sagen, daß er Principe hatte; doch sie hatten ihn nicht, und so standen sie bunt neben und durch einander in seinen Vorstellungen und folgten sich einander mit einem reißenden Wechsel. Die unter ihm arbeitenden Räthe waren zu bedauern: voll von einem Gedanken trieb er sie, in einer umständlichen, sachreichen Darstellung denselben zu entwickeln. Hatte nun der Rath mit der größten Anstrengung gearbeitet, brachte froh sein mühsam vollendetes Werk: so konnte es der Minister nicht mehr brauchen, er hatte inzwischen den Gedanken, der zum Grunde lag, fahren lassen, oder wol gar in den entgegengesetzten hinüber

gespielt. Weder gründliche Kenntnisse, noch eine frühere Laufbahn in Staatsgeschäften hatten ihn zu dem wichtigen Platz vorbereitet, auf welchem er nun stand. Nach einer poetischen Jugendfreundschaft mit den Grafen Stollberg und andern Dichtern, nach mannigfaltiger empfindsamen Liebe, einem fast romantischen Leben in Italien und andern Ländern, nach allen Genüßen, die eine reiche und fein organisirte Natur einem großen ererbten Vermögen abgewinnen kann, hatte er zuletzt die widrige Leere empfunden, welcher eine Natur mit solchen Ansprüchen und Gaben nicht entgeht, da ihr die Wissenschaft zu tief, die Kunst zu hoch, das Bemühn um beide zu schwere Arbeit ist. Haugwitz stürzte sich in alles, wodurch solche Naturen sich gegen jene Leerheit retten, in Religionsschwärmerei, Magie und geheime Gesellschaft, Intrigue und Ehrgeiz und Genuß der blos physischen Liebe bis zur

Abſpannung aller Nerven und Muskeln. Gewiß bekannte er ſich zu den Frömlern und Adepten der magiſchen Kunſt, die unter Friedrich Wilhelm, dem ſchwachen aber an ſich braven, talentvollen König aufkamen, nicht blos aus Ehrgeiz und Hang zur Intrigue, ſondern auch aus einem Bedürfniß ſeines Kulturſtandes. Sobald er aber einmal ſeinen Poſten erreicht hatte, verdrängte wenigſtens der Ehrgeiz jeglichen ſchwärmeriſchen Hang in ihm, da die Intrigue unter dem jetzigen König gar keinen Gebrauch davon machen konnte. Die eigentlichen politiſchen Geſchäfte wußte er gänzlich den Händen des älteren Staatsminiſters der auswärtigen Angelegenheiten zu entwinden. Dieſer war der Freiherr von Alvensleben, ein Mann von ſchönen Kenntniſſen, eifrig für einen ordentlichen Geſchäftsgang, voll Rechtſchaffenheit und Ehrliebe, aber in ſeinen Rückſichten zu kleinlich, als daß er die Politik einer

bedeutenden Monarchie hätte leiten können. Wiewol man ihn mit dem Grafentitel schmückte, soll er sich sehr dadurch gekränkt gefühlt haben, daß ihm nur diejenigen Geschäfte blieben, die kaum den Namen der politischen führen dürfen, wie Sachen der Unterthanen bei fremden Regierungen, Beforgung eines Staatskalenders und dergleichen. Man erzählte mir, daß Haugwitz und Alvensleben sich seitdem nicht wieder freundschaftlich zusammen sahen, und der letzte seine Erbitterung gegen seinen Kollegen kaum unter der frostigsten Zurückhaltung verbergen konnte. Um die Zeit aber, da ich nach Berlin gekommen war, hatte Haugwitz einem vom diplomatischen Corps gesagt, er sei zu Alvensleben gekommen, und zu seiner größten Befremdung habe ihn dieser mit alter Freundlichkeit und Traulichkeit empfangen, und ihm beim Weggehn herzlich die Hand gedrückt. So viel ich weiß, sahen sich die beiden Mi-

niſter ſeitdem nicht wieder, und unter uns hieß es ſogleich: eine ſolche Verwandlung deutet auf Alvensslebens Tod!! er wollte ſich vor dem Hinſcheiden auch noch mit ſeinem Todfeinde verſöhnen! obgleich derſelbe allem Anſchein nach eine rüſtige Geſundheit hatte, und von mittlerem Alter war. Seltſam genug ward unſer Scherz zu Wahrheit: ein paar Wochen darauf ſtarb er eines ſchmerzhaften Todes.

Wenn gleich ein Mann wie Haugwitz kein politiſches Syſtem haben konnte: ſo hatte er doch Anfangs den Gedanken feſtgehalten, daß er die Franzoſen nicht in das nördliche Deutſchland kommen laſſen wolle. An ſich war freilich dies eine beſchränkte Idee; denn wo iſt ein Theil von Deutſchland, der ſich gegen eine franzöſiſche Uebermacht retten kann, wenn nicht alle Theile unſres Vaterlandes einträchtig zuſammenhalten? Indeſſen mag das Iſolirende, was in der preußiſchen Demar-

kationslinie lag, durch die Verhältniſſe entſchuldigt werden, die einmal, ſeit dem Baſeler Frieden unvermeidlich geworden. Auch ward ſie eine Zeitlang von dem Glück begünſtigt; denn wie ſchwebend ſie im Grunde war, von wie manchen Stößen bewegt, hielt ſie lange genug vor. Allein ihr Urheber ſprach ſeiner politiſchen Hauptmaxime ſelbſt Hohn, als er das eifrige Dringen Hannovers um preußiſchen Schutz wider die Franzoſen nicht berückſichtigte, und die zügelloſen Republikaner die hannövriſchen Lande beſetzen ließ. Dieſer grobe Fehler der Politik Preußens konnte nur dadurch überboten werden, daß es ſich nachher durch eigne Vergrößerungsſucht verführen, und zugleich durch Napoleon gleichſam zwingen ließ, die Scheu vor Unrecht, die beſonders in dem König ſtark iſt, zu überwinden, und das Kurfürſtenthum Hannover ſich ſelbſt zuzueignen. Von da an hatte die Verwaltung des Grafen

Haugwitz die Monarchie Friedrichs in einen Wirrwarr gezogen, der nur durch einen Krieg mit Frankreich und gewiß auf die unglücklichste Weise gelöset werden mogte.

An dem Grafen Alvensleben hatte Haugwitz eigentlich keinen politischen Nebenbuhler verloren; aber nun bekam er einen, welcher ihm so furchtbar, als den Kräften nach überwiegend war, an dem Staatsminister Freiherrn von Hardenberg. Dieser war öfters bei diplomatischen Verhandlungen gebraucht, und der Friede von Basel, der vielleicht damals verhinderte, daß die preußische Monarchie nicht jählings ins Verderben kam, doch sicherlich dazu beitrug, daß nach und nach das alte europäische System von dem französischen verschlungen wurde, konnte eigentlich als sein Werk angesehn werden. Auch hatte er schon in Abwesenheit von Haugwitz das Portefeuille der auswärti-

gen Angelegenheiten besorgt. Durch seine Verwaltung der Provinzen Anspach und Baireuth war sein Ruhm vorzüglich gegründet.

Ich habe ihn kaum dreimal auf längere Zeit gesprochen; doch scheint mir nicht schwer, seine Persönlichkeit bestimmt aufzufassen. Was ich bei den vorzüglichsten Männern meines Standes den alten Edelmann nenne, glaube ich an Hardenberg wahrgenommen zu haben. Er hat ein starkes und freies Gefühl von sich selbst, und weiß wohl, daß er nicht unter den Verhältnissen stehe; aber gleichwol schont er dieselben auf das äußerste, und ist gegen jede fremde Persönlichkeit so verbindlich, daß man wähnen könnte, er fürchte sie. So wenig dies der Fall ist, denn während aller Geschmeidigkeit und Höflichkeit steht er immer wieder gebietend da, so unverkennbar hat ein natürliches Wohlwollen an jener Art großen Antheil. Aber am lieb-

ſten möcht' ich ſie bei ihm aus der Vorſtellung von einem Glanz der Sitten des alten Adels herleiten. Auch gegen das ſchöne Geſchlecht übt er eine gewiſſe Chevallerie aus.

Natürlich iſt es unſren Zeiten nicht gegeben, auch in den vorzüglichſten Individuen den alten Adelsgeiſt ganz ohne ihren Zuſaz zu laſſen; und wie wollte man von Hardenberg, der ſich mit den Ideen und Kenntniſſen unſerer Tage eine in der großen Welt mehr als gewöhnliche Bekanntſchaft erworben hat, in unſrem Geſchäftsgange äußerſt gewandt iſt, und von den verwerflichen Zügen an dem alten Baron kaum irgend eine Spur an ſich verräth, eine Reinheit verlangen, welche wir vielleicht nur einem alten Adel in der Idee beilegen?

Man bekam von ihm die richtigſte Vorſtellung, wenn man ihn mit Haugwitz verglich. Als ich mich nach Berlin begab,

hatte ich von diesem ein sehr angenehmes Bild in meiner Erinnerung. In sehr früher Jugend sah ich ihn im Hause meines Vaters zu Rom. Seine kleine, wohlgebaute, blühende Gestalt, die lichte Röthe seines Antlitzes, seine freundlichen schwarzen Augen, die einen gewissen schwärmerischen Aufblick hatten, und besonders der sanfte Tonfall seiner Sprache, waren mir immer gegenwärtig geblieben. Leider fand ich nun alles das im Verfall; die kleine Gestalt vernachläßigt, und bis zur Ungebühr schlecht bekleidet, statt des Schwärmerischen in seinen Augen nur Intrigue und Auflauern; die Freundlichkeit der Manier war geblieben, aber sie erweckte kein Zutrauen wie Hardenbergs Verbindlichkeit. Wieviel dieser von dem alten Edelmann, so wenig hatte Haugwitz davon, und er ermangelte eben so sehr alles Glanzes der Repräsentation, als Hardenberg in ihr Meister war, neben dem Grafen Metter-

nisch vielleicht der einzige Deutsche, der in glänzenden diplomatischen Zirkeln unter Staatsmännern von andern Völkern auch die feine und äußere Sitte der Deutschen bewährt zeigte. So rein bürgerliche Manieren eines Emporkömmlings, wie bei dem Grafen Haugwitz aus einem der ältesten schlesischen Häuser, habe ich bei keinem alten Edelmann unter den Diplomatikern wieder gefunden. Ich erklärte mir dies aus der Wahrnehmung, daß seine Natur das ehemalige poetische Wandeln und Treiben noch nicht ganz abgelegt hatte. Er liebte noch immer eine halb idyllische Umgebung, und in Gärten, Gewächshäusern, wo er sich freien Genüßen überließ, trieb er gern seine diplomatischen Verhandlungen, und schmiß ein Aktenstück auf die Seite, wenn das Brüllen der Heerde ihn an die Freuden seiner Meierei erinnerte. Durch diese Vermischung und Verwirrung des schönen Geistes in ihm, wenn ich so sagen darf,

und des politiſchen Lebens ward er verhindert, ſich eine reine, ſtolze Haltung und Unbefangenheit auszumitteln.

Bis dahin waren die beiden genannten Staatsmänner nicht als Widerſacher betrachtet worden, vielmehr war man gewohnt, ſie in dem Hauſe eines gewiſſen Reſidenten kleiner Höfe, deſſen Namen mir entfallen iſt, wo Trefflichkeit der Speiſen und Weine, Frohſinn und Unkultur des Wirthes die Staatsmänner zur Ablegung aller Würde und alles Zwanges aufforderten, freundſchaftlich und ungebunden zuſammen zu ſehn. Allein die politiſche Lage, worin jetzt Preußen gekommen war, mußte die oberflächliche Harmonie zwiſchen ihnen aufheben.

Man kann nicht ſagen, daß Haugwitz beim franzöſiſchen Intereſſe gewonnen war; aber ſeine große Schmiegſamkeit, ſeine Scheu, das Glück der preußiſchen Waffen zu verſuchen, ſein leiſes Auftreten

und die unerschöpfliche Kunst seiner Intrigue, die immer neue Ansichten, immer neue Schlupfwinkel und Rettungsmittel sah, brächten ihn bei dem gekränkten preußischen Stolz in Verdacht, daß er es nicht redlich mit der Monarchie meine. Am lautesten indeß sprach wider ihn der russische Gesandte von Alopäus, der in allen Stücken freilich das Gegentheil von ihm war, und eine entschlossene Geradheit ohne alle Umschweife der temporisirenden Kunst des Grafen, in welche Irrgänge sie sich zurückziehn mochte, schroff entgegenzusetzen wußte. Es ging zuletzt soweit, daß er erklärte, mit diesem preußischen Kabinetsminister keine diplomatische Berührung mehr haben zu wollen.

Er war ein vertrauter Freund von Hardenberg, der nach seinem Charakter die gar zu große Schmiegsamkeit gegen Frankreich allerdings verwarf, jedoch einen Bruch mit demselben weder wünschte

noch nothwendig glaubte, und auch eine Abhängigkeit von Rußland fürchtete. Wieder hatte er das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten, als der Krieg zwischen Oesterreich und Rußland auf der einen, Frankreich auf der andern Seite losbrach, und Graf Haugwitz auf Sendung in die Hauptquartiere unmittelbar Meisterstreiche der Politik üben wollte.

Die preußische Kriegsmacht war ins Feld gerückt, was immer nur noch als eine Vorsichtsmaßregel gelten konnte; und wenn sie freilich nach allen Stimmen, die sich im preußischen Staate hören ließen, ohne Zaudern über die Franzosen hätte herfallen sollen: so schien doch Hardenberg dieser Meinung nicht zu seyn. Da kam die Nachricht, daß die Neutralität Anspachs von dem französischen Heerführer Bernadotte gebrochen sei. Hierüber war jener so erbittert, daß er nun mit Herrn

Laforest nicht weiter unterhandeln wollte, und seinen Besuch zurückwies. Welchen klagenden und bittern Bericht mag dieser darüber gemacht haben, da er sich schon vorher zu beschweren pflegte, daß der preußische Minister, nach seinem Ausdruck, sich aufs hohe Pferd setzte, und bei etwas langen Unterredungen wiederholt nach der Uhr sähe. Wir lächelten bei solchen Klagen, und freuten uns, daß Hardenberg, den Stolz des deutschen Edelmanns und eines Staatsministers in der Monarchie Friedrichs des Großen gegen die Ansprüche der französischen Phraseologie behauptete.

Hätte er damals allein die Zügel der preußischen Politik in den Händen gehabt, so wäre wahrscheinlich der preußische Kriegsmuth noch früh genug gegen Frankreich losgebrochen, und hätte vielleicht die Schlacht bei Austerlitz und den ihr folgenden Frieden verhindert.

Zu jener Zeit glaube ich zuerst bemerkt zu haben, daß die Königin von Preußen sich auf das lebhafteste für die politischen und kriegerischen Händel interessirte, und die französische Regierung haßte, insofern überhaupt in ihrer sehr wohlwollenden Seele Haß wurzeln konnte. Wie eifrig theilte sie die Nachricht mit, daß die Russen und Oesterreicher in Mähren glänzend gesiegt hätten, welche sich ihr dann in die traurigste Botschaft verwandelte. Von diesem Augenblick an stieg ihre Theilnahme an der politischen Welt immer höher; und wenn die Armee sie wegen ihrer heitren, gütigen Natur, ihrer Lust am Leben, ihrer schönen Gestalt schon immer bewundert hatte, ward sie nun wegen ihres Hasses gegen die französische Regierung ein Gegenstand ihrer Anbetung.

Ich sah die Königin zum erstenmal auf einer Assemblee bei dem Grafen

Haugwitz. Sie saß in einem Kabinet der Treibhäuser an einer Tafel, aus deren Mitte ein blühender Orangenbaum stieg, und rings umher war ein großer Zauber von Blumen. In ihrem Anzug und Putz schien sie mir für eine Königin nicht frei genug von Mode; aber dagegen hemmte auch kein Zwang der Etikette ihre unverkennbare Neigung für ein freies Fühlen und Trachten. Ueber die Herzen aller Männer übte ihre Schönheit eine große Gewalt aus, und nicht ohne Verwunderung bemerkte ich, daß auch die trockensten, die sonst mit dem Idealischen nichts zu schaffen haben wollten, sich recht beflissen, die Königin Luise sich als etwas Idealisches vorzustellen. Auch gestehe ich, daß ich selbst, obgleich wenig geneigt, an Verwirklichung von Idealen anders als nach der schärfsten Prüfung zu glauben, nahe daran war, aus der Ferne mit anzubeten. Dazu trug viel bei, daß ich hör-

te, wie die Königin ein paar schöne Verse aus Göthe's Tasso zu einer kleinen älteren Dame sprach, und dabei durch ihre Freundlichkeit auf Gesicht und Gestalt derselben, die gewiß nicht von Grazie beseelt waren, doch eine gewisse Anmuth zu hauchen wußte.

Diese Töne von den Lippen der schönen Königin versetzten mich plötzlich in jenen Tag, da ich die ersten Laute aus Göthen's Poesie von der Gräfin Rosamunde von W—g vernahm, und die laue, duftreiche Luft in den Gewächshäusern ließ mich vergessen, daß ich im Norden und in dem rauhesten Winter mich befand. Eine unbeschreibliche Sehnsucht erfüllte mich, und für eine Weile war mir das ganze glänzende Leben um mich her zum Traum geworden. Einige Bewegung in der Nähe der Königin veranlaßte, daß ich das Auge dahin richtete. Sie hatte eine Dame zu sich rufen lassen, deren hingeneig-

tes Antlitz ich nicht einmal im halben Profil sah; aber die große schlanke Gestalt, welche auf dem Sessel gleichsam schwebte, war ganz wie Rosamunde's. Sie wandte sich ein wenig, und ein freudiger Schreck sagte mir, daß ich mich nicht getäuscht hatte.

Mit welcher Ungeduld erwartete ich, daß irgend eine Veränderung der Gesellschaft, des Vergnügens, die Königin von ihrem Platz bewegen, und mir erlauben würde, mich der Gräfin zu nahn. Meine Dankbarkeit, daß sie mich in die deutsche Dichtkunst eingeweiht, glaubte ich ihr nicht früh genug ausdrücken zu können, auch drängte mich eine geheime Eitelkeit, mit meinem Wissen über deutsche Litteratur nun nicht mehr als ein Schüler vor ihr zu stehn. Aber ich wartete lange vergebens nach diesem Augenblick, und endlich zog mich ein Minister, dem ich aus Höflichkeit folgen mußte, in ein entfernteres Zimmer. Eine Kette von Höflichkeiten

verwickelte mich immer mehr in Geſpräche: nie hab' ich läſtiger gefühlt, welcher Sklave man durch die Rückſichten der vornehmen Welt ſei. Endlich, da die Aſſemblee ſchon anfing, ſich aufzulöſen, und die Gräfin im Begriff war ſich unmittelbar nach der Königin wegzubegeben, konnte ich ſie anreden. In ihre Züge kam ein angenehmes Staunen, ſie erkannte mich wieder, und fragte: „kennen Sie nun auch meinen Dichter? Wer in Welſchland und in Deutſchland gelebt hat, der wird ihn ja lieben und verſtehn. Seitdem ich Sie in Italien ſah, habe ich ihn auch perſönlich kennen gelernt.“ Kaum konnte ich ein paar Worte aus der Fülle meines Herzens erwiedern, ſo zogen andre Damen ſie weg. Ich folgte ihr ſchnell die Stiegen hinab, und erhielt noch die Erlaubniß, ihr am folgenden Tage von meinen deutſchen Studien Rechenſchaft geben zu dürfen.

Schon in derselben Nacht, auf dem einsamen Lager sah ich mit mehr Klarheit meinen innern Zustand ein. Ich war gewahr, daß im Grunde die Gräfin bei meinen Studien der deutschen Litteratur immer gegenwärtig gewesen, und daß bei den schönsten Genüßen der Dichtkunst ihre hohe und liebenswürdige Natur sich mir immer tiefer eingeprägt hatte.

Eine zarte und tiefe Neigung für sie, die ich nur ein einziges Mal gesehen, war mir unbewußt in meiner Seele gekeimt, und schoß in dieser Nacht so stark hervor, daß sie mich selbst überraschte. Ich wüßte aber nicht, daß ich je ein angenehmeres Gefühl gehabt hätte; denn so vieles, was mir theuer war, mein zweites Vaterland, das schöne Italien, und mein ursprüngliches, das deutsche Urland, das mir nicht blos die Geburt gegeben, sondern ich mir selbst durch mein Studium seiner Litteratur gleichsam wiedergewonnen hatte, floß

in dieſer Neigung zuſammen, und für den Mann hat es etwas überaus Erquickliches, wenn er weiß, daß er einem weiblichen Weſen, welches er liebt, einen bedeutenden Theil ſeiner Bildung verdanke. Lichter, wärmer iſt mir nie in der Bruſt unter Italiens blühenden Pomeranzenhainen geweſen, als mir an dem Wintermorgen war, da ich nun Berlins Linden hinab zu der Gräfin ging. Mit einem Wonneſchauer von Gefühlen, Erwartungen, Ahnungen trat ich in ihr Vorzimmer. Aber ein flüchtiger Froſthauch überſchauerte mich, als ich ſie nicht allein, als ich jene Dame bei ihr fand, die mir neben der anmuthigen Königin wie eine Prieſterin erſchien, die anbetete, doch Mentor zugleich war.

Zum Glück ſprachen ſie über Litteratur, und die Gräfin entwickelte in kurzen innigen Aeußerungen eine eben ſo reiche und vielſeitige Kunde der deutſchen Autoren, als ſie mich ehemals in Rom durch

die einseitigste Anhänglichkeit für Göthe befremdet hatte. Ich sagte ihr dies, und sie entgegnete, daß sie zu dieser reicheren deutschen Lectüre nur gekommen sei, weil sie gemerkt, daß ihr Lieblingsdichter ihr dadurch noch werther, reicher gedünkt, wenn auch nur durch den Gegensatz. Ja wohl, fiel die Fremde ein, die erhabene Sentimentalität Schillers lehrt uns die antike Frische Göthe's begreifen, und fuhr fort, ähnliche Sätze oder Schulsprüche auszuspielen, welche mir in Büchern oft so nahe gekommen waren, daß ich ganz fühlte, wie dem Schiffer zu Muthe seyn muß, der kaum durch schwimmende Eisstücke durchlenken kann. Ich suchte geschwind das Gespräch von der Litteratur abzuleiten, und glaubte am sichersten darin glücklich zu seyn, wenn ich des gestrigen Abends erwähnte und die Erscheinung der Königin pries, wie sie unter Blumen gethront hätte. „Freilich, sagte die Dame, sie ist das Princip alles Guten und Schönen in der

Welt; und ich ward wirklich von dieſer Sprache ſo betroffen, daß ich meinen Aerger nicht verbergen konnte, und mit einiger Wärme ſagte: warum ſoll denn eine ſo holdſeelige Frau, die das Leben ſelbſt iſt, in ein Princip verwandelt werden? Möge ſie niemals die Schulphiloſophie anwehen!" Die Fremde ſchwieg empfindlich; aber mit ungemeiner Verbindlichkeit richtete die Gräfin die Rede einzig an ſie, und fuhr fort: gewiß haben Sie zur Bildung der Königin viel beigetragen, und Ihrem Einfluß ſchreibe ich es zu, daß ſie die höheren deutſchen Dichter ſo lieb gewonnen hat. Ich kenne ſie nicht blos ſeit meinem kurzen Aufenthalt in Berlin, ſondern ſah ſie und ihre Schweſter wiederholt, als die beiden jungen Fürſtentöchter in der Rheingegend lebten. Beide verriethen ein ſehr fühlendes Herz, einen regen, witzigen Geiſt, eine für das Schöne empfängliche Einbildungskraft. Aber es fehl-

te gänzlich an einer sichern Leitung ihres Geschmacks, sie waren schon in den deutschen Romanenwust gerathen, und die Ritterzeit, die ich bei dem ersten flüchtigen Blick in demselben habe spucken sehen, trieb schon einigen Spuck in der Seele der jüngeren. Ein deutscher Fürst sagte mir nachher in Italien, daß sich nervloses Leben in den Romanen eines Lafontaine mit einer solchen Ritterzeit in ihren Vorstellungen vermischt habe. Wie groß und ehrenwerth ist Ihr Verdienst, wenn Sie mit den Gestalten von Iphigenie, den Leonoren, solche Bilder bei der königlichen Frau verdrängt haben.

In diesem Ton sprach die Gräfin mit unerschöpflicher Güte weiter, und je mehr der Mißmuth der fremden Dame sich dadurch lößte, desto ärgerlicher fühlte ich die Beschämung, durch meinen Verdruß über alles, was bei Frauen nach der Schule schmeckt, zur Verletzung der Höflichkeit

hingeriſſen zu ſeyn. Ich muß geſtehn, daß mir etwas ſchülerhaft zu Muthe war, was ſich aber bald vor der Bemerkung verlor, daß die Fremde von der Kraft der Natur und Eigenthümlichkeit in allen Ausdrücken, Gedanken und Zügen der Gräfin überwältigt genug wurde, um ohne beſondre Affectation und Formelnweſen von den Tugenden der Königin und ihrem häuslichen Leben zu erzählen. Gewiß, fiel die Gräfin ein, haben Sie mir nichts Schöneres von ihr erzählt, als daß ſie täglich die männliche Beſcheidenheit ihres Gemahls zarter empfinde, und durch Vergleichung mit glänzenden Vorzügen andrer Fürſten nur noch tiefer über ſie gerührt werde.

Ich habe nie, ſetzte die Dame hinzu, in ihrem Auge einen ſo herzlichen Ausdruck geſehn, als wie ſie mir jüngſt im Herbſt ſagte: der König däucht mir ſchöner als alle Männer, aber am ſchönſten iſt er nun, wenn er mit dem braunrothen An-

geſicht von der großen Muſterung heim-kehrt. Die Fremde ward immer liebens-würdiger, je mehr ſie von der Königin erzählte; und als ich die Bemerkung mach-te, daß der Erbprinz von Strelitz, den ich in Italien kennen lernte, ſeiner königlichen Schweſter, an ſchöner Empfänglich-keit, an regem Geiſte, heiterer Offenheit der Seele ſehr zu gleichen ſcheine, gewann ich ihr ein freundliches Lächlen ab; und ein Talent der Sprache, ſagte ſie, beſitzt er gemeinſchaftlich mit ſeinen Schweſtern, daß ihr Styl eine leichte Blüthe ihrer Na-tur iſt. Wie oft haben mich die Spiele des Witzes, der Darſtellung gefreut, wo-mit ſich die geiſtreichen Geſchwiſter ver-gnügten.

Auf ſolche Weiſe war der erſte Ein-druck von Misbehagen zwiſchen uns ganz getilgt, und unſer Geſpräch kam in einen reichen und raſchen Zug, welcher viele Ge-ſtalten der berliner Welt bei mir vorüber-

führte. Nur konnte ich es nicht dahin bringen, daß mir die Gräfin irgend ein Zeichen von besonderm Wohlwollen, oder nur, daß sie mich nicht ganz wie die übrigen Menschen nahm, gegeben hätte. Ob sie mit mir sprach oder der gegenwärtigen Dame, immer derselbe Ton, die gleiche Miene; und, da ich es auch nicht dahin bringen konnte, daß sie über die Zeit ihres Lebens, nachdem ich sie einen Tag in Italien gesehen, sich irgend weiter ausließ, als was kurze Abfertigungen meiner Fragen darüber zu vermuthen gaben, konnte ich nicht so lange ausharren, bis die Dame weggegangen sei.

Ich fühlte etwas Widerwärtiges in mir, etwas Beklommenes, als ich nun zum Thiergarten hinausschweifte. Die große Stille, welche in seinen abgelegeneren Parthien herrscht, hatte für mich an hellen Wintertagen was ungemein Anziehendes, wenn der Schnee auf seinen alten

Bäumen gefroren lag, und sein Anblick war mir dann ein Labsal, dem keine, wie verdriesliche Stimmung widerstand.

In den geselligen Zirkeln fand ich mehrere Tage die Gräfin nicht. Zweimal, dreimal überraschte ich mich auf dem Wege zu einem neuen Besuch bei ihr, und dann fehlte mir der Muth dazu. Wie jeder andre, der ihr gleichgültig war, wollte ich nicht bei ihr erscheinen; ein vertrauteres Verhältniß zu ihr war mir Bedürfniß, und wenn mich quälte, daß es dergleichen nicht schon gab, so marterte mich noch weit mehr die Besorgniß, daß es dazu überhaupt nicht zwischen uns kommen werde.

Die Zeit des Karnevals war bald verflossen, und nach allem, was ich durch andre von den Verhältnissen der Gräfin vernahm, durfte ich mir nicht schmeicheln, daß sie dann noch länger in Berlin verweilen werde. Endlich in der weitern Assemblee hörte ich aus ihrem eigenen Mun-

de, daß sie ihren Aufenthalt nur noch um acht Tage verlängern könne; und wiewol sie mir an demselben Abend nichts sagte, was eine besondre Beziehung auf mich, irgend etwas freundliches für mich hatte, so richtete sie doch in dem abgebrochnen Gespräch, was sich die Säle hindurch hierhin und dorthin wand, manche eigenthümliche Bemerkung, die aus ihrer Seele kam, bei vielen vorübergehenden Berührungen an mich. Und Sie gehen fort von hier, sagte ich ihr, wie ehmals von Rom, indem Sie mir Göthe kaum genannt haben? Damals konnte ich durch seine Werke selbst mir Ihre Sprüche über ihn ergänzen; aber wo finde ich nun ausgeführt, was von Erwartung in mir rege ward, als Sie Ihrer persönlichen Bekanntschaft mit ihm erwähnten? Ich komme, wann Sie wollen vor Ihrer Abreise, aber ich bitte, in der Stunde, die sie unsrem Gespräch bestim-

men, werde sonst Niemand bei Ihnen vorgelassen. Sie lächelte und erwiederte: ist nun aber die Dame, die Sie bei mir trafen, früher angelangt, wahrlich sie reicht mit ihren Principen über Stunden hinaus. Doch kommen Sie morgen; denn sie hat auf morgen Vormittag zwei Philosophen mit neuen Systemen zu sich bestellt.

Unter diesen Tönen, ich fühlte lebendiger wie jemals was ich über ihren Ton gesagt habe, als ich sie auf Bonaparte's Villa sah, kam ich des folgenden Tags in ihr Zimmer, wo ich sie ganz allein und in weiblicher Arbeit fand. Oefters habe ich die Bemerkung gemacht, daß die vorzüglichsten nördlichen Frauen von Bildung, wenn sie in der Gesellschaft trotz aller Anmuth und Freundlichkeit doch mit einer Kälte erscheinen, die manche schöne Regung der Natur zurückhält, nicht weni-

ger tugendhaft, aber rein lieblich und ohne allen fremden Zusatz in ihrer Häuslichkeit und im weißen Negligee des Vormittags sind. Habe ich je etwas gefunden, das ich nach dem verbrauchten Bilde einer weißen Lilie vergleichen könnte, so ist es eine solche deutsche Frau. Die reine Kleidung, das häusliche Geschäft, worin sie ganz befangen scheint, der ihr ganz angeeignete Zustand, wehrt bei dem feinfühlenden Mann jeden Gedanken einer feindselig eindringenden Wollust ab.

Klarer, heitrer, von allem körperlichen Zusatz so rein, sind nie meine Vorstellungen gewesen, als in diesem Gespräch. Wenn ich die Gräfin ansah, nicht mehr eine Stirn, ein Auge, ein Lächeln des Mundes, welche dachten und empfanden, erblickte ich, nein, die Gedanken, die Gefühle selbst. So reich und tief und wahr Göthe sich selbst in seinem

Leben schildert, möchte ich doch behaupten, die transcendentale Wahrheit, mit welcher seine Natur in dem Spiegel dieser Seele erschien, gehe weit über seine eigne Schilderung hinaus. Aber um so weniger kann ich unser Gespräch treu wiederholen. Wenn ich die Feder ansetze, es zu versuchen, ziehen sich meine Vorstellungen scheu zurück: mir ist, als sollte ich Harmonikaklänge durch ein Geräusch betäuben.

Ich hatte Göthe nur einmal gesehn, sagte die Gräfin unter andern, so war ich schon inne geworden, daß beinahe Alles, was man ihm für Unart und Eigensinn auslegt, ein innres Bangen seiner Natur sei. Die Angst, von welcher das Genie in Verhältnissen, die allen andern Menschen leicht und handlich sind, oft ergriffen wird, und die uns Rousseau so überaus beredt geschildert hat, leidet mein

Lieblingsdichter im Leben unbeschreiblich. Man glaubt es ihm nicht, weil er in vielen Dingen so stark ist, weil er so manches, das andre Menschen wie eine ungeheure Last drückt, leicht handhabt und bewegt. Ist nur ein Mensch gegenwärtig, fast hätte ich gesagt, nur ein Körper, der mit seiner physischen Natur in gar keiner Wahlverwandschaft steht, so ist dadurch sein Genie wie gelähmt. Da er zugleich die menschliche Freiheit stark in sich fühlt, wird er verdrieslich, angstvoll, daß er über diese Lähmung nicht Herr werden kann. Ich gestehe, daß es mich geschmerzt hat, ihn so zu sehen, wenn die Andern über seinen vermeintlichen Hochmuth und seine Eigensucht erbittert waren. Man wird um so leichter über ihn irre geführt, weil er nie sein Herkommen aus einer angesehenen und obrigkeitlichen Familie einer freien Reichsstadt in seiner äußern Haltung verläugnet hat. Das Leben an einem kleinen Ho-

se diente zur Bewahrung dieser reichsbürgerlichen Feierlichkeit und Repräsentation, ward bei ihm zur Folie derselben." Behält er denn, fragte ich, dieses repräsentative Wesen des Reichsbürgers auch in seiner Freude und Freundlichkeit, auch während der freien Ergießung seiner Natur? und wie sehr muß dann deren geniale Schönheit durch solche beengende Steifheit leiden.

Mit nichten, entgegnete die Gräfin rasch, und die flüchtigste Röthe ging über ihr Gesicht, wie bei der Hast holder Frauen in Vertheidigung von etwas, das ihnen sehr lieb ist. Wenn Göthe sich froh seiner Natur überläßt, so ist es wirklich, als wenn die Sonne aufgeht. Vor seinem Licht verschwindet immer mehr alle Schranke, und in seinem Auge, seiner Stirn, seinen Zügen, die sich immer mehr erweitern, liegt gleichsam das Universum. Den-

noch iſt wahr, ſelbſt wenn ſeine Natur in ihrer heitren Fülle waltete, ſteckte bisweilen etwas wieder hervor, das mich an den Schultheißen von Frankfurt erinnerte. Mich dünkt, es war in ſolchen Augenblicken, wo viel Einzelnes in ſeiner Seele erſt zu einem Allgemeinen werden wollte. Aber dann freute ich mich der rechtlichen Menſchheit mitten unter ſeiner dämoniſchen Gewalt; und wenn er auch des Einzelnen noch nicht ganz habhaft war, dann wol mit der Hand griff, als wollte er Bilder greifen, ſehen Sie, dann hat er mich ſelbſt kindlich gerührt. Das ſcheint mir überhaupt in Göthe's Perſönlichkeit wie in ſeinen Werken die am meiſten durchgehende Eigenthümlichkeit, daß man ſieht, wie das Einzelne in ihm zum Allgemeinen, und das Allgemeine zum Einzelnen wird. Ich habe ihn einigemal mit Schiller zuſammengeſehn und ich würde

sagen, durch den Gegensatz dieser Natur hätte ich ihn erst ganz gefaßt, wenn ich nicht schon den Anfang eines Spottes um Ihren Mund sähe. Wie sagte noch unsre philosophische Freundin?

Lachend sagt' ich: die erhabene Sentimentalität Schillers lehrt uns die antike Frische—Gut, gut, fiel sie ein, und doch ist in dieser geschraubten Bemerkung viel Wahrheit. Schiller ist eigentlich ein Denker, und Göthe ein Dichter. In jenem war, über wie tiefe Sachen sich das Gespräch verbreitete, immer alles fertig, und ich habe nie bemerkt, daß er mit seinen Gedanken in irgend eine Verlegenheit kam; und in meinem Liebling wurde alles, man schuf mit ihm, wenn jener nur gab.

„Man hat mir gleichwol viel von der Freundschaft der beiden Männer gesagt?"

Die war sehr schön und hatte einen großen Charakter. Keiner ordnete sich dem andern unter, und wenn Schiller wohl fühlte, daß die bildende Kraft in seinem Freund unendlich größer, wie in ihm sei, wenn er im eigentlichsten Sinn glaubte an die dämonische Gewalt desselben: so trat Göthe mit Ehrfurcht in das Gebiet der hohen Ideen, worin Schiller seine Heimath hatte. Mir schien freilich nicht, daß er eben den Dichter in dem Freunde bewunderte, und am wenigsten den dramatischen. Ich merkte selbst, als ich einst fallen ließ, ob dessen Wallenstein denn etwas Wirkliches, Lebendiges, seine Darstellung ein Werk des dramatischen Genius sei? daß über Göthe's Gesicht ein Erröthen der Ueberraschung ging, ein Ausdruck der gutmüthig fragte, warum man ihm seine geheimsten Ueberzeugungen entlocken wolle? Und so bin ich überzeugt, daß er nicht einmal

seinen Freund nur habe ahnen lassen, wie er über den Dichter Schiller denke. Ueberhaupt ist der zarten Schonung, der Gutmüthigkeit in Göthe weit mehr, als die Menschen glauben, und ich meine, daß in seinem Charakter viel weniger Härte sei, als in Schillers. Doch ist es freilich leichter, keine Härte an sich hervortreten zu lassen, wenn man in Lebensfülle, reicher Wohlbehaglichkeit, und rüstiger Gesundheit blüht, was doch im Ganzen von Göthe gilt, als wenn ein starker Geist seinem Körper, in welchem das Leben untergraben ist, die lebendigste Anstrengung abtrotzen muß. Wie habe ich Schiller leiden gesehn; und wenn sein Auge von den physischen Schmerzen wie erloschen war, brauchte nur irgend eine große Empfindung, ein tiefer Gedanke in ihm aufzukommen, so trat plötzlich ein scharfes Licht in das sanfte Blau seines Blickes,

er hob die eingefallene Bruſt, das Haupt, eine milde Röthe flieg von den gefurchten Wangen in die ſinnige Tiefe der Schläfe, und ſeine gewölbte Stirn ward ſtrahlend. Dieſe Stirn konnte ich nie genug betrachten; denn in ihrer untern Hälfte ſchien mir viel Phantaſie zu ſeyn, und in der obern drängte ſich darüber herrſchend die Denkkraft hervor.

Als die Gräfin hier inne hielt, wie noch nachſinnend über Schillers Stirn, erwähnte ich gegen ſie, daß ich flüchtige Betrachtungen über meine Anſicht der deutſchen Litteratur aufgezeichnet hätte, die ich ihr nun mit einiger Zuverſicht mittheilen könnte. Alles, was ſie mir über die Natur der beiden berühmten Freunde mit ſoviel Feinheit und Liebe erzählt hätte, beſtätige mich in meinen Gedanken über die Eigenthümlichkeit ihrer Geiſter.

„Und machen Ihre Bemerkungen ein Ganzes aus?“

Wenigstens haben sie einen gemeinschaftlichen Titel, und der heißt: Barbarei der deutschen Litteratur.

Die Gräfin sah mich groß an, fast mit einiger Empfindlichkeit, fast als wollte sie fragen: wie ist doch möglich, da ich kaum zwei Heroen dieser Litteratur, und meine Bekanntschaft mit ihnen als eine meiner höchsten Freuden geschildert habe, von einer Barbarei der Deutschen zu sprechen?

Ich berufe mich auf Sie selbst, fuhr ich fort, ob Sie nicht in diesen Titel mit mir einstimmen, wenn Sie meine Blätter durchsehen wollen.

Fast sollte ich es fürchten, entgegnete sie lächelnd. Aber geben Sie mir diese barbarischen Blätter mit auf das Land; unter den letzten gedrängten Zerstreuungen des Carnevals bin ich nicht unbefangen genug, mich in eine Ansicht zu versetzen, welche der deutschen Litteratur einen sol-

chen Titel zugezogen hat. Mußte ich in Rom Sie darum durch das Lied vom Fischer zu der Poesie Göthe's verlocken, damit Sie in der deutschen Geisterwelt, die er vor allen belebt hat, eine Barbarei entdeckten?

Sie werden mit mir zufrieden seyn, sagte ich zuversichtlich. Deß bin ich so gewiß, daß ich von meinen Blättern keine Abschrift behalte, und doch bitte ich, sie in den Kamin zu werfen, wenn sie Ihr Mißfallen erregen. Soll ich sprechen, wie Ihre neuliche Freundin? In Ihnen ist eine solche natürliche Klassicität, daß Sie nur mit dem Klassischen eine Wahlverwandschaft haben.

Sie lachte, und ich ging mit heimlicher Freude, daß ich meine Blätter ihr in die Hände spielen durfte; denn nun erfuhr sie durch dieselben, ohne daß ich eine Unschicklichkeit beging, welchen tiefen Eindruck ihr erster Anblick, der Ton ihrer Stimme auf mich gemacht hatte. Ihr

dies sagen zu dürfen, war mir so wünschenswerth geworden! Ich konnte mir nicht mehr verbergen, daß ich sie liebte, und nicht blos auf jene geistige Art, die man nicht Leidenschaft nennen darf. In ihrer Gegenwart schwieg freilich jede sinnliche Begier, aber in der Entfernung von ihr regten ihre so eigenthümlichen Reize meine Phantasie auf. Blos sinnliche Schönheit hat nie etwas über mich vermocht. Wenn aber ein schönes weibliches Gemüth, ein zarter weiblicher Geist, sich in holden äußern Formen bewegen, so ist es für den Mann ein unaussprechlicher Genuß, diese Regungen zu verfolgen. Sind nun gar jenes Gemüth und jener Geist so eigenthümlich und genial, daß sie mitunter zum Räthsel werden, und sich selbst genug zu seyn scheinen: so treibt den Mann die unwiderstehlichste Begier, sie sich durch Liebe und Sinnlichkeit anzueignen.

Von ihr fortgerissen zu werden, war ich sehr in Gefahr, und fühlte dies nicht blos durch die Wirkungen der Phantasie in der Entfernung von der Gräfin, sondern bald auch, als ich sie noch einigemal in den Carnevalszirkeln sah, in ihrer Gegenwart, wenn ihre geistige Kraft nicht in freier und voller Thätigkeit seyn durfte.

Eines Abends sagte sie mir bei einem flüchtigen Gespräche: wir sind Freunde durch Göthe, ich habe schon in Ihre Blätter hineingesehn. Sie ging vorüber, da sie dies gesagt hatte. Am andern Morgen eilte ich zu ihr, denn es war zu verführerisch, daß wir Freunde waren. Ich fand sie nicht, und als ich nach ein paar Tagen meinen Besuch wiederholen wollte, war sie abgereiset.

In der Leere, die ich nun empfand, blieb mir immer der kleine Trost, daß meine Blätter in ihren Händen waren, und einen Anlaß zu irgend einer Verbin-

dung zwiſchen uns auch aus der Ferne hoffen ließen.

Das heftige diplomatiſche Treiben den folgenden Frühling und Sommer hindurch trug viel dazu bei, daß mir die Leere, ſeitdem ſie nicht mehr in Berlin war, nicht unerträglich wurde. Ich war ſchon zu alt, zu verwickelt in die Weltgeſchäfte, zu ſehr gewohnt an politiſche Theilnahme, als daß eine Leidenſchaft mir dieſelbe hätte verleiden können, und ſo verging mir ſchnell eine Reihe von Monaten unter den Stürmen der Zeit. Nur einmal war ich verſucht, und nicht lange nach der Gräfin Abreiſe, ihr zu ſchreiben, ohne daß ich die Erlaubniß dazu von ihr hatte. Es war bei der Nachricht von Schillers Tode. Mir war, als hätte ſie ihn verloren, als müßte ich ihr meinen Schmerz über einen Trauerfall bezeugen, der ſie vor allen traf. Ich fing wirklich den Brief für ſie an, und wollte mit den ſtärkſten Ausdrücken meiner

Seele die Zerreißung eines Bandes schildern, das zwei solchen Geistern wie Göthe und Schiller das irrdische Treiben verschönt hatte. Zum Glück fiel mir zu rechter Zeit ein, wie todt mein Gefühl darüber ihr vorkommen müßte, die jene Freunde mit einander hatte walten sehn, und ihr Seyn, ihre Freundschaft in einem so schönen Andenken und Herzen trug. Dazu kam, daß ich ihre Anwesenheit in Berlin für den nächsten Winter hoffte. Allein die Ausrückung des preußischen Heers in das Feld brachte Fügungen mit, wodurch dieselbe verhindert wurde.

Es ist bekannt genug, wie das Verhältniß Preussens zu Frankreich nach dem Frieden von Preßburg wurde. Da jenes nicht rasch genug in den Kampf mit dem letztern gegangen war, suchte es von der ihm selbst verhaßten Verbindung mit demselben den eigennützigsten Vortheil zu ziehn.

Aber ich kann versichern, daß Haugwitz selbst dem König wiederholt äußerte, man dürfe sich schlechterdings nicht auf Frankreich verlassen. Es geschah ihm fortdauernd Unrecht, wenn man ihn für einen Anhänger des französischen Interesse hielt; doch die öffentliche Stimme ward immer lauter und entschiedener wider ihn.

Ich frage mich selbst bei dieser Aeußerung, was damals in Preußen die öffentliche Stimme hieß, und finde die Beantwortung sehr schwierig.

Man hat oft gesagt, daß in die französische Armee ein Schwindelgeist, auch Ideen wahrer Freiheit kamen, weil sie sich in Nordamerika geschlagen hatte. Die preußische war voll wilder Gährung geworden, weil sie aus dem Felde zurückkam, ohne sich geschlagen zu haben. Offenbar hatte Friedrichs Zeitalter in sie, wie in das preußische Volk überhaupt einen Schwung gebracht, der seine bewegende

Kraft theils in der Persönlichkeit eines großen Königs, theils in dem Gefühl hatte, durch welche Anstrengung der glückliche Erfolg erzwungen sei. Da jene Persönlichkeit nicht mehr hinriß, da die Schwingungen von dieser Anstrengung sich allmählig verloren, woher sollte da einem Volke ohne öffentliches Leben, ohne die tägliche Aufregung, die von der politischen Verfassung herrühren kann, eine Fortdauer seines ächten Schwunges kommen? Ein Stolz, der wie auf Ahnen trotzt, mußte statt desselben einreißen, und bei der Armee um so mehr, da Friedrich der Zweite ihren Geist vorzüglich auf das Ehrgefühl gepfropft hatte, was den Offizieren als einem Stande von adelicher Herkunft eigen seyn sollte. Diese hielten fest daran, und was ihre Ahnen im siebenjährigen Krieg Glänzendes vollbracht hatten, legten sie sich, den thatenlosen Enkeln, als

ein Familieneigenthum bei. Dies, und so ihre Anmaßungen, die daher entstanden, als ihre wirklichen Vorrechte, waren im schroffen Widerstreite mit dem Geiste der Zeit, der in den letzten Jahrzehnten die Oberhand erhielt. Als Offiziere aus Friedrichs Heldenzeit, wie sie sich nahmen, ohne es zu seyn, als Edelleute, waren sie empört über den aufkommenden neuen Waffenruhm der Franzosen. Sie schrieben sich zu, was in dem kurzen Kampf der Preußen mit dem französischen Volk in der ersten Zeit der Revolution Glänzendes geschehn war, und daß das Resultat dieses Kampfes keineswegs den Ruhm der preußischen Waffen hob, ward auf ungeschickte Anführung, und am liebsten auf fremde Mächte geschoben. Träte Preußen, meinten sie, nur einmal allein in die Schranken wider Frankreich, so würde sich schon die obsiegende Gewalt der adelichen Waffen und der Kriegsschule Friedrichs des Großen wider

die französischen Bürgerheere zeigen. Dabei ließ man natürlich ganz aus der Acht, ob in dem preußischen gemeinen Krieger auch noch ein Schwung sei? oder ob es denn irgend etwas gebe, was ihn von neuem in Schwung bringen könne? Sicherlich waren es nur Person und Thaten des großen Königs gewesen, was in das gemeine Kriegsvolk Begeisterung gebracht hatte. Ich weiß wohl, daß die Erinnerung von dergleichen bei dem gemeinen Mann lange wirksam bleibt, und die Regierungen sollten unermüdlich durch die Volkserziehung dahin trachten, diese Wirksamkeit immer zu erfrischen und zu verstärken. Aber solche Erinnerung allein ist nicht im Stande, das Volk in Schwung zu bringen; ist in der Hinsicht nicht einmal dem Ahnengeist des Adels zu vergleichen, welchem sie sonst ähnlich sieht; denn die Gewalt von diesem ist doch concentrirter, und soll bei gebildeteren Men-

schen ihre Wirkung äußern. Am meisten konnte man, um die preußischen Soldaten in Harnisch zu bringen, auf ihren Haß und ihre Verachtung der Franzosen rechnen; und gleichwol waren auch diese Antriebe eingeschlummert, da von den neuen bürgerlichen Einrichtungen Frankreichs, von den innern Verhältnissen seines Kriegerstandes, seinen neuen Waffenthaten, viele lockende Kunde unter das preußische Kriegsvolk gekommen war. Es stand dadurch in Opposition gegen den Geist seiner Offiziere, was schlechterdings bei einem Kriege wider Frankreich zu verderblichen Resultaten führen mußte.

Allein die Gesinnung der gemeinen Krieger gehörte nicht zu der öffentlichen Stimme in Preußen; denn wie sollte sie sich dort als solche erheben, wo in keiner Konstitution ein gesetzliches Organ für sie war, und zugleich stiller Gehorsam noch allgemein durch das Volk ging. Um so

anmaßlicher machte sich aber die Stimmung der Offiziere zur öffentlichen Stimme, was leichter gelang, weil sie in den Offizieren vorzüglich der Gens d'armes, doch auch der Garde du Corps gleichsam Repräsentanten ihres Ahnengeistes, wie ich ihn kaum beschrieb, in den Residenzen zu Berlin und Potsdam hatten. Ein solches Gemisch von Bravheit und Dünkel, Biederkeit und verderbten Sitten, Bemühn um Eleganz des Benehmens und lautem, tobendem Wesen, wie in jenen Offizieren, läßt sich nicht beschreiben, muß man gesehen haben. Ihre Hauptlosung war Nichtachtung des Bürgerstandes, ein schönes Pferd ging ihnen über den vorzüglichsten Menschen und mit den Franzosen meinten sie leichtes Spiel zu haben, weil ihre Offiziere keine Edelleute und schlechte Reiter wären.

So sehr der König das Militärwesen liebt, und sich auch damals gern als das Haupt der Armee betrachtete, hatte seine

Art doch mit jenem Offiziersgeiſte keine Gemeinſchaft. Alles Laute, Glänzende, Ruhmredige iſt ihm äußerſt zuwider, auf nichts iſt er eitel, und am wenigſten bildet er ſich auf Thaten und Ruhm ſeiner Vorfahren etwas ein. Für jene öffentliche Stimme der Offiziere kokette er alſo keineswegs das Ideal eines Kriegshelden ſeyn; und wenn ihm dies ſicher nicht zur Unehre gereichte, ſo hatte es doch einigen Nachtheil, weil er zu gütig war, um jede daher entſtehende Anmaßung ſogleich niederzuſchlagen.

Dagegen fand ſich ein Prinz im königlichen Hauſe, der gleichſam ein idealiſcher Repräſentant jener Offiziere war, die ſich als Repräſentanten des preußiſchen Offiziergeiſtes zeigten. Muthig bis zur Verwegenheit; mit glänzenden Eigenſchaften ſo ausgeſtattet, als um ſie bemüht; ſtolzer auf ſeine Perſönlichkeit als auf ſeinen Rang, und gleichwol ſehr ſtolz, ein Prinz

von Preußen zu seyn; ein berühmter Reiter und Tänzer; voll Talent für die schöne Kunst, die das glänzende Leben am meisten anspricht, die Musik; der Liebe stets ergeben und die Wollust höher achtend, als Reinheit der Sitten; freigebig und selbst großmüthig, und dabei nicht durch Rechtlichkeit gehemmt; für Kriegsruhm flammend, weniger für Kriegswissenschaft, und gegen das neue Franzosenwesen, gegen den nicht fürstlich gebornen Machthaber Frankreichs von Verachtung so voll als von Grimm, war Prinz Louis Ferdinand für die Gensd'armesoffiziere, und welche ihnen glichen, mit vollstem Recht das Ideal eines jugendlichen Helden und preußischen Offiziers.

Was damals die öffentliche Stimme in Preußen hieß, darin war er der lauteste Tonangeber; und zu ihm gesellten sich verschiedenartige Elemente der Gesellschaft in Berlin, die alle den Haß wider

die französische Regierung zum Attractionspunkt hatten. Unter jungen Militärs war dort auch der berühmte Historiker Johann von Müller zu finden. Welche Rolle er in der Barbarei der deutschen Litteratur spielt, darf ich wol erinnern, weil ich hinzufügen muß, daß ich mit meiner physiognomischen Kunst, das äußere Wesen von Autoren mir aus ihren Werken vorzubilden, bei ihm nicht gut berathen gewesen bin. Geschmacklos und ohne gewandte Sitte dachte ich ihn mir freilich auch seiner Gestalt, seinen Manieren nach; aber von starken und kräftigen Gesichtszügen, von schwerfälligem und etwas riesenhaftem Bau. Steif mogte er in der Gesellschaft seyn, doch schrieb ich ihm zugleich eine imponirende und würdevolle Haltung zu, und seine Stimme mogte gebrochen, rauh klingen, ich erwartete doch zugleich von ihr so etwas, das aus den Alpen tönte. Wie betrog ich mich!

Ein kleiner, immer beweglicher Mann, mit verfließender undeutlicher Stimme, nur halb ausgebildeten Gesichtszügen, der sich mit hastiger Schwäche an die Großen drängte, ein schlechtes Französisch übel aussprach, das Deutsche mit französischen Phrasen durchwebte, unaufhörlich: oui, oui! rief, so war der schweizerische Geschichtschreiber, wie ich ihn in einer Gesellschaft bei Louis Ferdinand sah. Er ließ sich die unanständigsten Späße von diesem Prinzen gefallen. Dennoch war in ihm etwas mir Unerklärliches, wodurch er mich anzog; warum es mir wehe that, daß ich ihn so fand, und darum besuchte ich ihn mehr als einmal. Ich kann nicht sagen, daß ich einen Gedanken, einen Witz von ihm gehört hätte, wodurch ich reicher geworden, er war zu sehr ein Instrument, auf dem man spielte; aber im einsamen Gespräch hatte er doch viel Anmuthiges, ja Rührendes. Dieser Schwei-

ger, an deſſen Wort man nach dem Ausdruck eines Dichters, der ſich wenig auf das eigenthümliche Menſchenweſen verſteht, ſogleich den Starken erkennen ſoll, wie den Adler an der Klaue, kam mir in ſeinen guten Stunden wie ein Alpenhirt vor. An Geſchichtskenntniſſen auch im Geſpräch überaus reich, an hiſtoriſchen Anekdoten mit der genaueſten Chronologie, ſagte er doch nie Etwas, wodurch ein überraſchendes Licht aufging. Einverſtanden mit ihm in dem Haß wider das franzöſiſche Syſtem, welchen mir das Intereſſe meines Hofes ohnedies anempfahl, konnte ich doch zu ſeinem Haſſe ſo wenig Vertrauen faſſen, daß ich nie denſelben irgend für politiſche Beziehungen zu brauchen wagte. Er war nicht in ſeiner Natur gewurzelt, nur aus Verhältniſſen, Eindrücken, gewiſſen hiſtoriſchen Maximen entſprungen; und ich geſtand mir, wie Müller ſeine Maximen wol ſo wenden, und durch andre

Eindrücke, Verhältniſſe wol dahin gelangen könnte, ein Anbeter Napoleons zu werden, wie er nun Spötter über ihn war.

Sowol bei ihm, als in diplomatiſchen Cirkeln, ſah ich einen andern Hiſtoriker, den ſchon beurtheilten Woltmann, deſſen feierliche Haltung, Zurückgezogenheit, ſtarker Körper und ganzer Ausdruck mich an das Bild erinnerten, was ich mir eben von dem Verfaſſer der Schweizerhiſtorie nach ſeinem Buche gemacht hatte. Er galt für einen Bewunderer des franzöſiſchen Kaiſers, doch hörte ich wol von einem Befremden der franzöſiſchen Geſandſchaft, daß er alle Verbindung mit ihr faſt zu meiden ſchiene, und einige der vorzüglichſten preußiſchen Geſchäftsmänner bauten ſehr auf ſeine deutſche Vaterlandsliebe. Ich fand keine Gelegenheit, ſeine Verſchloſſenheit aufzuſchließen, und kann weder über ſeine politiſchen

Grundsätze, noch darüber urtheilen, wie die Eleganz, die mich aus seinem Styl und seinen Gedanken ansprach, mit seiner weiteren Natur zusammenhängt. Die feine Welt nannte ihn bizarr, und verzieh ihm die Bewunderung Napoleons wie eine Bizarrerie.

Ihn sah ich niemals in den Cirkeln bei Louis Ferdinand; aber wol einen andern Historiker, Ancillon. Dieser schien mir, wie sein Werk über die neuere europäische Geschichte, gleichsam ein Guß von französischer und priesterlicher Eleganzwürde und deutschen Humanitätsideen. Napoleon war ihm ein widriger Mann, über dessen Geschmacklosigkeit und Sitten er eben so urtheilte, wie über die Gemeinheit, die er an Luther wahrzunehmen glaubte. Ich kenne den letzten wenig, obgleich ich bei meinem Studium der neueren deutschen Litteratur gefühlt habe, daß ich seine Sprache als die Quelle

des guten deutschen Styls fleißig erforschen sollte. Die soldatische Baarheit in Napoleon hat mir natürlich eben so wenig gefallen können, als die mönchische an Luther, und in der Art wie sie ihre Gegner behandeln, scheinen mir Beide wirklich eine große Aehnlichkeit zu haben; aber ich gestehe, immer erregte mir die Vorstellung Lachen, daß von der erschütternden Derbheit Beider, wovon die Welt Risse bekam, auch der Konditorguß von Ancillons Bildung und Natur zu ihrer Erbitterung hatte Risse bekommen müssen.

Der Ton, welchen ein königlicher Prinz wie Louis Ferdinand, ein Schwarm glänzender Offiziere aus den vornehmsten Geschlechtern der Monarchie, und zwei Historiker, wie Müller und Ancillon, die das Organ der Gelehrsamkeit in der vornehmeren Welt waren, angegeben hatten und unterhielten, fand natürlich in jener den größten Beifall, zumal da er solche

Grundsätze, Meinungen und Ansichten vorbrachte, welche ihrem Gefühl und Interesse überaus schmeichelten. Die jungen vornehmen Damen faßten ihn, wie billig, am lebhaftesten auf, und nach dem Wiederhall, der von ihnen ausging, durfte nun Niemand mehr zweifeln, daß dieser Ton die öffentliche Stimme sei.

Man bemühte sich eifrig, die Königin für denselben zu gewinnen, daß sie in den lautesten Haß wider die französische Regierung und für den Krieg einstimmen sollte. Ihre Ansicht und Denkart entsprachen freilich einer solchen Aufforderung; aber theils war ihre Seele überhaupt zu harmlos und zu wohlwollend, als daß sie gern laut einen Haß kund gab, theils mußte sie ihren Gemahl berücksichtigen, der still und in sich verschlossen keine Zeichen von Erbitterung wider Frankreich blicken ließ, wiewol er vor allen zu solchem Grimm Ursache hatte. Der schweizerische

Geschichtschreiber war einer von den Boten, welche die königliche Frau für den Krieg stimmen sollten; in der glühendsten Mittagshitze strebte er nach Charlottenburg wiederholt hinaus, um wenigstens mittelst ihres Bruders ihren Haß wider den französischen Kaiser mehr zu entzünden; allein der Erbprinz von Strelitz war von eben so gütigem, heiterem, über das Bittere des Lebens leicht hinweggehendem Temperamente, wie seine königliche Schwester; und so gelang nicht und mißlang nicht, sie zum eigentlichen Haupt der schönen Welt, die Napoleon haßte, zu machen. Sie ward es, als dieser sie dafür nahm, und sich deshalb mit Bitterkeit über sie ausließ. Eigentlich konnte man, wie Prinz Louis Ferdinand der Anführer der Offiziere und der genannten Litteratoren war, welche den Krieg wider den französischen Kaiser wollten, seine Schwester, die Prinzessin

Louiſe Radzivil als die Seele des weiblichen Haſſes in Preußen wider Napoleon betrachten. Obgleich ſie, wenn es auf Befriedigung der Triebe des Herzens und der Anſichten ihres Geiſtes ankam, ſich über die Rückſichten des Stolzes hinwegſetzte, was ihre Vermählung mit dem Prinzen Radzivil beweiſet, hat ſie doch das tiefſte Gefühl für Ruhm und Glanz ihres Hauſes. Sie ſchien mir weniger wohlwollend und raſcher empfindlich als die Königin, aber vielſeitiger gebildet, durch ſich ſelbſt beſtimmter und die Eindrücke ſtärker in ſich verarbeitend. Eine ſo hochfahrende Natur, wie der franzöſiſche Kaiſer, welche mit ihrem Genie alle Formen der Haltung zerbricht, mußte an ſich einer ſo gehaltenen Prinzeſſin zuwider ſeyn, und verächtlich erſcheinen, weil ſie nach ihrem Standpunkte ſein Benehmen nur ſeiner dunklen Herkunft, nicht einem unbezwungenen Drange des Genius bei-

messen konnte. Was sie empfand, blieb nicht harmlos in ihr, wie in der Königin, sondern ging sogleich in That über; und gewiß war sie die thätigste von allen preußischen Damen, durch Intrigue zum Krieg wider Frankreich anzufeuern.

Schwerlich nahm die Prinzessin Wilhelm von Preußen, eine geborne hessenhomburgische Fürstin, an solcher Intrigue Theil, wiewol sie den Haß wider die neuen französischen Machthaber, auch die Verachtung wider dieselben theilte. Ich habe keine andre gekannt, welche so sehr als deutsche Fürstin das französische Wesen gering nahm. Ihrer Seele ist im eigentlichsten Sinn das Franzosenthum zuwider, und sie stand gegen dasselbe ungefähr so da, wie Velleda gegen das Römerthum.

Wo man Frauen und vorzüglich Fräulein der vornehmen berliner Welt über

den Hof von St. Cloud ſich lebhaft äuſ-
ſern hörte, konnte man gewöhnlich unter-
ſcheiden, ob ihr Ton aus dem Cirkel der
Prinzeſſin Wilhelm, oder der Prinzeſſin
Radzivil angegeben war. Die jenen füh-
ten, ſprachen mit einem gewiſſen innern
Schauder von dem Kaiſer Napoleon, und
nahmen ihn wie ein Weſen, vor welchem
alles Heilige und Reine auf der Welt ver-
gehen müße; einen Spott über ihn, ſeine
Umgebungen, ſeine Einrichtungen hörte
man kaum von ihnen; ſie wollten ihn nur
im Namen der Tugend befehden. Dieje-
nigen Damen dagegen, in welchen der Ton
der Prinzeſſin Louiſe nachklang, wußten
der Stachelreden, des verachtenden Wi-
zes, der höhniſchen Anekdoten nicht genug
über den barſchen Emporkömmling in
Frankreich, der ſich Kaiſer nannt, zuſam-
menzutragen. Mehr oder weniger ſtimm-
te auch das weibliche Geſchlecht der min-

der vornehmen Welt in eine von dieſen Sprachen über Napoleon ein.

Ueberhaupt waren die preußiſchen Frauen faſt ohne Ausnahme für den Krieg wider Frankreich entſchieden; von den Männern aber und beſonders den achtungswertheſten Geſchäftsmännern ſtimmten viele dagegen, indem ſie beſonnen und klug das neue bürgerliche und kriegeriſche Weſen Frankreichs mit den Formen des preußiſchen Staats und Militärs verglichen. Sie wußten recht gut, daß der Geiſt Friedrichs des Zweiten abgeſchieden ſei, und alles, was er ſtraff und rüſtig erhielt, jetzt nur noch äußerlich ſtreng war. Darum ſahen ſie ungern, daß das preußiſche Weſen angerührt werden ſollte: der Geiſt der Zeit durfte es nicht antaſten, ſein Luftzug durfte nicht an daſſelbe kommen, wenn es nicht, ſo kräftig es der Welt ſchien, in Staub zerfallen ſollte.

Dergleichen Männer sprechen niemals laut, und so ward ihre Stimme wenig beachtet gegen diejenigen Gesinnungen, die sich als die öffentliche Stimme geltend zu machen wußten. Doch muß ich hier hinzusetzen, daß der eigentliche Held derselben, Prinz Louis Ferdinand nicht von dem blinden Stolz und Vertrauen auf Preußens unüberwindliche Waffen, womit viele Offiziere in den Krieg gingen, besessen war. Nur zwei Dinge waren ihm gewiß, daß er sich auf jeden Fall auszeichnen wolle, und aus diesem Krieg nicht zurückkehren werde. Er ließ daher, ehe er ins Feld zog, sein letztes Vermächtniß aufzeichnen und sorgte für das künftige Schicksal seiner Kinder und ihrer Mutter; aber ganz schien er aus der Acht zu lassen, daß dazu, ihn als Feldherrn auszuzeichnen, seine Person allein nicht hinreichend war. Obgleich bestimmt, die Avantgarde des großen preußischen Heeres zu befehligen,

dachte er an keine Einrichtung einer Kanzlei, einer förmlichen Adjudantur, einer Vorbereitung in örtlichen Kenntniſſen von dem Schauplatz, wo man kriegeriſch auftreten wollte. Ebenſo unplanmäßig muß er im Felde ſelbſt fortgewirthſchaftet haben; und wenn gleich ſein Tod ſeine perſönliche Tapferkeit auszeichnet, ſo iſt er zugleich ein Beweis von der gänzlichen Zweckloſigkeit in ſeinem Weſen und Treiben. Nie hat ſich ein talentvoller und heldenmäßig geſinnter Prinz ſo durchaus unnütz aufgeopfert, wie er. Auch diejenigen Offiziere, deren Ideal er geweſen, hatten davon ein Gefühl, und darum machte ſein Tod nicht einmal ſoviel Eindruck, daß der ritterliche Schwung in der Armee dadurch höher geſtiegen wäre.

In der Hauptſtadt ſelbſt ward die Wehmuth, die ſich hie und da über ſeinen Untergang äußerte, zuerſt durch den Jubelruf verdrängt; Soult iſt geſchlagen!

ward dann überläubt durch die Schreckensnachricht von dem Tage bei Jena. Unter den Bewegungen, welche die entsetzliche Niederlage des preußischen Stolzes und Ruhmes veranlaßte, nahm ich bei dem Civil und dem Bürgerstande vielfach Freude wahr, daß der Dünkel des Kriegerstandes auf eine so hohnsprechende Weise bestraft worden. Schon damals brachte mir die Anschauung selbst die Ueberzeugung, daß für Preußen keine Rettung seyn werde, als bis sein Kriegerstand sich in die Volksmasse verlöre, und aus ihr wieder auflebte, ohne je wieder ein solcher Stand zu werden.

Gouverneur von Berlin war in dieser Zeit der Entscheidung und Gefahr ein alter Staatsminister, Graf Schulenburg. Er war in seiner Jugend von Friedrich dem Großen aus dem Militär zur Staatsverwaltung herübergenommen; doch gleichwol, immer und immer die Fe-

der regierend, und bei der Schreibseligkeit in den alten Administrationsformen vorzüglich als Finanzminister nur ein unsägliches Heer von Federn kommandirend, im Heere bis zum General der Kavallerie emporgestiegen. Als solcher liebte er den Kanonendonner ebenso wenig, wie die Ideen als Minister. Jetzt in der Noth that er, der alles Geniale haßte, und dem ein preußischer Offizier, der ausschied, weil er das seelenlose Einerlei des Soldatenstandes nicht ertragen konnte, ein Greuel war, sich mit einem solchen Genie zusammen. Ich habe dessen Namen, glaub' ich, nie gewußt; er hatte viele Romane, Schauspiele, auch über die Kriegswissenschaften geschrieben, und sein derber Witz über den preußischen Soldatenstand ergötzte mitunter die Schadenfreude der fremden Diplomatiker. Dieser Poet und Kriegskünstler entwarf dem alten Gouverneur einen Plan zur Vertheidigung Berlins, der eine große bereite

Kriegsmacht voraussetzte. Allerdings hätte sie sich aus den schnell fliehenden Schaaren sammeln können, wenn die französische Hurtigkeit nicht noch die eiligste Flucht überflügelt hätte. Eine unbeschreibliche Muthlosigkeit ergriff plötzlich Alles im Preußischen, und selbst vorzügliche Individuen unter dem Militär hatten Kopf und Herz verloren. Die große Kriegsmaschine, in der sie alle erzogen waren, lag zersplittert, und sie wußten nicht in freier Bewegung ihre Kräfte anzuwenden. Wer wollte da dem Büreaugeneral Schulenburg verargen, daß er seine Truppen, größtentheis Invaliden zusammennahm, und vor Annäherung der Franzosen an der Spitze seiner bewaffneten Macht mit klingendem Spiel auszog, und, wenn ich nicht irre, als General der Kavallerie Schillers Reuterlied spielen ließ: „im Felde da ist der Mann noch was werth, da wird das Herz noch gewogen!“

Es waren unbeſchreiblich heitre Herbſttage. Durch die lichten breiten Straßen ſchlichen hie und da gedrückte Leute, eilten andre mit banglicher Haſt; auf wenigen Punkten war dieſes gedrückte Seyn, dieſe Haſt, wie in Maſſen zuſammen, und machten da noch einen troſtloſeren Anblick, als die Oede der andern Gegenden. Schulenburg hatte ſeinen Schwiegerſohn den Fürſten Hatzfeldt den Berlinern zum Troſt als Gouverneur hinterlaſſen, welcher der Mittelpunkt des muthloſen Gedränges wurde.

Ich ging gern des Abends, verloren in Betrachtungen über die Zeit Friedrichs des Großen und ſein zertrümmertes Werk, in den ſtillen, menſchenleeren Straſſen. Aus den wehmüthigſten Gedanken weckte mich da das Vorüberfliegen eines Sechsgeſpanns; die fliehende Königin war's. Ich fühlte, was ſie in dieſem Augenblick litt, als ſie auf eine kurze Weile in die Gemä-

cher des freundlichen Hauses zurückgekehrt war, wo sie bisher in allem Segen des Friedens und häuslicher Liebe nur die heitere Seite eines königlichen Daseyns gekannt hatte. Mich ahndete schon, daß ihre Tage nie wieder hell seyn würden; denn zu Seelen, welche zur Heiterkeit und Liebe geschaffen sind, kehret das Glück selten wieder, wenn es nach langer Gunst sie einmal verlassen hat.

An demselben Abend, indem ich immer wehmüthiger gestimmt unter den Linden auf und niedergehe, hält in der Ferne ein Reisewagen vor dem Hause still, wo die Gräfin Rosamunde gewohnt hatte. Eine Gestalt tritt heraus, ich erkannte sie trotz dem Dämmerlichte des Mondes, nur ihre Gestalt war zugleich so schlank und majestätisch. Ich eilte hinzu, doch ehe ich bei der Wohnung ankam, rollte der Wagen in das Posthor, und so dieses, als die Hausthür wurden den Augenblick dar-

auf verschlossen. So blieb ich doch ungewiß, ob sie wirklich wieder in Berlin sei. Als ich am folgenden Vormittag hineilte, kam mir schon ihr Kammerdiener entgegen. Mein Besuch ward angenommen, wiewol es noch früh war.

Freundlicher, vertrauter, als jemals, als ich nach so langer Trennung hoffen durfte, empfing sie mich. So große Verhältnisse, sagte sie, hat auf einmal der Sturm gelöset; wie sollte die kleine Sitte der Etikette gegen ihn bestehn? Ihr Besuch ist mir nicht zu frühe, lieber Baron.

Nach den ersten Ausdrücken meiner Freude, sie wieder zu sehn, war ich schwach genug, zunächst an mein Manuskript über die Barbarei der deutschen Litteratur zu denken. Ich hatte ja so oft hin und hergesonnen, wie sie das Ganze, wie dieses und jenes Urtheil aufnehmen müße. Allein ehe die Frage darnach über meine Lippen kam, sagte sie: die Königin ist

vor mir hergeflohen. Als ich mich zur Flucht in den Wagen warf, sprengten schon französische Jäger auf mein Gut, und fragten, ob wir nicht wüßten, welchen Weg sie eingeschlagen habe. Ich hörte aus ihren Reden, daß Napoleon die liebevollste und friedlichste Frau der Welt die Furie des Kriegs gescholten.

So unwürdig dies auch nach meinem Geschmack war und so gar nicht mir überhaupt anstehen konnte, daß Napoleon den Ton der Leidenschaft und der Nichthaltung in die öffentlichen Geschäfte brachte, oder vielmehr das revolutionäre Unwesen der Art mit seinem Genie ausstattete; so wenig auch mein Bild von der Königin sich irgend mit der Vorstellung reimte, welche er nach einseitigen Berichten seines Gesandten, der in deutschen Frauen nur intriguante französische Weiber sah, von ihr aufgefaßt hatte: überraschte mich doch die Bewegung, mit welcher die Gräfin mir

ſolche Mißhandlung der Königin erzählte. Thränen ſtanden ihr dabei in den Augen, eine zürnende Röthe ging nicht über ihr Geſicht, ſondern durchfloß im eigentlichſten Sinn ihr ganzes Antlitz, ſelbſt ihren ſchlanken Hals und ihre Bruſt, ſoweit ich ſie ſah. In ihren Armen war eine muskelhafte Bewegung. Sie war in dieſem Augenblick wie eine Heldin, welche in der Königin das Frauenweſen wider den gewaltigſten Mann vertheidigte. Dieſe Leidenſchaftlichkeit paßte durchaus nicht in das Bild, welches ich bisher von ihr hatte; aber machte auf mich einen ſo tieferen Eindruck, weil ſie mir einen neuen Blick in den ächtweiblichen Reichthum ihrer Natur thun ließ, und weil ich ohnehin nicht leiden kann, wenn deutſche Frauen ſich eine Bewunderung Napoleons herausnehmen. Er hat ihrem Vaterlande, ihren Vätern und Männern und Brüdern ſoviel Herzleid zugefügt und Verachtung bewie-

sen, daß dem deutschen Weibe nicht mehr geziemt, von dem gigantischen Schwunge seiner Thaten und Ideen ergriffen zu werden. Das Gebietende in ihm ist freilich geeignet, das Weib zu rühren, weil es die Männer beugt, vor welchen es sich beugen muß; doch mögt' ich glauben, daß nach diesem Zuge besonders nur die britische Frau an ihm Theil nehmen könnte; die deutsche gefällt sich zu sehr in häuslicher Achtung gegen die Männer ihrer nächsten Umgebung, als daß irgend eine Grösse, welche die in ihrem Kreis einmal Sitte gewordenen Gefühle stört, bei ihr etwas anderes, als Haß und Widerwillen erwecken könnte. Auch zieht sie, so gar nicht an ein öffentliches Leben gewöhnt, sich zart und scheu vor dem kühnen Frevel in Napoleon zurück. Nur wenn sie ihn persönlich kennt, würde ich ihr eine Neigung für seine Natur verzeihen. Im Gespräch weiß er durch eine Fülle von klei-

Lücken zwischen seinen kühnen Gedanken auszufüllen, und ein gewisses Spiel der Wohlredenheit um seinen Mund versöhnt, oder macht gleichsam vertraut mit dem Ungeheuren in seinem Kinn, dem starren oder zurückgezogenen Leben in seinen übrigen Gesichtszügen. In seinen Thaten, dem System was er verfolgt, in seinem politischen Beginnen ist von solcher Anmuth und Lieblichkeit gar nichts zu entdecken; und darum müssen Frauen, welche ihn nicht persönlich kennen, ihn wie ein böses Ungethüm mit Riesenkräften, wie sie in den Zaubermährchen vorkommen, scheuen und hassen, wenn sie sich nicht gewöhnen, ihn mit vornehmer Nichtigkeit zu bespötteln.

Diese Gedanken und Bemerkungen über Napoleon waren es ungefähr, welche die Gräfin und ich gegeneinander austauschten. Einen tiefen Eindruck machte

auf sie, was ich über die Persönlichkeit des Kaisers im Gespräch, gesagt hatte; denn wer verstand, wie sie, eine bedeutende Persönlichkeit an Männern aufzufassen? Was Sie mir über ihn sagen, äußerte sie, könnte mich begierig machen, mit ihm einmal zu reden, wenn mich bei dem Gedanken an ihn nicht sogleich eine unwiderstehliche Angst befiele. Die Luft in Deutschland drückt mich, seitdem er sich auf dasselbe gelagert hat. Es würde mir nicht möglich seyn, in einer Stadt zu verweilen, deren Mauern auch ihn umschlößen; und nun gar, wenn das Volk der Franzosen um ihn herumschnatterte. Das hat mir an Göthe so sehr mißfallen, daß er der französischen Art und Weise gar nicht gram ist, daß er die Franzosen sogar sehr liebenswürdig finden kann. In seiner Kindheit hat er schon mit französischen Schauspielern gelebt, am französischen Theater hat sich zuerst seine dramatische

Kunſt erzogen, und darum hat Shakſpeare ſein Wohlgefallen an Franzöſirung der Dinge nicht ganz wegſtüremen —

Und, fiel ich fragend ein, die eiſerne Hand des Ritters von Berlichingen es nicht an ihm abſchlagen können? Schöne Freundin, ein Diplomatiker darf die Franzöſirung nicht haſſen, wie Sie. Sonſt käme er in Galle um bei ſeinem Geſchäft, welches ganz von den Franzoſen ausging, und den Stempel ſeines Urſprungs am meiſten darin trägt, daß die Manier bei ihm mehr bedeutet, als Weſen und Inhalt.

Nachdem wir noch eine Zeitlang über die Ereigniſſe des Tages geſprochen, und die helle Ruhe, welche das eigentliche Element Roſamundens war, bei ihr wieder überhand genommen und ihre Gedanken von den Franzoſen abgewandt hatte, erwähnte ſie zuerſt meiner Blätter über die

Barbarei der deutschen Litteratur. Ihre Urtheile sind scharf, sagte sie, und wären gerecht, wenn nur nach idealen Sätzen geurtheilt würde.

Wie so? fiel ich ein, heißt das nicht nach einem klassischen Geschmacke? „Mit nichten, entgegnete sie. Ich hätte nicht gemißbilligt, wenn Sie nach idealen Sätzen ein strenges Gericht über die deutsche Litteratur ergehen ließen; aber daß es nach dem Maaßstabe des klassischen Geschmacks geschah, ist eine Ungerechtigkeit gegen unser Vaterland. Die Kräfte des deutschen Geistes sind gar nicht bestimmt, sich ineinander, wie in eine Gesammtheit zu verlieren und sich durch einander zu einem bestimmten nationalen Geschmack auszubilden. In unserer Litteratur, wie in unsrem ganzen politischen und bürgerlichen Seyn, sollen wir nur durch Liebe zu Ideen, durch eine Sprache, in welcher wir uns einander verständlich sind, auch wol mit

einander geiſtig ergötzen können, durch einige gemeinſchaftliche Züge des Gemüths, vor allen Treue und Billigkeit, und durch ein ſo ſchlaffes politiſches Band, daß ſich alle Staaten, die es umſchlingt, wie unabhängig fühlen, ſo weit vereinigt werden, als erforderlich iſt, daß wir nicht ganz in der Nationalität auseinander fallen. Der Deutſche iſt eigentlich gar nicht beſtimmt, ein Deutſcher zu werden, ſondern nur ſoviel nationale Hülle um ſich zu haben, als nöthig iſt, daß ſich der individuelle Menſch in ihm entwickle. Dies iſt ganz etwas andres, wie das individuelle Volk, welches zu ſeyn Griechen und Römer die Beſtimmung hatten. Franzoſen und Britten und viele andre die Beſtimmung haben. Es iſt aber auch ganz was andres, als daß wir alle mit einem menſchlichen Antlitz die Menſchheit in uns entwickeln ſollen. Dieſe Beſtimmung haben ſelbſt die Franzoſen eben ſo gut, als wie

die Deutſchen. Daß bei uns die Individualität, welche jeder als Menſch hat, ſich ſo beſtimmt entwickeln ſoll als ſein ganzes Individuum, wie andre Völker als eine ganze Volksgeſammtheit, ſehen Sie, mein Freund, dadurch ſind wir von allen Nationen ſtreng geſchieden, und mich dünkt, über alle erhoben.

Der Ton ihrer Stimme war hier halb behauptend, halb fragend. Sie hielt inne und ſah mich einigermaßen auffordernd an, ihren Gedanken beizuſtimmen. Ich konnte es nicht, weil ich davon zu ſehr überraſcht war, ich fühlte nur, daß ihr tiefer und zarter weiblicher Sinn inniger in das Eigenthümliche eindringe, als ich, und ihre Perſon beſchäftigte mich zu ſehr, als daß ich ihre Gedanken hinreichend hätte prüfen können. Eben wenn ſie dachte, ward ſie unausſprechlich ſchön, und das kryſtallene Licht, welches zuerſt in ihre Schläfe trat, ſich über ihr ganzes

Geſicht, faſt hätte ich geſagt, ihre ganze Geſtalt verbreitete, hatte alles Liebliche, was der Norden nur haben kann. Sonderbar genug entdeckte ich diesmal an mir, daß eben durch die Anſtrengung zu denken, auch meine Sinnlichkeit in einem hohen Grade erregt wurde. Sie trug ein Reiſekleid von ſchwarzer Seide, das eng anſchloß und nur einen ſchmalen Streif vom Halſe blicken ließ; auf einer weißen dichten Krauſe ruhte ihr Haupt mit dem Morgenhäubchen, indem ſie dachte; ihre Töne reihten ſich perlenmäßig an einander, und die deutſche Sprache hatte ſie ſo in ihrer Gewalt, daß ſie mit ihrem vom Verſtande ſelbſt vertheilten Athem auch verwickelte und lange Perioden, die im Deutſchen ſchwerer, wie in irgend einer andern Zunge ſind, vollkommen und ohne Zwang umfaßte. Man ſah die Gedanken wie im ſchönangeordneten Tanz oder Chor dahin ſchreiten; und wenn ſich dann mit dem Steigen und Fallen der Periode

unter der fest anschließenden Seide ihr Busen bewegte, ihre schlanken Arme sich ein wenig hoben, wahrlich, bei allem Interesse, das ich an ihrem Denken, an der Kritik hegte, welche sie über mein geliebtes Manuskript verhängte, ich hätte gern allen Fehl in der deutschen Litteratur als Tugend bestehen lassen, wenn ich die Denkerin nur ein einzigesmal hätte umschlingen dürfen.

Nehmen Sie aus diesem Gesichtspunkt, fuhr sie fort, die deutsche Litteratur, und sie wird Ihnen in ihrer Wahrheit, in ihrer Größe erscheinen. Da finden Sie eine Menge Geister, die größtentheils unbekümmert um einander und um das deutsche Volk nur streben, das menschliche Individuum in sich zu empfinden und laut werden zu lassen, auszubilden, und zugleich darzustellen, fremder Individualität mitzutheilen, und diese wieder in sich aufzunehmen. Dazu ist ihnen eine

Sprache gegeben, die nur soviel beschränkten und bestimmt ausgesprochenen Charakter hat, als sie bedarf, um den Menschen derselben Zunge verständlich zu seyn. Im Uebrigen ist sie kaum wie die Sprache eines einzelnen Volks, sondern wie eine allgemein menschliche zu nehmen, und jeglicher hat das Recht, sie ganz auf seine Weise zu handhaben, ohne darum bekümmert zu seyn, ob seine Wortfügung, seine Wendungen, sein Periodenbau schon bis dahin Brauch waren, oder von einem Nationalgeschmack genehmigt sind. Daraus entsteht eine Kühnheit, Mannigfaltigkeit unserer Geister, woran die deutsche Litteratur alle übrigen weit hinter sich zurückläßt. Sie gehören als Menschen allen Jahrhunderten an, aller Kunst und Wissenschaft, welche die Menschheit je erfand. Wer hat das Alterthum gekannt, gleich den Unsren? wer in das gegenwärtige Seyn, in das Gefühl selbst hinübergezogen, wie

wie wir? welche Sprache kann das Schöne aus allen Zonen sich so aneignen, wie die deutsche? An einen Cyclus von klassischen Autoren ist da freilich nicht zu denken; denn wo sollte ein solcher Cyclus unter uns seine Grenzen finden?

Als die Gräfin so meine eignen Worte brauchte, um meinen Angriff auf die deutsche Litteratur nichtig zu machen, fühlte ich mich doch zu einigem Widerstand gereizt. Es ist fehlerhaft von mir, entgegnete ich, wenn gleich keine wissentliche Ungerechtigkeit, daß ich die Grundeigenthümlichkeit der deutschen Litteratur, welche Sie so tief gefaßt, als begeistert mit dem seelenvollsten Ton gepriesen haben, nicht in den Vorgrund stellte, ehe ich ihre Barbarei beleuchtete. Aber Sie haben, meine Freundin, meine Ansicht zu sehr von der Seite genommen, als wollte ich das Klassische in Autoren und einen Cyclus von klassischen Autoren durchaus in einen na-

tionellen Kreis bannen. Gewiß iſt, daß beides da viel leichter erreicht werden kann, wo die Autoren nach beſtimmten Nationalregeln und unter ſtrenger Obhut ihrer Nationen ſich zu einer gewiſſen Gleichartigkeit zuſammenarbeiten; aber durchaus abhängig davon iſt beides ſchlechterdings nicht. Der deutſche Autor ſchaffe ungefeſſelt von einer öffentlichen Geſchmacksregel, aber deſto ſtrenger nach idealen Grundſätzen des Geſchmacks, nicht mit Geſchmackloſigkeit; er gebrauche ſeine Sprache wie ein Organ, wodurch er frei ſeine Individualität ausſprechen ſoll, aber man fodre von ihm zugleich um ſo mannigfaltigere Schönheit, um ſo gediegnere Klarheit der Rede, daß ſie uns gleichſam durch den Natureindruck verſtehen lehre, was andre Völker durch die Convenienz ihrer Sprache einſehen; und wenn ſie durch eine abgeſchloſſene Sprachſitte ſo wenig beſchränkt ſind, müſſen ſie den Grundbau ihrer Sprache und

gewiſſe Urſitten derſelben um ſo heiliger halten. Aus meinen Blättern werden Sie abgenommen haben, daß ich einige Produkte unſerer Litteratur für klaſſiſch reif nach dieſem deutſchen Ideal halte; aber deren ſind zu wenig, und der Wuſt von Geſchmackloſigkeit, Frevel der Anarchie, von gänzlicher Baarheit an Gehalt und Form, iſt in unſerer litterariſchen Welt viel zu ungeheuer, daß ich ſie nicht barbariſch nennen ſollte. Beſitzen wir nun aber Autoren, die wenigſtens nach einigen ihrer Werke klaſſiſch genannt werden können, warum ſollte nicht auch ein Cyclus von ihnen endlich zuſammen kommen? Ich ſage endlich; denn wie klein iſt die Bahn, die andre Völker wandelten, um zu einer klaſſiſchen Litteratur zu gelangen, gegen die unabſehbare, die durch ein Chaos von Geiſteskräften, Strebungen, Gelingen und Verwirrung geht, worauf der Deutſche zu ſeiner klaſſiſchen Litteratur

gelangen muß. Annäherungen zu einem Cyclus ihrer Autoren ſehe ich in einigen Epochen unſrer litterariſchen Welt, wo treffliche junge Geiſter zu gleicher Zeit in ihr aufſtanden, und ſich gleichſam zu einem Bardenverein, ſpäterhin leider mehr zu einer Schule zuſammenthaten. Wir bedürfen auch bei unſrem ideellen Streben ſolcher Vereinigungspunkte. Das iſolirte Trachten und Hervorbringen ohne gleichgeſinnte, mitarbeitende, nebenbuhlende Zeitgenoſſen und Bekannten verhilft uns nimmermehr zu einer klaſſiſchen Ausbildung, und wir werden nie mehrere wahrhaft klaſſiſche Autoren erhalten, ohne einen, ſich allmählig geſtaltenden Cyclus von ihnen. Ja ich lebe der gewiſſen Hoffnung, daß dereinſt ein ſolcher Cyclus der klaſſiſchen Deutſchheit wie das reichſte Sternbild unter den Nationen ſtrahlen werde.

Bei dieſen Worten floß eine Röthe der Begeiſterung über Roſamundens Ge-

ſicht. Sie reichte mir die Hand und ſagte: ſo theuer ſind Sie mir noch nicht geweſen, wie in dieſem Augenblick. Nun verſteh ich ihre Blätter ganz in Ihrem Sinne. Zeichnen Sie nur noch die Grundeigenthümlichkeit unſres Geiſtes in den Vorgrund, und unſre Barbarei in ihrer romantiſchen Wildheit nimmt ſich ſchöner aus, als der geregelte Garten fremder Litteraturen. Meine Bildung ging einſeitig von Göthe aus, und ſo habe ich das Einzelne in unſrer Autorenwelt zu ſehr im Geſicht behalten. Sie zeigen mir einen Verein, der mich entzückt.

Sie drückte treulich meine Hand, und ich wollte den innigſten Kuß auf ihre drücken, als Getümmel im Vorzimmer entſtand und ſie dieſelbe haſtig zurückzog. Es war ein Geſrage, wie von hundert Zungen. Ein ganzer Schwarm von Damen ihrer Bekanntſchaft drang herein ſie zu bewillkommen, ihr Wangen und Zittern

auf tauſenderlei Art zu wiederhohlen. „Das ſchöne preußiſche Heer! ach, wie leidet die göttliche Königin! Gräfin, was müſſen Sie ſich geängſtigt haben; ſahen Sie die Franzoſen, kommen ſie bald, werden ſie Berlin einnehmen? der abſcheuliche Tyrann, der kleine Corſe! Gräfin, haben Sie nicht viel geweint um Prinz Louis? wie heldenmüthig iſt er geſtorben! er hat den Franzoſen ſeine Verachtung recht gezeigt, daß er ganz allein es mit ihren Banden aufnahm!“ Alle dieſe Fragen und Ausrufungen, und wie viele noch, gingen chaotiſch durcheinander, und mir ward ſo wirre und beklommen, daß ich ſobald wie möglich wegſchlüpfte.

Schon auf dem Heimwege that es mir leid; denn nun dachte ich blos ſie, wie in dem unmuthigen Gewirre ſie ruhig, freundlich daſtand, alle Fragen mit Theilnahme anhörte, keine Lächerlichkeit rügte, und ſelbſt wenn ſie eine Zudringlichkeit ab-

lehnte, ſich wohlwollend bewies. Beſonders fiel mir nun auf, daß ſie in alle Spottreden und bittern Bemerkungen über die Franzoſen und ihren Kaiſer gar nicht einſtimmte, daß ſie ſelbſt die Barbarei, womit Napoleon die Königin nahm, zwar mißbilligend, doch gleichgültig erwähnte. Ich begriff ihr Betragen wohl, ſie fühlte, daß ſie etwas ganz anderes empfand, als der gewöhnliche Schwarm der Damen, wenn ſie dem Ausdruck nach einerlei mit ihnen zu empfinden ſchien. Um ſo mehr gefiel mir die Heftigkeit, womit ſie gegen mich ihre Erbitterung wider den Machthaber der Franzoſen, ihren Widerwillen gegen dieſe Nation geäußert hatte. Gegen mich bedurfte ſie alſo keiner Haltung, hinter welcher ſich ihr Inneres verbarg, ich ſtand ihr alſo viel näher, wie die übrigen Menſchen! Ich hoffte eine Neuigkeit vorzufinden, welche zu hinterbringen ich ſchnell nach ihrer Wohnung umkehren

dürfte: wie gern wollte ich nun das Geſchwirr der Damen ertragen, um ſie darin von neuem zu ſehn. Aber ich fand zu Hauſe einen ſolchen Schwall von Arbeiten vor, hatte ſoviel zu dechiffriren und in Chiffern zu berichten, daß ich bis ſpät in die Nacht beſchäftigt blieb. Als ich am andern Morgen ſehr früh bei dem alten Kammerdiener der Gräfin Erkundigung einzog, hörte ich, daß ſie ſehr ſpät aus Geſellſchaften zurückgekommen ſei, und ein Bedauern geäußert habe, auch heute wieder, und ſchon von den Vormittagsſtunden an in gleicher Zerſtreuung fortleben zu müßen. Ich hinterließ ein Billet, worin ich ihr meldete, daß allen Nachrichten zufolge feindliche Armeekorps in den nächſten Tagen durch Berlin gehen würden. Wenn ſie dies nicht abwarten wolle, ſo bitte ich ſie inſtändig, zu unſrem ſtillen Geſpräch ſo bald wie möglich eine Stunde auszumitteln.

Eine unglückliche Kunde über die Schmach der preußischen Waffen drängte die andere. Ich verhehlte mir nicht, daß in kurzem der Feind die ganze preußische Monarchie überschwemmen werde, ohne irgend bedeutenden Widerstand zu finden, und ich war zu gut unterrichtet, um auf die Ankunft rußischer Hülfe ehe dies geschähe mit der berliner Welt zu rechnen. Wie nah, wie schon vor den Thoren der Stadt, wenigstens das gemeinere Volk dieselbe glaubte, erfuhr ich auf eine überraschende Art. Die Gräfin hatte mir in einer innigen Zeile die Zeit bestimmt, wo ich sie allein finden würde. Indem ich aus der Strasse komme, wo ich wohnte, die zum Potsdammer Thor führte, abbeugen will nach den Linden, sprengen einige Reuter durch das Thor, die ich bald für französische Jäger erkannte. Das Volk auf der Straße rief, als es grüne Krieger sah: die Russen kommen, die Russen

kommen! Ich eilte um so rascher zur Gräfin, und hinterbrachte ihr, was ich von einem der Chasseurs gehört hatte, daß in der bevorstehenden Nacht der Vortrab des Davoutschen Corps bei Berlin anlangen würde. So muß ich fliehn, in der nächsten Stunde, sagte Rosamunde; für mich ist da kein Bleiben, wo Franzosen sind! Und wohin wollen Sie fliehn? fragte ich; über die Oder, über die Weichsel wird sich der Feind ergießen. Glauben Sie mir, bis in die äußerste Spitze der Monarchie wird der König mit den Trümmern seines Heeres gedrängt werden, auch in Sachsen, im nördlichen Deutschland überhaupt, finden Sie im kurzen keine Stätte mehr, wo nicht Franzosen wären. Fliehen Sie eiligst durch Sachsen nach Böhmen. In Teplitz sind Sie sicher vor Krieg und Franzosen.

Ich vertraue Ihnen, erwiederte sie, wenn ich auch noch nicht glauben kann, daß unsere Monarchie einem so jähen und allgemeinen Verderben erliegen werde. Ihr Blick in den öffentlichen Dingen ist so geübt, so ruhig und zuverläßig.

Indem stürzte der Kammerdiener herein, erzählte ängstlich von den Franzosen, was wir wußten, und setzte hinzu, die zwei kranken Pferde sind so schlimm geworden, daß wir schlechterdings nicht mit ihnen fahren können. Mit den zwei andern kommen wir nicht fort, Postpferde sind seit zwei Tagen nicht mehr zu bekommen.

Ich sende Ihnen sogleich meine vier Pferde, an Ihren zwei gesunden habe ich hier genug und Ihre kranken sollen gut gepflegt werden. Mein Freund, sagte sie und reichte mir die Hand, die ich innig an die Lippen drückte. „Ich eile fort, die Ausfertigung eines Passes für Sie zu be-

ſorgen, ohne einen von der öſterreichiſchen Geſandſchaft kommen Sie nicht über die böhmiſche Grenze.“ Alles war ſchnell beſorgt, meine Pferde ſtanden ſchon auf ihrem Hof, als ich zurückkam. Sie war ganz reiſefertig, wollte nur einen kleinen Koffer noch packen, welchen ſie nie den Bedienten überließ. Was mir am theuerſten iſt von Briefen, ſagte ſie, alle Geſchenke meiner Freundinnen, was geliebte Hände für mich gearbeitet haben, Kleider, die ich bei Gelegenheiten trug, die mir unvergeßlich bleiben, den Schmuck meiner Mutter, alles dies mag ich nicht von fremden Händen berührt ſehn; kommen Sie, helfen Sie mir einpacken.

Das liebe Geſchäft begann. Ich reichte ihr manches, andres reichte Sie mir und durfte ich packen. Oft trafen unſre Hände, unſre Aerme dabei an einander. Bei vielen Stücken ſagte ſie mir kleine Erinnerungen, ein bedeutendes Wort

über die Freundin, deren Geschenk an der Reihe war, und wie sie, den Schmuck der Mutter hineinlegend, das Futteral öffnete, ihn mir zeigte, trat eine Thräne in ihr Auge. Die herrliche Frau, sagte sie, mußte so früh vergehn, so plötzlich. Den Abend hatte ich sie noch in diesem Schmuck gesehn, in der Nacht werde ich vom Vater geweckt, finde sie in einer tödlichen Ohnmacht. Sie erwacht aus derselben, schlägt noch einmal den Blick auf den Vater, auf mich, und stirbt. Ich war funfzehn Jahre alt, aber an der Erinnerung ihrer Liebe hatte ich für alle Zeit der Liebe genug.

Auch ich war bei diesen ihren Worten bis zu Thränen gerührt; doch je heftiger ich bewegt war, um so süßer wurde es mir, die Kleidungsstücke, die ihren Körper berührt hatten, zu einander zu legen. Ihre Kindheit, die Zeit, wo sie in der ersten Mädchenschönheit blühte, die Jah-

ee, wo ſich ihr hoher Verſtand, ihr ſo tief und ſchön fühlendes Herz zu ſolcher Sicherheit und Feſtigkeit ausbildeten, gingen mir unter dem Geſchäft ſichtbarlich vorüber. Ich bemerkte das dunkelblaue ſeidene Kleid, was ſie an dem Tage zu Rom trug, und verhehlte ihr nicht, daß ich es kannte. In dem Augenblick ward ich gewahr, daß ſie auch mein Manuſkript unter die theuren Briefſchaften legte. Es hat mich ſehr gefreut, ſagte ſie, wie wohlwollend Sie mich zu Rom angeſehn haben. Aber habe ich noch immer an mir der Reif nordiſcher Empfindſamkeit? Sie fragte dies mit unbeſchreiblicher Huld, und ich faßte ihre beiden Hände, und zog ſie gegen mich, und zart berührten ihre Lippen meinen Mund.

Der Koffer war fertig, und unter Obhut des Kammerdieners hinabgetragen. Sie nahm meinen Arm und ich führte ſie die Stiegen hinunter. Ich werde Ihnen

bald ſchreiben, ſagte ſie. Daß mir das Glück ihrer Briefe nicht verloren gehe, antwortete ich, keine Sylbe in denſelben über die politiſchen Angelegenheiten, über das Treiben der Franzoſen. Sie ſtieg ein, und drückte mir noch einmal herzlich die Hand. Der Wagen flog hinweg und mich tröſtete, daß meine Pferde, die ich ſehr lieb hatte, ſie dem Feind entführten, welchen ſie ſo bitterlich haßte.

Berlin füllte ſich immer mehr mit Franzoſen, und ward auf einmal ſo lärmend, als es kaum ſtill und öde war, gewiß lärmender, als es je geweſen, denn ſolche Wogen fremden Volkes und des geräuſchvollſten, das es auf der Erde giebt, waren nie durch ſeine Straßen gezogen. Ich kannte das neufranzöſiſche Militär ſeit längeren Zeiten, und doch überraſchte mich ſeine Ungezwungenheit von neuem, weil ich zuletzt den militäriſchen Mönchsgeiſt in der nun aufgelöſeten preußiſchen Kriegs-

macht gesehen hatte. Stolzer und eitler habe ich das französische Militär auch nie gefunden, als diesmal; den ungeheuren Sieg bei Jena schrieb es einzig seiner Tapferkeit zu, und je berühmter die kriegerische Tüchtigkeit der Soldaten war, die es vor sich hergejagt hatte, desto riesenhafter kam ihm seine eigne vor. Sehr wenige Offiziere hatten Unbefangenheit und Einsicht genug, um den Hauptgrund ihres Sieges darin zu finden, daß das Wesen der preußischen Monarchie und Armee veraltet und beide eben darum auf das höchste geschwächt waren, weil das neue Vortreffliche in ihnen sich erst Platz machen wollte, und darum den alten Zustand noch mehr verwirrte und entkräftete.

Das schönste Wetter dauerte ununterbrochen fort und der Herbsttag, an welchem Napoleon in Berlin einzog, war einem warmen Sommertag zu vergleichen.

Er kam unter dem Geläute derselben Glocken, welche so oft die wunderbaren rettenden Siege Friedrichs des Großen verkündet, so oft den preußischen Nationalstolz aufgerufen hatten. Er kam mit einem unermeßlichen militärischen Pomp. Doch glaubte ich zu bemerken, daß dieser im Ganzen denselben Eindruck, den er mir immer gemacht, auch auf die Berliner machte. In der französischen militärischen Pracht ist etwas Aufgeblasenes, Grelles, was dem Deutschen nicht zusagen will. Er denkt sich kriegerische Tugend zu sehr mit innerem Ernst und Einfachheit gepaart, als daß ihn nicht verdrießen sollte, wenn tapfre Männer auf Art von Kunstreitern einherziehn.

Ich hatte Bonaparte zum letztenmal gesehen, als er in die Schlacht von Marengo zog. Damals glich er einem Gespenst, man dachte bei seinem Anblick sofort an Egypten und Syrien, an die

Drangsale und Sorgen, die er bestanden hatte, und den größten Moment derselben, den er nun bestehen sollte. Verlor er die bevorstehende Schlacht, so litt es keinen Zweifel, daß er die Macht, welche er in Frankreich an sich gerissen, nicht behaupten konnte. Wie ganz anders war sein Anblick, als er zum Brandenburger Thor hereinritt, das mit der Siegesgöttin nur geschmückt schien, um seinen Einzug zu verherrlichen. Mir mißfiel er gegen ehemals, und mein erster Gedanke war, wie unsägliches Glück dazu gehört habe, diese Seele mit soviel Fleisch zu umkleiden. Die Dicke kleidete ihn nicht, wie ehemals die Magerkeit, und heiterer schien mir sein Gesicht, da er der Gefahr entgegenflog, als jetzt in der Feier des Siegs. Mich dünkte, er nahm es dem Schicksal übel, daß er so leicht gesiegt hätte.

So lange er in Berlin blieb, durfte ich diesen Ort nicht verlassen. Während

seines Aufenthaltes daselbst war sein Benehmen gütiger und freundlicher wie gewöhnlich. Mit Vergnügen merkte ich, wie viel dazu die Erinnerung an Friedrich den Großen beitrug. In ihm herrschte gewiß die Vorstellung ob, wie ihn die Hauptstadt mit jenem vergleichen werde. Aber darin täuschte er sich völlig. Die Berliner sind an sich wenig zur Bewunderung geneigt, und wenn der Mensch doch etwas bewundern muß, so entledigen sie sich dieser Pflicht am liebsten gegen Todte und solche, welche sie als ihr Eigenthum ansehen, so daß sie sich selbst in dem Gegenstand der Bewunderung ein wenig mitbewundern können. Sie waren erschöpft durch das Lob ihres Friedrichs, und wandten dagegen ihre ganze Geübtheit zu persifliren wider Napoleon und seine Thaten.

Die meisten Berliner aber haßten ihn mit düsterem Ernst, und bisweilen

mußte ich mich verwundern, daß er öfters mit ſo geringer Begleitung in den Straßen erſchien, wo ein Schuß aus einem Hauſe ſeinem Leben ein Ende machen konnte, ohne daß der Thäter auch nur ſeine Entdeckung zu fürchten brauchte. In dieſer Verwunderung ward ich ſehr beſtärkt, als mir eines Abends ein mit mir vertrauter Cavalier folgendes erzählte. Der Jäger eines ſeiner Freunde war vor einigen Wochen ſehr ſchwermüthig geworden, ohne daß ſein Herr die Urſache weder von ihm erfahren, noch errathen konnte. Jüngſt tritt derſelbe vor ihn, und ſpricht: Meines Lebens bin ich überdrüßig, niemand verliert etwas an mir, Sie wiſſen, mein Schuß fehlt niemals, ſoll ich morgen zu Mittag, wenn der Kaiſer, wie gewöhnlich, hier vorbeireitet, ihn erſchießen? Der Herr antwortet, er wolle nichts davon wiſſen, ihm nicht abrathen, ihm nicht zurathen. Gut, ſagt der Jäger, ſo wiſſe er, was er

zu thun habe; und in der Nacht vorher, da er die That ausüben will, stirbt er plötzlich.

Das Verhängnißvolle, was freilich in jeglichem Leben herrscht, ist allerdings in Napoleons Leben so stark ausgesprochen, wie wohl in keinem, das die Geschichte aufgezeichnet hat; und oft ist mir in Berlin wieder eingefallen, was die Gräfin Agnes dem Marquis darüber gesagt hatte*); doch fiel mir auch ein, was der Marquis erwiederte, wie Bonaparte liebe, und zu veranstalten wisse, daß eine besondere Obhut, Gunst des Schicksals für ihn sichtbar werde. Wir hatten noch immer bis tief in den November heitere, sommerliche Herbsttage. Wie ich eines Morgens aufgestanden bin, prasseln Regengüsse herab. Bald hinterbrachte man mir, in der Frühe sei der Kaiser plötzlich ab-

*) Siehe den 2ten Theil dieser Memoiren. Diplomatie und Liebe.

gereiſet. Wollte er nicht vielleicht den Eindruck hinterlaſſen, als habe blos ſeine Gegenwart den Berlinern ſo lange das ſchöne Wetter erhalten?

Die Oede, welche natürlich durch ſeine 'Abreiſe entſtand, das abſcheulichſte Herbſtwetter, die Truppenmaſſen, die ſich ununterbrochen durch den Schmutz fortwälzten, das einförmige, immer zu hörende Klappern der franzöſiſchen Marſchtrommel, und dabei immerfort der Anblick einer Hauptſtadt, die alles Glanzes beraubt war, weil ſie das Einzige verloren hatte, wodurch ſie galt, den Ruhm und das zum Theil erkünſtelte Leben ihrer Monarchie, alles dies zuſammen machte mir die Tage, die ich noch zu Berlin verleben mußte, zu den widrigſten meines Daſeyns. Um meiner Einbildungskraft nur irgend einen Eindruck zu verſchaffen, der ſie etwas über die traurige Baarheit ringsherum erhob, fuhr ich nach Potsdam.

Obgleich der Tag rauh und regnicht von dem grauen Himmel auf die Hügel von Sanssouci nur hinschattete, wandelte ich lange auf ihnen. Ich habe diesen Lieblingssitz Friedrichs immer gern besucht, denn er macht den Eindruck, daß er der Aufenthalt eines hellen Geistes seyn solle, der Freude an der Natur hat, aber keine Wirkungen derselben um sich will, welche Ansprüche an die Phantasie mit sich bringen, und in dem täglichen gleichmäßigen Wirken stören. Für den Bedarf eines aufgeweckten Geistes reicht hier die Natur hin, und so niedrig die Anhöhen sind, scheinen sie mir doch für eine Wohnung des Königs geziemend, sie sind das Höchste, was man dort weitum sieht.

Ich besuchte auch noch wieder das Grab des großen Königs; und während ich in der Kirche war, begann draußen der Donner französischer Kanonen, wodurch man einen Sieg verkündete. Ich

ward dadurch vom Sarge Friedrichs weggetrieben; und wie ich nun hinauskam in die Gassen Potsdams, die von jeher öde, mir nun in dem Herbstnebel, wie unterirdische Gänge vorkamen, in welchen nur noch eine Schattenwelt war, da faßte mich ein so widerwärtiges Bild von Vergänglichkeit, daß ich mich nicht eiligst genug selbst nach Berlin glaubte retten zu können.

Eines war hier doch, was mich als einen Deutschen freute. Bei allen Gelegenheiten, jeglichem geselligen Verkehr, und wo ich in das Innere würdiger Familien blicken durfte, drängte sich die Bemerkung auf, daß sich die berliner Damen mit viel Würde gegen die Franzosen zu nehmen wußten, mit jener Zurückhaltung, die ihnen gegen den Feind ihrer Väter, Männer und Brüder geziemte. Wirklich ergötzte mich das Befremden und

der Verdruß der Franzosen, daß ihre vermeintliche Allgewalt über Weiberherzen gar nicht bei diesen Frauen anschlagen wollte, welche es sich gleichwol zur Ehre rechneten, die französische Nasensprache zu reden. Seit meinem näheren Verhältniß zur Gräfin von W—g war mir diese unvermerkt widrig geworden, wiewol sie niemand lieben kann, der im klassischen Alterthum und in Italien erzogen ward, und die deutsche Litteratur mit Anstrengung studirte.

Daß ich von Rosamunde noch gar keinen Brief, gar keine Nachricht hatte, gab meinen Tagen freilich ein schwärzeres Kolorit, als alles Uebrige zusammengenommen. Selbst hatte ich täglich nach ihren Pferden gesehen, und zu meiner Freude waren sie ganz wieder hergestellt. Meine Sendung war beendet, und täglich erwartete ich den Befehl meines Hofes von Berlin aufzubrechen. Wohin? war unge-

wiß, vielleicht mußte ich nach dem Norden zu den Heeren, vielleicht in eine andere Ferne, und unsre kaum so zärtlich aufgeblühte Freundschaft fand keine weitere Nahrung. Da rückte mit einem neuen Truppenkorps einer von meinen ersten Jugendbekannten ein, ein Italiäner, dessen Vater unser Nachbar in Rom gewesen. Wir hatten als Knaben viel mit einander zu schaffen gehabt, und hegten viel Neigung für einander, die in gegenseitige wohlwollende Achtung überging. Er war dienstfertig, zuverlässig, diskret. Zum Glück bekam er mit zwei andern Offizieren einen Auftrag nach Dresden, der ihn dort auf längere Zeit beschäftigen, und auch in genaue Verbindung mit dem Bureau der Posten bringen mußte. Ihm gab ich einen Brief an die Gräfin, und den Auftrag in Dresden nachzusehen, ob dort Briefe unter meiner Adresse angehalten

und noch vorhanden wären? sie an meinen Banquier in Berlin zu schicken, da ich nicht wußte, wie lange ich daselbst noch verweilen würde.

Nicht lange nach der Schlacht von Eylau ward ich abberufen, ehe ich von meinem italiänischen Freund Nachricht erhalten hatte. Leider bekam ich Aufträge an den Rhein und nach Holland hin, so, daß ich durch eine immer längere Truppenkette der Franzosen und ihrer Bundesgenossen von der Gräfin geschieden war.

Mein Aufenthalt bei den Holländern, bei welchen ich keine politischen Geschäfte hatte, sondern nur Aufträge von unsrem Finanzminister, dehnte sich bis in den Frühling, und war ein unangenehmes Einerlei, wiewohl ich abwechselnd in Amsterdam, Rotterdam, Leiden und dem Haag lebte. Meine liebste Unterhaltung waren die gelehrten holländischen Philologen; und wiewol die Art, wie sie das Alter-

ihnm nahmen, keineswegs geiſtreich genannt werden durfte, betrachtete ich doch ihr Treiben nicht ungern, weil es ſo ganz auf einen und demſelben Punkt gerichtet war. Man konnte ſagen, ſie lebten als ein Kommentar über Griechen und Römer, und nur wenn man Latein mit ihnen ſprach, ſchienen ſie eine Seele zu haben. Ich vergaß bei ihnen danach zu fragen, ob ſie auch eine Mutterſprache hätten. In aller dieſer Zeit hatte ich keine Nachricht von Gräfin Roſamunde. Endlich, an einem Frühlingsabend, der wider die Gewohnheit des Himmels in dieſem Waſſerlande lange hell und unverändert warm geblieben war, bringt mir mein Banquier ſelbſt einen dicken Brief, welchen ein franzöſiſcher Feldkourier ihm kaum eingehändigt, und ſehr empfohlen habe. Ich erkenne in der Addreſſe die Handſchrift meines Freundes, des italiäniſchen Oberſten

in Dresden, die Einlage waren die ersehnten Briefe von Ihr.

„Treu und rasch, schrieb sie zuerst aus Teplitz, haben mich Ihre Pferde in diese friedliche Heimath gebracht, die von keinem Franzosen betreten wird. Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie wohl und ruhig mir ward, als mich Böhmen aufgenommen hatte. Die andern Länder können sich nur durch Stärke und Treue ihrer Bewohner des Franzosenthums erwehren, und wie schlecht scheint es zu gelingen! Dieses aber ist von der Natur selbst dawider geschützt. Sollten je die Neufranzosen in dasselbe eindringen wollen, ich gebe Ihnen mein Wort, sie werden von den Bergen und Schlüften Böhmens geschlagen. Spotten Sie nicht, ich fahre mit militärischem Blick in der Gegend von Teplitz umher, kriegerische Pläne stören mich, wenn ich den unaussprechlich schönen Herbst, welcher hier eine Mannigfal-

tigkeit von Reizen hat, wie ich nie sah, genießen will. Mein Lieblingsort ist Maria Schein, wo ich unter einer Reihe von alten prächtigen Linden gern auf und nieder gehe, und von einem rieselnden Regen ihrer vielfarbigen Blätter überschüttet, den Halbkreis der nahen Hügel so lange anschaue, bis mich die Sehnsucht in ihre Schönheit einzudringen zu ihnen zieht. Kaum bin ich dann in ihre Schlüfte, auf ihre Höhen, zu ihren Trümmern gelangt, so überrascht mich mitten im Genuß der Natur die Betrachtung, wie die Franzosen, wenn der Krieg mit Oesterreich auch wieder losbräche, wie ich hoffe, von Sachsen her wol bis hier vordringen könnten, doch hier mit Verderben umgarnt werden müßten.

Lange werde ich hier nicht bleiben. Treten die neblichten, regnichten Herbsttage ein, so muß in diesem Thal die Bangigkeit selbst wohnen. Auch mag ich

seine Bewohner nicht. Sie kommen auf eine so leichte Weise zu Geld und Wohlstand, und haben sogar kein Verdienst dabei, daß die warmen Heilquellen sich durch ihren Boden ergießen. Dann sehen sie durch die jährlich wiederholte Anwesenheit der Badegäste gleichsam Trümmer der großen und feinen, wenigstens einer ihnen entfremdeten Welt, daß sie ohne einen Begriff von ihr zu haben, sich an manche ihrer Bräuche, und gewiß nicht die besten gewöhnen. Wenn die Badegäste weg sind, spielen die Bürger von Teplitz die Fremden bei sich selbst, und von dem Gelde des fremden Cavaliers den Cavalier, der die Bäder besucht."

Obgleich ich diesem Brief ihren Geist nicht absprechen konnte, verdroß er mich doch sehr, weil er so gleichgültig in Hinsicht auf mich lautete. Kaum war meiner Pferde zu Anfang erwähnt, von mir sprach keine Sylbe. Da bemerkte ich noch eine

kleine Nachschrift, die mich entzückte und bis zu Thränen rührte:

„Als ich meinen Koffer auspackte, waren mir alle seine geliebten Sachen noch theurer, und durch Ihre Freundschaft von neuem geweiht. Wären Sie hier, ich sehnte mich nach keinem meiner Lieblingsbücher. Sind meine Pferde gesund geworden, so müßen wir mit einander getauscht haben. Die Ihren wollen mir so wohl, daß sie vor Freude scharren und springen, wenn ich mir die Zügel geben lasse.“

Der nächste Brief war schon von Prag. Auch in Teplitz waren ihr die Franzosen noch zu nahe gewesen, sie hatte es nach einigen Tagen verlassen, „und wie belohnt bin ich, schrieb sie, für meinen raschen Entschluß hieher zu gehen. Noch immer ist in Böhmen der Herbst schön, und Prag liegt im hellsten Sonnenglanz unter mir. Ich wohne auf dem Hradschin, ich könnte sagen unter dem

Schutz der königlichen Burg. Wären nicht früher Völker als Könige, zögen die wandernden Menschenhäuflein nicht zunächst an Strömen hin, und siedelten sich bei ihnen an, ehe sie an die Pracht der Höhen denken: so könnte ich dem sinnlichen Eindruck glauben, daß zuerst die hohe Burg auf dem Hradschin erbaut sei, und sich von ihr aus die Stadt in das Thal der Moldau hinabgebreitet habe. Es ist rings von Hügeln umschlossen, die entweder eine förmliche Stadt tragen, oder doch mit Landhäusern besäet sind. Prag ist eine ächte Königsstadt. Obgleich das Haus, welches ich bewohne, nicht an den untersten Stock der Burg reicht, sehe ich von meinem Zimmer zahllose Thürme unter mir, und da die Menschenwohnungen sich größtentheils dem Auge entziehen, das Gewühl des Tages sich ganz verliert, läßt man sich durch die vielen Thürme mit dem schönen immer regen Glockengeläute bereden,

dort unten wohnten Menschen, die nur in Festlichkeit und Andacht leben. Dazu trägt viel bei, daß die in der Tiefe strömende Moldau keine größere Schiffe trägt, keine Segel vorüber führt. Hin und wieder schwimmt ein Menschenschifflein, und scheint nur Menschen zu führen, welche zur frohen Geselligkeit auf den Inseln im Strome eilen.

„Noch bin ich wenig in Prag umhergewesen. Durch den Fluß ist es in zwei Hälften geschieden, aber sie haben in der Brücke eine Verbindung, welche durch ihre Schönheit zur regsten Gemeinschaft zwischen ihnen reizt. Sie ist ein großer Gedanke von Kaiser Karl dem Vierten, sowie man überhaupt kaum einige Tage in Prag gewesen seyn kann, ohne diesen Fürsten zu verehren und lieben.

„Wären Sie hier, mein Freund, wie wollte ich das Alterthümliche dieser Stadt genießen. Aber so ist unser Schick-

sal. In Rom war ich lange, mußte alles Herrliche dort mit herzlosen Cicerone schauen, und Sie waren zu derselben Zeit in Rom. Erst den Tag vor meiner Abreise nach Neapel sollte ich Sie kennen lernen. Ich gestehe Ihnen, Ihretwegen, den Eindruck Ihrer Persönlichkeit auf mich mir näher zu bestimmen, zu erklären, kam ich früher als mein Plan war nach Rom zurück und fand Sie nicht. Die verwünschten Geschäfte des Diplomatikers! Sie werfen ihn wie ein Weberschiff des Staates über die Länder. Sie waren damals von ihnen nach Spanien entführt; und jetzt, da ich eine Stadt, die vielleicht nach Rom die größte historische Merkwürdigkeit hat, mir nach allen ihren Eigenthümlichkeiten entfalten mögte, wenn ein Freund wie Sie mit mir wäre, wo mögen Sie jetzt mit französischer Zunge ein Geschäft treiben, das Ihrem Geist und Herzen nicht zusagt."

Dieſer Brief erweckte, wunderlich genug in mir zum erſtenmal günſtige Gedanken an die Ehe. Das diplomatiſche Leben führt in ſo viele Zerſtreuungen, gewöhnt an einen ſolchen Wechſel der Verhältniſſe, der Perſonen, mit welchen man mehr oder minder in Berührung kommt, giebt ſo ſehr Anlaß zu Galanterien mit dem andern Geſchlecht, und duldet überhaupt ſo gar keine Innigkeit, daß ich mir wol eine raſch vorübergehende Leidenſchaft, aber keine immer dauernde, innige Verbindung, wie die Ehe, damit vereinbar dachte. Ich erſchrack ſelbſt bei der Vorſtellung, daß ich alle Tage dieſelbe Frau ſehen, mit derſelben Frau an einem Tiſch ſitzen, das Oftbeſprochene noch wieder und abermals mit ihr ſprechen ſollte. Jetzt ſehe ich wohl ein, wie wenig deutſch das gedacht war. Iſt aber irgend etwas in der Welt, was die Deutſchheit in uns ausreuten kann, ſo iſt es das diplomatiſche

Leben. Damals aber, bei dem Briefe der Gräfin, wie ich mir die Freude vorstellte, mit welcher ich von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde, meine liebsten Eindrücke in Rom einem weiblichen Wesen, wie sie mitgetheilt, wie gern ich an ihrer Hand die deutsche Litteratur durchwandelt hätte, sie wirklich mit ihrem Bilde durchwandelt habe, da stellte ich mir das ehliche Verhältniß nicht mehr abschreckend vor, und ich tadelte mich selbst, daß ich noch immer verabsäumt hatte, eine so denkwürdige Stadt wie Prag zu besuchen. Als nun gar ihr dritter Brief anfing: " Also auf der Treckschuyte schwimmen Sie umher, armer Freund? Daß ein so arges Exil Sie von mir trennte, habe ich mir nicht vorstellen können. Ihr Brief ist aus Ihrer Seele in meine gedrungen. Er drückt mir alles aus, was ich verliere, daß Sie nicht mit mir sind!" da stand bei mir der Gedanke fest, daß eine Ehe mit ihr

mein höchstes Gut auf Erden seyn könne. Sie achtet, sie ehrt dich, sagte ich mir selbst, sie wünscht ein vertrautes Daseyn mit dir; doch reicht dies hin, sie zur Ehe mit mir zu bewegen? und liebt sie vielleicht nicht einen andern, und ist es die Liebe nicht, welche die Ehen schließt? Mir hatte sie keinen Beweis von Liebe zu mir gegeben. Und gleichwol, als sie in der Abschiedsstunde freiwillig, bewegt ihre Lippen auf meinen Mund neigte, geschah das ohne Liebe?

So wollte ich mich schon bereden, daß sie mich lieben könne, daß sie mich liebe, obgleich ich auch überlegte, wieweinig ein solcher Kuß beim Abschied bedeute, nachdem ich ihr meinen Eifer für sie dienstfertig genug bewiesen hatte. Aber es traten bald noch ganz andre Bedenklichkeiten ein. Nach dem Tode ihrer Mutter hatte sie drei Jahre das große Hauswesen ihres Vaters besorgt, und als ihr

auch dieser starb, war sie wie bei seinen Lebzeiten allen Heirathsanträgen ausgewichen, und im Genuß ihres mütterlichen Vermögens selbstständig genug geblieben, um einzig ihrem Drange nach vielfacher Ausbildung des Geistes, in ihrem Lebensplane zu folgen. Ohne eine andere Begleitung, als ein paar männliche und weibliche Bediente, welche ihre Mutter sich nach ihrem Sinne zugezogen, trat sie ihre Reise nach Italien an; und da sie bei ihrer Heimkehr nach Deutschland die Nachricht erhielt, daß ihr einziger und geliebter Bruder im Krieg gegen die Franzosen gefallen sei, da sie sich nun im Besitz eines ausserordentlichen Vermögens sah, sich vorzügliche Männer wiederholt um sie bewarben, war sie nach wie vor unabhängig geblieben. Wie konnte ich nun annehmen, daß sie meinetwegen ihre Freiheit durch die Ehe fesseln werde? Ich durfte mich an persönlichen Vorzügen, wenigstens mit e:

nem ihrer abgewieſenen Bewerber gar nicht meſſen, mein Vermögen eben ſo wenig mit ihrem eigenen Reichthum, das Alter und den Glanz meines Adels kaum mit dem ihren.

Zuletzt blieb mir das Reſultat, daß ich ihr ganz in dem innigen Tone, welchen ſie ſo gütig in ihren Briefen gegen mich angeſtimmt hatte, fleißig ſchreiben, ſie ſobald als möglich in Prag beſuchen wolle, doch aus Delikateſſe nie meines Wunſches mit ihr vermählt zu ſeyn erwähnen dürfe. Auf meiner Seite wäre ja aller Vortheil einer ſolchen Verbindung geweſen, und das Glück derſelben konnte mir nur als eine ungeſuchte Gabe von ihr werden.

Ich fand Mittel, den Briefwechſel mit ihr auf einem ſichern, wenn gleich langſamen Wege fortzuſetzen; und ihre Schilderungen von Prag, als der Früh-

ling angebrochen war, würden meine Ungeduld dieſe Stadt zu ſehen, ſelbſt wenn ſie nicht dort geweſen wäre, erregt haben.

„Ich wohne nun auf einem Gartenhauſe, ſchrieb ſie, wieder hoch an einem Hügel, deſſen ganze Rundung mit Blüthenbäumen bedeckt iſt. Wohin ich auf die entgegengeſetzten, und mich umkreiſenden Berge ſchaue, iſt alles voll von gleichem Blüthenglanz: nur der dunkle Wiſchehrad ſteigt ſchroff mit öder Felswand in die Moldau hinab. Er ſcheint über eine Vergangenheit zu trauren, wo das goldene Zeitalter Böhmens ihn vor allen geſchmückt hatte; mit dem jungen Leben unſerer Tage und Geſchlechter, wo ſeine Ehre erloſchen iſt, in keiner Verbindung ſeyn zu wollen. Man ſieht ihn auch faſt nie von der Sonne beleuchtet, und die Glocken auf ihm ſchlagen immer eine Viel-

telstunde früher, wie im übrigen Prag, als eilte er, der Zeit los zu werden."

„Wissen Sie, theuerster Freund, was am frühen Morgen mein erstes Geschäft ist? Ich spähe mir einen Thurm aus, nach dessen Kirche ich in den späteren Stunden wallfahrten will. Prag ist reich an Kirchen, die sich durch ihre Bauart, ihre Denkmale, am meisten durch die Erinnerungen auszeichnen, welche die denkwürdigsten Epochen der böhmischen Nationalgeschichte herbeiführen. Mir ist der alte Tein die liebste von allen, und seine beiden schönen Thürme, so oft ich sie anschaue, sagen mir, komm heute wieder zu uns. Auf den Tag freue ich mich zum höchsten, wann wir zusammen in die kleine alte Kapelle der heiligen Ludmilla treten werden, und Sie mir eine romantische Vorzeit Böhmens, die verworren vor mir liegt, begreiflich machen. Das fällt ei-

nem Weibe faſt unmöglich, ſich aus dürren, abgeriſſenen, ungeſonderten Nachrichten ein richtiges Bild vergangener Zeiten zu entwerfen. Mich dünkt, dazu gehört ein männlicher Geiſt. Ihnen darf ich ja wol vertrauen, daß ich überhaupt nun oft an mir die Entdeckung mache, das Weib könne Vieles in Wiſſenſchaft und Kunſt nur durch die gegenwärtige Beihülfe eines männlichen Geiſtes begreifen- eine Wahrheit, die ich ſonſt mit Widerwillen von mir wies."

Dergleichen Stellen in ihren Briefen belebten meine Hoffnung auf eine unauflösliche Verbindung mit ihr, und noch mehr ein kleiner Umſtand, den ich mit großem Vergnügen bemerkte. Ihr Geiſt war ſo reich und das Eigenthümliche allenthalben ſo ergründend, daß ihre Feder kaum einen Gegenſtand zu berühren brauchte, und ihm entfloß ein Strom von Gedanken, welcher ſich wenig darum bekümmerte, an

wen diese ursprünglich gerichtet waren. Darum verschwand in der Regel meine Persönlichkeit in ihren Briefen weit mehr, als bei einem gewöhnlichen Verhältniß die Höflichkeit erlaubt hätte. Hatte sie mir nun einen Brief der Art geschrieben, so konnte ich sicher seyn, daß die Nachschrift nicht fehlte, worin nichts von Höflichkeit, aber ein so gedrängter Ausdruck ihrer Freude über unsre Freundschaft, daß er mir tief ins Herz ging. Ich sah daraus, es war ihr Bedürfniß, mit einer fast zärtlichen Innigkeit meiner zu gedenken. Kam ein Brief von ihr an, sah ich zuerst nach, ob er ein Postskript hatte; doch las ich es nie vor dem Briefe selbst, um ganz die Stimmung zu wissen, welche vorangegangen war. Auch herrschte stets in ihren Gedanken eine solche musikalische Composition, daß ihre Nachschrift allemal den Theil eines Ganzen ausmachte.

Aus Holland führten mich meine Sendungen an den Oberrhein, und so war ich ihr schon viel näher. Doch dauerte die Freude darüber so kurze Zeit, daß ich sie kaum empfand. Die ungeheure Verwickelung der europäischen Angelegenheiten, durch die immer weiter um sich greifende Dynastie Bonaparte's, verrückte in den meisten Ländern den Stand der Dinge so, daß die Regierungen sich nach den Berichten ihrer gewöhnlichen Gesandschaften nicht mehr orientiren konnten. Mir widerfuhr abermals das Schicksal, daß ich insgeheim gesandt wurde, um über den Geist der Völker und Regierungen und der politischen Partheien des Landes Bericht abzustatten, und meiner Ansicht gemäß diensliche Verbindungen anzuknüpfen. Ich werde an einer andern Stelle die Beobachtungen mittheilen, welche ich über das damalige Spanien machte, wo ich den reinsten adelichen Geist gefunden habe, der

unstreitig das trefflichste unter den Elementen war, welche ich dort zum glücklichen Widerstand gegen eine neumodische Tyrannei sich immer mehr vereinen sah. Hier würden mich diese Mittheilungen ganz und auf lange Zeit von der Gräfin Rosamunde wegführen; und sollte ich jetzt in Aufzeichnung dieser Memoiren die schmerzliche Ungeduld noch einmal fühlen, welche ich in der Wirklichkeit nur zu sehr empfunden habe?

Während meines Aufenthaltes in Spanien erhielt ich keinen Brief von meiner Freundin: bei dem Inkognito, was ich soviel wie möglich beobachten mußte, hielt es sehr schwer, daß irgend eine Zuschrift an mich gelangte. Ich war froh, wenn ich nur meine Berichte auf irgend einem sichern Wege an die Behörde brachte. Der neue Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich hemmte mich noch mehr, und vermehrte meine Ungewißheit, ob sie

in Prag geblieben sey? Der bald erfolgte Friede ließ mich nach Deutschland zurückkehren, entband mich vorläufig alles diplomatischen Zwanges, und ein Brief von Rosamunde sagte mir bald, daß sie auch zur Zeit der höchsten Gefahr, wo der Feind den größten Theil der österreichischen Monarchie besetzt hatte, Böhmen nicht verließ; denn ihr Vertrauen zu der Natur dieses Landes war so groß, daß sie nicht fürchtete, es werde je die Franzosen in sich aufnehmen. Ueber die Anstrengung der Böhmen, die österreichische Monarchie zu erhalten, schrieb sie mir mit Begeisterung.

Als ich mir die sichere Hoffnung machen konnte, bald zu ihr zu reisen, gab sie alle Reisepläne auf, die sie gleich nach dem Frieden ausführen wollte, um das österreichische Kaiserreich nach seinen verschiedenen Bestandtheilen kennen zu lernen. Sie bestand darauf, mich zum erstenmal

schlechterdings in Prag wiederzusehen, und in ihren Nachschriften war eine köstliche Freude über unser Leben daselbst. Ich stellte es mir noch erfreulicher vor, wenn es mich solcher Nachschriften nicht entbehren lassen müßte.

Als ich im Spätherbst anlangte, fand ich sie noch auf dem Landhause, welches ich durch ihre Briefe so gut kannte; und so war ich alsbald heimathlich bei ihr. Sie hatte mir in ihrer Nähe ein andres Landhaus miethen lassen. Oft denke ich daran zurück, wie viel vertrauter als je, wir nun in den ersten Augenblicken waren. Unsere letzte Stunde in Berlin hatte während unsrer Trennung so fortgewirkt, als wären wir zusammengeblieben; und vielleicht kam die vertraulichere Unbefangenheit, welche ich sogleich an ihr wahrnahm, auch daher, daß sich ihr Geist und ihre Weltansicht seit unsrer Trennung noch freier entwickelt hatten. Das Unglück und

der Sturz der preußischen Monarchie schienen sie aller Begrenztheit erledigt zu haben, und hatten offenbar auf ihr Inneres, ihre größere Selbständigkeit eben so gewirkt, wie ehmals ihr früher Verlust von Mutter, Vater und Bruder. Sie ward mir durch nichts ehrwürdiger, als daß überhaupt jeder Schmerz sie noch edler, freier, hingeneigter zu Menschen machte. Mit ihrer inneren Entwickelung war ihre äussere Schönheit im genauesten Zusammenhang. Ihre Gesichtsfarbe war blendender, ihre Gestalt voller geworden. Als ich sie zum erstenmal den Hügel herabkommen sah, stand ich still mit einem angenehmen Staunen, ehe ich ihr entgegeneilte.

Die Thürme des Teins waren das erste, was sie mir in der Luft wies, und schon am nächsten Tag nach meiner Ankunft fuhr ich mit ihr in die Stadt, oder, wie sie sagte, in die verschiedenen Jahrhunderte derselben. Meine Pferde wieher-

herten fröhlich, als ſie mich ſahen, und ich konnte mich an ihrem ſtattlichen Ausſehen nicht genug vergnügen. Es ſagte mir, mit welcher Sorgfalt ſie gepflegt würden. Sie ſchauten ſich immer um, als ich mich mit der Gräfin in den Wagen ſetzte, und ſo lange ſie der Kutſcher noch ſtehen ließ. Zum erſtenmal in meinem Leben hatte ich da ein mächtiges Gefühl von ſchöner, inniger Häuslichkeit. Sie ſah mich gerührt an und freudig, und merkte nicht, wie ſüß mir war, daß mein Elbogen an den ihren ſtieß. Indem wir fortfahren wollten, ſagte ſie noch: wir halten bei Ihrer Wohnung, denn ich muß meine Pferde ſehen; und als wir dort ausſtiegen, ich ſie ihr in derſelben Stattlichkeit, die mich an meinen vergnügte, zeigen konnte, und wir beide gleich traulich mit den edlen Thieren, die uns beiden gehörten, uns abgaben, ward mein Gefühl von Häuslichkeit immer vollkommener. Ein

lebendiges Eigenthum hatten wir gemeinschaftlich, und beide gleich lieb.

Als unser Wagen durch die Straßen rollte, schien es mir fast zuviel, daß ich so im Angesicht der Welt neben ihr sitzen durfte, sie von den Vorübergehenden ohne Zweifel für meine Gemahlin gehalten wurde; und als wir über die Moldaubrücke fuhren, die Pracht des Anblicks mich hinriß, sie unbekümmert um die Menschen meine Hand faßte, mit entzücktem Auge mich anschaute, wahrlich es gehörten die engen umwundenen Gassen dazu, durch welche wir dann fuhren, um mich wieder zur Besonnenheit zu bringen. Kaum waren wir in den Tein getreten, so führte sie mich in die Kapelle Ludmilla's. Die fromme Seele, welche in diesem engen kleinen Raum sich zu allen Zeiten des Tages demüthig mit Gott unterhielt, scheint hier noch heimathlich zu seyn. Von ihr gestiftet, brennt noch dämmernd wie

durch die Nacht der Jahrhunderte das heilige Lämpchen. Ueber dem kleinen Altar hangen noch weibliche Arbeiten, von Ludmilla verfertigt: die Herzogin glaubte ihren weiblichen Fleiß so genehm vor Gott, als ihr Gebet. Stillschweigend leitete mich Rosamunde an ein Pförtchen zur Seite. Die Stiegen, sagte der begleitende Kirchendiener, führten zu dem Wohnhause von Ludmilla. Mit wie beschränktem Raum, äußerte ich, begnügten sich vormals die Menschen für ihr Leben und ihre Andacht. Rosamunde sprach keine Sylbe in der Kapelle. Sie schien tief bewegt. Als das Lämpchen der Heiligen einen Dämmerschein über ihr Gesicht warf, und ihr Auge wie ein Stern dagegen leuchtete, ergriff ich ihre Hand und sagte gerührt: wie schön ist, daß eine so hohe, freie Seele den engen, dunklen Raum alterthümlicher Frömmigkeit so lieb gewann. Ohne eine Erwiderung trat sie zurück in die lichte Kir-

che, und wies auf die Kanzel: dort hat Johann Nepomuck mit dem festen und sanften Christussinne zu dem Volke gepredigt, noch den Tag vorher, ehe ihn der wilde Wenzel foltern und in die Moldau stürzen ließ, weil er der tugendhaften Königin und dem unverbrüchlichen Geheimniß der Beichte treu war. Sehen Sie, wie ausgehölt die Stufen dieser Kanzel sind, und blos von den Tritten der Prediger, welche hier das Christenthum verkündeten. Wie ungestüm mag sie oft der feurige Rokyczana erstiegen haben, welcher den unbändigsten aller Geister, den Hussitenzorn, durch seine Beredsamkeit zu erregen und zu beschwichtigen wußte. Ich hatte nichts zu erwiedern, als daß ich meine Unkunde der böhmischen Geschichte gestand, worauf sie versicherte, daß wir schon diesen Nachmittag sie zusammen begönnen; die böhmische Sprache habe sie gelernt, und wolle mir manches historische Blatt aus ihr verdeut-

ſchen; dagegen übertrüge ich ihr das, was über Begebenheiten und Personen, welche ſie ſich ausgezeichnet hätte, lateiniſch geſchrieben ſei, und fuhr dann fort: gern habe ich hier das Grabmal von Tycho Brahe gefunden, neben der Kanzel der Huſſitenlehre, die ganze Menſchengeſchlechter in Aufruhr und Verwirrung brächte das Grab des Sehers, der den ewig ruhigen Gang der Sterne beobachtete und ſeine Geſetze entdeckte.

Indem füllte ſich der Tein allmählig mit Menſchen zum Gottesdienſt, wir traten zurück in den Hintergrund. Flüchtig deutete Roſamunde noch auf ein Gemählde an einem Pfeiler, wo der heilige Wenzel, von einem Engel geführt, indem der andre ihm den Herzogsmantel vom Schritte hebt, abgebildet war. So anmuthig und ſchön, ſagte Roſamunde, war der Enkel und Zögling Ludmilla's. Man kann nicht längere Zeit in Böhmen leben,

ohne diese beiden Gestalten und Johann Nepomuk lieb zu gewinnen. Die böhmische Geschichte, die Phantasie des Volkes, die Volksfeste, die Kirchen und das Land, alles ist durch diese drei Gestalten beseelt worden.

Das Orgelspiel begann, und Rosamunde schritt hinaus. „Heute sehen wir nichts weiter; dem Tein gebührt, daß wir den Eindruck von ihm unvermischt erhalten.“ Die Pferde wieherten wieder fröhlich, als sie uns vereint an den Wagen kommen sahen. Wir flogen hinaus zur Freiheit der Natur und der Berge: auf der Brücke ließ die Gräfin langsam fahren. Von der Seite, wo wir jetzt kamen, war der Blick von ihr noch überraschender und prächtiger; denn es war, als stiege die hohe Burg von ihrem Berg uns entgegen.

Täglich besahen wir nun neue Merkwürdigkeiten Prags, und waren anhaltend

fleißig in Erlernung und Erforschung der Historie Böhmens. Täglich bildete sich die Innigkeit und Vertraulichkeit unseres Lebens fester; und doch wollte unser Verhältniß keinen andern Charakter gewinnen, als ein fast idealisches zwischen Schwester und Bruder. Von mir kam dies nicht, vielmehr litt ich mitten in diesem glücklichen Leben von dem Zwange, welchen ich meiner Leidenschaft, meiner Sinnlichkeit auferlegte. Und warum, fragte ich mich wol selbst? was quälst du dich selber? warum sprichst du nicht frei zu ihr von den Trieben deines Herzens? warum drückst du nicht deine Lippen auf ihren geliebten Mund? hat sie dich doch zuerst geküßt. Auf alle diese Fragen konnte ich mir keine andere Antwort geben, als daß ich Nichts wagen dürfe, wodurch die Freiheit, Zartheit und Ruhe unseres gegenwärtigen Verhältnisses leiden könnte; und so verging der schöne

Herbſt, ohne daß ich mir ſchmeicheln mog-
te, meinem eigentlichen Ziele näher gekom-
men zu ſeyn.

Eines Tages, da ſich die Raubigkeit des Herbſtes bemerklich machte, äußerte ſie, daß wir nächſtens in die Stadt zie-hen würden; ſie rechne darauf, mich den ganzen Winter in Prag feſtzuhalten. Na-he bei ihrer Wohnung auf dem Hradſchin wäre eine für mich ſchon vorläufig in Be-ſchlag genommen.

Ich bleibe bei Ihnen, erwiederte ich, ſo lange mein Hof mich hier ruhig läßt. Nirgends finde ich eine ſolche Fülle des Lebens, wie bei Ihnen. Aber unſere Ge-danken und Empfindungen und unſer gan-zes Seyn werden ſo ineinander verwachſen, daß ſie nicht mehr auseinander geriſſen werden können; und wie ſoll da unſere Zukunft werden?

Schön, entgegnete ſie, und immer ſchöner. Bin ich nicht ganz unabhängig

durch mein Vermögen, und iſt mein Herz nicht frei durch den Tod meiner Geliebten? Schon wollte in mir eine freudige Ahndung aufſteigen, daß ſie auf die Möglichkeit einer Ehe mit mir hindeuten werde, als ſie fortfuhr: an dem liebevollen Andenken meiner ſeeligen Mutter hatte ich der Liebe genug, als ein junger Künſtler, der auf ſeiner Reiſe nach Italien in das Haus meines Vaters kam, und ſich erbot, ein paar Monate bei uns zu bleiben, um meine Liebe zur Mahlerei zu leiten, mir ſeine tiefe und lang verſchwiegne Leidenſchaft für mich, gegen das Ende ſeines Aufenthalts entdeckte. In ihm war ein reiner, hoher und treuer Genius: ein geiſtvolleres Geſicht bei ſoviel Seele in der ganzen würdigen Geſtalt war mir nicht vorgekommen. Ich fühlte in mir den Anfang einer Leidenſchaft, die mich erſchreckte. Unſer Verhältniß ward angſtvoll. Die

Spannung in mir mußte meinem Vater nicht entgangen seyn. Er veranlaßte den Künstler zu scheiden; aber beim Scheiden verbarg ich dem bescheidnen jungen Manne nicht mehr, was ich für ihn empfand. Nach seiner Entfernung hielt ich es meiner unwerth, meinem Vater den Zustand meines Herzens zu verschweigen. Du wirst verständig seyn! war seine einzige Antwort. Ich erkannte an seiner Erblassung, was sie bedeutete. Wenige Tage darauf fiel er in seine Todeskrankheit; dem Sterbenden mußte ich versprechen, nie den Künstler zu heirathen. Zugleich gelobte ich mir selbst, auch keinen andern. Ich erhielt einige Briefe von meinem Freund aus Italien, die zu voll von zärtlicher Hoffnung waren, als daß ich ihm nicht offen mein Gelübde melden mußte. Gleichwol — aller Freude an der Entwicklung seines Genius, an seiner Freundschaft, vielleicht auch an seiner Liebe wollte ich

nicht entsagen; auch seinetwegen reiste ich nach Italien. In Mailand fand ich sein Grab. Ich verweilte lange in dieser Stadt; doch erst in Rom unter den Denkmalen des Alterthums ward mir wieder ruhig. So sahen Sie mich zum erstenmal. Lieber Freund, den Ausdruck des Herzens, der Gesinnung von meinem geschiedenen Freunde fand ich in Ihrem Aeußern ganz wieder: der Geist drückt sich freilich in Haltung des Diplomatikers und des Künstlers ganz verschieden aus.

Rosamunde sprach sehr bewegt, mit gedämpfter Stimme, mit einem unbeschreiblichen Wechsel wehmüthiger Modulationen; sie merkte nicht, welche Bewegungen von Eifersucht, Freude und Schmerz in mir vorgingen, und sprach nach einer Pause weiter: Sie wissen, daß mein geliebter und einziger Bruder nicht lange nachher fiel. Das Schicksal brach alle meine Liebe plötzlich ab. Mitten un-

ter den Schmerzen wurzelte bei mir die Ueberzeugung, daß ich Mutter, Bruder und den Geliebten verlieren konnte und fortleben, daß ich dies nicht vermögte, wenn der Geliebte durch Bande der Ehe mir Alles in Allem, einerlei mit meinem Seyn geworden wäre, und mir dann durch den Tod in der Kraft des Lebens entrissen würde. Ich fürchte das Glück der Ehe. Auch könnte ich nicht ohne Leidenschaft mich auf immer mit einem Manne verbinden, und Leidenschaft soll nicht wieder in mir aufkommen; sie lähmt die Freiheit des Geistes.

Als sie nun gänzlich schwieg, wußte ich wahrlich nichts zu erwiedern. Mir war, als wenn ich alles verloren hätte, und ich wußte mir nicht zu sagen, was ich denn verloren habe. Eine Zeitlang saß ich noch stumm, kein Wörtchen ward zwischen uns gewechselt, und als ich aufstand wegzugehen, fragte sie innig: kommen

Sie morgen wieder? Ich fürchtete, daß meine Thränen hervorbrächen, und ging ohne zu antworten.

Auf den Bergen schweifte ich den Abend umher, und kam zu keinen festen Gedanken über meinen Zustand. Erbittert überlegte ich mein Schicksal, welches mich trotz aller diplomatischen Oede und Zerstreuung mit dem innigsten Verlangen nach dem unauflöslichen Verein mit einer seltenen Frau erfüllte, alle äußern Umstände zu Befriedigung meines Verlangens auf das günstigste zusammenstellte, mir die Achtung, das Wohlwollen, die Neigung, vielleicht gar die Liebe der herrlichen Frau schenkte, und zugleich in ihrer Gesinnung und ihrem Entschluß einen ewigen Bann der Scheidung zwischen uns legte.

Am andern Morgen schrieb ich ein paar Zeilen an Rosamunde, und bat sie, in die Stadt zu ziehen, und mich vor der Hand allein draussen zu lassen. Ihre ge-

ſtrigen Verſtändniſſe hätten eine kurze Trennung zwiſchen uns nöthig gemacht. Ich würde ſie in der Stadt wiederſehen, ihr Freund für immer. Sie erwiederte: was Sie wollen, geſchieht. Laſſen Sie uns jetzt den Schmerz ertragen, wir ſichern uns durch ihn gegen einen Schmerz, der nicht zu ertragen ſeyn könnte.

Von der Heiterkeit, die ſich auf meine Anhöhen lagerte, als die Gräfin weggezogen war, kann ich mir kaum noch einen Begriff machen. Wir hörten eine geraume Zeit nichts von einander. Endlich faßte ich Muth, mich nach der mir beſtimmten Wohnung zu erkundigen, und wieder in ihre Nähe zu ziehn.

Bei meinem erſten Beſuch empfing ſie mich mit dem ganzen Ausdruck ihrer Freude, mich wiederzuſehen; aber unſer Geſpräch war minder belebt wie vormals, wenigſtens vermieden ſie und ich alle Gedanken und Gegenſtände, die eine weiche

Stimmung herbeiführen konnten. Sie hatte die Verordnungen der neuen preußischen Staatsorganisation bekommen, die ich freilich nach öffentlichen Blättern kannte, doch nie beachtet hatte. Ich nehme daran Theil, sagte sie, denn ich verehre ihren vornehmsten Urheber, den Freiherrn von Stein. Wahrscheinlich bringt er den Winter in Prag zu. Sie finden bei ihm eine sehr bedeutende Unterhaltung. Er hat einen scharfen, strengen Geist und Charakter, und doch zugleich ein Wohlwollen in sich, welches jede Volksklasse der bürgerlichen Gesellschaft beglücken mögte. Dies an ihm wahrzunehmen, freute mich um so mehr, weil er auf alten Adel, die Ehre seines Geschlechtes, sehr viel hielt. Ich mögte wol sagen, er hat in seinen Tugenden einen ritterlichen Sinn, in seinen Begriffen und Neigungen Freiheit und Trieb eines Britten. Aus der englischen Litteratur scheint er mir auch vor-

züglich seine Cultur hergeholt zu haben. Die Staatswissenschaft ist bei ihm zur Gemüthssache geworden, und giebt ihm eine solche Befriedigung, daß ich an seiner so lebendigen Natur keine vorzügliche Empfänglichkeit für die schöne Kunst bemerkte. Man sollte darum glauben, daß er das entgegengesetzte Extrem von Göthe sei, und gleichwol hat er mich an diesen erinnert. Solchen Eindruck zu entziffern, habe ich hin und hergedacht, und zuletzt fand ich doch keinen Aufschluß, als die Vermuthung, ihre Aehnlichkeit komme von der Gewandtheit, mit welcher Göthe die Kunst und das Leben als Stoff für den Künstler praktisch, Stein aber als Geschäftsmann die Wissenschaft und ihre Entdeckungen für das Leben praktisch anzugreifen weiß. Was in jenem die Phantasie, ist in diesem das Temperament, und ist jener vergnügt, wenn das Leben nur eine Gestalt gewinnt, so ist dieser nur mit

einem raſtloſen Handeln zufrieden. Beide ſind, wenn ich nicht irre, am Main geboren, und es giebt ein gewiſſes ſcharfes Blicken ſchwarzer Augen, das gar nicht beſonders gutmüthig ausſieht, welches ich häufig an Menſchen aus jenen Gegenden gefunden habe. Weiche Lippen ſind ſelten damit vereinigt, und der ſcharfe Ausdruck wird daher durch den Mund verſtärkt.

So beſchrieb mir die Gräfin einen Staatsmann, welcher in der Geſchichte vorzüglich durch ſeine Oppoſition gegen Napoleon leben wird. Als ich dies äußerte, ſetzte ſie hinzu: und wenn er gleichwol Urſache hat, für ſeine Perſon den Machthaber Frankreichs zu haſſen, ſo denkt er daran doch gar wenig, weil er im Namen Deutſchlands und als ein preußiſcher Patriot ihn unermeßlich haßt.

Auf gleiche Weiſe ſchilderte ſie mir in unſren Geſprächen mit ihrer gewohnten Feinheit manche denkwürdige Männer, die

ich nicht persönlich kannte, auch ganze Stände, wie den böhmischen Adel, mit einem so treffenden Witze, daß man sie als Individuen vor sich sah. Der Gang meiner Memoiren bringt mich noch auf alles dies zurück. Jetzt, da ich das peinigende Verhältniß, in welchem ich damals zu ihr war, wieder gegenwärtig empfinde, entferne ich soviel wie möglich alle Gegenstände, deren kaltes Dazwischentreten ich mir damals gefallen lassen mußte.

Der Zwang, welchen wir uns beide anthaten, [illegible] bei mir die Folge, daß meine Neigung zu ihr zu einer Leidenschaft wurde, die meine Ruhe gänzlich untergrub. Der Jüngling liebt rasender, als der Mann; doch hat alle Raserei ihre Rettung in sich selbst, in ihrer kurzen Dauer. Wird in dem Herzen des Mannes die Liebe zur Leidenschaft, so ist sie mit der hellen Erkenntniß der Eigenschaften des geliebten Wesens verbun-

den, mit der Ueberzeugung, daß er nur mit dieſer Frau einen Bund ſchließen könne, der ſeiner Natur und Beſtimmung, ſeinen Bedürfniſſen zuſage. Dadurch wird ſeine Leidenſchaft ein dauernder Zuſtand, und er ſieht gar kein Glück mehr vor ſich, wenn ſie nicht beglückt wird. Ich ſagte mir dies täglich, ſtündlich, und je mehr Pein ich fühlte, deſto ſchöner ward mir Roſamunde. Bei der Liebe meiner Jugend iſt meine Sinnlichkeit nie ſo glühend aufgeregt, als ſie es durch den Froſt wurde, der nun auf unſrem Umgang lag. Ihre Geſtalt war mir immer vor Augen. Sie pflegte wenig mit ihrer Kleidung zu wechſeln, und dies trug wieder dazu bei, daß ſich alles an ihr ohne irgend eine Zerſtreuung meiner Phantaſie wie unveränderlich eingrub. Zu jener Zeit, da es winterlich wurde, trug ſie Tag für Tag ein ſchwarz ſammetnes Kleid, über welches ein indiſches Shawl mit den glühendſten Farben

sich reich verbreitete. Sie hatte eine unnachahmlich graziöse Weise, sich das Shawl umzuwerfen, es bald so, bald so zu halten, ohne daß man merkte, daß sie es hielt, und wo man es wol gemerkt hätte, vergaß man alles über die wunderschöne Hand, die aus den schwarzen Aermeln länglich vorblickte. Oft hätte ich sie bitten mögen, eine andre Tracht zu wählen, damit sie nur eine andre wäre, als die, welche Tag und Nacht meine Phantasie quälte, und wenn ich zu ihr ging, mußte ich mir [illegible] sagen, nun wird sie wieder in dem lang [illegible]wallenden Kleide, in dem zauberhaften Shawl vor dich treten, ihn weit umbreitend auf dem Sessel ruhn, und du wirst wieder schauen, was du nie erlangst. So kommst du, so gehst du, immer und immer auf einer Lebensbahn, die zu keinem Ziele führt.

Eines Tages, da ich mir dies auf dem Hingang bitterer wie jemals vorge-

worfen, ſah ich ſie freudiger, gütig und innig wie ſonſt; mir war, als ob mir die Frühlingsſonne aufginge. In acht Tagen, ſagte ſie, wird eine Freundin bei mir ſeyn, die ich nie ſah, gleichwol herzlich liebe, und auch als ein Geſchenk meiner ſeligen Mutter verehre. Ich mogte kaum zwölf Jahre alt ſeyn, als meine Aeltern eine ferne Reiſe unternahmen, und mein Vater darauf beſtand, daß mein Bruder und ich zurückbleiben ſollten. Bei ihrer Heimkehr brachte mir die Mutter Zeichnungen von Gegenden mit, die mich unausſprechlich anzogen. Warum, habe ich mir ſpäterhin begreiflich gemacht: Jede Zeichnung war wie ein Gedicht, und alle zuſammen ſchienen mir wieder ein einziges Gedicht zu ſeyn. Trümmer von Burgen waren auf allen, aber auf jeglicher in neuer Geſtalt, und die mannigfaltigſte, blühendſte Natur mit der reichſten Ueppigkeit war nun ſo, nun anders zu

den Trümmern gestreut. Die verschiedensten Baumgruppen, Wiesen und Gärten, Landseen, Ströme und Bäche, einzelne Landhäuser, Dörfer und fernherblickende Städte mit ihren Thürmen, alles war benutzt, um die Gegenwart mit ihrer Bewegung und Fröhlichkeit um die Trümmer und die Vorzeit zu schlingen. Man konnte nie bestimmen, ob der Eindruck mehr ernst, oder mehr heiter sei. Nur auf einer Zeichnung ging die Heiterkeit in Ausgelassenheit über. Aber warum erzähl' ich Ihnen davon? warum zeige ich sie Ihnen nicht? warum habe ich sie Ihnen noch nicht gezeigt? Doch, sie liegen zu unterst in meinem Koffer in der großen Mappe, und ich habe ihn nur zum Theil ausgepackt; denn ich denke noch immer daran, wie unangenehm mir war, bei meiner Flucht nach Berlin, seine Sachen verworren durch einander, und zum Theil zu ih-

ren feemdartigen werfen zu müßen. Helfen Sie mir sie hervorheben.

Auf einmal war ich ihr wieder näher gerückt, das Bild jener bewegten Abschiedsscene kam mit Macht über mein Herz; ich berührte ihren Arm, ihre Hand beim Hervorheben der Sachen, und als ich, ehe wir die Mappe öffneten, alles Uebrige mit ihr in das Fachwerk eines Schrankes ordnen mußte. Ich begreife doch nicht, sagte sie inzwischen, was mich so sehr zerstreut und beschäftig hat. Aus Böhmen brauche ich doch gewiß nicht zu fliehen; warum habe ich mir diesen Schatz der Liebe und Treue nicht schon lange geordnet?" Sie sann, ein Weilchen nach und erröthete sehr hoch War mir nicht zu verzeihen, wenn ich bei mir in ihrem Namen antwortete, daß ihre Theilnahme für mich der Anlaß jener Zerstreuung sei?

Die Zeichnungen fand ich durchaus so, wie sie mir dieselben beschrieben hatte, und äußerte ihr blos die Bemerkung, daß der Künstler darauf bedacht gewesen sei, den verschiedenen Gegenden ein entsprechendes Geschäft der Menschen anzuweisen, und so auch das Bemühen, das Gewerbe des täglichen Lebens mit der Vorzeit in Verbindung zu bringen. Ja freilich, entgegnete sie, dies brachte eben die künstlerische Heiterkeit zu der muthwilligsten Ausgelassenheit. Sehen Sie diese Zeichnung, wo die Trümmer eigentlich noch keine sind, die Burg noch fast ganz unversehrt steht, und welche alte Pracht dieser Burg. Durch dieses Fenster sehen Sie auf den Söller, wo die hohen Rittergestalten den Becher vor sich und in der Hand feurig zu einander sprechen; drei haben sich in die Fensterbogen gelegt, und schauen mit Stolz und Hohn hinab; und wohin? Hier auf die Landstraße, wo bei dem Karren des

Körners eine Kutsche vorbeifliegt, in welcher ein Mann mit hoher Frisur ein wenig vorbeugt sitzt, vielleicht ein Herr von Ihrem Stande, Herr Diplomatiker? Die folgende Truppe, halb zu Fuß, halb auf einem Fuhrwerk, von welchem Teppiche und wunderliche Verbrämungen herabhangen, weiß ich nicht genug zu deuten. „Doch keine reisende Schauspielertruppe? fragte ich. „Schwerlich; denn ich glaube, diese Figuren sind allegorisch. Wir werden meine Freundin darum fragen müssen; und welche Allegorie wird sich ein zwölfjähriges Fräulein denken?

Indem rückte sie das Blatt, und ein anderes sah hervor, welches von einer ganz andern, geübten, festen, wahrhaft künstlerischen Hand war. Ich zog es heftig hervor, die Gegend war mir wohlbekannt, einer meiner Lieblingsblicke nicht weit von Mailand. Eine innere Stimme hatte mir

sogleich gesagt, dies Blatt sei von dem Geliebten. Ich konnte nicht danach fragen, konnte sie selbst nicht mit einem Blick fragen, und plötzlich überkam mich eine Eifersucht, die mir den Athem raubte. Sie war bisher gegen meinen Kummer wenig lautbar geworden, und in dieser schönen Stunde, wo ein zärtliches Vertrauen und Hinneigen wieder zwischen uns begann, musste sie wie ein Dämon über mich herfallen. Kaum vernahm ich, was die Gräfin sagte, nur ungefähr verstand ich, daß er diese Zeichnung in seinen letzten Lebenstagen gemacht habe, als er seinen Tod nicht mehr fern glaubte, daß sein letzter Auftrag gewesen sei, an sie dieses Blatt zu senden. Unwillkührlich schlug ich es um. Da sah ich wieder eine Gegend von Mailand, eine Stäte der Todten. Ich erkannte ihren Giffel, häufige Spuren von Thränen auf dem Papier. Die Eifersucht rang in mir mit der Theilnahme

an ihrem Schmerz, und behielt doch die Oberhand. Ich starrte das Blatt lange an, und als ich zur Seite sah, stand sie nicht mehr neben mir, war in den Sessel gesunken, und verhüllte ihr Gesicht in ihr Tuch. Ihre Thränen flossen unwiderstehlich. Uebermannt, erweicht von ihrem Schmerz, war ich lange unschlüssig, ob ich alles über ihre Qual vergessen werde. Doch auf einmal rief ich: Rosamunde, meiner Liebe, meinem Glück ist nichts entgegen, als der Schatten des Geliebten! und in demselben Augenblick ging ich hestig von ihr hinweg.

Es war mir unmöglich, in den nächsten Tagen wieder zu ihr zu gehn. Ich dachte fast nichts, als den einen Gedanken, daß die Gründe, welche sie von dem ehlichen Leben zurückhielten, nichts als Scheingründe waren, daß ihr Bangen, den Verlust eines Gemahls nicht überleben zu können, ihre Furcht vor der Lei-

denſchaft, durch welche allein ſie in die Ehe geführt werden könnte, eigentlich nichts waren, als die Stärke ihrer Leidenſchaft für den todten Geliebten. Anfänglich betäubte mich die Eiferſucht gegen den Troſt, welcher wirklich in dieſer Betrachtung für mich lag, und ſich immer mehr aufhellte. Es waren alſo nicht Grundſätze, die aus einer gewiſſen eigennützigen Anſicht von der Liebe entſtanden, was ſie meiner Liebe fern hielt, es war nicht eine für ein Weib zu ſtarke Selbſtändigkeit, was ihr die Ehe [illegible] vorſtellte. Wie hätte auch ein ſo zart weibliches und ſchönes Herz ſich fürchten ſollen, in Trauer um den geſtorbenen Gemahl liebevoll zu brechen? und wie hätte ein ſo heller und reicher Geiſt, welchem nicht entgehen konnte, wie viel von ſeinem Reichthum er durch eine frühe, vom Geſchick nicht begünſtigte Leidenſchaft gewann, ſich ſo ganz die Wahrheit verläugnen, daß das Be-

schränkende, welches die Leidenschaft allerdings mit sich führt, bei reiferem Verstande immer mehr schwindet, und sie diesem nicht nur einen neuen Reichthum verleiht, sondern auch nach dem Verhallen der ersten gewaltsamen Akkorde der ganzen Natur des Menschen eine gewisse freie und geistige Weite schaffen könne, die ihr ohne vorangegangenen Sturm schwerlich wird.

Dann gestand ich mir freilich wieder, daß sie von dieser Wahrheit höchstens nur eine Ahndung haben möge, da sie sich späterhin der Leidenschaft verschlossen hatte. Doch zugleich fiel mir die Nothwendigkeit ein, daß ich nun nicht ruhen dürfe, sie mit Hintansetzung aller Rücksichten und mit Gewalt in die Leidenschaft hineinziehn müße. Meine Liebe nahm durch diesen Entschluß noch plötzlich so an Stärke zu, daß es mich selbst befremdete, wie sie noch soviel wachsen konnte.

An demselben Morgen, wo der hellste Winterhimmel gewiß dazu beitrug, daß ich diesen heitern und meiner selbst einzig würdigen Entschluß faßte, bekam ich einen Brief von Rosamunde. Er lautete wörtlich so:

„Sie haben meine Thränen gesehn, die Ihnen und mir gesagt haben, was so viele Jahre mir dunkel geblieben. Ja, es ist wahr, noch immer erfüllt mich die Leidenschaft, von welcher ich wähnte, sie selbst beim Leben des Geliebten in mir entkräftet zu haben. Hell steht es vor mir, daß meine Liebe nur bei den Todten war, und mein Leben dadurch an Reichthum verlor, wie auch das Andenken an die Geliebten meine Tage verschönt hat.“

Ganz frei will ich nun mein Herz der Liebe zu den Mitlebenden öffnen, und ich sehe, daß die Zeichen des Schicksals dieser neuen Wendung meines Innern günstig sind. Die Freundin, die ich nur

nach der Schilderung meiner Mutter, ihren Kunstarbeiten, ihren Briefen lieb gewann, wird eben jetzt zu mir geführt, ich fühle, sie ist ein weibliches Wesen, welches ich erkennen, und doch innigst lieben kann. Seit meiner Mutter habe ich ein solches nicht wieder gefunden."

Und bleiben Sie nicht um mich, mein Freund? Sie haben mich zum erstenmal weinen sehn. Die Worte, womit Sie hinwegeilten, waren ohne Mitgefühl für mich und meinen Schmerz. Das thut mir wehe, so oft ich Ihrer gedenke. Wie viel des Bangen es zuletzt in unsrem Verhältniß gab, ich durfte Ihnen ja nicht sagen, wie unendlich ich davon nur darum litt, weil ich Sie leiden sah; und wie schmerzt mich, daß mich in Ihrer Gegenwart und auf solche Art die Entdeckung überraschte, wie voll mein Herz noch von dem todten Geliebten ist."

Sie wissen, daß ich meinem Vater auf seinem Sterbebette gelobte, den Künstler nicht zu heirathen, mir selbst das Gelübde that: und keinen andern! Ihnen brauche ich nicht zu sagen, wie ich durch ein Gelübde, wodurch ich keinem andern ein Recht gab, mich nicht gebunden glaube, sobald es mir durch eine bessere Einsicht, als mit welcher es geschah, entkräftet wird. Allein noch ist mir dies in diesem Fall nicht klar und entschieden, und so lange sein höherer Wille in mir meine Gelübde aufhebt, beharre ich bei ihnen mit Treue und Frömmigkeit. Mir ist nicht denkbar, daß ich Sie verlieren müßte, nicht mit ganzem Glück mein nennen könnte, ohne jenes Gelübde zu brechen."

Kommen Sie, mein geliebter Freund. Ihr Geist und Ihr Herz sind so reich, Kunst und Wissenschaft sind so überschwänglich, und die Natur ist unendlich. Was wollen wir mehr? Kommen Sie zu mir.

wir wollen uns durch keine Verstimmung mehr trennen. Kommen Sie, ehe meine Freundin übermorgen anlangt: ehe ich Sie nicht wieder mit Sicherheit mein nenne, kann ich mich des Tages ihrer Ankunft nicht ganz freuen. Wo ist für mich ein Glück ohne Sie?"

Ich sehe jezt wol ein, daß mich dieser Brief nicht zu einer so entschiedenen Hoffnung, sie sei nun unverlierbar mein, als ich damals faßte, berechtigen durfte. Wie ein ganz Glücklicher eilte ich zu ihr. Da bringt mir am Schluß meiner Stiegen ein Kourier einen Brief von unsrem Kabinetsminister. Ich erbreche ihn nicht ohne Bangen, und lese, daß ich mich sogleich aufmachen solle, und den Tag vor der Rückkunft des königlichen Hofes nach Berlin, daselbst eintreffen. Mit bitterem Frost steige ich wieder hinauf, und lasse den Kourier mir folgen, um dem Minister zu melden, daß ich in zwei Stunden

nach dem erhaltenen Befehl abgereiset sei.

Als der Kourier mit meinem Schreiben fertging, sagte ich: dies eine Mal noch ein Sklav der Pflicht und Ehre! nie soll dich wieder das diplomatische Treiben von ihr trennen.

So kam ich in einem Tumult von Glück und Schmerz, in einer Hast von Wonne und Pein in ihrer Wohnung an, und wie ich die Treppe hinaufgeflogen war, entstand mir so der Athem, daß ich hart vor ihrer Thür halt machen mußte. Eine ähnliche Bangigkeit habe ich nie erlebt. Als ich in das Vorzimmer trat, die Thür ihres Kabinets etwas aufstehen sah, ihr wohlbekanntes schwarzes Gewand, den farbigen Zipfel ihres Shawls, ihre schöne herabhangende Hand erblickte, hielt ich noch einen Schritt inne, und schon hatte ich ihre beiden Hände gefaßt und drückte sie an meine Lippen. Welcher Moment

der Seeligkeit und Angſt! rief ich aus, und zog ſie heftiger gegen mich, und drückte ihre Hände an meinen Mund, an meine Augen. Sie machte eine Bewegung, die Hände wegzuziehn. Nein, ſagte ich, nach zwei Stunden bin ich nicht mehr in Prag.

Ihre Beſtürzung darüber brachte mich zu einiger Beſonnenheit zurück. Ich ſah Thränen in ihrem Auge. Roſamunde, rief ich, nun haben Sie auch um mich geweint. Noch einmal muß ich dem diplomatiſchen Auge folgen, dann werfe ich alles von mir, was mich von Ihnen ſcheiden will.

Sie bat mich, auf den Seſſel neben ihrem Sitz mich niederzulaſſen, und ihr ruhig zu berichten, was mich ſo plötzlich hinwegtriebe. Mich dünkte, ſie hatte einen leiſen Argwohn, eine Beklümmerniß, als entferne mich nicht blos das Geſchäft, auch der Inhalt ihres Briefes von ihr

Unter den zärtlichsten Versicherungen, wie sehr mich derselbe erschüttert und entzückt habe, rollten ein paar Thränen durch ihr blühendes Gesicht. Es war eine unbeschreibliche Rührung und Weichheit in ihren sonst so festen Zügen. Auch sah ich Spuren, wie sehr sie in diesen Tagen mit sich selbst gerungen haben mußte. Was mir in ihrem Briefe meinem Glück noch hinderlich schien, jetzt zu bestreiten, war ich viel zu wenig gefaßt. Unser Gespräch hatte fast keinen Zusammenhang. Eine einzelne Bemerkung, abgerissene innige Worte, wurden nur lautbar. Unsere Wesen sprachen selbst unmittelbar mit einander. Zwischen uns war es unnennbar, wie nach einem Gewitterregen. Ihr Shawl war mit ein paar Falten auf meinen Sessel hingefallen, und lag auf meiner Hand. Ich fühlte es mit wonnigem Beben, und hielt mich nicht länger. Ich faßte ihren Arm und um-

ſchlang ſie, und drückte die Widerſtreben-
de feſt an mein Herz, und rief: Roſa-
munde, täuſche dich nicht mehr, du biſt
wahrhaftig mein!

Memoiren

des

Freiherrn von S—a.

Zweiter Theil.

Prag und Leipzig 1815.
Im deutschen Museum.

Inhalt des zweiten Theils.

Diplomatie und Liebe . . Seite 1.

Gräfin Agnes. Erstes Buch . — 176.

Diplomatie und Liebe.

Zweimal die Woche kamen wir regelmäßig des Abends in einem Garten zusammen: nie werde ich diese Abende vergessen, welche wir jedesmal mit Sehnsucht erwarteten.

Die Seele unserer Gesellschaft war der Marquis L., ein geborner Italiener, aber in **ischen diplomatischen Diensten, ein schöner Mann voll feuriger Phantasie und an Geist gebildet. Er sprach am wenigsten von uns allen, aber in seinem Gesicht war ein so reger und gern auffassender, zugleich prüfender und beurtheilender

Ausdruck, daß jeglicher das Beste, was er zu sagen wußte, an ihn richtete; und er hatte ein ganz besonderes Talent, dann durch ein paar Worte voll seinen Sinnes das Gesagte weiter zu spenden, und zu neuen Gesprächen fruchtbar zu machen. So hielt er gleichsam den Faden unserer ganzen Unterhaltung in seiner Hand.

Weit mehr sprudelten von Geist die beiden Abbés, welche mit uns beiden Diplomatikern zusammen waren, uns an Kenntnissen weit übertrafen, und die Welt wenigstens noch vielseitiger kannten. Auch sie waren noch in blühender Kraft, redlich, offen und überaus diskret. Daher kam unsre meiste Heiterkeit, daß wir unserer einander in dem kleinen Zirkel so gewiß seyn konnten.

Außer uns vier gehörte zu demselben nur noch ein Gesandschaftsrath des Marquis L., ein alter Diplomatiker von pedantischer Eleganz in Kleidung und Ma-

nieren, kalt, doch jovial, schlau und auflauernd, doch nicht unredlich, und ein Grab von Geheimniß. Ich erinnere mich nicht, daß er je auch nur das Gleichgültigste wiederholt hätte, was von andern gegen ihn geäußert war, und in allem, was er sprach und erzählte, war keine Person, kein Ort, ich möchte hinzufügen, keine Begebenheit und kein Gedanke; und gleichwohl wußte er zu interessiren, denn man hatte tausenderlei bei ihm zu errathen, und der Griff seiner Kartenmischung, daß man nicht auf die rechte Spur kommen sollte, war bewundernswerth.

Oft richtete sich unsre trauliche Unterhaltung auf Liebesabentheuer, die unsre Tage vergnügt hatten; aber wir Diplomatiker bestanden dabei schlecht gegen die beiden Geistlichen. Es ist unglaublich, wie mannichfaltig wechselnd und anmuthig ihre Verhältnisse zu den Frauen gewesen wa-

ren. Ihr Stand und ihre unterordneten Beziehungen in der bürgerlichen Gesellschaft hatten freilich viel dazu beigetragen. Selbst in Deutschland habe ich die Bemerkung gemacht, daß junge litterarische Männer, die bald als Erzieher der Kinder, bald als Hausfreunde, welche die Kultur zutragen, oder wegen andrer Anläße mit den vornehmeren Frauen in Verbindung kommen, überaus viel Glück bei ihnen machen. In der Regel sind sie viel gebildeter, als deren Ehemänner, zumal wenn dieselben Landedelleute, hohe Offiziere und dergleichen sind. Befleißigen sie sich gar der schönen Litteratur, üben etwas die schönen Künste, so schließt sich ihnen die weibliche Weichheit gern an, und der weiblichen Eitelkeit können sie viele Huldigungen bringen, die nicht einmal den Schein von Schmeicheleien haben. Unsre Abbés hatten große Fertigkeit fast in allen schönen Künsten, und kannten nicht nur

die poetiſche Litteratur vollkommen, ſondern ihre Rede hatte ein Kolorit, welches von ihrer eigenen dichteriſchen Phantaſie zeugte. Weil ſie aber nicht Größe des Charakters und der Mannskraft genug hatten, um eine tiefe Leidenſchaft zu fühlen und zu erwecken, konnten ſie der Liebesabentheuer deſto mehr erleben. Dabei muß ich noch bemerken, daß ich litterariſche und ſchöngeiſteriſche Männer ſtets über ihre Liebesverhältniſſe geſchwätziger fand, als Perſonen der vornehmen Welt, beſonders der diplomatiſchen, doch auch der militäriſchen. Der Grund mag darin liegen, daß jene Litteratoren ſelten von genug bedeutender Herkunft ſind, um auf die Delikateſſe noch mehr Gewicht zu legen, als auf die Tugend.

Lange dauerte es, ehe wir Diplomatiker etwas mehr gaben, als die oberflächlichſten von unſren Liebesabentheuern. Die Abbés machten mit Lachen die Bemerkung,

daß die meinigen wie ein didaktisches Gedicht wären, das sich in eine diplomatische Spitze auflöse. Anfänglich hätte ich ein ganz gewöhnliches Verhältniß zu einer Frau mit lyrischer Begeisterung und großer Sinnlichkeit genommen, dann wäre die Reflexion mit einer Lehre hinzugetreten, und darum hätte ich nicht schnell abbrechen können, wenn mir auch das Verhältniß schon zur Last war; nur durch meine diplomatische Haltung und eine epigrammatische Kälte wäre ich endlich des Liebesgottes los geworden: das müßte wol die deutsche Art zu lieben seyn.

Ihr möget Recht haben, erwiederte ich ihnen; denn von der ächten Liebe, die sein Wesen einmal durchdrang, und auf immer ein integrirender Theil seines Lebens wird, spricht der Deutsche ungern.

Hierauf brach einer der geistlichen Herrn in ein ziemlich lautes Lachen aus, und sagte: wir mögten einen Vertrag mit

Ihnen schließen, wie der Jude mit dem Kaufmann von Venedig, daß Sie einen solchen integrirenden Theil ihrer Brust hergeben müßten.

Die Liebeshändel der Diplomatiker, fiel der Gesandtschaftsrath mit Bedächtlichkeit ein, streifen so oft an diplomatische Geheimnisse, daß man sie nicht gut berühren darf.

Und gleichwohl, äußerte der Marquis L., der in allen Unterhaltungen nur erst zwei kleine Liebeshändel von sich ganz trocken erzählt hatte, gleichwohl will ich in diesem treuen Kreise ein Liebesabentheuer mittheilen, was sich in eine meiner wichtigsten diplomatischen Negociationen verflocht. Auch der Italiener kann eine Leidenschaft der Liebe hegen, welche ihn für sein ganzes Leben durchdringt, er kann es so tief, wie der Deutsche, und ich will weniger verschlossen seyn, als mein Freund da, der deutsche Freiherr. Gegen so eh-

renwerthe und verschwiegne Freunde, wie wir fünf, muß die Brust ganz aufgethan seyn, und ich hoffe, dieser Abend soll den Geist unsrer Abende noch trauter und erfreulicher stimmen.

In den Zügen des Marquis war etwas ungemein Hohes, als er dies sagte: man sah ihm an, wie er mit sich gerungen hatte, ehe er zu dem Entschluß kam, und welches Opfer er brachte, um der Freundschaft ihr reinstes Element vollendeter Freiheit und Offenheit zu geben.

So gespannt wir bei jener Erklärung des Marquis an seinem Gesicht hingen, war uns der Gesandtschaftsrath doch nicht entgangen. Oft haben wir nachher darüber gescherzt, wie er anfangs mit starrer Verwunderung den Gesandten anstaunte, als geschähe etwas ganz Unbegreifliches, dann auf seinem Sitz hin und herwackelte, sich ein wenig räusperte, in seinen Augen es immer hohler, an beiden Nasenflügeln

es immer bläſſer ward, wie er erſt einzelne Finger übereinander verſchränkte, und plötzlich beide Hände mit dem lebendigſten Fingerſpiel über einander hin und herwarf, als wollte er es ſchon alſo karten, daß wir doch keine geheime Kunde gewinnen ſollten.

Vor einer beträchtlichen Reihe von Jahren, begann der Marquis, ward ich von meinem Souverän — an den **iſchen Hof, fiel der Rath haſtig ein — **iſchen Hof geſchickt, fuhr der Marquis lächelnd fort; denn ich kann unſerm alten Freunde zu gefallen dieſen Namen verſchweigen: Sie alle werden den Hof unfehlbar errathen. Der Auftrag war, einen Handelstraktat mit demſelben einzuleiten und abzuſchließen. An ſich wäre das Geſchäft einfach; und leicht geweſen; aber in dem Entwurf zu dem Traktat, welchen unſer Miniſterium mir mitgab, ihn durchzuſetzen, hatten wir uns ſo vortheilhafte Din-

ge ausbedungen, und der Gegentheil hatte dabei so wenig Gewinn, daß ich mit Scheu und Widerwillen die Eröffnungen aufing.

An dem dortigen Staatsminister, mit welchem ich den Traktat unterhandeln sollte, fand ich einen alten, doch äußerst lebhaften und überaus geschwätzigen Mann, der jeden Augenblick den Gegenstand, worüber wir uns gegenseitig eröffnen wollten, fallen ließ, um auf Erinnerungen aus seinem Leben überzugehn, in welchen sich seine Eitelkeit spiegelte. Ich ertrug diese langweilige Weitläufigkeit mit bewundrungswürdiger Geduld, und übte mich in der Kunst, ihn bisweilen auf unsern Traktat zurückzubringen; dann wiederholte er jedesmal die Versicherung, wie geneigt sein Hof zu demselben sei, und daß ich an ihm einen alten erfahrnen und geraden Diplomatiker fände, welcher nur der Unterredung von Einer Stunde mit mir be-

dürfe, um das ganze Geſchäft abgethan zu haben. Plötzlich aber war er wieder in den Zeiten des Königs Auguſt von Polen, und wußte mir nicht genug Mächte zu nennen, welche ihn bald zum Finanzminiſter, bald zum Chef ihrer auswärtigen Angelegenheiten begehrt hätten. So waren bei unſrer erſten Zuſammenkunft drittehalb Stunden verfloſſen, und ich mußte weggehn, ohne nur mit ihm ins Reine gebracht zu haben, ob er mir einen Entwurf zu unſerm Traktat vorlegen werde, oder ich ihm einen Plan deſſelben mittheilen ſolle? Heftig kam er noch wieder aus ſeinem Kabinet geſtürzt, als ich ſchon unten an der Treppe war, und rief mir nach: wir wollen uns über die zu beobachtenden Grundſätze nächſtens gründlich unterreden. Mich durchlief ein eiskalter Schauder. Du unſeliges Labyrinth von Worten ſonder Anfang und Ende, ſeufzte ich, wie ſoll ich durch dich Handelswege bahnen,

auf welchen unser Vortheil und nicht der eure gemach einherziehe? Denn bei aller Flüchtigkeit und Auseinandergeflossenheit des alten Ministers hatte ich schon ein Vorgefühl von seiner Zähigkeit, wenn es auf seinen oder seines Hofes Vortheil ankäme.

Das Nächste war, daß ich umherspürte, ob sich dieses alte Labyrinth nicht umgehen lasse, und ich die Verhandlung an einen andern Geschäftsmann bringen könne? Allein auf seine Wurzeln traf ich in der ganzen Verwaltung des Landes, und mir wurde bald gewiß, daß der geringste Versuch, das Geschäft von ihm loszumachen, die Unmöglichkeit, während seines Lebens den Handelstraktat auszuwirken, nach sich ziehn werde. Mir blieb also nichts übrig, als mich wie ein Opfer dem alten Labyrinth zu überliefern. Vielleicht, hoffte ich, ist doch in ihm ein lichter Punkt, der zum Ziele leuchtet, noch zu entdecken.

Ich will nicht damit aufhalten, wie ich in mancher Unterredung einige Wochen hindurch von dem Gewirre, was er seine Grundsätze über Handel und Traktaten nannte, umstrickt ward. Umsonst war jeder Versuch, ihm irgend einen der hellen Gedanken beizubringen, welche die neueren Zeiten über Handel und Staatswirthschaft verbreitet haben.

In der Verzweiflung übergab ich ihm in einer schriftlichen Note einen allgemeinen Umriß meines Entwurfes, ohne die übertriebenen Erwartungen und Ansprüche meines Hofes zu berühren. Aber nun ward ich doppelt unglücklich. Schon am folgenden Tage hatte ich eine Gegennote, von seiner eigenen Hand geschrieben; denn er war so pedantisch geheimnißvoll mit seinen diplomatischen Geschäften, daß er sich darinn auch keines Sekretärs oder Abschreibers, vielweniger eines beirathenden Mitarbeiters bediente, weßhalb es ebenfalls

Hierauf baute ich endlich einige Hoffnung für einen glücklichen Fortgang der Unterhandlung, und wagte sogar, als er meine beiden Hände faßte und voll Freude über die vermeinte Bewunderung drückte, ihm bemerklich zu machen, daß die Bedingungen, welche man von ihrer Seite vorschlage, doch gar zu ungünstig für meinen Hof wären. Nun, erwiederte er, mein Herr ist großmüthig, und Großmuth kleidet mich wie einen alten deutschen Edelmann: ein erfahrner Diplomatiker stellt sich nur immer auf die höchste Spitze, um sich desto mehr herabzulassen und abzulauern, wie viel ihm sein Gegner wol einräumen mögte. Als ich ihm darauf mein Vergnügen bezeigte, daß ich mit dem ältesten aktiven Diplomatiker in Europa, der mehrere Zeitalter diplomatischer Weisheit durchlebt habe und in sich vereinige, ein für beide Höfe so wichtiges Geschäft zu Stande bringen solle, war er nahe da-

ran, mir um den Hals zu fallen; seine lange dürre Kehle verlängerte sich, seine zierlichen altmodischen Locken bewegten sich an beiden Seiten und er sagte wie begeistert: „mit diesem Traktat will ich, wie mit einem großen Meisterstück, meine Laufbahn beschließen.“ Hierauf nahm ich schnell Abschied, um ihn der Glorie seiner Eitelkeit ungestört zu überlassen.

Auf dem Heimwege freute ich mich sehr über die Wendung, welche das Geschäft genommen hatte. Ich durfte nun mit dem ganzen Entwurf, welchen mir mein Hof mitgegeben, frei herausgehn; denn je übertriebener die Foderungen desselben waren, eine desto höhere Meinung mußte nach seinen Grundsätzen der alte Staatsminister von mir bekommen. Ich verstärkte sogar noch einige Artikel, um bei meinem Gegner die Vermuthung zu veranlassen, daß ich solche Dinge einzig

vorbringe, weil ich seinen großen Satz diplomatischer Klugheit auch versuchen wolle.

Schon am folgenden Tage fuhr ich zu ihm, seine Eitelkeit gar nicht zu Athem kommen zu lassen, und las ihm meinen Entwurf des Traktates vor, um den Eindruck wahrzunehmen, den er auf ihn machte.

Die drei ersten Artikel enthielten sogleich ganz ungeheure Foderungen, und ich hatte es richtig getroffen: der alte Mann, der sonst über dergleichen toll und wild geworden wäre, überzog seine Mienen mit einem hoffärtigen, doch wohlbehaglichen, nur etwas höhnischen Lächeln. Es lag darin der Ausdruck als wenn er sagte: Du würdest durch diplomatische Kunst deinen Hof wohl berathen, wenn ich nicht der Meister wäre. Aber von jetzt an bezeigte er mir viel Vertrauen und viel Zuneigung. Mein Herr ist großmüthig,

versicherte er wiederum, aber auf eine trauliche Weise, und ich bin großmüthig; wir werden schon etwas ablassen. Doch nehmen Sie Ihren Entwurf zurück und mildern ihn auch, denn mein Herr mögte die zu hochfahrenden Bedingungen ungnädig ansehn: er ist nicht ein alter Diplomatiker wie ich, welcher weiß, wie sich die Kunst zu nehmen hat. Ich äußerte dagegen, daß ich in diesen Tagen neue Instruktionen von meinem Hofe erwartete und hoffte, mich etwas herabstimmen zu dürfen.

Nun war ich zweifelhaft, ob ich zuerst den wahren Entwurf meines Hofes mit Weglassung meiner Verstärkungen übergeben oder abwarten sollte, daß mir der Minister seine gemilderte Note früher schicke. Ich entschied für das Letzte, weil ich überzeugt war, daß der alte Mann zu ungeduldig sei, die Großmuth seines

Herrn und die seinige darzuthun, als daß er lange mit seiner zweiten Note an sich halten könne. Sie kam auch schon nach einigen Tagen. Weil ich sie aber nicht lesen konnte, mußte ich mich wiederum zu ihm begeben, und meinen vorigen Kunstgriff brauchen, um von seinen Lippen zu vernehmen, was er in seine Ameisenschrift gebannt hatte.

Ich konnte kaum meine Verwunderung bergen, wie wenig er von den ungeheuren Artikeln nachgelassen hatte, und wie hochtrabend er dazu aussah, davon sprach, als hätten sein Hof und er mir eine Welt geschenkt. Diese Zähigkeit durch seine Eitelkeit und besonders auf die Art zu überwinden, daß mein Hof und ich viel großmüthiger erschienen, wie sie, war nun meine Aufgabe, die ich sofort zu lösen begann. Mit der großmüthigsten und stolzesten Miene, die ich nur annehmen konnte, zog ich meinen Entwurf heraus, und

übergab ihn mit den Worten: Sie sehen hier, wie weit mein Hof den Ihrigen an Großmuth übertrifft. Der alte Minister sah mich etwas betroffen an und hob nur langsam die Hand, mein Papier zu nehmen. Er las und las wieder, und ich merkte, nicht sowol des Inhalts wegen, als sich zu der äußersten Hoffahrt zu sammeln. Endlich sprach er, den Kopf weit hinten übergelehnt, „auch diese Foderungen würde mein Souverän ungnädig ansehn: ich werde sie ihm nicht vorlegen" Meine Erwiederung war: und ich bestehe im Namen meines Hofes darauf, daß sie Ihrem Souverän vorgelegt werden. Darauf verabschiedete ich mich sogleich.

Auf keinen Fall hatte ich bei diesem letzten Schritt etwas gewagt, denn ich hatte endlich nur den genauen Befehl meines Hofes befolgt, und war sicher, daß es gar kein Mittel gab, mit meinem Gegner irgend ins Reine zu kommen, wenn

ich nicht durch Beſtechung ſeiner Eitelkeit auf ſeine diplomatiſche Kunſt und Weisheit, oder durch Stacheln einer wirklich nur eingebildeten Großmuth, ſowohl in Hinſicht auf ihn als ſeinen Souverän, ſeine unbeſchreibliche Zähigkeit beſiegte. Zu Beſtechung durch Geld habe ich auf meiner diplomatiſchen Laufbahn noch nie meine Zuflucht genommen: und Sie fühlen eben ſo wie ich, meine Freunde, wie der ächte Diplomatiker durch ſie entehrt werde. Der kaiſerliche Geſandte Trautmannsdorf auf dem weſtphäliſchen Friedenskongreß beſtach nie durch Geld, ſo ſehr es dort Sitte war, und ſo viel er dadurch für Oeſterreich und die katholiſche Religion hätte erreichen können. Eben ſo wenig nahm er Geld; und wie hoch ſteht er da gegen die Geſandtſchaften von Frankreich und Schweden. Auch war nach allen Erkundigungen, die ich einzog, nach dem Eindruck, welchen mir der alte Staatsmini-

fier machte, wiewohl er für einen Knauser galt, seine Rechtschaffenheit wider Geldbestechung unerschütterlich.

Es verging eine geraume Zeit, daß ich seit unserer letzten Unterredung nichts von ihm vernahm, und ich war gespannt, welche Wirkung die Schlußwendung derselben bei ihm hinterlassen hätte. Endlich bekam ich eine neue Note von ihm, und mußte wieder zu ihm fahren, um sie mir von ihm vorsagen zu lassen.

Als ich in sein Vorzimmer trat, begegnete mir ein junger Mann mit sehr verdrießlicher Miene, und den Alten fand ich heftig aufgebracht. Ohne nur einmal meine Begrüßung zu erwiedern, rief er mir entgegen: „das nennen sie Styl, lichte Anordnung, und wie die wunderlichen Ausdrücke weiter heißen. Der Kammerrath da, denn mein gnädigster Herr hat mir auch das Präsidium der Kammer anvertraut, ist ein caput bonae spei;

aber einen Bericht weiß er noch nicht abzufaſſen. Neulich ſagte ich ihm, er mache Alles zu weitläufig, ich wolle ihm über denſelben Gegenſtand, worüber er eben berichtet habe, einen Aufſatz zum Muſter entwerfen. Ich laſſe mich keine Mühe verdrießen, ſchicke ihm meine Arbeit, die Hand und Fuß hatte. Als er heute in mein Zimmer tritt, rufe ich ihm entgegen: nun, haben Sie geſehn, wie kurz man eine Sache vollkommen abhandeln kann? Euer Excellenz verzeihen, entgegnet er mir, mein Bericht hatte drei Seiten, und der Ihrige iſt neun Seiten lang. Was Seiten, was Seiten! kommt es auf die Seitenzahl an? Die Perioden muß man rechnen. Er hatte ihrer neun auf ſeinen drei Seiten, und ich nur drei auf meinen neun. Der junge Mann hat es nicht eingeſehn, und iſt verſtockt weggegangen.“ Wirklich hatte ich Faſſung nöthig, um jede lachende Miene zu verbergen, und

erwiederte: der größte Redner aller Zeiten, Cicero, hatte auch überaus lange Perioden. Ja die Alten! die Alten! seufzte er, und zog mich traulich auf das Sofa mit sich nieder. Nun, fragte er freundlich, nun geben Sie doch zu, daß wir Ihren Hof weit an Großmuth übertreffen? Leider wußte ich nicht, was in der Note stand, und erwiederte: freilich in dem Punkte — ja, fiel er ein, vorzüglich darin sind wir großmüthig gewesen, daß wir Ihnen auch die Straße — — So war ich in kurzem völlig unterrichtet, worin man uns weiter nachgegeben hatte. Ich mußte mir selbst gestehn, daß es nicht wenig war, die Sucht, großmüthig zu erscheinen, hatte der knauserigten Zähigkeit mehr abgepreßt, als ich hoffte. Gleichwol waren die Bedingungen, unter welchen der politische Greis sich auf den Handelstraktat einlassen wollte, noch eben so unbillig, als die von meinem Hofe vorge-

ſchriebenen. Ich ſah wol, daß keine Möglichkeit war, meine Sendung glücklich zu vollenden, als wenn ich beide Höfe zu bedeutenden Milderungen bewog. Ich äußerte ihm jetzt nur vorläufig, daß ich verſichert ſei, unſre beiderſeitigen Höfe würden an Großmuth mit einander wetteifern; zu welcher Aeußerung er eine Miene machte, die mir nicht viel Nachgiebigkeit von ſeiner Seite mehr verſprach. Auch bewies der weitere Gang der Unterhandlung, wie richtig ich geſehn hatte. Leider wollte ſich auch mein Hof noch zu keiner poſitiven Milderung ſeiner Bedingungen verſtehn, machte mir nur Hoffnungen, was er nachlaſſen mögte, wenn der Gegentheil ſich mehr herabgeſtimmt hätte. Aber der alte Staatsminiſter war auch um keinen Strohhalm breit von ſeiner letzten Note wegzurücken. Ich verzweifelte gänzlich, das Geſchäft zu Stande zu bringen,

und war ſchon entſchloſſen, meinen Hof um meine Zurückberufung zu bitten.

In dieſer verdrieslichen Stimmung hörte ich ganz gleichgültig, daß jetzt im Spätherbſt eine Nichte des Miniſters, welche die Repräſentantin ſeines Hauſes wäre, zur Stadt kommen, und jenem öden Bezirk ein geiſtvolles Leben verleihen werde.

Sobald wir von ihrer Ankunft hörten, machten ihr die Glieder des diplomatiſchen Corps die Aufwartung. Ich war ſo glücklich, ſie ohne Geſellſchaft zu finden, und nie werde ich dieſe Stunde vergeſſen. Eine Natürlichkeit, welche die Schranken der feinen Welt gar nicht zu kennen ſchien, ſprach mich ſogleich aus ihrem ganzen Weſen an; und doch entdeckte ich bald, daß ſie nicht nur die innere geſellige Feinheit, welche ein natürlicher Takt giebt, der ſich geübt hat, ſondern auch die bloßen Gewohnheiten der ſogenannten feinen Welt vollkommen inne hatte.

„Sie ſind in Italien geboren? ſagte ſie: von welcher Vorzeit waren Sie ſchon als Kind umgeben! Doch ſie war nicht Ihre Vorzeit, ſo wie ich ſagen kann, daß die Trümmer hier den großen deutſchen Strom hinab, daß die Volksgeſänge hier, die von alten Zeiten ſprechen, meine Vorzeit ſind.“

Es giebt nichts, was Mann und Frau ſo ſchnell miteinander innig bekannt macht, als ein Geſpräch über ihr verſchiedenes Vaterland. Darin verweben ſich ſo viele Erinnerungen der Jugend, ſo viele Erwähnungen traulicher und zärtlicher Verhältniſſe, und die Individualität der Erzählenden tritt dabei gewöhnlich ſo liebenswürdig hervor, daß jeder Theil unvermerkt ſich im Herzen des andern anſiedelt, indem er ſich nur im Vaterlande deſſelben zu orientiren glaubt.

Wir hatten kaum eine Stunde über Italien und Deutſchland geſprochen, als

ich der Gräfin ſchon ſagen durfte, mir ſei, wie wenn ich ſie ſeit langer Zeit her kenne! und unbefangen, ſelbſt in etwas innigem Ton erwiederte ſie: ja mir iſt, als hätte ich neben Ihnen in Italien als Kind gelebt; und doch habe ich die deutſchen Fluren nie verlaſſen, und möchte ſie auch um keinen Preis auf lange Zeit verlaſſen.

Zu meinem Verdruß wurden wir durch Beſuch unterbrochen. Die Geſellſchaft ward zahlreich, und meine Freundin, die ich in einer Stunde gewonnen hatte, ſchien mir noch ſchneller wieder verloren. Mit einer flatternden Lebendigkeit bewegte ſich ihre ſchlanke Geſtalt umher, unerſchöpflich war ſie an witzigen Bemerkungen und luſtigen Geſchichtchen der Reſidenz, und es gab keinen Mann in der Geſellſchaft, mit welchem ſie nicht einen etwas vertrauten Ton anſtimmte. Man hätte nicht glauben ſollen, daß ſolche In-

nigkeit und Tiefe des Gefühls, wie mich kaum noch an ihr entzückt hatte, in diesem chamäleonischen Wesen wohne.

Ich entfernte mich mit einiger Kälte und Verstimmung, die sich in eine leise Wehmuth auflöste, als ich auf meinem Zimmer den übrigen Abend einsam zubrachte. Daran merkte ich zuerst, wie tief in meiner Brust die Theilnahme an der Gräfin schon gewurzelt hatte.

Nie war die Liebe in mir auf diese Art entstanden. Mit glühender Sinnlichkeit, mit freudigem Stolz, überschäumender Seligkeit hatte ich wol ein weibliches Wesen in meinen Kreis gerissen, und mit ihm alle Lust des Lebens aus frischem Quell geschöpft. In einer geliebten Frau ging meinen Sinnen einst eine Herrlichkeit auf, die mir wahrhaft erhaben schien, da eine hohe Reinheit des Charakters und eine fast männliche Festigkeit des Gemüths bei aller Zärtlichkeit die Geliebte durchaus edel und

würdig machten. Aber die Leidenschaft für sie war voll Muth und Unternehmung. Zum erstenmal begann jetzt die Liebe in mir wehmüthig und schmerzhaft, und nicht ohne Zaghaftigkeit.

Die geistlichen Herren haben bemerkt, daß unser deutscher Freund nach dem ersten lyrischen Sturm seiner Liebe jedesmal der Reflexion über sie nachging. Bei mir ist dies noch ärger gewesen. Ausgenommen meine erste Liebe, als ich kaum die Knabenzeit verlassen hatte, begann nie in mir eine Leidenschaft, daß ich sie nicht sofort wahrgenommen und über sie reflectirt hätte. Darum drückte sie ihren Stachel nichts weniger willkührlich in mein Herz ein; und ich kann sagen, daß ich mit Besonnenheit raste. Mir scheint selbst, dem Mann gezieme nur Liebe der Art, und keineswegs, daß ihm ein Sturm sein eigenes Ich entreiße. Er soll im Zustande der Liebe dem schaffenden Dichter gleichen.

Die Begeisterung strömt auf diesen mit solcher Gewalt, daß die Sage und das Volk ihn einen Rasenden nennen, allein er reflectirt über den Sturm, der ihn bewegt, und hat noch starke Ruhe genug, um zu schaffen.

Die Gräfin war mir nach dem ersten Abend unbegreiflich. Die oberflächliche Flatterhaftigkeit in ihrem Benehmen, als ihr Zirkel groß ward, konnte bei ihrer Lebendigkeit nur ihr Ton geworden seyn, ohne daß sie von ihrem Innern zeugte. Doch machte mich die ungeheure Regsamkeit bange, womit sie alle Eindrücke aufnahm. Und welchen Gefahren, sagte ich bei mir, wird sie dadurch ausgesetzt, da sie ein so freies und vertrauliches Benehmen gegen die Männer hat? Wie ist nur dieses bei ihrer Innigkeit und Tiefe möglich? Wenn sie mit einem jener unbedeutenden Menschen allein ist, dann wird sie auch innig werden, wie gegen dich:

Schwer gestand ich mir ein, daß ich schon eifersüchtig sei, aber ich ließ nicht ab von dem Troste, daß sie gegen wenige Männer so tiefes und geistreiches Gefühl äußern könne, wie gegen mich, weil es wenigen zusagen und verständlich seyn werde.

Hätte ich auch einen schicklichen Anlaß gehabt, am folgenden Tage schon meinen Besuch bei ihr zu wiederholen, ich würde es vermieden haben: ich fürchtete, sie so wiederzusehn, wie in der Gesellschaft am vorigen Abend, und gleichfalls, sie allein zu treffen; denn ich hätte im längeren trauten Gespräch vielleicht einen tiefer liegenden Mängel in ihrer Natur entdeckt, welcher dasjenige, was mir an ihr mißfallen hatte, als etwas Wesentliches und Nothwendiges ihrer Eigenthümlichkeit zeigte. Noch aber war das Bild der einen süßen Stunde mit ihr meiner Seele all-

zutheuer, als daß ich nicht unbeschreiblich gezagt hätte, es zerstören zu müßen.

Dagegen ging ich in den nächsten Tagen, gespannter und behutsamer, wie je auf die schwierigste diplomatische Erkundigung, darauf aus, von Andern über sie etwas zu hören.

Ein feiner ältlicher Mann, der schon lange in dem diplomatischen Corps dieser Residenz lebte, erzählte mir, daß sie vor drei Jahren durch die Politik ihres Oheims an den reichsten Kavalier des Landes, einen alten gebrechlichen Geizhals, verheirathet sei, der in den ersten Monaten ihrer Ehe starb, und ihr ein unermeßliches Vermögen hinterließ. Seitdem lebe sie gewöhnlich auf einem romantischen Landgute, wo man nach allen Seiten hin auf Trümmer der Vorzeit blicke. Nur ihrem Oheim zu gefallen, bringe sie einige Wintermonate in der Stadt zu. Dann schwärme sie mit einer solchen Lebendigkeit in den süd-

tischen Zerstreuungen umher, daß die Meisten sie für ein leichtsinniges Wesen halten, welches nur von Sucht nach Vergnügungen besessen sei. Aber ich kenne sie besser, setzte er hinzu, seitdem mich der alte Minister im vorigen Frühling zu einem kurzen Besuch auf ihrem Landgute mitnahm. Hier sah ich sie auch mit der lebendigsten Regsamkeit schwärmen, aber unter den Schönheiten der Natur, und was bei ihrem Flattern im geselligen Cirkel nie geschieht, das leichte Wesen sah ich öfters voll Ernst und in sinnigem Nachdenken, wenn sich die Blüthenäste um sie wiegten oder sie den Grasemücken zuhörte, die sich auf einem Rosenzweig neben ihrem Lieblingssitze angesiedelt hatten. Auch fand ich, daß sie vielerlei Kenntnisse besitzt, und nicht nur mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit nach neuen hascht, sondern sich auch mit Anstrengung und Ausdauer darum be-

müht. Kurz, ſie iſt ein gutes, geiſtreiches Kind der Natur, und wir dürfen nicht vergeſſen, daß ſie kaum achtzehn Jahre alt ſeyn kann."

Mit welchem Ergötzen hörte ich dieſem feinen Beobachter zu. Er nahm viel Theil an der jungen Gräfin: Heiterkeit glänzte, indem er von ihr ſprach, über ſein offenes Geſicht; und es wurde mir nicht ſchwer, ihn zu Beantwortung einiger Fragen über ſie zu bewegen, die ich mit möglichſter Gleichgültigkeit hinwarf.

Hat ſie ſich nicht wieder vermählen wollen? fragte ich. Schlechterdings nicht, erwiederte mein Diplomatiker.

An Bewerbern um ſie hat es natürlich nicht gefehlt. Sie erklärt unverholen, daß Freiheit, Genuß der ſchönen Natur und Kunſt ein Gut wären, welches ihr leicht durch die Ehe verkümmert werden könnte, und daß ſie der Bürde von menſchlichen Verhältniſſen ſchon genug trage, in-

dem sie bei ihrem Oheim bisweilen figurire. Mancher von unsren diplomatischen Brüdern wird Ihnen Winke von einem geheimen Plane geben, um dessentwillen sie alle die stattlichen Partien ausschlage. Der Fürst ist offenbar in sie verliebt, und seine Gemahlin wird nächstens der Auszehrung erliegen. Sicherlich, schließt man, geht die Absicht der Gräfin, bei ihrem Reichthum, ihrem alten reichsständischen Adel, auf eine Vermählung mit dem Fürsten selbst: seine Liebe soll ihr das fürstliche Diadem reichen. Darum sei auch der Staatsminister so zufrieden damit, daß sie alle Bewerber abweise, denn seinem Ehrgeize bleibe nichts mehr zu erreichen übrig, als daß seine Nichte Fürstin eines Landes werde, über welches er freilich fast unumschränkt gebiete, dessen Souverän er indessen nie werden könne.

Nur um die Unruhe zu verbergen, die mein Inneres marterte, fiel ich dem

Erzähler mit der Bemerkung in die Rede, daß der Staatsminister, nachdem er seiner Nichte Reichthum genug zugewendet hätte, es gern sehen müßte, wenn sie unverheirathet bliebe, und sein Haus einige Monate des Jahres belebte und erfreute.

So ist es, fuhr mein Diplomatiker fort, und mir scheint, als habe der alte Mann nicht einmal bemerkt, daß der Fürst in die Gräfin verliebt sei.

Unbeschreiblich gern hätte ich gefragt: und wie nimmt sie diese Liebe? Aber ich wagte es nicht, und bald darauf ward unser Gespräch unterbrochen. Auch hoffte ich, mir in kurzem jene Frage selbst beantworten zu können, denn die Zeit war nahe, daß die Hoffeste beginnen sollten, und vielleicht hatte ich schon bei einem Konzert am Hofe, zu welchem wir bereits eingeladen waren, in zwei Tagen Gelegenheit, zu beobachten, wie die Gräfin des Fürsten Leidenschaft ansehe.

Nichts sage ich davon, mit welchem Gemisch von Empfindungen ich zu diesem Konzerte fuhr. Ich wußte jetzt so viel von ihr, und die Bilder ihres ländlichen Lebens umschwebten, wie Blumenelfchen die schönste Rose, meine Eine Stunde mit ihr.

Als ich in den Saal getreten war, suchte mein Blick sie vergebens in den bunten Gruppen der Damen. Der Minister verwirrt immer die Repräsentation, sagte einer von den Diplomatikern, die ihrer Sitte nach schon anfingen, sich zu einem Kreise zusammenzuthun. Weil er jedesmal zu spät kommt, entgegnete ein andrer, entbehren wir auch so lange des Genusses, seine schöne Nichte zu sehn. Da ist er! beide Flügel gehn auf; er kommt stets wie der Souverän selbst.

Aber es währte noch einige Zeit, ehe er sich blicken ließ: der hoffährtige und eitle alte Mann nahte langsam, die Erwar-

tung zu spannen. Sein vorhangenes Haupt mit einer ungeheuer hohen Frisur schwankte endlich zur Thür herein. Sich räuspernd, mit Ordensbändern behängt, trat er dann ein. An seiner Seite, sich ein wenig zurückhaltend, erschien auch sie. Wir bewegten uns vorwärts ihnen entgegen. Doch in dem Augenblick entstand ein Geräusch von der Seite, wo der Fürst einzutreten pflegte. Der diplomatische Kreis richtete sich sogleich dorthin und der Minister schloß sich ihm hastig an. Nur einige flüchtige Worte ließ der Fürst gegen uns fallen, und trat zu den Damen, zu ihr. Seine stolze Haltung war plötzlich in die geschmeidigste Freundlichkeit verwandelt, und die gewöhnliche herbe Kälte seiner Mienen war wie von Frühlingswärme aufgethaut. Ein solches Zerschmelzen der Männlichkeit und Fürstlichkeit in ihrer Nähe, sagte ich bei mir, muß jeder Frau schmeicheln und wohlthun. Auch sprach

die Gräfin mit lebhaftem Intereſſe, mir ſchien ſogar vertraulich mit ihm. Sie waren beide ſo mit einander beſchäftigt, daß ihr Geſpräch fortdauerte, bis die Muſik begann, und da ließ er ſich neben ihr nieder.

Alles dies verſetzte mich anfangs in eine widerliche Stimmung; aber kaum hatten die erſten Akkorde aus Gluck's Symphonie zur Iphigenie an mein Herz geſchlagen, ſo widerſtand es nicht der Zauberkraft, welche dieſer hohe Meiſter ſtets über mich ausübt. Seine Töne ſprachen mit meinen ſtürmiſchen Gefühlen und führten ſie mit ſich fort. Die langen Züge ſeiner Geigen nehmen mir anfänglich den Athem, und ziehn mir dann jegliches Bangen aus der Bruſt. Ich ward ſo bewegt, daß ich nur mit dämmerndem Auge die Gräfin ſah. Ihre geliebte Geſtalt ſchwebte vor mir wie auf den Wellen des Wohllauts. Ein weißes Tuch hatte ſie geiſtvoll

um ihre braunen Locken gewunden; seine goldverbrämten Flügel hingen malerisch herab; ihr Kleid war vorn blendend weiß, hinten floß über dasselbe eine Türke von dunkler Seide. Zum erstenmal bemerkte ich mit Staunen, wie ungemein schön ihr Busen, ihr schlanker Hals sei; und alle diese Schönheit strömte mir mit der himmlischen Musik in einen Himmel zusammen.

Sie war, so viel ich zu bemerken im Stande war, ganz in die Harmonie versunken. Der Fürst wollte ihr bisweilen eine Bemerkung zuflüstern; dann neigte sie sich erst ein wenig gerade vorüber; aber man sah ihr an, daß sie nichts hören wollte, und hörte, als die Musik. Mich schien sie noch gar nicht gesehn zu haben. Da huben zwei wohllautende männliche Stimmen das göttliche Duett zwischen Orest und Pylades an; und plötzlich richteten sich ihre Augen auf die Seite, auf

mich, und Thränen glänzten darin. Ich weiß nicht, mit welchem Ausdruck mein Blick ihr begegnete; aber oft wandte sie den übrigen Abend bei vorzüglich schönen Stellen die Augen wieder zu mir. Ich empfand es, wir waren hier persönlich, in der glänzenden, beobachtenden Menge, durch Glucks Genius noch vertrauter geworden, als in unsrer heurlichen einsamen Stunde. Der Fürst sah mich zweimal mit etwas finstrem Blick an. Darauf blieb er nicht lange mehr, und entfernte sich mit einer kleinen trocknen Verbeugung gegen die Gräfin. Gleichwohl ward meine Hoffnung eitel, ihr diesen Abend noch ein inniges Wort sagen zu können; denn nach Entfernung des Fürsten mogte ihr Oheim es seiner nicht würdig halten, noch länger vom Staatsruder entfernt zu bleiben; er nahm die Hand seiner Nichte und ging. In dem Augenblick aber ruhte ihr süßes Auge noch wieder auf meinem.

In welcher Seligkeit fuhr ich zu Hause. Ich hätte meine Kutsche zersprengen mögen, um frei unter dem gestirnten Himmel zu seyn, und kaum hatte ich meine Hoftleidung abgeworfen, so wandelte ich hinaus in den herbstlichen Mondschein. Obgleich ich fast in allen Perioden meines Lebens freudig an der Natur hing, war die schöne Gegend um meinen neuen Aufenthalt bis dahin für mich bedeutungslos geblieben. Lernt man eine Natur zuerst kennen, indem man zugleich ein diplomatisches Geschäft beginnt, zumal mit so wenig Hoffnung auf Erfolg, als ich mein damaliges; so ist man leicht gegen die Natur verstimmt, oder verschlossen. Bisweilen verschließt uns auch das gütige Schicksal selbst einem Genusse, bis wir für ihn nach seiner ganzen Größe empfänglich sind. Der wechselreiche Abendhimmel des Herbstes, das unermüdliche Jagen des Lichtes und der Schatten hin-

tereinander, mehrte die Täuſchung, als ob ich in einer nie geſehnen Gegend wandelte. Aber darin lag der Zauber, daß ich mir nun zum erſtenmal dachte, wie alle Scenen derſelben von ihrer lieben Phantaſie aufgefaßt wären. Ich ſprach mit ihr vertraut durch die Schönheiten der Natur, wie kurz vorher durch die himmliſche Muſik. Jetzt zum erſtenmal verſtand ich den Oſſian, der mir bisher unverſtändlich und widrig war. Ich fühlte, über den Italiener war nordiſche Empfindſamkeit gekommen, und auch ſpäterhin habe ich mir eingeſtanden, daß mein Weſen dadurch erfriſcht, geſtärkt, geläutert wurde. Der Nordländer mit ächter Geiſteskraft komme zu uns, und miltre ſeine Natur unter unſerm Himmel, durch unſre Kunſt und Sprache, lerne das Ebenmaß an dem Alterthume, welches bei uns nicht unterging; und der Italiener mit ächter Geiſteskraft, dünkt mich, ſollte in Deutſchland, in

Schweden einige Jahre verbringen, um dort einen wunderbar tiefen Verein von Gemüth, Phantasie und Verstand, der dem Leben zwar einiges Helldunkel, aber auch Frische und Energie giebt, um hier ein erhabenes Schweigen der Natur zu empfinden, wovon er in südlichen Ländern keine Vorstellung bekommen mag. Sie, meine beiden italienischen Freunde, haben angehört, wie erhaben Alfieri darüber redete.

„Marquis, sagte einer von den Abbés, Sie reden noch schöner über den Norden, als er; aber ich will nur von Ihrer Gräfin, von Ihrer Liebe hören. Nie habe ich eine ähnliche Dame gefunden."

„Aber, fiel der Gesandschaftsrath ein, wie wird es mit dem Handelstraktat bei dieser Liebe werden? die so kunstreich angefangne Negociation könnte sich an ihr zerschlagen. Ein Gesandter darf

da nicht lieben, wo der Souverän liebt, bei dem er beglaubigt ist."

„Sie waren, sagte ich etwas ungeduldig, unter dem herbstlichen Abendhimmel mit Ossianischer Empfindsamkeit." Denn nie hatte ich an ihm so Theil genommen, als wie ich ihn, den glühenden, berechnenden Italiener, in dem Nebeldust nordischer Empfindung und Zartheit umherstreifen sah.

Endlich mußte ich, fuhr der Marquis fort, von meiner Streiferei im Nachthauch zurückkehren. Unwillkührlich vermied ich das nächste Thor, und ging nach einem andern längs ein paar großen Gärten der Stadt. Auf einmal zeigte mir das Mondlicht das Palais ihres Oheims, dessen Lage nach hinten ich nicht kannte. Doch erinnerte ich mich, daß ich in einen Garten sah, als ich bei ihr war. Ich erblickte Licht in einem Zimmer. Die Gartenmauer war nicht hoch, und in einer Art

von Raferei flieg ich rasch hinüber. Ich vermied den Mondschein, schlich von Schatten zu Schatten mit klopfendem Herzen, und kam nahe an das Gebäude hinter eine hohe und dichte Rebenwand. In diesem Hinterhalt konnte ich genau beobachten, was in dem erleuchteten Zimmer vorging. Ich sah zuerst einen Schatten an der Wand, der ein Gewand über den Arm gelegt hatte, und hinauszugehn schien. Ohne Zweifel ihre Kammerfrau, dachte ich, welche sie entkleidet hat, und das Gewand wegträgt, worin sie dich entzückte. Da verbreitete sich ein heller Schein: sie trat aus dem Hintergrunde mit einer hohen Kerze, welche sie zwischen Blumen an das Fenster stellte. Sie war entkleidet bis auf das weißseidene Unterkleid, welches ich heute durch ihr weißes Gewand durchschimmern gesehn. Ihr Busen, ihr Nacken waren ganz, ihre Schultern fast entblößt: ihre Haare hingen aufgelöst herab.

Sie neigte sich zu den Blumen, und durch meine Adern tobte bei diesem Anblick ein Strom der Wollust, wie nie in Italien und Spanien, wo ich die wollüstigsten Gestalten unter phantasiereichen Frauen genossen hatte. Aber gleichwol wagte ich nicht, einen Seufzer hören zu lassen; denn ich fühlte, sie werde mir nie vergeben, wenn sie entdeckte, daß ich sie auf solche Weise belauscht hätte. Doch peinigend ward meine Glut, als sie mit der Kerze zurücktrat und es immer dämmernder in dem Raume ward, den ihr Athem beseelte. Mein Auge sah nichts mehr von ihr: aber meiner Phantasie blieb nichts an ihr verborgen. Nun zwängte sie die Haarflechten unter das Nachthäubchen, nun warf sie auch das seidene Unterkleid ab: es enthüllten sich ganz die Knospen der Brüste, eine runde blendende Hüfte war flüchtig zu sehn, ihre schlanken Finger

ſtreiften den Strumpf von den vollſten, und doch ſo zierlichen Waden, ſie ſinkt in das Bette, die Decke eilt, ihre Schenkel zu umſchließen. — O meine Freunde, noch jetzt in der matten Erinnerung rinnt ein ähnliches Feuer durch mein Mark, noch jetzt fühle ich, in welchem Zuſtand ich damals geweſen ſei.

Ich verweilte eine Zeitlang hinter meiner Nebenwand, als ich keine Spur von Bewegung in ihrem Schlafgemach mehr wahrnahm. Alles war ſtill. Nur von einer Seite des Palaſtes her hörte ich bisweilen ein Stampfen von Roſſen. Endlich vernahm ich auch Menſchenſtimmen. Ich ſprang von einer Nebenwand ſchnell zur andern: der Garten zog ſich an beiden Seiten des Gebäudes faſt bis an den Vorhof. Da ſah ich zu meinem äußerſten Befremden den Fürſten, indem er in die Kutſche ſtieg. Widriger hätte mir ein ſolcher Abend nicht endigen können. Eiskalt

schien mir auf einmal der Nachthauch; ich eilte durch den Garten, ohne die breiten Pfade und den Mondschein zu vermeiden, und feierlich kalt, als käme ich von einer officiellen Unterhaltung, stieg ich langsam über die Gartenmauer.

Ich ward den Gedanken nicht los, daß der Fürst die späten Abendstunden bei ihr zugebracht hätte, daß ein geheimes Einverständniß zwischen ihnen seyn müßte; und Rachgier gegen beide durchschnitt kalt und heiß mein Innres, ohne daß ich zu irgend einer Rache berechtigt war. Welches Versprechen hatte sie mir gebrochen? was mir verheißen? welchen Anspruch auf ihre Liebenswürdigkeit mir gegeben? Ein einzigesmal hatten wir traulich über unser beiderseitiges Vaterland geredet: bei einer himmlischen Musik hatte sie ihr gerührtes Auge auf mich gerichtet; und ich nahm schon ihre

ganze Anmuth als mein ausschließliches Eigenthum. Ich sagte mit der bittersten Gewißheit: der Nichtswürdige hatte kaum in der Fülle der Reize geschwelgt, deren bloßer Anblick dich mit solcher Seligkeit erfüllte; und rasete so fort mit meinen Gedanken, bis mich die nächtliche Einsamkeit meines Lagers umfing.

Nach einem kurzen bänglichen Schlaf erwachte ich in einem etwas fieberhaften Zustande. Der Mond war untergegangen, aber der Morgenstern schaute mit seinen lauteren Strahlen, die wie ewiges Leben stets von ihm ausgehn und in ihn zurückeilen, mir gerade ins Gesicht, als ich mich umwandte. Die Natur hat immer den größten Einfluß auf meinen Geist und meine Tugend gehabt. Es war mir, als würfe der helle Stern mir vor, daß ich so wankelmüthig in meinem Entschluß sei, eben diejenigen Fehler und Laster, welche man gewöhnlich meiner Nation beimißt,

am ſorgfältigſten aus meiner Bruſt zu reu-
ten. Dies brachte mich zu einer kühleren
Ueberlegung. Ich mußte zuletzt über mich
lächeln, wie nordiſch empfindſam ich am
vergangenen Abend erſt geweſen ſei, und
welche italieniſche Glut der Wolluſt mich
darauf durchloderte, wie ächtitalieniſch ich
dann den Dolch der Rache ſchwang. Wä-
re nun gar, dachte ich, indem ich aufſtieg,
deine quälende Vermuthung gegründet, iſt
der Fürſt darum ein Nichtswürdiger, daß
er in einer Seligkeit ſchwelgt, welche du
gern an dich reiſſen mögteſt?

Endlich ſtand bei mir der Entſchluß
feſt, noch an demſelben Tage die Gräfin
zu beſuchen, und wo möglich in ihre Ver-
hältniſſe, ihr Herz einzudringen. Ich fleh-
te zu meinem guten Geſchick, daß ich ſie
allein treffen möge, als ich hinfuhr. Lei-
der ſah ich ihre angeſpannte Equipage auf
dem Vorhofe warten. Ich ließ mich
gleichwol melden. In der Zwiſchenzeit

sah ich mit Bewegung den Flügel des Gartens, wo ich mich gestern Abend herangeschlichen hatte; und da ich angenommen war, glühten mir die Marmorstufen unter den Füßen.

Als ich eintrat, sagte sie mir sogleich: „Fahren Sie hernach mit mir ins Schauspiel? Wallensteins Tod wird gegeben. Sie werden leider das Deutsche nicht ganz fassen: ich bin ihr Dolmetscher.“ Ohne meine Antwort abzuwarten, wies sie mir einen Sessel vor dem ihren an.

Sie war ganz so gekleidet, wie den Tag vorher, und saß mir so nahe auf der engen Erhöhung am Fenster, daß ich bei einer lebhaften Bewegung der Hand ihr Kleid mit den Fingerspitzen streifte. Welche Erinnerungen weckte ihre Gestalt in mir! Ich sah in den Garten, wo so wenige Stunden vorher, ihr unbewußt Wollustflammen und Todeskälte ihretwegen in mir wechselten. Mein Blut fing wie-

der an zu glühn, als ich ihr weißseidenes Gewand durchschimmern sah. Ich mußte die Augen davon wegwenden. So saß ich eine Zeitlang mit einzelnen Worten. Sie schien verlegen zu werden, ihr Athem ging schneller.

Sprachen Sie heute schon einen der diplomatischen Herren? fragte sie mit einer nicht ganz festen Stimme. Auf meine Verneinung fuhr sie lebhaft fort: „und wissen vielleicht noch nicht die Revolution vom achtzehnten Brümaire? Gestern Abend sehr spät ist der Fürst noch bei meinem Oheim gewesen, und hat ihm Depeschen von Paris mitgetheilt. Heute in der Frühe ward ich mit der Neuigkeit geweckt."

Nun erzählte sie mir die Begebenheiten des achtzehnten Brümaire mit großer Lebendigkeit. Wiewol mir dieselben ganz neu waren, hörte ich kaum auf ihren Zusammenhang: mit Blick und Gedanke ver-

schlang ich das süße Wesen, und fühlte noch weit mehr Freude, als Beschämung, daß ich ihm so schreckliches Unrecht am gestrigen Abend gethan hatte.

Sie nehmen sehr Theil an Bonaparte? fragte ich endlich, um nur etwas zu sagen. „Ja, entgegnete sie, er ist mein Held. Wie wunderbar ist seine Heimkehr aus Egypten, mitten durch die feindlichen Schiffe, und welches Vertrauen faßte die Freiheit wieder, als dieser Held an das Gestade Frankreichs zurücktrat.

Die Freiheit? wiederholte ich in etwas befremdetem Tone. Er wird wahrscheinlich der Schwäche des Direktoriums ein Ende machen, wird an die Stelle der Anarchie einen Zwang des Schreckens bringen, wird ein System des Despotismus aufrichten, an dessen Spitzen die Flitter der Freiheit mit den Nationalfarben schimmern.

Nimmermehr, rief die Gräfin. Ich habe in den Proklamationen, die er vor und nach glänzenden Siegen in Italien ergehen ließ, seine tiefe Liebe für das freie Alterthum erkannt; er lebt und webt in großen Ideen für die Freiheit, und bei seinem Genie gewiß für die Freiheit vieler Völker. Sein Ich und Leben wird er an die Welt verlieren.

Nicht für sie! fiel ich rasch ein. Glauben Sie mir, schöne, begeisterte Freundin! ich kenne ihn lange; er hat einen gewaltigen Schwung des Geistes, der die Welt umfassen mögte; aber nicht ihretwegen, sondern seinetwegen.

Wie ist das möglich? entgegnete sie mit einer unaussprechlich seelenvollen Rührung. Was kann er mit der Welt wollen, wenn er sie nicht lieben will. Nein, ich glaube Ihnen nicht. Ein ödes Herz kann nicht so viel Genie besitzen.

Im Herzen iſt ſein Genie nicht! — ſie ſah mich bei dieſem Wort etwas befremdet an — nur in ſeinem eiſernen Willen und in der Schnelligkeit, womit ſein Verſtand und ſeine Kraft auf den rechten Punkt treffen; und leider iſt ihm dabei phyſiſches und moraliſches Bedürfniß, die Welt zu zerſchmeiſſen. Sie ſollen ſehn, meine edle Freundin, kommt er in die Bahn, die er ſich vorgezeichnet und in die ihn die Revolution geleitet hat, ſo wird er alles um uns her niederreißen, und nichts Haltbares wieder aufbauen. Als eine ſeiner glühendſten Proklamationen erſchienen war, worin der entſchloſſenſte Republikaner ſprach; und ich ſie lobte, ſagte er mir mit einer Geberde, einem Hindeuten, wovor ich zurückbebte, die abgeriſſenen Worte: Papier, Schwert, die innere Bruſt! und als ich ſchwieg, fuhr er vertraulich fort: wiſſen Sie, dieſe Freiheit, dieſe Repräſentation und Geſetzge-

bung des Volks, iſt leerer Tand. Ich werde ihn zur Welt hinauswerfen, ſobald die Klugheit es erlaubt.

Aber es iſt etwas Ahnungsvolles in ſeinem Geſchick, die Vorſehung hat ihn zu etwas Großem geweiht! erwiederte die Gräfin. Als er nach den Gefechten bei Cairo an einem alten Gemäuer vor Ermüdung ſtehend eingeſchlafen war, weckte ihn herabrieſelnder Kalk, der in ſeine auf der Bruſt liegende Hand fiel, in demſelben war eine Münze und darauf die Inſchrift: Cäſar Auguſtus.

Ohne die Anwendung, welche ſie davon machen wollte, abwarten zu können, rief ich: wahrhaftig, ſolche Ahnungen und Vorzeichen liebt er, weiß ſie auch wol ſelber zu veranſtalten. O meine Freundin mit dem innigen Herzen, nehmen Sie doch das verzehrende Streben eines ehrfüchtigen Mannes nicht mit Ihrer ſchönen Liebe.

Ich faßte ihre Hand bei dieſen Worten, und drückte ſie wiederholt, und ihr ſanfter Druck erwiederte jedesmal meine Zutraulichkeit. Es war ſehr dämmernd im Zimmer geworden. Sie hatte ob dem Geſpräch vergeſſen, Licht bringen zu laſſen, zum Theater aufzubrechen. Aber meine Sinnlichkeit ſchlief ganz, das hochherzige Gefühl, womit das junge Weib die großen Begebenheiten faßte, hatte ihr Ehrfurcht geboten. Ich hatte ſogar Beſonnenheit genug, zu erwähnen, daß das Schauſpiel längſt angegangen ſeyn müßte. Ihr Ruf war mir ſchon ſo lieb geworden. Was konnte man von unſrer langen Einſamkeit in der Dämmerung argwohnen, indem unſre Equipagen unten harrten?

Kommen Sie! ſagte ſie raſch, und in einem Augenblick ſaß ich mit ihr in ihrer Kutſche. Als wir in ihre Loge traten, begann eine Scene ſchon in der Mitte des Trauerſpiels zwiſchen Thekla und

dem ſchwediſchen Offizier, welcher ihr den Tod des Geliebten berichtet. Unverwandt ſah die Gräfin auf das Theater. Bald floſſen ihre Thränen unaufhaltſam und noch lange nach Beendigung des ſchönen Monologs von Thekla. Ich wagte nicht, ihren Schmerz durch eine Sylbe zu unterbrechen. Endlich wandte ſie ſich zu mir, und wiederholte einige Zeilen des Monologs. Indem ſie ſich zu mir neigte, legte ich meinen Arm an ihren ſchlanken, runden, und meine äußere Hand drückte die ihre. Sie zog den Arm nicht weg, lange Zeit blieben wir ſo, und ich mit einer ſanften Wolluſt, die mir zuletzt alles Mark auflöſte. Sie beugte ſich erſt fort, als ein Geräuſch in der Loge des Fürſten, der uns gegenüber war, bei ſeinem Weggehn entſtand.

Wir blieben bis zum Schluß des Trauerſpiels, welches ſpät endete. Auf der Rückfahrt nahm ich ihr Tuch, welches von ih-

ren Thränen feucht war. Wir blieben beide stumm. Als ich sie die Stufen hinaufführte, ließ mich der alte Staatsminister bitten, ihn auf einen Augenblick zu besuchen. Ich verabschiedete mich vor ihren Appartemens und ging zu ihm. Der alte Mann war außer sich: „Mein Souverän, sagte er mir hitzig, ist sehr ungehalten, daß Ihr Hof auf seine letzten Vorschläge zum Traktat noch nicht geantwortet hat. Hier, an diesem Platz habe ich vor einer Stunde ihn sehr entrüstet gesehn, daß Ihr Hof ihn so schmählich behandle. Einen Gesandten hat man mir geschickt, fügte er hinzu, der eben nicht artig ist. Die ganze Negociation soll abgebrochen werden! Mit diesen Worten ist er fortgegangen. Marquis, Marquis, was ist geschehn? Der gnädige Herr war Ihnen anfangs so sehr gnädig. Was ist geschehn, was ist geschehn. O mein Handelstraktat, mein Meisterstück: mein di-

plomatiſcher Ruhm! mein ungnädiger gnädiger Herr!"

Ein paar Wochen früher wäre mir dieſe Erklärung im Munde des Miniſters ziemlich gleichgültig, ja inſofern lieb geweſen, als ich damals wünſchte, von dem Ort und der Verhandlung wegzukommen. Allein jetzt traf ſie mich wie ein Donner; denn ſie konnte mich von der ſchönſten Liebe, die mir hoffentlich aufblühte, entfernen. Doch hatte der alte Mann ſelbſt zu ſehr den Kopf verloren, als daß ich nicht Zeit gehabt hätte, mich zu faſſen. Kalt und entſchloſſen ſagte ich: alſo mit den Ausdrücken Eurer Excellenz ſoll ich meinem Hofe die Aeußerung Ihres Fürſten berichten? Ich weiß nicht, wodurch ich mir deſſen Mißfallen zugezogen; mein Hof wird mich dagegen zu tröſten wiſſen.

Dieſer gleichgültige Ernſt wirkte, wie ich erwartet hatte. Der Miniſter warf ſich in einen Seſſel, und fuhr mit der Hand

über die Stirn. Nein, berichten Sie so nicht, sprach er, das würde sogleich die Negociation zerreißen. Ich hätte Ihnen die Aeußerungen des ungnädigen Herrn nicht so baar wiedergeben sollen. Es ist in der That der erste diplomatische Fehler, welchen man mir auf meiner langen Laufbahn vorwerfen kann. Nein, berichten Sie nichts, als, der hiesige Hof zeige Empfindlichkeit über den langsamen Fortgang des Geschäfts: nichts weiter, lieber Marquis, nichts weiter: mein Meisterstück soll nicht so durch die Finger fallen.

So höchst erwünscht mir diese Wendung war, so machte ich doch Schwierigkeit mich ihr zu ergeben. Meine Pflicht sei, jedes Wort, was er mir über unser Geschäft sagte, meinem Hofe zu melden. Mit nichten, mit nichten! rief er: mein Gott, ein Diplomatiker bleibt doch auch ein Mensch. Sie haben mich nun einmal als Menschen gesehn. Berichten Sie, was

ich Ihnen als Diplomatiker geſagt habe, daß mein Hof . . .

Gut, fiel ich ein, ich ergebe mich, um zu ſehen, wie Euer Excellenz das ſchwierige Geſchäft glücklich beenden werden. Da Ihr Fürſt gegen daſſelbe und auf mich ungnädig geſinnt iſt, ſo erregt es um ſo mehr die Bewunderung der diplomatiſchen Welt, wenn Sie es durch Scylla und Charybdis zum Ziel bringen.

Ich werde, Marquis, erwiederte er, wie triumphierend, und ſeine lange dürre Geſtalt ſtieg aus dem Seſſel auf und ſtand zuletzt hochgereckt faſt nur auf den Zehen. Er ſchaute bald nach der rechten, bald nach der linken Seite, als müßte er ſchon die Scylla und die Charybdis vermeiden: ſein Catogon ruderte windſchief im Nacken. Nie habe ich einen ſolchen diplomatiſchen Don Quixote geſehn.

In dieſem Augenblick empfahl ich mich. Noch ein ſehnſüchtiger Blick in den Gang, wo die Schritte der Holdſeligen täglich ſchwebten, und ich hing im Wagen den beunruhigendſten Gedanken nach. Raſender, ſagte ich jenen Abend zu mir, hatteſt du alle Verhältniſſe vergeſſen, daß du wie ein Abentheurer über die Mauer ſtiegſt? Du, der Geſandte einer fremden Macht nächtlich in dem Garten des Miniſters, mit welchem du ein politiſches Geſchäft zu Stande bringen ſollſt? vergaßeſt du denn, daß in dieſer Stadt die Polizei (hier konnte ſich der Geſandſchaftsrath nicht halten, und rief: Ja wol, ja wol!) jeden Schritt der Geſandten bewacht? wird keiner ihrer Kundſchafter geſtern auf deinen Tritten geweſen ſeyn, als du in ſo ungewöhnlicher Stunde allein zum Thor hinausſchwärmteſt? und war er dir gefolgt, ſah, daß du in den Garten ſtiegſt, paßte auf, bis du nach langer Zeit wieder

über dieselbe Mauer zurückkamst, was wird der Minister zu einem solchen Polizeibericht sagen? Er wird vermuthen, ich habe mich in sein Haus schleichen, ihm seine geheimen Papiere stehlen wollen. Und der Fürst — hier standen meine Gedanken betroffen still. Nur zu gewiß ist, rief ich endlich aus, die Polizei hat mein rasendes Beginnen ausgekundschaftet, der Fürst ist davon unterrichtet, und daher kommt seine Erbitterung gegen mich und mein Geschäft. Gestern brach sie frisch los, und gestern hatte er die Polizeinachricht empfangen. Aber warum sagte der Minister nichts von meinem rasenden Schritt, der ihn doch am nächsten anging? verstellte er sich, verschwieg ihn, um die Polizei nicht verdächtig zu machen? Nein, mir war gewiß nach seinem ganzen Benehmen, daß er nichts davon wußte. Also der Fürst hatte ihm meine Raserei verschwiegen,

und warum, aus welcher Schonung? Bei dieſer Frage ſtieg meine Unruhe bis zum äußerſten Grade. Ja wol, aus Schonung: ſagte ich ſeufzend; denn wird nicht der Verdacht rege werden, daß eine Leidenſchaft dich ſo ungeſtüm in jenen Garten zog, und eine Leidenſchaft für wen? für wen anders, als die Einzige, die du lieben kannſt, die deiner Leidenſchaft werth iſt? Ihren Ruf haſt du ſo ſchnöde preis gegeben. Was muß der Fürſt argwöhnen, welcher ſelbſt in ſie verliebt iſt? wie muß es in ſeinem Innern toben? Edel genug, daß er gegen ihren Oheim verſchwieg, was er wußte, was er argwöhnte.

In dieſem Gewebe von Vorſtellungen befangen, ſah ich wol ein, daß ich vorläufig nichts thun könnte, als zu beobachten und abzuwarten, was da käme, und mich ihrer ſüßen Liebe immer mehr zu verſichern. Aber auf das vorſichtigſte! warnte mich die Vernunft. Ich wollte vermei-

ten, mich öffentlich mit ihr sehn zu lassen: eine geraume Zeit sollte hingehn, ehe ich wieder einen Besuch bei ihr wagte. Und gegen die Mittagsstunde des folgenden Tages trat ich schon in ihr Zimmer.

Sie begrüßte mich ein wenig vorgeneigt in ihrem Sessel mit einiger Erröthung. Ein ungemein schöner Herbsthimmel verbreitete um sie die anmuthigste Beleuchtung. Alle ihre Umgebung verschmolz mit ihr zu einem lieblichen Ganzen. Ich saß kaum vor ihr, so war sie mitten im seelenvollsten Gespräch über die Thekla des Trauerspiels. Ich ahne, sagte sie, wie eine Liebe das Leben veröden, verschlingen kann: durch leidenschaftliche Anflüge hat wol jedes Mädchen eine Ahnung davon. Solche Liebe, geben Sie ihr alles äußere Glück, den sichern Besitz des Geliebten, muß das irdische Daseyn verzehren: ihre Flamme verträgt sich nicht lange mit demselben. Ich denke mir nichts

greulicheres, als mit dem Manne vermählt zu seyn, welchen ich so liebte; durch die tägliche Bemerkung seiner Schwächen, durch die kleinen widrigen Verhältnisse, die von dem engen, immer dauernden Zusammenleben nicht zu trennen sind, sein schönes Bild immer mehr zu zerstören. Nein, solche Liebe wird nicht von dem irdischen Seyn genährt. Sie ist glücklich, wenn nach den schönen Stunden, die ihr immer nur wie ein schneller Traum beschieden sind, sie von dem Geliebten, von dem Leben, durch ein ungeheures Verhängniß weggerissen wird. Sonst muß sie unter anscheinendem Glück sich selbst das Leben auslöschen.

Mit welcher Begeisterung sagte sie dies! keinen Laut davon habe ich vergessen. Das Italienische von Petrarcha sprach nie schöner über die Liebe, als ihre deutsch-italienischen Redensarten. So wie sie ausgeredet hatte, brachen ihre Thränen

ervor. Sie drückte das Geſicht in ihr
uch, welches ſie mit beiden Händen vor-
ielt. Ich faßte die eine und drückte ſie
eiſe, und ſie ließ ſie mit meiner ſinken,
nd erwiederte meinen Druck. Noch war
hr Geſicht verhüllt: bis es frei wurde,
ubten meine Blicke auf ihrem Buſen, der
och wallte, weit entblößt im Morgenklei-
e. Sie trocknete ihre Thränen und ſah
eitwärts. Sprechen wir von andern Din-
en, ſagte ſie mit gedämpftem Laut. Als
ch ſtumm blieb und ihre Hand noch im-
ner drückte, fuhr ſie fort, ohne mich an-
uſehn: dies Kleid iſt mir lieb, als Mäd-
hen trug ich es fleißig. In dem Augen-
licke ſchlang ich meinen Arm um ſie und
iß ſie an mich, und drückte auf ihre Lip-
en einen glühenden Kuß. Raſender!
ammelte ſie, und preßte mich von ſich.
nd rückte mit dem Seſſel etwas zurück.
Gräfin, rief ich, Sie heißen mich, was
ch bin. Reden wir von andern Dingen!

erwieberte ſie mit Feſtigkeit, und wie mir ſchien, mit Empfindlichkeit. Sprachen Sie je längere Zeit mit dem Fürſten?

Dieſe Frage, welche ſie gewiß nur that, um ein andres Geſpräch anzuknüpfen, war ganz geeignet, mich zur Beſonnenheit zu bringen. Die Behutſamkeit, welche ich mir angelobt hatte, meine gegründeten Befürchtungen, ein leiſer Vorwurf, daß ſie noch nicht wußte, wie unbeſonnen ich ihretwegen gehandelt hatte, und Eiferſucht, daß ſie in dieſem Augenblick, wo ſie meine Raſerei zurückwies, nach dem Fürſten fragte; alles dies ging mir plötzlich durch die Seele. Bei der erſten Audienz, ſagte ich, ließ er ſich über die Politik verſchiedener Staaten und über manche Perſonen aus, die uns beiden bekannt waren. Er ſpricht beſtimmt, gewandt, aber ohne Anmuth und Tiefe; ſeine Politik iſt gelernt, ſeine Grundſätze ſind nur durch Stolz beſeelt; er hat viel

von demjenigen, was man Charakter nennt, und was ich nicht liebe; denn ich fand es immer mit einer Beſchränktheit des Herzens oder des Kopfes verbunden. Wer mit voller Seele handelt, und das Leben mit Freiheit wie ein Kunſtwerk nimmt, der bedarf des Charakters nicht: läßt er ſich mitunter gehn, ſo kann er ſtets auf den Adel ſeines Gemüths, die Stärke ſeines Kopfes vertrauen.

Marquis, rief die Gräfin und reichte mir freundlich die ſchöne Hand, mir ſind ſolche Charakterfiguren unerträglich. Wenn ich ſie nicht herumdrehn und zerren kann, ſo beklemmen ſie mir den Athem. Der Fürſt hat Kenntniſſe, ſpricht klar, hat etwas Männliches, das gegen Frauen ſehr freundlich und geſchmeidig wird; gegen mich äußert er ſich bisweilen gar über politiſche und diplomatiſche Geſchäfte, was mir jedesmal lieb iſt, denn ich miſche mich gern und lebhaft in die Geſchäfte der

Männer; aber doch komme ich wieder darauf zurück, er hat keine Seele. Darum überfällt mich jedesmal ein Schauer, wenn ich seinen Besuch in meinen Appartements nicht vermeiden kann. Zweimal ist er hier gewesen, daß ich allein war, und da fühlte ich seine Oede. Er hat keine Phantasie, welche in das Wesen eindringt, man kann ihn durch keine Phantasie mit emporheben. Alles ist ihm todt, er liebt keinen Baum, kein Gestirn, keinen Himmel; und gleichwol —

Sie stockte, und ward roth; ich drang in sie, mit ihrer geistvollen Offenheit alle ihre Gedanken zu sagen. Ein andermal! antwortete sie flüchtig. Von allen Männern, die ich sah, sind Sie der freieste, Marquis: das Leben ist Ihnen so reich und ernst, und doch spielen Sie kühn damit, und Alles ist Ihnen voll Seele.

Ihr Lob durchdrang mir Mark und Gebein. „Und nie habe ich eine Ahnung davon gehabt, Gräfin, daß es etwas Aehnliches in der weiblichen Natur gebe, wie Sie. Ihr Weſen iſt mir wunderbar lieblich und unergründlich.“

Ich bedeckte ihre Hand mit Küſſen, und ihr Blick war unausſprechlich. Sanft wie etwas Heiliges zog ich ſie an mich, flüchtig berührte mein Mund ihre Lippen, ihre Augen. Wie ein warmer Blumenhauch war ſie neben mir. Unausſprechlich liebe ich Dich! ſagte ich, nicht mehr italieniſch, wie wir bisher geſprochen hatten, ſondern deutſch. So wenig ich von dieſer Sprache verſtand, redete ich das wenige doch nicht gebrochen, ſondern mit Geläufigkeit, die immer zunahm, je inniger ich empfand. Und wie ſie ſprach: Du biſt mein und ich bin Dein! ich kann nicht ausdrücken, wie der weiche Buchſtabe in dem Du! ſo innig aus der Seele klingt.

Von diesem Augenblick an war eine Offenheit, eine Traulichkeit zwischen uns, als wären wir beide allein in der Welt. Wie hätte ich noch anstehn können, ihr von meinem diplomatischen Geschäft am dortigen Hofe, von meiner nächtlichen Schwärmerei und Raserei, von meinen Besorgnissen zu erzählen?

Sie nahm das Alles gleichgültiger auf, als ich erwartete. Was geht mich die Welt an, sagte sie, ich liebe dich! Das Wort habe ich nie zu einem Mann gesprochen, und Du bist meine Welt. Verhehlen will ich meine Liebe nicht; alle Menschen sollen sie sehen und mich beneiden.

Aber nach den ersten Ergießungen der Leidenschaft war ich Diplomatiker genug, hatte sie Theilnahme an den Geschäften des Hofes, und ihres Oheims und den meinigen genug, daß wir wieder auf meine Verhältnisse zu jenen zurückkommen mußten. Sie gestand mir, daß der Mi-

niſter, ſeitdem der Fürſt mit ihr über diplomatiſche Angelegenheiten geſprochen hätte, froh wäre, bisweilen über ſeine Geheimniſſe gegen ſie loszubrechen, daß er noch heute in der Frühe bei ihr geweſen ſei, und den Ausdruk gebraucht hätte, trotz der Scylla und Charybdis werde er ſein Meiſterſtück, ſeinen Handelstraktat mit mir zu Stande bringen. Zugleich habe er freilich geäußert, daß der Fürſt auf das Geſchäft darüber und auf mich zürne.

Sie hielt inne, als ſie die letzten Worte geſprochen hatte, und ihr Ton war wieder etwas ſo dämmernd Bebendes geweſen, als man nur von innigen, zarten und edlen Frauen hört, wenn ſie ungewiß ſind, ob ſie etwas ſo fort ausſprechen oder vorläufig zurückhalten wollen. Ich muß Dir Alles ſagen, fuhr ſie dann fort. In dem öden Leben der Stadt muß man doch durch etwas gereizt werden. Ehe ich Dich ſah und liebte, gefiel mir, wenn die

Männer mir den Hof machten, obgleich ich es ſelten merkte, und gewöhnlich es früher durch eine Bekannte, als von mir ſelbſt wußte. Vor allen hat mir der Fürſt Aufmerkſamkeit bezeigt, und es reizte mich nicht wenig: ein Fürſt und kein gewöhnlicher Mann. Nun iſt in der Liebe Alles verſunken. Lieber Freund! ſein Geiſt fand einige Beſchäftigung bei mir, und ein Zug der Sinnlichkeit — als ich ihn merkte — lieber Herzensfreund, Sinnlichkeit der Männer iſt ungemein widrig, wenn nicht eine reiche Einbildungskraft, ein inniges Herz und ein muthiger Verſtand die Sinnlichkeit wie einen gemeinſchaftlichen Strom hervorbringen.

Dann kam ſie auf meinen Abend in ihrem Garten zurück, und äußerte, ſie glaube nicht, daß mich irgend ein Diener der Polizei verfolgt und belauſcht habe. Aller Bericht der Polizei kommt zuerſt an meinen Oheim, und er meldet davon dem

Fürſten, was ihm gut däucht. Er hat mir ſonſt erzählt, wie ſein Souverän Dich preiſe, und hat mir heute mit großer Bedenklichkeit geſagt, wie Deine Anweſenheit hieſelbſt unangenehm werden ſei. Geliebter, bei Glucks Harmonie war ich zum erſtenmal ganz Dein. Der Fürſt hat mich zweimal, da ich unerwartet auf ſeinen Blick traf, mit einem Grimm angeſehn, welchen ich nie ſo an ihm wahrnahm und verabſcheue.

Durch Dich, Agnes! rief ich aus, wird der Staatsminiſter das Meiſterſtück ſeines diplomatiſchen Lebens machen. Unſre Liebe ſollte meine Verhandlung zerreiſſen, und nur ſie wird ſie glücklich löſen. Aber halte Deinen holden Muth, Deine hochherzige Offenheit zurück.

„O die Liebe iſt etwas Schönes. Durch ſie nimmt die Frau Theil an den Geſchäften der Männer, ohne aus dem Frauenkreiſe zu treten. Geliebter, ſage

mir, was soll ich thun?" und mit diesen Worten lag sie in meinem Arm, und unter dem süßesten Kosen der Liebe weihten wir uns zu dem Handelstraktat. Sie war unerschöpflich an komischen Einfällen, geistreichen Bemerkungen darüber und hatte das naivste Ergötzen an dem Gedanken, ihn mit zu Stande zu bringen. „Der Fürst, sagte sie, mein Oheim, Du und ich! es soll eine Quadrupelallianz werden. Doch nein, Du und ich, sind wir nicht Eins?" Und unsre Lippen, glühend auf einander, und meine Arme, die sie fest umstrickten, bestätigten unsre Einheit.

Und was soll ich thun, Geliebter? fragte sie wiederum; und ich kam endlich dazu, ihr meinen Plan auseinander zu setzen. Der Fürst, Agnes, ist eifersüchtig auf Deine süße Liebe für mich. Nun bin ich überzeugt, daß er bloß darum auf mich zürnt. Diese Eifersucht muß beschwichtigt werden, sonst wird aus unserm diplomati-

ſchen Meiſterſtücke nichts. Agnes, eben jetzt, da mir der Glanz Deiner Liebe aufging, darf ich Dich vorläufig nicht beſuchen, als wenn ein geſellſchaftlicher Cirkel bei Dir iſt, und auch dann nur ſelten. Bei öffentlichen Gelegenheiten ſprechen wir wenig und kalt miteinander.

Abſcheulich, entgegnete ſie: ich bin ſo frei; woher hat der Fürſt ein Recht, auf mich eiferſüchtig zu ſeyn? „Von deiner Schönheit und Anmuth, und unſerm Handelstraktat.“

Freilich, ſagte ſie lächelnd: und es wird mir ſüß ſeyn, wenn im Gewirre großer Geſellſchaft Du mir fremde ſtehſt. Du, deſſen Seele mein iſt. Die öden Menſchen ahnen nicht, was es heißt, wenn Du dann einmal bei mir vorüber ſtreifſt, mir ein Wort ſagſt, worin für mich alles Feuer des Lebens flammt, was ihnen kalt däucht. Nur eins verſprich mir, daß Du

niemals eine Gesellschaft verlassen willst, ehe ich weggegangen bin; denn sonst würde mich meine Traurigkeit verrathen.

Werde ich da scheiden können, Agnes, wo Du bist? Auch muß ich morgen Vormittag noch einmal, wie heute, in Seligkeit bei Dir seyn.

Gewiß nicht, fiel sie ein: auch das wäre zu viel. Sei Mann und Diplomatiker.

Und Du, meine Heldin, fuhr ich fort, Du beginnst, Dich recht fleißig mit dem Fürsten über Staatsgeschäfte zu unterhalten, erwähnst aber vor der Hand nicht unsres Handelstraktates. Ehe dessen gedacht wird, muß der Fürst erst glauben, daß Du auch nicht auf das fernste an mir Theil nehmest. Ich werde an ihm, und an den Aeußerungen Deines Oheims schon abnehmen, wenn es an der Zeit ist, daß Du Deinen goldenen Faden in unser graues diplomatisches Gewebe einschlägst.

und das Glück hineinwebſt. Dann findet ſich wol, daß wir uns geheim ſprechen, ohne von jemand beargwohnt zu werden. Ich lege Dir dann meine diplomatiſchen Papiere vor und wir bearbeiten ſie — unter Küſſen! wollte ich ſagen, aber ſie waren ſchon da. Ich hielt die ſchöne Geſtalt lange in meinem Arm und ſah ſie ſchweigend an. Da drückte ſie mich von ſich und ſtammelte: geh, mein Freund: mein Oheim kommt jetzt vom Fürſten, und alsdann zu mir. Er finde uns nicht ſo zuſammen. O wann ſehn wir uns ſo wieder?

Ich ging raſch hinweg, da es mir ſo ſchwer wurde; und in welchem Taumel der Gefühle! Der reichſten Liebe war ich in dieſen Stunden ſicher geworden. Ich verlor mich mit einem wonnevollen Staunen in die Natur der Geliebten; und auch das

Licht, welches für meine diplomatiſche Verwirrung aufging, war etwas heiterer.

Unmöglich kann ich Ihnen, meine Freunde, noch weiter das Tagebuch meiner Liebe und Negociation vorlegen. Es kamen nun mehrere Wochen voll von Zwang, aber auch einem Glücke, das wie Veſta's Feuer in unſern Herzen brannte. Wir hielten beide mit treuem Muth und Schmerz bei unſrer verabredeten Rolle aus. Die wenigen Worte, die wenigen Blicke, welche wir wechſelten, faßten ein jahrelanges Leben in ſich. Wenn bei einem Feſt das geſellſchaftliche Gewühl groß war, dann wagte ich ſo nahe an ihr vorüberzuſtreifen, daß ich ihr Kleid berührte, einmal ſogar die Finger ihrer herabhängenden Hand: der Schauer, der mich dann durchzuckte, war wie ein wollüſtiger Seufzer aus dem Paradieſe, von welchem mich kein Engel mit dem feurigen Schwert, nur eine kleine Intrigue wegen eines Handelstraktates

abgeſchieden hielt. Ich fragte mich wol, warum ich nicht alle Verhältniſſe von mir würfe, um ganz in der Liebe zu leben und weben? Aber es däuchte mir beſchämend, einer Leidenſchaft wegen eine übernommene Pflicht, das Vertrauen hintenanzuſetzen, welches mein Hof mir bewies. Mehr aber zähmte mich die Furcht, daß ich in ihrer Achtung, in ihrer Liebe ſinken mögte, wenn ich dieſer Liebe wegen ein Geſchäft aufgab, weniger klug und eifrig betrieb, da ſie die Staatsgeſchäfte mit einer gewiſſen Ehrfurcht betrachtete; und war meine Negociation nicht ein Theil unſrer Liebe geworden? betrieb ſie dieſelbe nicht mit mir?

Beſonders ſchien auch gut zu wirken, daß ich in dem Cirkel, der ſich wöchentlich zweimal in ihren Appartemens verſammelte, nur flüchtig und fremd erſchien. Der Fürſt verſäumte ihn bald niemals mehr, und häufig ſah ich ihn in lebhafter Unter-

redung mit der Gräfin. Auch ward häufiger wie je von seiner Leidenschaft für sie gesprochen. Selbst mein diplomatischer Beobachter, der so scharf und ruhig über das Verhältniß zwischen beiden geurtheilt hatte, zischelte mir, indem wir an eben den Sesseln standen, wo sie in meinem Arm gelegen, und ich gern meinen Standpunkt nahm, mit bedenklicher Miene ins Ohr: ich sehe doch in dem Naturkinde die künftige Souveräne dieses Landes.

So mogte ein Monat hingehn, und ich muß mir das Zeugniß geben, daß kein Argwohn gegen sie, keine Eifersucht in meine Seele kam. Das Wesen des jungen Weibes war in meine Adern übergegangen, hatte jede italienische Wallung verbannt, und mein Herz mit einem stischen Vertrauen erfüllt.

Wir sehen Sie doch Morgen Abend bei uns? sagte sie mir mit bedeutendem Ton, indem sie mit ihrem Oheim aus ei-

nem Hofkonzert ging, wo der Fürſt auf das anhaltendſte auch während der Muſik mit ihr geſprochen hatte; und der falte Staatsminiſter ſetzte mit freundlicher Wichtigkeit hinzu: ich habe Ihnen viel Gnädiges zu ſagen.

Ich fuhr am folgenden Tage ſpät in ihre Aſſemblee, beſtellte aber auch meinen Kutſcher, mich ſo ſpät abzuholen, daß ich gewiß der letzte war, welcher ihre Appartemens verließ.

Ein Wölkchen ſaß auf ihrer Stirn als ich eintrat, aber ſchöner ſah ich ſie niemals. Ein ſchwarz ſammetnes Kleid gab ihrer Geſtalt eine Majeſtät, die von dem glänzenden Geſchmeide, welches ihre dunklen Locken durchſchlang, beſtrahlt wurde. Wie Sterne zog ſich eine Reihe von Diamanten am Rande des Kleides um ihren Buſen.

Je mehr ich die Ungeduld ihres Oheims merkte, mit mir insgeheim zu re-

den, ſo mehr vermied ich ihn, um nicht früher, als bis der Cirkel ſich faſt verloren hatte, mit ihm ins Geſpräch zu gerathen. Ich wollte ihn dann ſo darin verwickeln, daß ich, ohne aufzufallen, allein zurückbleiben konnte. Es gelang, und er hielt mich auf die Seite gezogen, als ſeine Nichte nur noch allein in den Appartemens war. Daß ſein Souverän ſich mit dem größten Wohlgefallen über mich äußre, mein feſtes und beſcheidenes Benehmen lobe, und ihm ſelbſt die Klugheit, mir die ehemaligen ungnädigen Aeußerungen ſo überaus delikat hinterbracht zu haben, nicht hoch genug anrechnen könne, und dergleichen mehr, wiederholte er mit hundert Umſchweifen.

Sobald ich die Gräfin allein ſah, brach ich ab gegen ihn, und entſchuldigte mich gegen ſie, daß mein Kutſcher mich warten laſſe; doch der Alte fiel haſtig ein: wer in ſo hohem Grade die Gnade meines

Fürſten beſitzt, wie Sie, lieber Marquis, iſt ſtets unſer werther Gaſt! In dem Augenblick aber ſah er nach der Uhr und ſagte: ich verlaſſe Sie! Entſchuldigung! Entſchuldigung! das Ruder des Staates! Er klingelte; zwei Bediente ſtürzten herein, und hinter ihren Kerzen zog er feierlich ab.

So wie die Flügel ſich zuthaten, kniete ich an ihrem Sopha, und drückte meine Lippen auf ihre Hand. O Du! ſagte ſie, und neigte ihre Lippen auf meine Stirn! o Du! wie lange habe ich dies Wort nicht ſagen dürfen? Ach, mein Herz iſt zu voll geworden. Heute war es in Gefahr überzuſtrömen und ſich zu verrathen, als ich Dich ſo ſchmerzlich erwartete und Du ſo lange nicht erſchienſt. „Um mir dieſe ſeligen Augenblicke zu erhaſchen! rief ich und wollte ſie umfangen. Da rollte mein Wagen in den Hof. Dort in den Seſſel! wir können hier jeden Moment

überraſcht werden! und mit dieſen Worten ſaß ſie in der vornehmſten Haltung auf dem Sopha. Meine Equipage ward angekündigt; ich durfte nicht zaudern.

„Agnes, ich muß Dich vertraut, lange und geheim ſehn. Meine Liebe lechzt darnach, ſelbſt unſer diplomatiſches Geſchäft erfodert es. Weißt Du kein Mittel?"

Sie ſann, wollte etwas ſagen und ſtockte. Ich drang heftiger in ſie: „Meine Liebe haſt Du, ſagte ſie endlich, bekannt habe ich ſie Dir. Was zage ich?" Sie ging ſchnell in ein Kabinet und war ſogleich wieder zurück. Da ſind zwei Schlüſſel, der eine ſchließt eine Thür dort unter dem Balkon: ſie führt auf Stufen zu jenem Kabinet. Der andre öffnet eine kleine Nebenpforte der Gartenmauer: Du gehſt zwiſchen zwei hohen Hecken gerade auf die Thüre zum Balkon. Komm um zwölf Uhr: ich bleibe immer bis Mit-

ternacht auf, und lese und schreibe. Dann ruht Alles im Hause. Nun rasch hinweg!

Ich flog die Treppe hinab. Zu Hause fand ich einen meiner Bedienten nachlässig, und verabschiedete ihn auf der Stelle, weil ich wußte, er sei im Dienst der Polizei jener Residenz. Von meinen nächtlichen Schwärmereien mußte niemand etwas wissen, als mein treuer italienischer Jäger, der mir schon sicher war, weil er den lächerlichen Stolz hatte, sich nie über seinen Herrn gegen einen Deutschen äußern zu wollen.

Die Kälte war streng; hell funkelten die Sterne; ich zählte die Glockenschläge von außenher, ob sie nicht schneller gingen, als meine Uhren. Mit weißem Glanz überstreut leuchtete die Hecke, leuchteten die Bäume des Gartens. Sonst war die Nacht dunkel.

Alle Verhänge ſollten niedergelaſſen ſeyn, bis auf ein einziges Fenſter, woran ein Licht, eine Blume ſtrahlten, wenn ich ſicher zu ihr kommen dürfte. Bange athmend ſtand ich im Gang der Hecke, und ſah den Schein nicht.

Ich glaubte, die zwölfte Stunde habe ſchon geſchlagen. Da hallte ſie erſt, und die Fackel der Liebe ging ſogleich auf.

Indem ich zu ihr hineilte, glühten alle Bilder der Wolluſt auf, welche mich einſt dort entflammt hatten. Ich dachte mir nicht andres, als daß ich ſie nun im weißſeidenen Unterkleide treffen, daß der ganze Traum jenes Abends wirklich ſeyn würde; und wie ich die Thüre des Kabinets aufthat, ſtand ſie noch ganz in der Pracht der Aſſemblee vor mir.

Welches Entzücken, als das herrliche Weib in meinen Armen lag, von meinen Küſſen überdeckt! als das ſüße Eckoſe der

Liebe immer traulicher, immer vielfacher blühte. Alles Gefühl in ihr war wie ein frischer unversiegbarer Quell, und jede ihrer leidenschaftlichen Regungen dichtete unerschöpflich die lieblichsten Bilder reicher Phantasie. Ihre Liebe führte die Sinne und den Geist in den schönsten Rosengarten. Ich sagte ihr: Du hast das Genie der Liebe! und wollte es wieder von ihren Lippen, ihren Gliedern küssen, wo es allenthalten hervorschlug, aber sie wand sich los mit den Worten: Nun, Freund, unser diplomatisches Geschäft. Der Fürst fing von selbst an, über Deine Sendung zu reden. Er wünsche neue Eröffnungen Deines Hofes über den Handelstraktat, welchen Du vorgeschlagen hättest. Man will uns zu harte Bedingungen auferlegen. setzte er ernst hinzu, aber wir vertrauen auf den Marquis, er ist billig und fein.

Ohne Deiner zu erwähnen, erwiederte ich: „wol möchte ich sehn, wie ein

Handelstraktat zu Stande kommt, wo beide Theile von den ungeheuerſten Foderungen anheben, und aus den Mißtönen doch zuletzt Uebereinſtimmung wird.“ Er lächelte und ſchwieg. Aber geſtern Vormittag kam mein Oheim mit der geheimnißvollſten Wichtigkeit zu mir, und ſprach: „Nichte, auf Befehl unſres gnädigſten Herrn theile ich Ihnen die geheimſten Schriften mit: Einen größern Beweis ſeiner Gnade konnte er Ihnen nicht geben. Sie betreffen den Handelstraktat, wovon ich Ihnen ſchon ſagte.“ Ich mußte nun die zwiſchen Euch beiden gewechſelten Noten und Entwürfe anhören. „Nicht wahr, mein Freund, ihr werdet noch ſehr nachlaſſen, und der hieſige Hof wird auch nachlaſſen?“

Daß ich in einem ausführlichen Memoir alle Punkte des Traktates meinem Hofe entwickelt hätte, welche zu erreichen er hoffen und billig verlangen könne; daß

ich ihr dieſes Memoir jetzt mittheile; hatte ich kaum erwiedert: ſo fragte ſie, wie iſt Dein Souverän? wie iſt Euer Miniſter, der die Hauptſtimme über den Traktat führt? Beſchreibe mir beide. Ich entwarf eine kurze Charakteriſtik derſelben. Gut, ſprach ſie: nun iſt unſre Seſſion beendet: Dein Memoir behalte ich. Ich habe noch keine Briefe der Liebe von Dir: ſoll es ſtatt ihrer ſeyn?

In dem Augenblick gab ſie mir auch einige Blätter. „Da ich getrennt von Dir ſeyn mußte, ſchrieb ich Dir. Die Liebe iſt ſo allgegenwärtig. Ich habe ſie gekannt, ehe ich ſie fühlte, und finde ihr Glück nur noch überſchwenglicher, als ich es mir dachte. In den Stunden, wo ich Dir ſchrieb, habe ich Dich nicht vermißt.“

Ich verbarg die Blätter an meiner Bruſt, und hielt die Geliebte lange ſchweigend am Herzen. Faſt war ich beſchämt,

als überträfe ſie mich an Liebe. Geh nun, ſagte ſie mir. Die Sterne ſind mit Dir und alle meine Gedanken; ſiehſt Du mich am Abend in dieſem Kleide, oder einem grünſammtnen, ſo komme zur Nacht. Der Vorſicht bedarf es: Du kannſt nicht häufig hier ſeyn.

Mit welcher Wonne im Innern ich unter den ſchneebelaſteten Aeſten zurückſchwärmte, und noch den Schatten von ihr, aus deren reichem Leben ich kaum weggeſchickt war, an ihren Wänden wahrnahm: dergleichen beſchreibe ich Ihnen nicht, meine Freunde. Ihre Blätter, auf welchen das Genie der Liebe flammt, will ich nächſtens mitbringen.

Einige Abende vergingen, ehe ich das erſehnte Zeichen wahrnahm. So nach dem Gewande der Geliebten, ſeiner Farbe zu ſpähen, iſt kein kleines Glück, wenn ſeine Verheißung auch nicht in Erfüllung

ginge. Endlich glänzte mir am Smaragd des grünen Sammets die ſchöne Hoffnung.

Nach dem erſten Gekoſe der Liebe gab ich ihr einige Geſänge in meiner Mutterſprache, worin ich beim erſten Erwachen meiner Leidenſchaft um ſo drangvoller meine Ideen von ihr ausgeſtrömt hatte, je mehr ſie mich quälten und entzückten. Seitdem ich über ihre Natur, ihre Liebe im Reinen und in Sicherheit war, hatte ich geſchwiegen.

Und ich, erwiederte ſie mit anmuthiger Gravität, gebe Dir dagegen ein Memoire über Deinen Handelstraktat, welches Du Deinem Hofe überſenden ſollſt.

Als ich es haſtig hinnahm und lächelte, ſchlang ſie ihren Arm um meinen Hals und küßte mir das Auge: „ich verſetze mich ſo gern in Deine Perſon.“

Ich las und staunte. Einiges hatte sie aus meinem Memoir entnommen, aber die billigen Grundsätze, welchen beide Höfe folgen mußten, waren mit einer so natürlichen Beredsamkeit dargestellt, aus meiner kurzen Charakteristik der handelnden Figuren auf unsrer Seite hatte sie dieselben so herausgefühlt, daß ich mir von dieser Schrift die glücklichste Wirkung versprach. Ihre Freude, als ich ihr dies sagte, war rührend. „Es ist etwas Schönes um die Liebe!" und bei diesen Worten glänzten ihr Thränen in den Augen.

Mit wenigen Veränderungen sandte ich ihr Memoir ab, und bekam bald Winke, daß es außerordentlichen Beifall finde.

Wie? unterbrach der Gesandtschaftsrath die Erzählung des Marquis; jenes diplomatische Meisterstück war von einer Dame? hm, hm! und dieses Memoir wird unsern angehenden Diplomatikern

ſtets als ein Muſter von Expoſition zur Nachahmung vorgelegt.

Die Gemahlin unſres Souveräns, fuhr der Marquis fort, die ſich bisweilen in die öffentlichen Angelegenheiten miſchte und dann mit großem Gewicht, hatte im Kabinet des Fürſten zufällig den Bericht meiner Geliebten gefunden und geleſen. Vielleicht wirkt der Ton des Weibes am meiſten auf das Weib. Genug, ſie erklärte jenes Memoire für ein Meiſterſtück, und verwunderte ſich ſehr, daß man nicht eile, auf ſolche billige Bedingungen, wenn der jenſeitige Hof ſie eingehe, den Handelstraktat abzuſchließen. Dies wirkte wie ein Blitz auf Alle, die bei dem Geſchäft eine Stimme hatten. Ich erhielt bald in den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken die Weiſung, ein Ultimatum zu übergeben, welches mit meinem letzten Memoir durchaus übereinſtimme.

Und nun, mein Freund, sagte Agnes, laß mich auch die Note schreiben, womit Du es hier übergiebst. Der Fürst redete in diesen Tagen viel über einen Mann, der Büsch heiße und über Handel und Geldumlauf, und, wie behielte ich, worüber sonst noch? meisterhaft geschrieben habe, und dessen Werke ihm jetzt ein neues Licht anzündeten. Auch liegen die vielen Bücher des Mannes schon prächtig gebunden auf dem Arbeitstisch meines Oheims. In unsrer Note muß er auch figuriren. Aber gestehe mir, Geliebter, ich übersehe das Detail nicht genug, in Deinem Ultimatum ist doch nichts zum Nachtheil meines Vaterlandes? Selbst Dir zu Gefallen würde ich nichts beginnen, wodurch meinem Vaterlande Abbruch geschähe.

Ich beruhigte sie darüber und hatte wenige Nächte darauf ihre Note. Diese ging wie ein sieghafter Pfeil in das Wesen

des Fürſten; und ihrem Oheim ward die Schmeichelei geſagt, daß er von jeher gleiche Grundſätze wie der große Büſch gehegt hätte, welche dann auch in dieſem Ultimatum die leitenden waren.

Kaum hatte ich ſie abgeſchrieben mit hinzugefügten Förmlichkeiten, und kaum überreicht, ſo brach der alte Staatsminiſter, wie er mich zuerſt anſichtig wurde, mit größter Lebhaftigkeit los, daß nun keine Frage mehr ſei, er werde ſein diplomatiſches Meiſterſtück zu Stande bringen: durch mein vortreffliches Ultimatum, zu welchem der Fürſt ſehr gnädig lächle, ſei ich ihm dazu behülflich geweſen.

Von Agnes erfuhr ich, daß er den Mittag nach Empfang unſrer Note geſagt habe: die Werke des großen Büſch wären ihm ſtets ſo vorgekommen, als hätte er ſelbſt ſie geſchrieben: nur der Mangel des feinen Welttones, der franzöſiſchen Wendungen in denſelben, käme ſeinem

Gedächtniß zu Hülfe, daß sie wirklich nicht von ihm herrührten.

So waren Agnes und ich nahe an unsrem diplomatischen Ziel, und noch hielt sie mich ferne vom höchsten Lohn der Liebe. Ihre Schamhaftigkeit, die so mädchenhaft war, wie ich sie niemals bei einer Frau gefunden, hinderte sie an der vollen Hingebung, die sonst ihrem Wesen ganz entsprochen hätte. Auch drückte sie mir jedesmal, wenn ich auf Vermählung mit ihr anspielen wollte, die Lippen zu mit einem: still! und überdeckte dann meinen Mund mit Küßen, als flehe sie mich, von dergleichen Gedanken abzulassen. In gesellschaftlichen Kreisen sah ich sie noch mitunter wie ein flatterndes Mädchen, und begriff dann schwerlich, daß sie es war, mit welcher ich zu Nacht so tiefe Gespräche und solche diplomatische Geschäfte, und welche himmlische Liebe pflog. Doch tanzte sie nicht mehr seit unsrem Verhältnisse.

Kein Mann, außer ich, ſollte ihren Körper berühren.

Es verging geraume Zeit, ehe ich eine Antwort auf mein Ultimatum erhielt. Doch wußte ich durch Agnes, daß man ihm gemäß den Handelstraktat abſchließen wolle, der Fürſt nur aus vornehmer Laune damit zaudre. Endlich kam der Tag, welchen mir der alte Staatsminiſter mit großem Triumph ankündigte, wo wir beide den Traktat unterzeichnen würden.

Als ich in der beſtimmten Stunde um Mittag zu ihm fuhr, war Alles feſtlich in ſeinem Hauſe: er ſelbſt war mit Bändern und Orden behängt, die kein Etcätera mehr zuließen; ſeine Friſur ſtieg wie eine weiße Triumphwolke aufwärts. Zwei Exemplare unſres Traktats lagen auf einem Marmortiſch und hinter ihnen brannten vier große Kerzen. Ich hätte den alten Mann andächtig nennen mögen, wenn er nicht ſo hoffärtig geweſen wäre.

Dann führte er mich zu einer glänzenden Mittagstafel, wo Agnes in dem grünsammetnen Kleide zugegen war. Freier schon streiften meine Blicke zu ihrer Schönheit. Am Abend war Assemblee bei ihr, und sie erschien in ihrem schwarzsammetnen Kleide, mit dem prachtvollen Geschmeide in dem Haare. Welche selige Hoffnung loderte in meiner Brust. Es war einer jener Tage, die der laue Lenz als feindliche Vorboten an den Winter abschickt. Zephyre schon begleiteten mich auf meiner süßen Nachtwanderung.

Sie ruhte in ihrem Sessel, als ich eintrat, mit einer gewissen komischen Majestät; denn das eine prächtige Exemplar des Traktates lag vor ihr, der Oheim hatte es ihr gebracht. Ich schloß sie inbrünstig in meine Arme: der ganze Frühling war schon mit uns. Sie war zärtlicher wie je: ein rosenrothes Licht umfloß

ihre Wangen, ein blauer Schmelz ihre Augen. Ich küßte unaufhörlich ihren Busen, ich löſete ihr ſammetnes Kleid, ich ſtreifte es ihr allmählig ab, und ſie ſtand vor mir im weißſeidenen Untergewande, wie ſie mich einſt, als ich im Garten von ihr geſchieden ſchmachtete, entflammt hatte. — Ach, mir wurde alle Luſt, die ich damals träumte! Welche Nacht! Gegen die Morgendämmerung riß ich mich los. Und Du warſt noch holdſelige Jungfrau? ſtammelte ich. Mit einem flüchtigen, faſt zornigen Erröthen ſagte ſie: glaubteſt Du, daß mich irgend etwas auf Erden zwingen konnte, mich ſonſt als an die Liebe hinzugeben?

Der Marquis ſchwieg, wie in die ſeligſten Erinnerungen verloren, und nie hab' ich wieder einen ſolchen Glanz ſchöner Wolluſt an einem Mann geſehn, als wie er damals unter uns da ſaß. Seine träum-

liche Geſichtsfarbe war von einem lichteren Roth durchdrungen, in ſeinen großen ſchwarzen Augen ſah man ein beinahe röthliches Feuer tief wie von der Gluth der Einbildungskraft ſelbſt aufſchießen, ſie waren in die Höhe gerichtet, als wäre ſolche Wolluſt nicht auf der Erde zu finden, und ſeine ganze ſtattliche volle Geſtalt war wie von Luſt übergoſſen. Ich vergeſſe nie die Stille, mit welcher wir alle ihn anſchauten. Ein Abglanz ſeiner Wonne war wollüſtig auch in unſere Seele gedrungen, wir athmeten kaum, und zugleich brachten Ströme lauer Luft einen überſchwenglichen Reichthum vom Duft der blühenden Pomeranzen in den Gartenſaal. Welche Freude mir der Genuß eigner Liebe in der Welt gegeben hat, und wie ſehr ſie mich mit phantaſiereicher Luſt durchglühte, muß ich doch geſtehen, daß alles dies nie die ſüße Wolluſt erreichte, welche die

Schilderung des Marquis von ſeiner Liebe und Wonne durch meine Adern gegoſſen hatte. Mit der Sinnlichkeit eines genievollen Italieners kann ſich auch der feurigſte Deutſche nicht meſſen; denn es fehlt ſeiner Natur bei aller Innigkeit, ſelbſt bei Schwung und Kraft der Phantaſie, an dem glühenden Farbenglanz, dem duftſchweren Blüthenregen der Gefühle.

Ich weiß nicht, wie lange wir ſo verſtummt geſeſſen hätten, wenn wir nicht durch die Bemerkung des Geſandtſchaftsrathes geweckt wären, daß ihn die Liebe bei ſeinen diplomatiſchen Unterhandlungen nie ſo unterſtützt hätte. Dieſe Bemerkung fingen die beiden Abbés zugleich mit luſtiger Miene auf, und beide ſchoſſen zugleich ſpottreiche Blicke, heitre Witzfragen auf den förmlichen Mann ab. Ueberhaupt fand ich eine ſolche Gleichartigkeit zwiſchen zwei vorzüglichen Männern nie wieder.

Dieſelben Gedanken kamen ihnen ſtets zu gleicher Zeit. Bei aller Lebhaftigkeit ihrer Bewegungen, ſchienen ſie wie durch einen Mechanismus gebunden immer einerlei Bewegung zu machen, und auch nicht ein einzigesmal hab' ich bemerkt, daß der eine nur eine Sekunde früher als der andre ſich zu Tiſch geſetzt, oder von Tiſch erhoben hätte. So hatten ſie ſich auch beide zu ihrem Lieblingsinſtrument die Geige erwählt, und ſich ſo miteinander eingeſpielt, daß man ihre Striche gar nicht von einander unterſcheiden konnte. Weil ſie beide nur die auserwählteſte Muſik und mit Seele vortrugen, konnten ſie den Marquis und mich nicht mehr erfreuen, als wenn ſie mit ihrer doppelten Stärke und abſoluten Einheit etwas aus Glucks Werken vortrugen. Daß ſie eine große Anhänglichkeit an einander hatten, war alſo wol nothwendig; doch wüßte ich

nicht, daß ich je Züge einer innigen Freundschaft an ihnen gesehen hätte, was auch nicht gut möglich war, da sie sich gar nicht wie zwei nahmen. Bei den anmuthigen Erzählungen von ihren Liebesabentheuern mußten sie freilich wie einzelne Wesen erscheinen, doch in dem unterhaltendsten waren sie wirklich nur Eine Person.

So sind Sie niemals bei Ihren diplomatischen Verhandlungen von der Liebe unterstützt wie der Marquis? sagten sie beide zu gleicher Zeit zu dem Gesandtschaftsrath, welcher darüber sehr stutzig wurde, und schon sein Spiel mit den Händen wie zum Kartenmischen anhub. Also doch unterstützt von Liebeshändeln in Ihren diplomatischen Feldzügen? Lieber Gesandtschaftsrath, wir müßen Sie siegreich bei den Damen sehen, wie als Politiker; heraus mit einem solchen Liebesabentheuer!

Wackelte er ſchon ängſtlich auf ſeinem Sitz hin und her, als der Geſandte ſeinen diplomatiſchen Liebeshandel anfing; ſo ward jetzt ſeine Figur trotz ihrer eleganten Förmlichkeit und Breite auf dem Seſſel wie ein Weberſchiff. Zuletzt faltete er beide Hände übereinander, und ſagte, als wollte der trockene Ton gar nicht aus dem beengten Halſe heraus: meine Herren, ich habe nur eine Negociation in der Liebe gehabt, die hing mit den hohen Mächten zuſammen, und ich kann ſie nicht erzählen, weil ich zugleich meiner Inſtruktion von meinem Hofe erwähnen müßte.

Geſandtſchaftsrath, riefen beide Abbés, mußte Ihr Hof auch Ihr Herz für die Liebe inſtruiren? fort mit den Ausflüchten. Das einzigemal, daß Sie aus eigener Machtvollkommenheit in Ihrem Leben gehandelt haben, muß dieſem trauten Ge-

kel, der mehr werth iſt, als alle diplomatiſchen Europa's, nicht verborgen bleiben.

Der Rath drehte den Kopf über die Schulter, und ſah den Marquis mit großen Augen fragend an, was er zu einem ſolchen Verlangen der Abbés ſagen möge? Allein dieſer ſaß noch immer in Erinnerung verſenkt, und die Abbés fuhren fort: was ſehen Sie Ihren Miniſter an? Er iſt Ihnen mit dem größten Beiſpiel vorangegangen, hat Ihnen ein Muſter gegeben, wie Delikateſſe des Diplomaten und Liebhabers im Cirkel bewährter Freunde ganz andre Grenzen habe, als die Welt ihr gewöhnlich ſetzt.

Ein gewiſſes gefälliges Lächeln, ein Schein von Ermuthigung ging über das Geſicht des Geſandtſchaftrathes, er entfaltete langſam die Hände, und indem ſie

wieder ihr gewohntes Spiel begannen, hub er mit einiger Hast an:

Den Ort, wo ich mich in die Liebe einließ, kann ich Ihnen nicht nennen, auch nicht den Souverän, bei welchem ich beglaubigt war. Wir wissen, fielen die Abbés ein, es war der Mondkaiser — Die Negociation, die mir aufgetragen war, gehörte zu den delikatesten und verwickeltsten, und vergebens wollte man sich in Hinsicht auf sie bei einem Wiquefort, Battel und Dümont Raths erholen. —Doch bei der galanten Seite dieser Negociation, sagten die Abbés, benutzten Sie gewiß ein Buch, das uns in Deutschland in die Hände fiel, das galante Sachsen— Ohne sich in seinen Vorsichtsmaßregeln irre machen zu lassen, sprach der Redner weiter: das Interesse aller deutschen Fürsten und mehrerer europäischen Mächte vom ersten Rang durchkreuzte sich

bei diesem Geschäft. Hier hielt plötzlich unser Redner inne, als er bemerkte, daß die Abbés sich einander zuwinkten. Nicht aller deutschen Fürsten, sondern mancher, sagte er dann hastig; und jene fielen ein: ja wohl, sonst hätte Ihr Handel nichts anders seyn können, als das Entschädigungsgeschäft zu Regensburg. Er stutzte ein wenig, doch als sie hinzusetzten: und diese Stadt ist ohne Zweifel der Schauplatz Ihrer Negociation und Ihres Liebesabentheuers! fuhr er unbedenklich weiter fort zu erzählen:

Eines Tages erhielte ich durch Estafette eine Depesche meines Hofes in Chiffern. Da ich wußte, daß das Kabinet mit diesen karg zu Werke ging, und sich ihrer nur in den wichtigsten Fällen bediente — beiläufig gesagt, eine herrliche Maxime, denn je öfter man die Chiffer braucht, desto leichter wird dem geheimen diploma-

tiſchen Feinde, dahinter zu kommen — war ich höchſt geſpannt auf den Inhalt. Es war der kitzlichſte Auftrag. Im Verfolg jener groſſen Staatsaction ſollten zwei der entſcheidenden Mächte geheime Stipulationen entworfen haben, die vorzüglich unſer Loos beſtimmten. Dies war alles, was mein Hof in Erfahrung gebracht hatte. Sonſt keine Spur, weder von dem Inhalt der Stipulationen, noch wo das Aktenſtück derſelben zu finden ſeyn mögte; und ungewiß war ſelbſt, ob etwas Schriftliches darüber vorhanden, oder die Sache nur durch Verbalnoten abgethan ſei? Und doch giebt man mir den Befehl, auf das ſchleunigſte hinter das Geheimniß jener Stipulationen zu kommen und ihre Urkunde einzuliefern; denn man müſſe vermuthen, daß ſie unſrem Lande nicht erſprießlich wären, und daher eilen, ſie bei einer der beiden Mächte zu hintertreiben.

Ich versichre und bekenne, meine Herren, daß ich vor Sorge und Kümmerniß die erste Nacht nicht schlief. In der zweiten genoß ich zwar etwas Schlaf, doch wirklich nur, weil meine Beine vom Laufen, meine Ohren vom Horchen, meine Zunge vom Sprechen, wie abgestorben waren. So quälte ich mich fünf Tage, und meine Unruhe, meine Angst nahmen natürlich um so mehr zu, je näher unfehlbar der Tag heranrückte, wo die verwünschten Stipulationen ganz abgeschlossen und von beiden Mächten ratifizirt wurden. Wenn ich den Zeiger meiner Uhr ansah, dachte ich: nun geschichts. Aber keiner von dem ganzen diplomatischen Korps wußte auch nur das geringste, was mich auf irgend eine Spur hätte bringen können. Mein Zustand ward verzweiflungsvoll. Ich darf sagen, mein Herr war mir gnädig, unser Minister lobte noch in der

letzten Depeche meine Gewandtheit und Application; und wenn ich nun nichts entdeckte — doch, meine Herren, was war Ungnade des Hofes und des Miniſters, gegen den Schaden, der meinem Vaterlande drohte, und den ich wahrſcheinlich abwenden konnte, wenn ich ſo glücklich und durchdringend, als dienſteifrig und redlich war? An dieſem Gedanken härmte ich mich ſo ab, daß ich in fünf Tagen ausſah, als hätte ich eine große Krankheit überſtanden, und alle Welt mich wegen meines Ausſehens beſchrie.

Da ſprangen beide Abbés zugleich auf, nahmen ſeine Hände, und legten ihm ihre Hand auf die Schulter, und ſagten herzlich: brav, recht brav.

Er ließ ſich durch ihre Lebhaftigkeit und ihren Beifall nicht ſtören, und ebenſowenig durch die muthwilligen Winke, womit ſie gleich darauf den Verfolg ſeiner Erzählung anhörten. Mir ward ſo

ſchwach zu Muthe, fuhr er fort, daß ich ernſthaft an eine Stärkung und Zerſtreuung denken mußte. Das ſchöne Geſchlecht, ein geiſtreiches Frauenzimmer dünkte mich bei dergleichen Uebel immer das beſte Heilmittel. Ich hatte ſonſt öfters einem Frauenzimmer aufgewartet, welche Geſellſchafterin oder Vorleſerin bei der Gemahlin des Kabinetsminiſters war. Sie ſprach ein delikates Franzöſiſch, wie aus der Zeit Ludwigs des Vierzehnten, hatte nicht nur die Memoiren über galante Geſchichten, ſondern auch über Negociationen und Friedensſchlüße geleſen. Ganze Scenen von Racine und Voltaire wußte ſie auswendig, wenn ſie die Alexandriner ſprach, erinnerte mich die Würde ihres Tons und ihrer Miene an die glücklichen Abende, wo ich mich im pariſer Theater überzeugte, daß es keinen Geſchmack gäbe, als bei den Franzoſen. Sie war in Deutſchland geboren, aber von franzöſiſcher Herkunft.

Ich ſuchte ihr durch viele kleine Aufmerkſamkeiten und Galanterien zu beweiſen, wie gut ich ihren Werth und die Verdienſte ihrer Nation zu ſchätzen wüßte.

Mehr Zeichnung, ſagte einer der Abbés. Wie jugendlich war ſie, wie ſchön und anmuthig? Wie ihre Tracht? Erinnern Sie Sich an die Türke von dunkler Seide der Gräfin Agnes! Ahmen Sie Ihren Geſandten nach. Seine Schilderung der Kleider der Geliebten hat gewiß auch Sie in eine angenehme Bewegung geſetzt.

Ich will nicht in Abrede ſeyn, fuhr der Diplomatiker fort, daß mir bei ſolcher vortrefflichen Beſchreibung von dem Herrn Marquis zum erſtenmal einfiel, an den Putz meiner Dame zurück zu denken. Sie war wirklich immer geſchmackvoll und neumodiſch gekleidet. Ihre Figur war nicht groß, aber wenn ſie mit einem gewiſſen Schwung, mit Würde und Eil zu-

gleich, ähnlich einer tragiſchen, leidenſchaftlichen pariſer Schauſpielerin, zur Geſellſchaft hereintrat, war ſie von einem hohen Anſehn. Wenn ſie über einen öffentlichen Platz ſchritt, ſchlug mir das Herz etwas ſchneller wie gewöhnlich. Ihr Geſchmack war ſo mannigfaltig, daß ſie keine Einförmigkeit in Kleidern ertrug, ſie beſaß eine bunte Pracht von Kleidern, Shawls, Hüthen und Federn. Am beſten gefiel ſie mir in blutrother Seide. Ihr Geſicht war noch ſchön und jugendlich.

Sie ſind ein vortrefflicher Zeichner, Geſandtſchaftsrath, fiel ich ihm in das Wort. Sie bringen eine ſolche Wahrheit in das Gemählde, daß man ſieht, bei der Dame ihres Herzens war wenig Einheit, und allerlei äußerer Anflug von Kultur; und durch die Verſicherung, ihr Geſicht war noch jugendlich, verrathen Sie uns auch ihr Alter auf eine ſo diskrete Art, daß ſie ſelbſt gegenwärtig ſeyn könnte, ohne ſich

beleidigt zu fühlen. Traun, sie war vierzig Jahre alt?

Zu neun und zwanzig und eilf Monaten gab sie in der letzten Zeit unsrer Bekanntschaft ihr Alter an; man konnte sie also noch nicht eine dreißigjährige nennen, und ich habe immer eine solche Stimmung gehabt, daß ich auch in meinem zwanzigsten Jahre nicht begreifen konnte, wie ich mich in eine verlieben sollte, die nicht nach den ersten Flittermonaten unsres Verhältnisses das dreißigste Jahr erreicht hätte. Da erst wird das schöne Geschlecht verständig und beständig, und läßt von den Possen und Flattereien, die der Liebe eines Mannes nicht werth sind.'' So? sagte einer der Abbés; ein weiß seidenes Untergewand gab es also wol nicht, bei ihrer Dame? der arme Marquis! die Flittermonate seiner Liebe haben zwölf Jahre dauern müßen, ehe Agnes seiner Liebe werth war.

Als in diesem Augenblick der Gesandte, dessen Geist noch immer abwesend geblieben war, an unsrer Unterhaltung Theil nehmen wollte, gerieth der Gesandschaftsrath in eine komische Verlegenheit, und hustete wiederholt. Die Abbés meinten, er müßte nun zu Ehren des Gesandten den Anfang seiner Liebesgeschichte wiederholen; aber dieser entgegnete: ich weiß, wovon die Rede ist, obgleich der Herr Rath mir nie sein Herz dechiffrirt hat. Kurz nach seiner Abreise von dem Schauplatz seines Liebesabentheuers traf ich auf demselben ein. Es war nicht ganz Geheimniß geblieben; auch die Dame seines Herzens, die eine kurze Zeit, wenn ich nicht irre, von dem Ort exilirt gewesen, hat man mir gezeigt. Sie war damals wenigstens vierzig Jahre alt; und habe ich seine letzten Aeußerungen vollkommen verstanden, so hat er bei seiner Dame ein

Glück genossen, das wenigstens noch zehn Jahre reifer war, als er verlangt.

Froh, durch diese Wendung aus der Verlegenheit zu kommen, verneigte sich der Rath ein wenig schmunzelnd, ein wenig beschämt seitwärts gegen den Marquis: „Seine Excellenz werden also auch von dem allgemeinen Ruf gehört haben, in welchem ihr Verstand und ihre Schönheit und auch ihre Tugend in der Residenz standen.

Allerdings, erwiederte der Gesandte, es hieß, daß sie die ersteren vor zwanzig Jahren gehabt, und die letztere erst an Sie verloren gegangen sei.

Die Abbés spitzten gewaltig die Ohren. Nun wird bald das köstliche kommen, riefen sie aus; aber führen Sie uns dahin nicht durch zuviel diplomatische Irrgänge. So offenbar und anstößig ward also ihre Leidenschaft, daß die Dame ihrentwegen exilirt werden mußte?

Behüte, behüte! sprach der Gesandschaftsrath weniger leise. Zu einem solchen Ausgang kam es nicht durch die Leidenschaft, sondern durch eine wirklich verwegene Intrigue. Ich muß mich erst wieder orientiren. Gut, ich blieb bei meiner Siechheit und Beklommenheit. Doch nein, ehe diese eintraten, hatte ich die Dame eine Zeit lang auf folgenden Anlaß verabsäumt. Insonderheit war sie mir verehrungswerth gewesen, weil ihr die berühmten französischen Schriftsteller als das A und O vom Geschmack und Geist galten. Einmal aber in der Theestunde beginnt sie unvermuthet große Lobreden auf die göttlichen Deutschen, welche, wie ihr zu sagen beliebte, mit ihrem universellen Genie weit über die französische Konvenienzpoesie hinausgriffen. Ich war wie versteinert bei solchen Worten; doch unbekümmert darum fährt sie in ihrer Entzückung fort, und recitirt einen langen deutschen Monolog,

welchen die Pücelle von Orleans gehalten haben soll. Denken Sie sich meine Herren, die Pücelle, die sich in deutschen Reimen pathetisch über Gott beschwert, daß er sie nicht bei der Heerde gelassen habe. Wie es mit den Versen zu Ende ging, stimmte die ganze Gesellschaft in ihre Bewunderung ein, vom Kanapee her, fast aus allen Sesseln, aus diesem Winkel, von jenem her, wurden einzelne Reime wiederholt. Sie brummten mir um die Ohren herum. Man bedauerte, daß man in dieser begeisterten Stunde die Glocken nicht dazu läuten hörte. Ich konnte es nicht länger aushalten, und empfahl mich still. Mich verdroß diese Veränderung um so mehr, weil ich annehmen mußte, daß sie von einem aus unsrem diplomatischen Corps herrühre, welchen ich nie leiden konnte. Er machte selbst deutsche Verse, hatte eine winzige und bewegliche Figur ohne alle Repräsentation, so, daß ich ihn, wenn

der diplomatiſche Halbkreis da ſtand, gern ausradirt hätte, und am meiſten mißfiel er mir bei feſtlichen Diners. Man verſammelt ſich zu ihnen ja nicht der lieben Speiſe willen, ſondern gleichſam zur Schau, und da gebührt dem Glanz der Geſellſchaft, daß man von ihm geſättigt ſcheine. Jener Poet aber aß bei ſolchen Gelegenheiten ungeheuer, und wenn ich deshalb ein paar Stachelreden an ihn richtete, verſtand er ſie nicht einmal. Daß der nun die deutſche Geſchmackloſigkeit bei meiner Verehrungswürdigen in Schwung gebracht, war mir ſo empfindlich, daß ich meine Aufwartungen bei ihr einſtellte, bis auf den martervollen Zeitpunkt, den ich ihnen vorher geſchildert habe. In meiner Betrübniß empfand ich ein unwiderſtehliches Bedürfniß, wieder zu ihr zu gehen. Von ihrer gewöhnlichen Abendgeſellſchaft war noch niemand da, als ich zu ihr kam. Ich weiß nicht, rührte es von meinem eige-

nen Zustande her, aber sie hatte den Abend etwas Schmachtendes, und der Aufschlag ihrer schwarzen Augen, die bei meinen Anspielungen auf einen Kummer, der meine Gesundheit untergrabe, eine Zeitlang wie über mich weg gerichtet waren, und sich dann mit Rührung niederließen —

Der Muthwille der Abbés wollte hier losbrechen, aber der Gesandtschaftsrath, der erst den Marquis forschend ansah, und in dessen Mienen eine Bestätigung, wenigstens keine Mißbilligung seines Lobes auf ihren Augenaufschlag zu sehen glaubte, fuhr mit einigem Feuer fort: ja, meine Herren, er hatte etwas Bezauberndes für mich. Wie soll ich Ihnen beschreiben, welche Theilnahme, welches Mitleiden sie mir bewies, und wozu nützte hier alle Weitläufigkeit? Genug, ich muß bekennen, daß ich in wenigen Tagen wirklich verliebt war. Nun hören Sie weiter, auf welche außerordentliche Weise mir vergol-

ten wurde, daß ich mich zu dem Ungemach der Verliebtheit bequemte.

Ich merkte recht gut, daß der Dame daran lag, mich in Hymens Fesseln zu bringen, und ich hätte an sich nichts gegen die Parthie gehabt; aber Hymens Fessel und der diplomatische Beruf vertragen sich nicht miteinander, und diesen aufzugeben, oder auf die Virtuosität in ihm, wonach doch jeder rechtschaffene Diplomatiker die Augen richten muß, Verzicht zu leisten, könnte mich auch die glänzendste Parthie nicht verführen. Weil mir indessen der Pfeil noch immer in der Brust steckte: — Amors Pfeil? rief einer der Abbés, oder der Widerhacken Ihrer diplomatischen Angst? — Kein andrer, entgegnete ernst der Gesandschaftsrath: so ließ ich mitunter einige zweideutige Worte fallen, woraus sie schließen konnte, daß ich einer Heirath mit ihr nicht ganz abgeneigt wäre; denn ich hatte in diesen Abenden be-

merkt, was sie immer vor mir geheim gehalten, daß sie den Papieren des Kabinetsministers mitunter nachging. Sie sind, sagte ich ihr, so wohl belesen in den diplomatischen Papieren der vergangenen Zeit. Hat unsere gegenwärtige diplomatische Thätigkeit gar nichts Anziehendes für Ihre Wißbegierde? und kann der Herr Minister sich so überwinden, daß er mit einer Dame von so durchdringendem Verstande, die er täglich sieht, nicht über seine großen Geschäfte spräche? Von ihm erfahren wir nichts, entgegnete sie; wenn seine Gemahlin, oder ich, die öffentlichen Angelegenheiten erwähnen, und einige Fragen darüber thun, lächelt er, schweigt, oder fertigt uns mit einem beißenden Einfall ab. Meine Neugier wächst dadurch, und ich suche mich für dies unartige Benehmen zu rächen.

Jetzt war ich in der höchsten Spannung, was sie mir weiter entdecken wür-

de. Aber ſie ſchwieg gänzlich, bis ich fragte: wie rächen Sie ſich? Haben Sie Vertrauen zu mir, ich könnte Ihnen Alles ſagen, als wären Sie meine beſtändige Lebensgefährtin. Bei dieſen Worten erheiterte ſich ihr Geſicht, ſie rückte auf ihrem Sofa zutraulich meinem Stuhle näher, legte die Hand auf meinen Arm und ſah mir freundlich ins Geſicht, und ſagte ganz leiſe: Sie haben ſoviel Standhaftigkeit in Ihrem ganzen Betragen, daß ich zum erſtenmal bei Ihnen meine Scheu vor der Flatterhaftigkeit der Männer verliere. So redete ſie in ihrer vertraulichen Stellung über das Glück des ehelichen Lebens, wenn die Herzen beider ihrer gegenſeitigen Treue gewiß wären, wirklich mit vortrefflicher Beredſamkeit, indem ſie plötzlich die deutſche Sprache, deren ſie ſich ſeit den poetiſchen Theeſtunden bediente, mit der franzöſiſchen vertauſchte.

Ich bekenne, daß ſie mir nun ein wenig verführeriſch vorkam; und wer weiß, wohin ſie mich verlockt hätte, wenn ich nicht durch die Ungeduld zerſtreut wäre, daß ſie endlich auf ihre Rache kommen ſolle. Warum, unterbrach ich ſie, ſagen Sie ſolche herrliche Maximen, zu welchen ſich mein Herz neben Ihnen ſo gern bekennt, mir ſo leiſe, als wären ſie ein Geheimniß? Sie haben den Ton, als wollten Sie mir Ihre Rache an dem Miniſter entdecken. Da faßte ſie zutraulich meine Hand, ihre Stimme ward noch viel leiſer, und ihr Geſicht kam ganz nahe an meine Bruſt. In einem ſolchen Hauſe, liſpelte ſie, horcht alles, ich mögte mit Ihnen ſprechen, ohne einen Ton von mir zu geben. Der Miniſter arbeitet ſeine geheimſten Sachen in einem Kabinet, zu welchem ſeiner Gemahlin und allen Hausgenoſſen der Zutritt verſagt iſt, außer ſeinem alten Dechiffreur und einer Kammerjungfer, die es

in seiner Gegenwart, wie es heißt, reinigen muß, und mit seiner Excellenz sehr vertraut ist. Meine Zimmer stoßen zunächst an das Kabinet, und da ich immer ein Auge auf dasselbe hatte, wollte mir der Zufall wohl, daß ich an einem Nachmittag die Thüre desselben nur angelehnt sah. Ich wunderte mich sehr darüber, weil in diesen Stunden der Minister bei Tafel ist, wie gewöhnlich ohne uns Frauen, wo er schlechterdings sich durch nichts stören läßt, der alte Dechiffreur aber seit mehrern Tagen verreist war. Genug, ich entdeckte zuletzt, daß die Kammerjungfer durch dies geheime Kabinet einen Liebhaber, einen jungen Sekretär, in ihre Kammer brachte. Sie mußte sich in diesen Stunden so sicher glauben, daß ich wahrnahm, sie wiederhole fast täglich dasselbe Spiel, und nie hörte ich, das sie das Kabinet, so wie der Liebhaber hinein ge-

ſchlüpft war, wieder verſchloß, als bis ſie ihn auf demſelben Wege wieder herausgelaſſen hatte. Durch Horchen an der Thür ward ich ſicher, daß ſie im Kabinet ſelbſt ſich nie aufhielten, und ich die Thür öffnen konnte, ohne daß ſie etwas davon gewahr wurden. Das erſtemal, da ich ſie öffnete, that ich nur ein paar Blicke hinein, und ſah viele Papiere offen liegen. Bald dreiſter, ſchlüpfte ich hinein, und blickte flüchtig in die Papiere, lauter intereſſante Actenſtücke, welche der Dechiffreur aus den Chiffern für den Miniſter übertragen hatte. Ich brannte vor Neugier, ſie zu leſen, und durfte mich doch nicht dabei aufhalten. Einſt, in Abweſenheit des Miniſters, der mit dem Dechiffreur öfters auf eine Woche aufs Land geht, wagte ich ein Papier zu mir zu nehmen. Ich las es bei mir, und brachte es den andern Tag wieder an ſeine Stelle. So fuhr ich fort, hinter die Geheim-

niſſe des Miniſters zu kommen, und von der Zeit an reizte ich ihn ſelbſt zu den beißenden Einfällen, womit er unſre politiſchen Fragen abwies, denn ſie trafen nun bloß ſeine Frau, deren Voreiligkeit und ſchwatzhafte Unkunde von den Affairen ſie vollkommen verdienten.

Als ſie mir dies entdeckte, meine Herren, ich hatte tauſend Ohren, und hätte gewünſcht, daß ſie alle Geheimniſſe, hinter welche ſie ſo gekommen war, mir auf einmal mittheilte. Ich ſpielte darauf an, daß ſie mir auf der Stelle etwas von ihren geheimen Schätzen anvertrauen ſolle; ſie aber entgegnete: was ich auf die Art erfuhr, habe ich ganz für mich behalten, ich hatte genug an meinem Triumph über den Miniſter, daß ich bisweilen politiſche Andeutungen hinwerfen konnte, die ihn in merkliche Unruhe ſetzten, und worauf er die beißenden Antworten vergaß. Sie ſind ein arger Verführer; wer weiß, wo-

zu Sie mich noch bringen?" Da wuchs meine Luſt nach ihren Geheimniſſen, die Begier, zum Ziele zu kommen — Geſandſchaftsrath, tiefen die Abbés, merken Sie denn gar nicht, welche Zweideutigkeiten Sie ſagen! Doch er fuhr fort, als wäre er nicht unterbrochen — ſo ſtark in mir, daß ich wol zärtlicher geworden bin, als billig war. Genug, wir wurden ſo vertraut, daß ich mit der Frage herausrückte: ob ſie nichts von der beſagten Konvention zwiſchen jenen beiden entſcheidenden Mächten wiſſe? Sie glaubte dieſelbe unter vielen Papieren geſehen zu haben, die alle daſſelbe Geſchäft beträfen, welches ihr verdrüßlich und langweilig ſei. Da küßte ich ihr wiederholt mit der zärtlichſten Reverenz die Hand, und ſtieß den Seufzer aus, wie ſanft und ſicher dieſe Hand durch das Leben führen würde. Sie ſachte ein wenig zu erröthen, und ſchien ſo glücklich zu ſeyn, daß ich mich ſchon

am Ziele glaubte; doch weigerte ſie ſich, und widerſtand meinem Verlangen, die beſagte Konvention in meine Hände zu bekommen. Nun ließ ich meine letzte Mine ſpringen, ich ſtellte ihr vor, daß ihrem Hofe kein Nachtheil daraus erwachſen könnte, wenn ich die beſagte Konvention beſäße, daß ich aber dem meinigen einen wichtigen Dienſt damit leiſtete, deſſen Belohnung den Glanz und Wohlſtand unſres Lebens ſehr ſteigerte. Unſres Lebens? wiederholte ſie halb gegen mich, halb gegen ſich ſelbſt. Sie ſind ein unwiderſtehlicher Verführer. Kommen Sie morgen Nachmittag zwiſchen fünf und ſechs Uhr. In drei Tagen kommt der Miniſter vom Lande zurück. Mit den zärtlichſten Betheurungen, ich weiß noch nicht, wo ich ſie alle hernahm, ich nannte ſie wiederholt die Göttin meines Lebens, empfahl ich mich. Mir ſchwindelte vor Freude, daß meine Diplomatie ihr goldenes Vließ gefunden,

und ich hatte wirklich Thränen im Auge, als ich mich beim Oeffnen der Thür gegen sie umwandte, und die Dame begleitend mir nahe stand, mir mit dem Finger drohte, und sagte; kleiner Schalk, vergessen Sie mich morgen nicht. —Und Sie traten nicht zurück, riefen die Abbés, und knieten und schwuren, daß keine Mächte des Himmels und der Erde Sie bewegen könnten, die Stunde zu verfehlen, welche ihre Gunst bestimmt habe? — Die Herren haben richtig gerathen, also that ich und küßte die Dame, als wäre sie das wünschenswerthe Aktenstück selbst. Den folgenden Tag putzte ich mich wie ein Bräutigam, denn ich ging den glücklichsten Gang meines Lebens. Die Stunde bei ihr ist unbeschreiblich. Sie hatte auf meinen Schritt gehorcht, öffnete leise die Thür, und sagte: der Liebhaber ist schon in das Kabinet geschlichen; wenn wir nur keinen Argwohn erregen, mein

Ruf —„Wer hat auf denſelben Anſpruch, als ich? und liegt nicht in meiner Macht, Ihren Ruf wieder herzuſtellen, wenn er durch mich litte?“ Sie ließ noch nicht ab, für den Ruf ihrer Tugend zu zittern, und ich wußte ſie nicht davon abzubringen, als durch die Vorſtellung, auch eine andre Gefahr wäre bei dem Unternehmen möglich; doch unſre Schickſale wären unauflöslich an einander gebunden, und ſo brauche ſie nichts zu fürchten. Da ſprach ſie gefaßt: nun kommen Sie! damit wir das rechte Aktenſtück nicht verfehlen, kommen Sie ſelbſt mit in das Kabinet. Dies ſchien mir einen Augenblick ſehr bedenklich. Aber ſie ergriff raſch meine Hand, und zog mich leiſe nach, und ich ſchlich ihr nach den Korridor hinauf. Sie horchte an der Thür, öffnete ſie, und ſchritt über die Schwelle mit ihrem majeſtätiſchen Schwung, ſah ſich mit ihrer Herrſchermiene nach mir um; und mit einem gro-

ſen, gezogenen, verſichtigen Schritt ſtand ich auf einmal in der Mitte des Kabinets. Mir pupperte das Herz vor Wonne und Angſt, als ich mich unter ſo vielen Geheimniſſen ſah, und ich wußte nicht, zu welchem Packet von Aktenſtücken ich zuerſt gehen ſollte. Noch ein paar große, gezogene Schritte, und ich war ſchon an allen vier Wänden bei den Papieren geweſen. Da ſagte meine Dame gebieteriſch: halten Sie ſich ſofort an dieſem großen Haufen, der Schatz, den Sie ſuchen, muß hier zu heben ſeyn. Ich hurtig darüber her, konnte es doch nicht übers Herz bringen, die erſten geheimen Stücke, die wirklich auf das beſagte Geſchäft Beziehung hatten, ganz ungeleſen zu laſſen. Aber meine Dame trieb mich, das Packet nur ſchnell durchzuſehn, ob das gewünſchte Papier da ſei; denn die Kammerjungfer mit ihrem Liebhaber könnte früher zurückkommen. Ich gehorchte, und ward unausſprechlich

belohnt; die Konvention lag da vor meinen Augen mit hellen, klaren Schriftzügen. Ich ſtaunte ſie ſo an, daß ich ſie nicht ſogleich wegzunehmen wagte. Meine Gönnerin nahm ſchnell das Papier, legte das Packet wieder zuſammen, ergriff meine Hand, und mit einem Triumphſchwunge hinaus mit mir aus dem Kabinet. So kamen wir mit unſrer Beute in ihrem Zimmer an. Hier verlor ich wirklich alle Faſſung. Sie hatte mir das Aktenſtück in die Bruſt geſchoben, ich zog es ein wenig heraus, und ſchob es wieder tiefer hinein, und empfand eine brennende Begier, es ſogleich zu leſen. Sie nehmen es mit, und bringen es morgen wieder um dieſe Zeit, daß es wieder an ſeinen beſtimmten Platz komme! ſagte mir meine Gebieterin in einem ſolchen Ton, daß ich wol bemerken mußte, ich habe ſie über das geliebte Papier zu ſehr vergeſſen, und ſie ſei darüber empfindlich. Damals

habe ich die Erfahrung gemacht, daß eine Leidenschaft die andre im menschlichen Herzen aufhebt. Ich wollte mich in die vorige Zärtlichkeit zu ihr versetzen, — Ihre Brust hatte für eine doppelte Liebe keinen Raum! rief einer der Abbés, — und es gelang mir wirklich einigermaßen. Wollte ich indessen irgend eine zärtliche Bewegung gegen die Dame machen, so ging meine Hand unwillkührlich an meine Brust, und fühlte und hielt die Konvention. In diesem Zustande ward mir so wunderlich zu Muthe, daß ich endlich in ein kleines Lachen ausbrach, und zu meiner Gebieterin sagte: Sie sehen einen Diplomatiker, der in doppelten Fesseln ist; seine alte Kunst und Vaterlandsliebe wollen nicht ganz der Macht weichen, welche Ihre Gegenwart über ihn ausübt. Sie stand auf, und mir war, als hätte ich gar nicht gesessen, oder als wäre ich von einer unbekannten Gewalt plötzlich auf die Füße gestellt.

Morgen werden Sie freier ſeyn! ſagte ſie ſchneidend, verneigte ſich ein wenig, und ich ſchob mit einem tiefen Bückling zum Zimmer hinaus, eilte über die Straßen — und hielt, fielen die Abbés ein, die Finger im Buſen, die Urkunde am Flügel, damit der Vogel nicht wegflog.

So war's, fuhr der Geſandſchaftsrath fort. Nun lag Punkt nach Punkt vor mir, und ich erſchrack über den Nachtheil, der meinen Hof bedrohte. Die Abſchrift war bald fertig. Noch denſelben Abend ſchickte ich unſren Sekretär als Kourier mit ihr weg. Nun legte ſich allmählig der Sturm in mir, und ich hatte bis zum folgenden Nachmittag Ruhe genug, um zu überlegen, daß ich mich geſtern nicht vorſichtig genug gegen meine Dame benommen habe, daß ich ſo ungeſchickt geweſen, nach Erbeutung der Konvention gar nicht mehr auf unſere künftige ehliche Verbindung anzuſpielen. Ich dachte frei-

lich, wozu willst du ferner die Fesseln der Dame tragen, du hast ja erreicht, was du begehrtest; und ich bekenne, daß mir bei diesem Gedanken ganz leicht um's Herz wurde. Die Spannung in mir war zu lang und zu stark gewesen, und nach Befriedigung meines Verlangens war ich wirklich wie ausgeweidet, und seltsam nahm diese Nüchternheit bei dem Gedanken an die Dame noch zu. Das zärtliche Behagen, das ich wirklich wol empfunden hatte, wenn ich an sie dachte, war wie abgefallen von mir. Dazu ängstigte mich, daß ich mit den Heirathsaussichten etwas zu weit vorgerückt war. Indessen muß ich mir selbst das Zeugniß geben, daß ich wieder etwas zärtlicher ihrer gedachte, theils wenn mich die Pflicht der Dankbarkeit rührte, die ich ihr schuldig war, theils auch, wenn mir alle die geheimen Papiere, die ich gestern sah, wieder vor die Augen traten, welche ich alle durch die

vortreffliche Dame noch bekommen könne.

Hier brachen der Marquis und ich in ein lautes Lachen aus. Der Geſandſchafts-rath ſah den Miniſter erſt etwas befremdet an, und lachte dann herzlich mit, weil er ſich von ſeiner eigenen Schalkheit überraſcht ſah, vielleicht auch mit aus Dienſtwilligkeit, wenigſtens hörte er in dem Moment zu lachen auf, da der Marquis aufhörte. Die Abbés aber riefen: Geſandſchaftsrath, Ihre theils ſind allerliebſte Dinger, wir wünſchten, Sie hätten noch ganze Reihen davon.

Ich habe mich ſehr ernſt, entgegnete er, wider dieſe theils verſchworen, weil ich früh genug abnahm, daß der Diplomatiker leicht etwas durch ſie verrathe, und ſeine Vorſtellungen dadurch zu ſehr abſondre, die doch immer nur als ein Gewebe geſehn ſeyn wollen. Nur in einer Geſellſchaft, wie dieſe, konnte ich meinen Grundſatz gegen die theils außer Acht laſſen. So

war ich denn wieder in inniger zärtlicher Stimmung, als ich die Konvention zurückbrachte. Ich hatte mir geschmeichelt, wir würden sie zu zweien in das geheime Kabinet zurücklegen. Allein die Dame schlüpfte mit ihr hinaus, und schlüpfte ohne sie wieder herein zu mir. Ich war fein genug, mit meiner Sehnsucht nach den übrigen Papieren noch gar nicht hervorzukommen, und zufrieden, daß ich für die Zartlichkeiten des Gottes Hymen, welchem die Dame gar zu wol wollte, unerwartet einen Ableiter fand.

Sie hatte über Tafel einen Streit mit der Gemahlin des Ministers gehabt: Über den König von Schweden, sagte sie, welchen diesen einfältig genug die Blüthe aller Chevalerie genannt hätte. Chevalerie in dem Eislande! rief ich verwundert aus. Ich glaube überhaupt an der Frau Ministerin einige Ähnlichkeit in der Zusammenfügung der Vorstellungen mit

dem König von Schweden bemerkt zu haben. Hierüber lachte meine schöne Dame sehr vergnüglich, und äußerte: ja, selbst in der Handschrift haben beide Aehnlichkeit; heute ist es zu spät, ich wage mich nicht mehr hinein, aber morgen, und morgen kommen Sie doch wieder, mein geliebter Freund, für den ich mich der größten Gefahr aussetzte? will ich Ihnen eine Reihe von eigenhändigen Briefen des Königs aus dem geheimen Kabinet holen. Wir wollen die Billets der Frau Miniſterin damit vergleichen, die dürreſten Blüthen der Chevalerie. Darauf erfolgte eine Menge von Anekdoten und beißenden Einfällen über die Gemahlin des Miniſters, die mich sehr amüſirten und größtentheils der Art waren, daß ich meine Depechen mit ihnen ausschmücken konnte. Ich erinnere mich noch recht wol, daß man dieſelben damals an unſrem Hofe sehr gern ge-

lesen hat, was ich einzig dem Verhältniß zu dieser Dame verdanke. Obgleich mir an den Briefen des Königs von Schweden sehr wenig lag, zeigte ich eine besondere Lüsternheit nach ihnen, und so erreichte ich nach und nach, daß ich noch mancher Papiere aus dem geheimen Kabinet habhaft wurde. Dem Gott Hymen verdarb ich sein Spiel auch nicht, wiewol ich bekennen muß, daß ich seiner von Tag zu Tag überdrüßiger war.

Mit vieler Kunst hatte ich so das Verhältniß fortgesetzt, und es wirklich dahin gebracht, daß meine Dame mich immer mit in das geheime Kabinet nahm, als ich inzwischen ein ungemein schmeichelhaftes Schreiben unsres Hofes über den Eifer und die Gewandtheit erhielt, womit ich die besagte Konvention aufgespürt, und zur Mittheilung gebracht hätte; und nicht lange nachher die Nachricht bekam, wie glücklich durch kluge Unterhandlung

der Schaden abgewandt sei, womit sie mein Vaterland bedroht habe. Zugleich war mit eröffnet, daß man auf eine viel vortheilhaftere Anstellung, als die bisherige, für mich bedacht sei. Freilich sagte ich davon meiner Dame nichts. Da sie aber den schnellen Wechsel von Leben und Aufenthalt eines Diplomatikers genugsam kannte, und nicht so jung bei Jahren war, daß sie mit dem Freund Hymen in langwierige Unterhandlungen treten mogte, wußte sie mich mit unserer Ehe, die unter Verrath und Gefahr so gut wie geschlossen sei, so in die Enge zu treiben, daß ich bisweilen auf den verzweifelten Gedanken gerieth, noch ehe ich abberufen würde, um Urlaub wegen meiner geschwächten Gesundheit bei meinem Hofe nachzusuchen. Da erhielt ich wirklich eine Depesche, daß ich mich nach ein paar Wochen auf einen anderweitigen und viel vortheilhafteren Posten

verfügen ſollte. Mein diplomatiſcher Ehrgeiz bekam dadurch einen neuen Schwung, und um ſo widerwärtiger ward mir der Gedanke, daß mich ein eheliches Band auf meiner Laufbahn hemmen ſolle. Nun wäre freilich klug geweſen, meiner Dame alles zu verſchweigen, unerwartet abzureiſen, und ihr den Gott Hymen allein zurückzulaſſen. Allein ich muß bekennen, daß ich dergleichen doch nicht ganz mit der Ehre reimen konnte. Ich ließ hin und wieder ein Wort fallen, das auf meine nahe Abreiſe deutete, ward aber nicht verſtanden, erregte keinen Argwohn. Einen Nachmittag empfing mich die Dame mit einer ſtolzen Kälte, die ihr bisweilen vortrefflich anſtand, mir aber damals gar nicht behagen wollte. Sie ſind nicht offen und redlich gegen mich geweſen, ſagte ſie empfindlich: geſtern iſt ein Bericht von unſerm Geſandten an Ihrem Hofe gekommen, welcher Ihren Nachfolger bei uns

nennt, der in einigen Tagen hier eintreffen werde. Sie verlassen uns also nächstens? und mich? — Ich brachte einige Entschuldigungen vor, wie ich dieses und jenes geäußert hätte, um ihr meine weitere Bestimmung anzuzeigen. Sie sind ein Meister darin, sich errathen zu lassen, erwiederte sie höhnisch; und was haben Sie in Hinsicht auf mich beschlossen? doch wol nichts anders, will ich hoffen, als daß unsre Vermählung in den nächsten Tagen vollzogen wird, und ich als Ihre Gemahlin mit Ihnen auf Ihren neuen Posten gehe? — Vergebens führte ich an, daß ich doch keine bestimmte Zusage gethan hätte, die mich als einen Mann von Ehre zu einem solchen ehlichen Bande verpflichte, welches in andern Verhältnissen das Glück meines Lebens, mir nun aber auf der mir bevorstehenden Laufbahn hinderlich seyn würde. Treuloser, rief sie, haben Sie mir nicht gesagt, daß unsre Schicksale un-

auflösiich an einander geknüpft wären, daß dieſe meine Hand Sie ſanft und ſicher durch das Leben führen werde? Ein Strom von ſolchen Fragen, Vorwürfen, Verwünſchungen ward über mich ausgegoſſen, dazwiſchen weinte ſie vor Wuth und Schmerz; und ich muß bekennen, daß ich bei dieſem Anblick wieder etwas Neigung für ſie fühlte, denn es ſchmeichelt einem Manne doch, eine Frau ſo heftig bewegt zu ſehn, weil ſie ihn verliert, theils konnte ich mich einiger Zerknirſchung auch nicht erwehren, denn ich hatte im Grunde doch Unrecht gegen ſie.

Warum bringen Sie uns denn um das andre theils, riefen die Abbés, gewiß Sie fürchten etwas zu verrathen, und hätten fortfahren müßen: theils war unſer ehlicher Bund in einem Schäferſtündchen wirklich abgeſchloſſen.

Ich kann nicht läugnen, entgegnete trocken der Geſandtſchaftsrath, die Dame

war tugendhaft, und darum mußte ich sie verehren. Als ich mit der größten Geduld alles über mich ergehen ließ, nur selten noch ein Wort zu meiner Vertheidigung stammelte, schienen ihre Kräfte endlich erschöpft, und ich mußte fürchten, daß sie wirklich, oder scheinbar in Ohnmacht sänke. Was sollte ich dann beginnen? weibliche Hülfe rufen? welchen Argwohn konnte es erregen, fand man uns in einer solchen Scene zusammen! und mußte ich von ihrer Heftigkeit nicht besorgen, daß sie mich in Gegenwart Andrer mit denselben Verwürfen überhäufte? Ich faßte daher einen muthigen Entschluß, und indem sie Anstalten zu einer Ohnmacht traf, nahm ich meinen Hut und sagte: da nun das Schicksal beschlossen hat uns zu trennen — Auf einmal sprang sie auf, und sagte mit einer erschrecklichen Bestimmtheit: das Schicksal soll uns nicht trennen. Hören Sie, in drei Tagen bin ich Ihre erklärte

Braut, oder den vierten weiß der Mini
ſter, daß Sie die Konvention aus ſeinem
Kabinet geſtohlen haben. Das war ein
unerwarteter Donnerſchlag, und ich konn
te erſt nichts hervorbringen, als das Wort
Verehrungswürdige! Indem fiel mir ein,
daß ſie mich nicht anklagen konnte, ohne
ihre eigene Schuld zu bekennen, und ich
veränderte plötzlich meinen Ton in ein höh
niſches Lächeln: „Dergleichen Machinatio
nen fürchte ich nicht; denn Sie ſind die
Anſtifterin und Verführerin, und müßen
Sich anklagen, wenn Sie mich anklagen
wollen. Und Sie wird der Staat hart
als Verrätherin ſtrafen, der mir höchſtens
ein Mißfallen bezeigen kann.“ Aber ſie ent
gegnete unverzüglich: alſo mit ſolchen
Träumen tröſten Sie ſich, ſchlauer Herr
Diplomatiker? Vernehmen Sie, die Kam
merjungfer iſt allmächtig bei dem Herrn
Miniſter, durch ſie laſſe ich ihm mein Ge
ſtändniß hinterbringen, und drohe ihr,

den Liebeshandel zwiſchen ihr und dem Sekretär zu verrathen, wenn ſie mir nicht gänzliche Strafloſigkeit auswirkt. Ich bleibe wohlvergnügt hier im Hauſe, und Sie werden mit Schimpf und Schande von hier weggejagt, ſo, daß Ihr Hof Sie nie wieder zu einem diplomatiſchen Geſchäfte brauchen darf.

Lieber gehelrathet! riefen die Abbés, den Kopf in die Ehe, Geſandtſchaftsrath, muthig hinein mit der Megäre.

Er warf den Kopf ein wenig in die Höhe, als wollte er darthun, daß er ihn doch nicht in's Ehejoch geſteckt habe, und ſagte mit einem kleinen hochmüthigen Drehen des Hauptes: diplomatiſche Schlauheit geht über Weiberliſt. Damals freilich war ich wie bedonnert, als ſie nur noch gebieteriſch hinzuſetzte: nun gehen Sie. Ich ging ſchweigend, und konnte nun erſt das Schreckliche, was mir gedroht war, gehörig überlegen. Wie ich

daſſelbe abwehren könne, ohne durch eine Ehe meine diplomatiſche Laufbahn zu verunzieren, erwog ich reiflich hin und her. Sie wieder zu beſuchen, den Neulgen zu ſpielen, ſie unter irgend einem Vorwande dahin zu bewegen, daß wir uns nicht ſo ſchnell für Braut und Bräutigam öffentlich erklärten, dies war ein Plan, der nicht Stich hielt. Sie war zu argwöhniſch und hatte zuviel Charakter, als daß ſie auf ihn eingehen ſollte; und wäre dies ſelbſt möglich geweſen, auf keinen Fall hätte ſie mich vor unſerer Verlobung von dem Orte weggelaſſen, ohne ihr Wiſſen aber konnte ich nicht fortreiſen, denn ich mußte bei dem Miniſter und dem Hofe ja in förmlichen Audienzen Abſchied nehmen. Wäre ich endlich auch glücklich ohne Verlobung hinweggekommen, ſo hatte ſie meinen Ruf und die Rache doch immer in ihrer Gewalt. Die Sache mußte von einer andern Seite angefaßt werden. Von dem Zeit-

punkt an, da ich meiner Dame und dem geheimen Kabinet so häufig aufwartete, hatte ich nicht verfäumt, auch der Gemahlin des Miniſters wiederholte Aufwartungen zu machen. Ich fand, daß ihr meine Schöne nicht zuviel gethan, denn ſie war wirklich unausſtehlich dadurch, daß ſie über politiſche Dinge mitſprach, und keinen Titel davon verſtand. Ihre Faſſung war ſehr beſchränkt, und ihr geringer Verſtand ward von ihrer phantaſtiſchen Grillenhaftigkeit unaufhörlich über die Schnur getrieben. Auf die wunderlichſte Weiſe war ſie weich und heftig, empfindſam und boshaft. Wer es je merken ließ, daß er ihren Geiſt nicht bewundre, und an ihrer Einſicht zweifle, den verfolgte ſie gewiß mit der blindeſten Heftigkeit. Darauf baute ich meinen Plan. Zuerſt, das heißt am Tage nach der grauſenhaften Scene mit meiner Dame, brachte ich ihr eine hohe Idee von mir bei, indem ich die ent-

ſchiedenſte Bewunderung für den König von Schweden affektirte, und ihn die ſchönſte Blüthe aller Chevalerie nannte. Meine Herren, Sie können ſich das Entzücken nicht vorſtellen, mit welchem die Frau Miniſterin ihre eigenen Worte als ein fremdes Urtheil wiederholen hörte. Mit einer heftigen Röthe im Geſicht rückte ſie vorwärts im Seſſel, ich glaubte ihrer Umarmung nicht ausweichen zu können. Durch dieſen einen, ich kann wol ſagen, Meiſterſtreich, hatte ich das ganze Terrain gewonnen, und ich durfte bald darauf äuſſern, daß einen ungewöhnlichen Geiſt bei dem ſchönen Geſchlecht nur der männliche Verſtand hinreichend ſchätzen könne, denn die Damen wären alsbald ſo neidiſch darauf, daß ſie dieſe Ueberlegenheit wegzuſpötteln ſuchten, und wenn dies nicht gelingen wollte, ſie als eine Art von Wahnſinn ſchilderten. Die Freude des Antlitzes gegenüber nahm hier zu, vielleicht wußte

man, daß man mitunter im Publikum ſelbſt für ein wenig toll gehalten wurde. Ich fuhr fort: und gewöhnlich ſind eben die Frauenzimmer, welche einem ſolchen überlegenen weiblichen Geiſt am nächſten ſtehn, am meiſten Dankbarkeit ſchuldig ſind, die böſeſten Zungen ihn herabzuſetzen. Die Frau Miniſterin ward ermünſchtermaßen in dieſem Augenblick lichterlohes Feuer. Herr Rath! rief ſie aus, was Sie die Menſchen kennen. Ja wol, ja wol, ich kann mich nicht zu den überlegenen Geiſtern zählen; aber bei dem nicht ganz gewöhnlichen Schwunge meiner Denkart erfahre ich doch täglich eine ähnliche Mißgunſt, einen ähnlichen Undank. Sie wiſſen vielleicht, wohin ich deute?

Nun merkte ich, daß ich gegen dieſe Dame gar keines Hinterhaltes bedurfte. Ich bekannte alſo gerade zu, wie oft mich gekränkt habe, an ihrer täglichen Geſellſchafterin ſolchen Neid zu bemerken, wel-

chen man ihr übrigens nicht zu sehr zum Verbrechen machen solle, da er etwas dem schönen Geschlecht Gemeinschaftliches sei. Nun gab ein Wort das andre, genug, wir kamen überein, daß ein solcher Frevel doch einige Ahndung verdiene.

Als ich von der Excellenz wegging, besuchte ich meine Freundin. Ich bewies mich durchaus reuig und zerknirscht, und gestand unverholen, daß der vierte Tag, welchen ihre Ungnade mir als einen schwarzen angedroht hätte, mit weißer Kreide zu bezeichnen seyn würde; denn hoffentlich könnten wir an ihm unsre Verlobung stiften. Daß ich den Termin so ganz nahe setzte, benahm ihr allen Argwohn, und überhaupt sind auch die schlauesten Frauenzimmer von einem gewissen Alter in dem Kapitel der Heurath leichtgläubiger, als man denken sollte. Darauf wandte ich das Gespräch wieder auf die Gemahlin des Ministers, ließ fallen, daß ich ihr jetzt

täglich meine Aufwartung machen würde, um ſie unſrem Vorhaben ganz geneigt zu ſtimmen, wiewol das Geſpräch mit ihr mich ſehr langweilte. Hiemit waren die Schleuſen wieder aufgezogen, und der Anekdoten von ihrer Wunderlichkeit und ihren lächerlichen Anſprüchen war kein Ende. Ich warf zuletzt die Bemerkung dazwiſchen, daß die gute Dame bei aller Beſchränktheit noch neidiſch über gewiſſe große weibliche Vorzüge, welche ihr doch das Leben verſchönten, und boshaft gegen dieſelben geſinnt wäre. Sogleich trat einige Furie in das Geſicht meiner Freundin, und ich erwartete einen neuen Reichthum von Anekdoten und beißenden Einfällen, als ſie plötzlich ſagte: ſchon ſchlägt es ſieben, es iſt die höchſte Zeit, daß ich zu ihr muß; morgen mehr, mein Geliebter. Wir ſchieden mit vieler Zärtlichkeit von einander.

Am folgenden Nachmittag verſäumte ich nicht, mich zuerſt bei ihrer Excellenz

einzufinden, und in einem Augenblick waren wir wieder in unſrem geſtrigen Geſpräch. Ich rückte bald auf das beſtimmteſte mit der Verſicherung heraus, daß ihre Geſellſchafterin aus Mißgunſt gegen ihren außerordentlichen Geiſt, weder böſen Witz noch Anekdoten ſpare, um denſelben in meiner Vorſtellung herunter zu bringen, was freilich ein lächerliches Unternehmen ſei. Ich ſah die Wuth in ihr kochen, und erbot mich endlich, von der Wahrheit meiner Ausſage ihr die unwiderleglichſten Beweiſe zu geben, denn ich ſei von einer ſo hohen Vortrefflichkeit zu gerührt, als daß ich mich nicht unterwinden ſollte, ſo zu ſagen der Ritter derſelben zu werden. Nach den haſtigſten Fragen von ihrer Seite, wie ich dies anſtellen wolle, ſagte ich, euer Excellenz brauchen ſich nur auf den Korridor zu bemühen, wenn ich jetzt zu der beſagten Dame gegangen bin. Ich werde ſelbige bald in eine ſolche boshafte Begeiſterung

verſehen, daß Sie an der Thüre jedes Wort hören können. Sie verſtand ſich gern dazu, und ich hinaus zu meiner vermeintlichen Braut. Ich traf ſie überaus ſchön geputzt, in ihrem erwähnten Kleide von blutrother Seide, einen ganz prächtigen neumodiſchen pariſer Hut auf dem Haupte. Vielleicht kam ſie mir um ſo ſchöner vor im Kontraſt mit der Frau Miniſterin, deren Nebengeſtalt ich kaum in einem ſchlottrigen ſchwarzen Kleide und einer zottigen blonden Perücke geſehen hatte. Ich muß bekennen, als meine Braut mir zärtlich entgegenkam, und ihre holdſeligen Lippen auf meinen Mund drückte, ward ich ſo gerührt, daß mir beinahe leid that, was über ſie verhängt werden ſolle, und ich nahe daran war, die Excellenz vergeblich horchen zu laſſen. Indeſſen, der nahe Verlobungstag war zu furchtbar. Sie ſind unwiderſtehlich, ſagte ich,

und erhaben schön, wenn mir erlaubt ist, mich so auszudrücken, wie die Göttin der Rache. Getroffen, getroffen, erwiederte sie mit einem lauten Lachen, rächen will ich mich heute; sehen Sie einmal diese zierlichen Briefchen an, wie schöne farbige Ränder das Papier hat, rathen Sie, was sie enthalten. Liebesbriefchen sind es, der Frau Ministerin, an einen deutschen Poeten. Doch nicht an den, fiel ich hastig ein, welcher die deutsche Pücelle bei Ihnen einschwärzte? — Keineswegs! Hören Sie erst die lustige Geschichte von der bizarren Empfindsamkeit unsrer Excellenz. Eine Liebesgeschichte? sagte ich tändelnd, und zog meine Braut auf das Sofa, welches an der Wand des Korridors hart an der Thüre stand. Sie begann darauf eine recht frazzenhafte Erzählung von poetischen Reisen und Wanderungen der Ministerin und eines Poeten. Die Spitznamen wurden dabei nicht gespart, die

ſcandalenſeſten Dinge drängten ſich in ihrer Erzählung, und in dem Augenblick, daß ſie eines der Liebesbriefchen vorzulesen anfängt, ſpringt die Thür auf, die ſchwarze Miniſterin ſtürzt wüthend herein, auf meine Braut zu, und reißt ihr die Federn von dem Hut. Undankbare! boshafte alte Jungfer! waren die erſten Worte, welche die grimmige Excellenz von ſich ſtieß. Sie konnte vor Wuth anfänglich nicht mehr ſagen, und ſchüttelte ſo mit dem Kopf, daß die blonde Perücke einen völligen Abfall drohte, inzwiſchen meine gerupfte Braut ganz ſtarr vor Schrecken ſaß. In dieſer Stunde noch, kreiſchte die Excellenz, ſollen Sie mir aus dem Hauſe, aus der Stadt, Verläumderin, Verbrecherin, mein Mann ſoll Sie auf die Feſtung bringen laſſen, heute noch: dieſer würdige Mann hier iſt mein Zeuge über Ihre Büberei. Jetzt bekam auch meine

Braut die Sprache wieder, ſtand heftig auf, indem die Excellenz ihr die Federn in's Geſicht warf. Dieſen Augenblick benutzte ich, nahm meinen Hut und ſchlüpfte hinaus.

Ich ſah jetzt mein Spiel für gewonnen an, und ging höchſt vergnügt nach dem Garten, wo viele Mitglieder des diplomatiſchen Corps heute zuſammen ſoupiren wollten. So heiter habe ich nie die Schönheit der Natur genoſſen. Zwei Nachtigallen ſchmetterten gegen einander, und ich dachte dabei an die Excellenz und meine Braut.

Hier ſprangen die Abbés auf, und umarmten den Geſandtſchaftsrath, indem ſie einmal um das andere riefen: O Sie diplomatiſcher Petrarch! wie verſtehen Sie die Philomelen zu genießen.

In meiner Freude, fuhr der Erzähler trocken fort, hatte ich gar nicht überlegt, daß ich ein paar Stunden früher auf

dem Platze war, als die übrigen Gäste anlangen würden. Meine Gedanken mußten sich also noch lange mit der Scene beschäftigen, die ich kaum verlassen hatte; und wie es in solchen Fällen geht, aus langer Weile kamen mir allerlei Bedenklichkeiten, ob ich meines Triumphs doch wol sicher sei? Wenn einmal, fiel mir ein, die Ministerin nicht rasch genug verfahren wäre, oder ihren Gemahl nicht in ihren raschen Zorn mit hätte fortziehen lönnen? Doch das erste war nicht zu besorgen, ich konnte mich auf die Wuth der Dame verlassen, und der Minister, dem meine Braut längst ein Dorn im Auge gewesen, war seiner Gemahlin gewiß gern in diesem Falle willfährig, zumal, da er für solche kleine Gefälligkeiten gegen sie, sich alles mögliche wider sie herausnahm. Die Vorstellung machte mir dann Besorgniß, daß meine Braut gegen die Ministerin etwa fallen ließ, ich sei ihr Bräutigam,

und werde nicht wider sie zeugen, worauf es dann zu Erklärungen kommen konnte, welche verriethen, daß der ganze Handel von mir angestiftet sei.

Mit dieser Vorstellung ängstigte ich mich ab, bis meine Mitgäste nach und nach eintrafen. Einer kam mit einer bedenklichen Miene, und erzählte: vor einer Viertelstunde sei die Gesellschafterin der Ministerin weggebracht, und von den Kabinets-Husaren, welche der Minister zu schneller Ueberbringung von Depechen brauchte, hätten zwei den Wagen begleitet. Mir pupperte das Herz vor Freude bei dieser Nachricht; ich that aber, als ginge sie mich gar nichts an, und fragte kalt, ob man die Ursache von einer so seltsamen Reise jener Dame wüßte? vielleicht und wahrscheinlich reise sie doch freiwillig, und der Minister habe ihr Bedeckung mitgegeben, weil es gegen die Nacht gehe —

Solchen Anſchein, entgegnete man, hatte es nicht; ein gewiſſer Sekretär flüſterte mir in s Ohr, die Dame wäre als Staatsgefangene auf die Feſtung gebracht. Nun wollte ein anderer von der Geſellſchaft wiſſen, ſie habe einen gefährlichen Briefwechſel mit einem fremden Kabinet geführt, und eine gefährliche Verrätherei ſei entdeckt. So ging es mit den Vermuthungen immer weiter, und das Geſpräch über dieſe Geſchichte dauerte bis zur dritten Schüßel, als ein junger Offizier von einer der Geſandtſchaften, der bei unſren Souppés immer zu ſpät kam, weil er ſtets in luſtige Geſchichten verwickelt war, ſo wie er ſich niedergelaſſen hatte, mir mit dem Finger drohte. Andere fragten, was dies zu bedeuten habe? Er nahm eine wichtige Miene an und ſchwieg; da aber das Geſpräch über den entdeckten Staatsverrath der beſagten Dame fortging, hielt er ſich nicht, brach in Lachen aus, und

rief: das iſt eine luſtige Verrätherei. Unſer Legationsrath da iſt mit der Dame von der heftigen Excellenz überraſcht worden, und ſogleich hat dieſe keuſche Juno ihre Geſellſchafterin nicht nur aus dem Hauſe, ſondern aus der Stadt, und ich weiß nicht auf wie viel Meilen im Umkreiſe verbannt.

Ich nahm dies wie einen Scherz auf. Die übrigen der Geſellſchaft, wenn ſie es auch nicht ſo aufnahmen, waren doch zu diskret, um nach der Wahrheit in der Ausſage des Offiziers ernſtlich zu fragen.

Ich wußte nun ſoviel, daß ich geſiegt hatte, und eilte, um allem Unheil vorzubeugen, noch am folgenden Tage mich bei dem Hofe und dem Miniſter zu beurlauben. Die Freundlichkeit, womit mich dieſer empfing, und das für mich äuſſerſt ſchmeichelhafte Schreiben, welches er mir an meinen Hof mitgab, überzeugten mich, daß meiner wegen der geſtrigen Geſchichte gewiß nicht unrühmlich gedacht ſei. Bei

unſrer Trennung ſagte er mir noch: meine Frau befindet ſich wegen eines häuslichen Verdruſſes ſehr übel, und wird bedauern, Sie nicht noch vor Ihrer Abreiſe ſehen zu können; ſie hat noch vor einer Stunde mit der größten Achtung von Ihren Verdienſten, und ihrer Freundſchaft für Sie zu mir geſprochen.

Ich hätte nicht geglaubt, daß ich auch an mir erfahren würde, was man ſo oft von dem Gefühl der Freiheit im Menſchen gerühmt hat. Aber ich kann wol ſagen, ich habe empfunden, was dieſes Gefühl heißt, als mein Wagen zum Thor der Stadt hinausfuhr; denn meine diplomatiſche Kunſt hatte mich gerettet, daß ich nicht in die tägliche Sklaverei der Ehe gerieth, als meine öffentliche Ehre, mein diplomatiſcher Ruf mit der weiblichen Intrigue verſchworen ſchien, mich durch einen raſchen Stoß hineinzubringen, als ſelbſt mein Herz — ich ſehe, die geiſtli-

chen Herrn geben ſich einander ein Nota-bene mit den Ellbogen; aber ich laſſe mir meine Zärtlichkeit für meine Dame nicht abſtreiten, eine gewiſſe Liebe, ja ich kann behaupten, dies eine Mal in meinem Leben habe ich auch die Liebe kennen lernen, von welcher man ſo viel ſpricht; Liebe und Freiheit habe ich damals empfunden, ſie haben mich außerdem nicht beunruhigt.

Sie können doch nicht läugnen, entgegnete einer der Abbés, daß Ihre Dame ein böſer Lucifer war. Welche Bosheit in dem Streich, den ſie Ihnen drohte! Bosheit? ſagte der Geſandtſchaftsrath kopfſchüttelnd, Bosheit finde ich nicht darin, nur einen weiblichen Kitzel und ein eminentes Talent, ein Diplomatiker zu werden — und eine Ehefrau? riefen beide Abbés — mir zu Ehren, wenn gleich auch zum Herzeleid! antwortete der Geſandtſchaftsrath, und auf die Frage ſeiner Opponenten: bei dem erſten Meilenzeiger von

der Stadt ließen Sie die beiden großen Triebräder der Menschheit, Liebe und Freiheit, doch zurück? fuhr er fort: Ich hatte ein paar Wochen in unsrer Residenz gelebt, als ich den Entschluß faßte, Erkundigungen nach dem weiteren Schicksal meiner Dame einzuziehen. Befriegende Nachricht erhielt ich bald durch einen Brief von ihr, woraus ich abnahm, daß sie nach einem Monate von Exil auf einem Gute des Ministers wieder volle Freiheit bekommen hätte; doch in das Haus desselben zurückzukehren, verhindre sie die Ehre. Der Sturm, der uns und das ehliche Glück so plötzlich von einander verschlagen hätte, wäre gänzlich gestillt, und unsre Verlobung und Vermählung sollte nun bei heitrem Himmel vor sich gehen. Hierauf erwiederte ich mit einigem Umschweif: die ärgerliche Scene zwischen ihr und der Excellenz sei zu ruchtbar geworden, als daß es nicht diplomatische Fol-

gen und Nachtheile für mich haben müßte, wenn ich mich mit ihr vermählte. Mich tröstete hiebei, daß ich wußte, sie habe ein kleines Vermögen, von dessen Zinsen sie nothdürftig leben könne. Auf ihre weiteren Briefe antwortete ich nur noch einmal kurz und trocken. Dies Ende nahm das einzige Liebesabenthener aus meinem Leben; wodurch meine Diplomatie einigermaßen so trefflich unterstützt wurde, wie das diplomatische Glück des Herrn Marquis durch die nicht genug zu verehrende Gräfin Agnes.

Einen Zug, hub der Gesandte an, hat unser Freund in der Beendigung seines Liebesabentheuers, wie er es zu nennen beliebt, ausgelassen. Die Abbés horchten auf, und hofften noch einen tüchtigen Schelmstreich zu vernehmen, doch ging ein angenehmes Verwundern über ihr Gesicht, als sie hörten: unser Freund muß sehr darüber bekümmert gewesen seyn, daß die

Dame seines Herzens nur nothdürftig von ihrem Vermögen leben konnte, denn er hat nicht abgelassen, unsrem Souverän und dem Kabinetsminister vorzustellen, welche Dankbarkeit er jener Dame schuldig sei; und als beide zu keinem Resultat kamen, wodurch sie bewiesen hätten, wie viel Theil sie an dieser Dankbarkeit nehmen müßten, wußte er es bei der Gemahlin unsres Souveräns dahin zu bringen, daß sie der Dame ein gutes Jahrgeld auf ihre Chatoulle anwies.

Die Abbés schüttelten dem Gesandtschaftsrath die Hand, und ich äußerte: wir sind ihm herzlichen Dank schuldig, daß er, vielleicht gegen seinen Willen, trotz seinem Vorurtheile für die Franzosen und aller diplomatischen Intrigue, Kälte und Förmlichkeit, doch soviel Deutsches in sich erhalten hat. Dies hat durch seine ganze Erzählung auf eine erfreuliche Weise durchgeschimmert. Mich dünkt, setzte der Mar-

quis hinzu, dies hängt zusammen mit der ungemeinen Wahrheit, die auch in den kleinsten Zügen seines Berichtes war, und mich um so mehr erfreut hat, weil er so überaus diskret ist, daß ungeachtet unsrer alten Bekanntschaft und des jetzigen vertrauten Zusammenlebens ich nie etwas von seinem Liebesabentheuer erfuhr. Er reichte hiebei dem Gesandtschaftsrath die Hand, der mit einer Verbeugung antwortete: ich habe nie darüber berichtet, als an diesem Abend, aber die bewundernswerthe Wahrheit, mit welcher der Herr Minister Ihren Liebeshandel vortrugen, und die außerordentliche Freude darüber, daß unsre beiderseitige Diplomatie durch den Gott Amor unterstützt ward, riß mich zu dieser kühnsten Offenheit hin.

Es war tief in der Nacht. Man freute sich meiner Aeußerung, wir dürften mit Zuversicht erwarten, daß an einem der nächsten Abende der Marquis seine

herrliche Liebesgeſchichte vollende. Wir brachen auf. Die Abbés meinten, der Geſandtſchaftsrath habe uns durch ſeine Liebe das Blut wieder gekühlt, welches durch die ſchöne Agnes zu ſehr in Wallung kam, und wir verdankten ihm alſo eine gute Nacht.

Gräfin Agnes.

Den nächſten Abend, da wir zuſammenkamen, bemerkten wir mit einem gewiſſen ſtillen Wohlbehagen, welches wir nicht gegeneinander ausſprachen, daß wir durch unſer letztes Nachtgeſpräch uns noch mehr zu einem Ganzen zuſammengeſtimmt hatten. Das lakoniſche Weſen, was uns ſonſt an dem Marquis bisweilen drückte, hatte ſich in Glanz und Fülle aufgelöſet und dem trocknen Geſandtſchaftsrath waren alle ſeine diplomatiſchen und menſchlichen Seiten abgewonnen. Er ſcherzte liebenswürdiger und heitrer, da er ſich aus ſeinen Falten herausgegeben hatte.

Glauben Sie mir, ſagte ich ihm, jetzt empfinden Sie die menſchliche Freiheit unter uns viel tiefer und reiner, als da Ihr Wagen zum Thor hinaus rollte ohne eine eheliche Bürde. Er ſah mich mit etwas großen Augen an, ſann ein wenig nach, und äußerte mir zutraulich und leiſe, wirklich ſei er ſeit unſrem letzten Abend ganz frei mit dem Herrn Geſandten.

Gegen die Abbés nahm er ſich viel mehr heraus wie ſonſt, und fing an, ſie zu necken: er habe doch eine Dame des Herzens ganz für ſich allein gehabt, bei ihnen aber ſei unmöglich, daß einer von ihnen eine Dame allein habe.

Ich unterbrach dieſe Neckerei ſogleich, weil ich auf die Fortſetzung von des Marquis Geſtändniſſen gar zu begierig war, und beſorgte, die Abbés mögten Schwänke beginnen, die zum Deſſert unſerer Unterhaltung leicht und würzhaft genug wä-

ren, zu Anfang unſerer Tafel indeß eine Stimmung hervorbringen könnten, welche die Erzählung hintertriebe von den Genüßen und Schickſalen, die der ſchönſten Nacht folgten, welche je Liebenden ward.

An dem Marquis hatte ich wahrgenommen, daß ſeine Natur durch Eindrücke vom Erhabenen, ſelbſt vom Traurigen, ſobald es den Charakter des Erhabenen hatte, gern und raſch zu Erinnerungen und glühenden Empfindungen der Liebe übergehe. Ich wandte daher das Geſpräch auf das gigantiſche Schickſal, das in unſren Tagen über die Staaten und Völker ſchreite, und wie nichts trauriger ſtimme, als der Anblick unſerer Zeit, wo jedes Neue auch ſchon wieder Trümmer ſei. Im Verfolg dieſer Gedanken ſagte der Marquis: in ſolcher Zeit geſchieht auch häufig, daß man das Schöne in Trauer ſieht, und da erſt wird man ſeine ganze Allmacht gewahr. Die Trauer fängt an

zu blühen, wenn ſie das Schöne umhüllt. Er ſchwieg eine Zeitlang, und wir ſchwiegen mit, denn wir hatten den Eindruck, daß dieſe Bemerkung nur der Anklang ſeiner weiteren Erzählung ſeyn würde.

In jener Nacht, fuhr er fort, da mich Agnes zum ſeligſten Sterblichen gemacht hatte, führte mich mein Weg über den Schloßplatz. Ich ging beſinnungslos, nur mit dem einen Gedanken, von meiner Liebe und Wonne. Wie ich aber einmal um mich blicke, ſeh' ich durch die hohen Bogengänge vor mir und hinter mir geſpenſterhafte Menſchen hin und hereilen. Ich konnte mir den Grund dieſer Bewegung nicht erklären, und ging nachzufragen an die Wache im innern Schloßraum. Dort vernahm ich, vor zwei Stunden ſei die Fürſtin geſtorben, und das Hofmarſchallamt habe ſogleich die ganze Dienerſchaft in Bewegung geſetzt, die Anſtalten zu den

nöthigen Trauerfeierlichkeiten zu treffen. Ich hatte mir bei dem ſiechen Zuſtande der Fürſtin dieſen Tod als nahe vorſtellen können, aber kein Intereſſe mehr gehabt, daran zu denken, ſeit ich der Liebe von Agnes mich ganz verſichert wußte. Jetzt auf einmal, ſo wenige Augenblicke nach den reichſten Stunden meiner Liebe, überfällt mich im Morgendämmern das Schreckbild, wie dieſer Tod mir alles rauben könne. So tückiſch iſt das Schickſal, ſprach ich zu mir und halb laut, daß es in derſelben Stunde, da es dir alle Fülle von Leben und Liebe ſchenkt, ein ſchwaches Leben auslöſcht, deſſen Verliſchen dich mit dem Verluſt aller Fülle bedroht; und nur bedroht? nein, dich gewiß und unvermeidlich um deine Seligkeit bringt.

So raſete es in mir fort, und ich unterdrückte alle Vernunft in mir, um mich auf das fürchterlichſte zu quälen. Die Eiferſucht trieb mich unter den Bäumen

des Schloßplatzes auf und nieder, deren Wipfel der erste Frühlingssturm zerfauste, daß sie einen Regen von Tropfen des geschmolzenen Schnees von den Zweigen auf mich herabschütteten. Sie ist ein Weib, rief ich, und mag sie dich lieben, du bist ein Bettler gegen ihn, er hebt sie aus dem Stande der Unterthanen zur Beherrscherin ihres Mitvolkes empor. Auch war er ihr sonst nicht widrig, nur die Leidenschaft zu mir hat sie von ihm entfernt, und wie schnell verrauscht die Leidenschaft, und wie will die Leidenschaft sich selber treu bleiben, wenn ihre Untreue mit einem Diadem erkauft wird!

Indem brach die schwache Frühlingssonne an, und warf ihren Schimmer auf die langen weißen Fenstervorhänge in den Gemächern der Todten. Der unendliche Schmerz in meiner Brust wollte etwas wehmüthiger werden, als mich plötzlich mit Schrecken der Gedanke faßte: dort

wird Agnes künftig wohnen. Ja, darum erſtickte ſie deine Worte mit Küßen, ſooft du deiner Vermählung mit ihr erwähnen wollteſt, weil ſie auf den Tag hoffte, der nun gekommen iſt. Fürſtin will ſie vor der Welt ſeyn: im Dunkel der Nacht zu ihr zu ſchleichen, wie ein Verbrecher von ihr wegzuſchleichen, dazu biſt du gut genug; biſt viel zu gering und unwerth, daß die Menſchen dich ihren Gemahl nennen dürften.

In dieſem Augenblick klangen die erſten Sterbeglocken um die Fürſtin, und die Klänge kamen aus den Lüften wie böſe Geiſter auf mich herab. Meine Angſt, meine Wildheit ſtürmten mich fort von dem Schloßplatz; und ohne zu wiſſen, wohin ich ging, fand ich mich wieder an ihrer Gartenmauer, und ſah aus der Ferne ihre Fenſter in dem Morgenglanz leuchten. Da kamen alle Erinnerungen der Liebe wie ein warmer Frühlingsregen auf mich

herab, das Toben in meiner Bruſt legte ſich, und meine Thränen ſtürzten hervor. Damals habe ich lange heftig geweint; ich wüßte nicht, daß ich auſſerdem jemals im Leben geweint hätte. Die Wuth der Eiferſucht ging endlich in einen zermalmenden Schmerz über, daß ich die Geliebte ſo unendlich beleidigt hatte. Ich verabſcheute mich ſelbſt, daß ich an die himmliſche Wahrheit in ihr allen Glauben verläugnen konnte, daß ich ihr, für welche das Leben und alles Treiben der Menſchen keinen Sinn und keinen Werth beſaß, als inſofern es Liebe iſt, noch in derſelben Nacht, da ſie die höchſte Gabe der Liebe mir mit einer Sicherheit und Freiheit des Geiſtes verlieh, wovon ich keinen Begriff gehabt hatte, ſo ſchmählig, ſo verächtlich die ganze Gemeinheit gewöhnlicher Weiber beimaß. Kaum war ich beſonnen genug, nicht über die Mauer zu ſteigen, durch den Garten, wie ſonſt zum

ſchönſten Glücke, nun zu Reue und Büſſung zu eilen, in ihr Gemach zu ſchleichen, und an demſelben Lager, wo ich vor wenigen Stunden wie ein Gott beglückt war, neben der Schlummernden wie ein Sünder zu knien, bis ſie erwache, mein Bekenntniß höre, und den Unwürdigen auf immer aus ihren Augen banne. So weilte ich lange hinter der Mauer, nahm den Schlüßel zu der Pforte hervor, und ſteckte ihn an, zog ihn wieder heraus und verbarg ihn, und ſtürmte plötzlich fort, ehe mich die unſinnigſte Uebereilung fortriſſe.

Die Straßen waren ſchon mit Menſchen angefüllt, welche den Tod der Fürſtin beſprachen; auch hörte ich von ein paar Vorübergehenden ſagen: wenn er uns nur bald eine junge ſchöne Fürſtin giebt. Die Worte gingen mir ins Herz, und ſtachelten wieder meine Eiferſucht auf: wahrlich, ſie bekamen eine junge ſchöne Fürſtin

wenn es Agnes ward. Weil mich viele mit Befremden anſahn, da meine Kleidung ganz durchnäßt war, eilte ich um ſo mehr meiner Wohnung zu. Abgemüdet, erſchöpft langte ich in meinen traulichen Zimmern an, kleidete mich ſchnell aus, und der Schlaf erbarmte ſich meiner.

Als ich erwachte, mußte ein Bericht über den Tod der Fürſtin mein erſtes Geſchäft ſeyn. Ich wußte nichts von den einzelnen Umſtänden deſſelben, und mußte Beſuche machen, ſie zu erfahren. Wie ſchmerzlich waren mir dieſe Beſuche. Jeder von meinen diplomatiſchen Genoſſen äußerte die Vermuthung, daß ſich der Fürſt mit der Nichte des Staatsminiſters vermählen würde, ſobald es der Anſtand erlaubte. Hundertmal war mir der Dolch in's Herz geſtoßen, als ich an meinen Schreibtiſch trat, den Bericht zu entwerfen. Meine Hand bebte, ich haßte die Feder, mit welcher ich ſchreiben ſollte.

ſchleuderte ſie und das Papier zu Boden, und rannte in dem Zimmer auf und ab. Endlich wollte ich mich ermannen, nahm die Feder wieder, wollte den Bericht beginnen, und wußte keine Worte zum Anfang zu finden. Alles, was ich gehört hatte, war wie meinem Gedächtniß entfallen, nichts hatte ich behalten, als die gräßliche Vermuthung. Die ſoll nicht aus deiner Feder kommen! ſagte ich mit bitterem Lachen, und ſprang auf, mein Gedächtniß zu ſammeln. So wiederholt ich mich quälte, den Bericht zu Stande zu bringen, über ein paar unförmliche Zeilen kam ich nicht hinaus, und wie ich ſie überlas, hieß der Anfang: der Tod der Fürſtin hat mir den Dolch in's Herz geſtoßen! Ich lachte laut auf über einen ſolchen officiellen Anfang, und klingelte nach dem Legationsſekretär. Er war ausgegangen, wahrſcheinlich um ſelbſt Nachrichten einzuſammeln. Um ſo beſſer, dachte

ich, ſo entgehſt du der Pein, ihm zu erzählen, was den Inhalt des Berichtes ausmachen ſoll. Er kam, und erwiederte, als ich ihm denſelben auftrug, daß er vollkommen unterrichtet ſei. Was während ſeiner Arbeit in meiner Seele brütete, iſt mir nicht mehr erinnerlich. Er brachte mir den Bericht. Ich durchlaufe ihn, und ſage: gut, recht gut! da komme ich zum Schluß, treffe auch hier die abſcheuliche Vermuthung, und zerreiße wüthend das Papier. Der Sekretär ſah mich beſtürzt an, ich zitterte am ganzen Körper, und ſtieß die Worte heraus: weg mit ſolchem Stadtgeſchwätz und ſolchen albernen Vermuthungen aus einem diplomatiſchen Bericht.

Ich gab ihm die beiden Hälften des Bogens mit den Worten: alles übrige iſt ſehr gut, ſchreiben Sie es ins Reine; Sie ſind ſo vollkommen unterrichtet, daß ich die Depeſche nicht ſo vollſtändig hätte ma-

chen können. Das tröſtete ihn. Als er mir ſeine Arbeit zur Unterſchrift brachte, ſah ich nur nach dem Schluß, daß die verhaßte Vermuthung wirklich fehle, und unterſchrieb mit der größten Haſt. Der weitere Tag verging mir unter den eckelhafteſten Zerſtreuungen. Das diplomatiſche Korps war in Bewegung gerathen. Beſuche kamen über Beſuche, man ging zu Rathe, wie das Ceremoniel bei dem Catafalk und bei dem Begräbniß ſeyn werde. Indeſſen ertrug ich alles, und erquickte mich mit Erwartung der bevorſtehenden Nacht. Neue Gewißheit meines Glücks und ihrer Liebe hoffte ich auf Agnes Lippen zu finden, keine Regung meiner gehäßigen Eiferſucht ſollte ihr verborgen bleiben. Schon war es ſpät am Abend, der verdrießliche Tag ſchien überwunden, da ward mir ein Billet von der Geliebten gebracht. Ich dürfte, ſchrieb ſie, in den erſten Nächten nicht zu ihr kommen, ihr

Oheim laſſe ſeine Appartemens ſchwarz ausſchlagen, und habe die ihrigen mitbezogen; auch wären ihre Kammerfrauen zwei Nächte munter, um ihre Trauerkleidung fertig zu liefern.

So ſehr mich dieſe Nachricht quälte, entzückten mich die liebevollen Worte am Ende des Billets, ſie ſchienen mir nicht geſchrieben, ich hörte ſie, wie Nachtigallentöne voll Zärtlichkeit und Luſt. Ihre Handſchrift ſelbſt hatte den Charakter ihrer Genialität. Flüchtig und feſt, in ſich geſchmiegt und frei ſchwebten ihre Schriftzüge dahin. Gewiß war alſo, ich durfte in der erſehnten Nacht nicht zu ihr; aber nichts gebot mir, ſo ganz fern von ihr zu bleiben. Um Mitternacht führte mich mein Weg wieder über den Schloßplatz. Unter dem Sternenhimmel ging ich ruhig und ſtill, und ſah ohne Bewegung die Fenſter, die mich in der Frühe ſo heftig erſchüttert hatten. Die Natur übte auf mich ihre un-

begreifliche Kraft. Der Sturm in der Frühe hatte den Frühling ganz heraufgeführt. Mit einem ſtillen Triumph breitete er ſich unter dem Sternenhimmel aus durch die ganze Schöpfung. Ungeachtet der Wonne, die mich ſtill und innig durchdrang, überraſchte mich noch wieder die Ungenügſamkeit und Ungeduld meiner italieniſchen Natur. Ich foderte von den Bäumen, daß ſie blühen, von den Nachtigallen, daß ſie ſchlagen ſollten, und doch war es die erſte frühlingsmäßige Nacht des Jahres.

Ich ſtand an der Gartenpforte und öffnete ſie. Obgleich ich aus mehrern Gemächern im Palais des Miniſters Licht ſchimmern ſah, wandelte ich doch den Garten hinab. Du darfſt nicht zu der Geliebten, ſagte ich mir ſelbſt, aber dieſer Raum, über welchen ihr Blik täglich ſtreift, hat der Seligkeit genug für dich; und wird ſie nicht ahnden, daß du hier

biſt? kann ſie vorausſetzen, daß du die ganze Nacht fern von ihrer Nähe bleibſt, weil dir die ganze Fülle der Luſt verſagt iſt? Da tritt ſie gewiß bisweilen an das Fenſter, und glaubt den Geliebten wandeln zu ſehn, wenn ſie ihn auch nicht erkennen mag.

Mit ſolcher Hoffnung ſtand und ging ich, den Blick auf ihre Fenſter geheftet, wo kein Licht ſchimmerte. Allmählig ſchien alles im Innern ſich zum Schlaf gelegt zu haben. Das Bild von ihrem Schlummer überfiel mich mit ſolchem Ungeſtüm, daß ich trotz ihres Verbotes und der wahrſcheinlichen Gefahr, worin ich ſie und mich ſtürzte, auch die Pforte unter dem Balkon aufſchloß, und mit angehaltenem Athem die Stufen hinaufſtieg. Allein die Thüre, die zu ihren Zimmern führte, war verſchloſſen. Ich mußte zurück, und alles ſchien mir verödet, weil mir eine Hoffnung nicht erfüllt war, die ich durchaus nicht hätte faſſen ſollen. Ich konnte mich des Mißvergnügens über die

Geliebte ſelbſt nicht erwehren. Sie hätte doch wenigſtens einmal am Fenſter erſcheinen ſollen. Vergebens ſuchte ich mich durch den Gedanken zu beruhigen, daß ich diesmal ſpäter in den Garten gekommen ſei, als unſre beſtimmte Stunde war, daß ſie vielleicht öfters vor meiner Ankunft mit Sehnſucht hinausgeſchaut habe, und mit ſehnſüchtigen Gedanken an mich eingeſchlummert ſei.

Am folgenden Morgen ward das diplomatiſche Korps zur Cour bei dem Catayhalk auf den Nachmittag des nächſten Tages beſchieden. Ich wollte wenigſtens verſuchen, dem alten Staatsminiſter, oder vielmehr ſeiner Nichte in der gewöhnlichen Abendſtunde aufzuwarten; es wurden aber wegen der Unordnung im Hauſe gar keine Beſuche angenommen; und wie ich wieder zurückkam, brach das erſte Gewitter aus, dem Regengüſſe folgten. An irgend ein nächtliches Schweifen und

Schwärmen war ſelbſt für mich nicht zu denken; und ſo war ich die erſten Tage nach dem Vollgenuß unſrer Liebe wie gebannt von Agnes. Ihr zu ſchreiben, wagte ich nicht. So nothwendig ihre Zeilen an mich waren, und ſo ſehr ſie mich entzückt hatten, fand ich es doch etwas unvorſichtig, daß ſie mir dies Billet durch einen ihrer Bedienten überſchickt hatte. Wir hätten wol treue Bothen für unſre Liebe finden können; aber ich war auf unſer Geheimniß ſo eiferſüchtig, daß Niemand davon wiſſen, ahnden ſollte, als wir beide Liebenden ſelbſt.

Ehe als die Stunde der Cour gekommen war, quälten mich Eiferſucht und Argwohn von neuem. Sollte ſie mich nicht planmäßig entfernt halten? war ihr Benehmen nicht etwa die Einleitung, unſer Verhältniß ganz aufzulöſen, und der Braut des Fürſten Freiheit zu geben? So

fuhr ich eben nicht in der beſten Stimmung zu der Trauerſcene am Hofe.

Als wir in den Saal traten, wo der Catafalk errichtet war, und wir die Oberhofmeiſterin, die neben dem Sarge ſtand, ſchweigend begrüßt hatten, ließ ich gleichgültig den Blick auf die Damen fallen, die ihn hinter ihr in Trauerkleidung umgaben. In der Regel ſollten es nur die eigentlichen Hofdamen ſeyn, aber ich bemerkte auch unter ihnen die Gemahlinnen der Staatsbeamten vom erſten Range; und indem wir bei der ganzen Gruppe vorüberſchreiten, ſteht auf einmal die blühende Geſtalt der Geliebten vor mir. Ihr Auge ſtrahlte, eine helle Röthe überſtrömte ihr Geſicht, mit dem Haupte, dem Obertheil des ſchlanken Leibes bog ſie ſich heftig etwas vorwärts. Ich ſah nichts mehr als ſie, und hatte ſoviel Mühe, als ſie, in der Haltung zu bleiben. Beim Hinausſchreiten vom Saal ließ ich den

Blick noch einmal über den Catafalk ſtreifen, um ſie noch einmal zu ſehn. Sie hatte das Haupt ein wenig umgewandt, und ihr Auge hing an meinem.

Erfüllt von ihrem Bilde, wie ſie in der Trauer blühender mir erſchienen war, als jemals, wie ſeit der ſeligen Nacht ſich ſo viele neue Schönheit an ihr plötzlich aufgethan hatte, verlebte ich einige Stunden, deren wonnevolle Berauſchung nur bisweilen ein wenig die Erinnerung andämmerte, mit welcher Ehrerbietung, wie gegen die künftige Herrin des Landes, ſich alles gegen Agnes zu neigen ſchien. Auch das ungeſtümſte Wetter hätte mich nicht abhalten können, gegen Mitternacht zu ihrem Garten zu eilen. Allein in ihrem Gemach war noch Licht. Aber ſie erwartete mich nicht, denn alle Vorhänge waren niedergelaſſen, und keine Blumen vor einem ganz erhellten Fenſter verkündigten

mein Glück. Als ich die Pforte unter dem Balkon geöffnet, die Stufen erſtiegen hatte, fand ich die Thüre des Kabinets verſchloſſen, wie neulich. Ich horchte, und horchte wiederum, kein Laut regte ſich innen. Aber die Stille ſchreckte auch mich, einen Laut von mir zu geben. Endlich wagte ich, das Schloß zu bewegen, und leiſe Agnes! zu ſagen. Noch immer regte ſich nichts, ich wußte die Geliebte mit aller ihrer Schönheit und Wonne war innen, und die Furcht, ein zerbrechliches Holz hielten mich von meinem Leben geſchieden. Stärker rufe ich Agnes! ich höre ihren Schritt, ſie naht, ſie öffnet die Thür. Wie hielt ich ſie umſchlungen, und bedeckte ihren Mund mit meinen Küſſen. Sicher ſind wir nicht, ſagte ſie, aber wie danke ich dir, daß du gekommen biſt. Lange hielt ich ſie an meine Bruſt gedrückt, ehe ſie mich aus dem Kabinet, in welches nur ein Lichtſtreif von dem erleuchteten

Zimmer durch die Thür fiel, in dieſes führte.

Da erſt, als ſie in den Seſſel vor ihrem Schreibtiſch ſinſank, bemerkte ich, daß ſie noch in der ſchwarzen Hofkleidung war. Mein Oheim, ſagte ſie, hat mich dieſen Abend lange aufgehalten, ich mußte ihm jede Kleinigkeit der Cour bei dem Catafalk beſchreiben, und immer von neuem redete er über das Recht, welches ich, als ſeine Nichte, gehabt hätte, unter den Gemahlinnen der erſten Staatsbeamten neben dem Sarge zu ſtehen. Es iſt nicht lange, daß er von mir ging; ſaheſt du kein Licht mehr in dem anſtoßenden Zimmer?

Ich verſicherte, daß alles dunkel und in Ruhe ſei. In dem überſchwänglichen Gekoſe der Liebe, welchem wir uns dann hingaben, ſagte ich ihr, welche ganz beſondre Wolluſt für mich darin liege, ihr geliebtes, blühendes Leben in dieſer

ſchwarzen, ſchweren Tracht zu umfangen. Die Fürſtin, erwiederte ſie, iſt für mich ein Nichts geweſen, und doch hat mich die heutige Feierlichkeit ernſt beſchäftigt. So ſeltſam ſpielen die Eindrücke mit uns: ich war überzeugt, daß von den leidtragenden Frauen nicht eine einzige im Herzen Trauer empfand, und weil ſie alle einen Schmerz heuchelten, empfand ich zuletzt wirklich einen Schmerz; da trateſt Du herein. Wie hat mich mein Oheim gelobt, daß er über meine Perſon verfügen konnte, wie ihm beliebte; er wußte nicht, warum ich mich gern zu einer der leidtragenden Statuen brauchen ließ. Wie öde ſind dieſe Tage geweſen, ehe ich dich wiederſah.

Sie legte bei dieſen Worten ihr Haupt an meine Bruſt. Ich küßte ihre Augen, und hielt ſie lange ſchweigend umfangen, ehe ich mich entſchließen konnte, die innige Stille durch mein Bekenntniß

zu ſtören. Verachte mich nicht, hub ich an, ich muß dir alles bekennen. Sie ſah mich etwas befremdet an, und umſchlang meinen Hals und ſprach: Dich verachten? was Du thateſt, und fühlteſt und dachteſt, es war Dein, und nur darum ſoll es auch mein werden. Sonſt iſt es mir gleichgültig; ich vertraue Dir mit grenzenloſer Liebe.

Ich erzählte ihr umſtändlich, in welchen Strudel von gehäßigen Empfindungen ich gerieth, als ich kaum aus ihren Armen in Wonne verloren zurückging. Sie hörte die ganze Beſchreibung ohne Mißbilligung, ſelbſt ohne Befremden an, nur ein unausſprechliches Mitleid war in ihren Geſichtszügen. Sooft ich meiner Qual erwähnte, drückte ſie mir beide Hände, und neigte ihr liebes Haupt von neuem an meine Bruſt. „Quäle Dich nicht mehr, ſagte ſie zuletzt, wenn ich nicht bei Dir bin; bringe mir alle Deine Schmerzen.

Was soll ich denn beginnen, wenn ich fürchten muß, Du leidest, sobald ich Dich nicht sehe.“ Kein Vorwurf, keine Betheuerung, daß ich mich umsonst gequält hätte, kam von ihren Lippen. Sie dachte nur meinen Schmerz, und schien längst zu wissen, daß solche Eifersucht mein Glück unterwühle. Als ich überwältigt meine Rührung über ihre unendliche Güte abwechslend in Worte, Küße, Umfangen hinströmen ließ, sprach sie, indem sie sich meinen heftigen Armen entwand: glauben mußt Du nicht an mich, aber an die Liebe; ihr bin ich ewig treu, also auch Dir.

Im ruhigeren Gespräch entwickelte ich ihr die Gründe meiner Furcht, daß der Fürst nicht ablassen werde von dem Gedanken, sie zu seiner Gemahlin zu erwählen, daß ihr Oheim auf das eifrigste in einen solchen Gedanken eingehen werde, und daß mich sehr betrübe, sie von einem

so glänzenden Schicksal zurückhalten zu müßen, wenn ich nicht selbst verloren seyn wollte. Sie ließ mich ungestört reden, und nahm dann mit ihrer weichen innigen Stimme das Wort:

Man hat einmal über meine Person verfügt, da ich noch für ein Kind gelten konnte. In den Augen der Welt litt ich dieses Verfügen; doch war ich fest genug, mich demselben nie in Wahrheit zu unterwerfen, weil ich die sichre Ahndung hatte, daß ich einst lieben würde. Nun liebe ich, und bin soviel reifer, und sollte mich so demüthigen, daß ich irgend etwas anders als die Liebe selbst über mich und meine Verhältnisse entscheiden ließe? Glaube mir, ihr Männer liebt wol, und kennet doch die Liebe nicht. Du kennst sie auch nicht; aber ich will sie für Dich in meiner Brust bewahren, und sie soll Dein seyn, und ewig bleiben."

Ich verberge Dir nicht, wäre die Liebe nicht in der Welt, ſo würde ich gern Fürſtin ſeyn. Es iſt ein ſchönes Inſtitut der Völker, daß einige Perſonen heilig und unverletzlich ſind, und ich habe wol bisweilen gewünſcht, zu ihnen zu gehören. Auch iſt die Fürſtin dieſes Landes nach allen Verhältniſſen vorzüglich im Stande, nicht nur das Volk hier zu beglücken, ſondern auch durch Einfluß auf ihren Gemahl in das politiſche Leben der Deutſchen wirkſam einzugreifen. Wenn ich die Männer überſchaute, welche ich ſeit drei Jahren kennen gelernt, ich für keinen auch nur die geringſte Regung in mir ſpürte, die an meine Vorſtellung von der Liebe erinnerte, ich dann mitunter zweifelte, ob ich nie etwas anders, als die Ahndung davon gewinnen werde, dachte ich es mir allerdings wie ein Glück, wenn ich nach dem Tode der dahinſiechenden Fürſtin das Scepter mitführen dürfte. Allerlei

Lieblingspläne gingen ſchon durch meine Seele, und vorzüglich entzückte mich der Entwurf, wie ich Geſinnung, Sitten, politiſche Einrichtungen, ſelbſt die Sprache unſerer jetzigen Deutſchen dem Altdeutſchen wieder ähnlich machen wollte. Ich werde immer ungeduldig, wenn eine Zeit von den andern Zeiten abgeriſſen ſcheint; ich kann nicht leiden, daß es eine todte Vergangenheit geben ſoll, und will, daß ſich das Leben glühend an die Vergangenheit anſchmiege, und immer von neuem ihr den warmen Athem einhauche.“

Unter ſolchen Entwürfen ſah ich es gern, wenn der Fürſt mir huldigte, und mit Wohlgefallen entdeckte ich an ihm Züge, die mir verſprachen, daß ich als ſeine Gemahlin unumſchränkt regieren dürfe. Schonte ich meinen Oheim genug, ſo war der alte Mann auch gänzlich zu meinem Gebote. Auch geſtehe ich dir, es würde jetzt gar keine Frage ſeyn, daß ich Fürſtin

werden könnte, wenn ich wollte: ich sehe selbst voraus, daß nächstens der Fürst, der nichts weniger glaubt, als daß ich seine Hand ausschlagen könnte, wenn er gleich an meiner Neigung für ihn wol zweifeln muß, sich mit geheimen Eröffnungen, die zu seinem Ziel führen sollen, gegen meinen Oheim auslassen wird; und eben so gewiß wird dieser, welcher wirklich nicht Hochmuth genug besitzt, um an solche Parthie für seine Nichte zu denken, mich dem Fürsten zusagen, ohne irgend eine Rücksprache mit mir genommen zu haben. Er wird wie aus den Wolken gefallen seyn, wenn ich nicht entzückt bin über die Ehre, die mir widerfahren soll; Verdrüßlichkeiten aller Art wird es genug geben. Sie kümmern mich nicht, denn ich liebe Dich, und die Liebe ist mein einziges Geschäft, meine einzige Bestimmung."

Ich schaudre bei dem Gedanken, daß ich Dich ein einziges Jahr später hät-

te kennen lernen. Vielleicht wäre ich dann ſchon mit dem Fürſten vermählt geweſen, und eine gräßliche Pflicht hätte mich von dem Einzigen in der Welt zurückgehalten, warum ich lebe. Nun iſt alles wohlgerathen.“

Ich hatte auf ihre Worte gelauſcht, wie auf eine Offenbarung aller Herrlichkeit in der weiblichen Natur, und als ſie redete, mir aller Zweifel an ihrer ſtandhafteſten Treue gegen mich gebannt war, ſprach ich das feurigſte Gelübde aus, ihr allein für mein ganzes Daſeyn mit dem ganzen Herzen anzuhangen. „Kein Gelübde! entgegnete ſie; Freiheit iſt das Element der Liebe, und ſie kennt keine Pflichten, nur ihre eigne Nothwendigkeit. Ich bin heute ſo ernſt geſtimmt, und ſo heiter und ſo glücklich. Welches Schickſal iſt von mir abgewendet, daß ich Dich ſchon habe und die Liebe.“

Mir kam wol der Gedanke, daß ſie ſich ſchnell mit mir vermählen ſolle, ehe ſich der Fürſt irgend gegen ihren Oheim erkläre. Ich ſtand bei dieſem nach Vollendung unſres Handelstraktates in ſolchem Anſehn, daß er mir wohlwollte, ſoweit es ſein Herz vermogte. Er liebte in mir ſein unſterbliches diplomatiſchrs Werk, nahm mich wie ſeinen diplomatiſchen Gehülfen und Zögling. Daß mein ganzes Erbthum von meinen Aeltern her einzig in meiner alten Familie beſtand, wäre bei ihm nicht in Anſchlag gekommen, da ſeine Nichte reich genug war, um den Glanz von zwei alten Familien emporzuhalten, und ſein eignes beträchtliches Vermögen ihr großtentheils zufiel. Vielmehr hatte er einen gewiſſen Zug von Großmuth in ſeinem Charakter, ſo daß ihm geſchmeichelt hätte, ihr einen Gemahl zu geben, welcher nichts, als eine ihm gefällige Perſönlichkeit und Glanz des Namens und Geſchlechtes in

ihr Haus brächte. Hätte er aber einmal seine Einwilligung zu unsrer Vermählung gegeben, so konnte er freilich wanken, sich zurückziehn, wenn der Fürst um seine Nichte warb, doch mußte er sie und auch mich mit Schonung behandlen, wenn wir auf Erfüllung seiner Zusage bestanden. Allein wiewol mir dies alles durch die Seele ging, wagte ich nicht, es diesen Abend gegen Agnes zu äußern. Sie war wie über alle menschliche Verhältnisse erhaben; und da sie meine Anspielungen auf Ehe, die mir sonst im Feuer der Liebe entschlüpften, mit Küßen unterdrückt hatte, da ihre Ansicht vom ehlichen Zusammenleben der Liebenden, die sie mir in unsrer ersten Zeit offen dargelegt hatte, mir unvergeßlich im Gemüthe war, wie schwer mußte mir werden, ihr einen Rath vorzuschlagen, der auf unsre Vermählung abzweckte?

Auch verfloß alles ernſte Geſpräch bald wieder in die Freuden der Liebe. Die Wolluſt hatte für mich in dieſer Nacht den eigenſten Reiz. Der Kontraſt zwiſchen ihrer Gluth und der Trauerfeierlichkeit, bei welcher der Anblick der Geliebten mein Verlangen auf das ſehnſüchtigſte erregt hatte, zwiſchen der ſchwarzen Tracht einer Leidtragenden und den ſchönen Gliedern, die in Liebe und Freude blühten, gab eigentlich dieſer Nacht den Charakter.

Zum Erſtenmal fällt mir jetzt auf, da ich Ihnen, meine Freunde, meine Wonnen beſchreiben will, daß ich von jeglicher Stunde, wo mich Agnes bräutlich umfing, noch das genaueſte Bild habe. In der Geliebten war eine ſolche poetiſche Kraft, daß ſie durch Rede, Gebehrde, Beſchäftigung meiner Phantaſie durch dieſe und jene anmuthige Stellung, gleichſam ein neues Leben ſchuf, welches in ſeiner

Art nur dieſer Stunde angehörte. Was mit das glühendſte Temperament, die leidenſchaftlichſte Einbildungskraft italieniſcher Frauen gegen den Zauber eines ſolchen innigen poetiſchen Vermögens in dem Weibe, das liebt und uns den Becher der Wolluſt reicht. Zwei Tage darauf in den Stunden gegen Abend ſah ich ſie in ebenderſelben Trauerkleidung; denn der alte Staatsminiſter hatte uns in ſeine ſchwarzausgeſchlagenen Appartemens eingeladen, damit wir von dort dem Leichenbegängniß zuſähen. Ich war inzwiſchen nicht bei ihr, ſelbſt nicht in dem Garten geweſen. Sie hatte mir verboten, je von den Schlüſſeln Gebrauch zu machen, wenn ich nicht ſchon auſſerhalb des Gartens wahrnähme, daß nur ein Fenſter ihres Gemachs ohne Vorhang hell leuchte, und unſer Zeichen der Sicherheit von ihr gegeben ſei. Daß ich dich liebe, ſetzte ſie hinzu, mag die Welt

wiſſen, an meinem Entzücken ſehen, womit ich den Geliebten anſchaue, betrachte, aufhorche, wenn ſeine Stimme ſich im Männerkreiſe erhebt; aber daß du in der Nacht zu mir ſchleichſt, muß verborgen bleiben, weil es einmal etwas Verborgenes iſt.

Auch hatte ich mir ſelbſt geſtanden, daß meine nächtlichen Streifereien nach dem Garten zu häufig waren, um nicht Argwohn zu veranlaſſen, und ich war gar nicht gleicher Meinung mit Agnes, daß die Welt unſre Liebe wiſſen dürfe. Schöpfte der Fürſt neuen Verdacht wider uns, ſo bedurfte es nur eines Winkes von ihm, da das eigentliche Geſchäft meiner Sendung beendet war, und mein Hof rief mich auf der Stelle zurück.

Ich hielt mich ziemlich fern von ihr, als die Geſandten in den ſchwarzen Zimmern verſammelt waren, und ehrerbietiger als je ihr nahten und das Sofa um-

ſtanden, auf dem ſie ſaß. Mich dünkte, es war nicht allein die verhaßte Vermuthung, was dieſe Ehrerbietung geſteigert hatte, die Geliebte war majeſtätiſcher geworden, das Mädchenhafte war mehr von ihr abgeſtreift, ſie hatte mehr die Würde der Frau gewonnen. Mich ergötzte dieſe Bemerkung um ſo mehr, weil keiner von den ſpähſamen Herren irgend eine Ahndung haben konnte, daß ihre Ehrfurcht zum Theil meiner nächtlichen Wonne gezollt wurde. Dies rächte mich ein wenig an ihnen, da ſie ſich im Uebrigen vor einer Vermuthung beugten, die auf Zerſtörung meines Glückes ging. Faſt im Hintergrunde des Zimmers bemerkte ich mit Vergnügen ihre Huldigungen gegen die Geliebte, indem mich ihr Oheim mit langen Phraſen umwand. Daß ich nur mit ihm beſchäftigt ſchien, machte ihn immer verbindlicher gegen mich, und er ſagte mir

ſogar: Sie, Marquis, haben die diplomatiſche Meiſterſchaft in Saft und Blut, und die politiſche Weisheit geht Ihnen über Galanterie und Damenſchönheit.

Man hörte die gedämpften Trompeten und Trommeln, und die Geſellſchaft trat an die geöffneten Fenſter. Was hätte ich darum gegeben, neben Agnes ſtehn zu dürfen. Die Vorſicht verbot es mir, auch hatten zwei Miniſter der größten Höfe die Plätze neben ihr eingenommen. Der alte Staatsminiſter zog mich dagegen mit an ſein Fenſter, und theilte mir das Geheimniß mit, daß die fürſtliche Leiche einen näheren, auch dem Publikum bequemeren Weg zu der Gruft hätte geführt werden können, er aber, als ein alter Staatsdiener und treuer Rath des fürſtlichen Hauſes, ſich wol die Ehre geben dürfte, den Leichenzug bei ſeinem Palais vorbeiführen zu laſſen. Auch hätte das diplomatiſche Korps, für deſſen Befriedigung

er immer zunächſt ſorge, nirgends ſo bequem denſelben ſchauen könnten.

Während er mir jedes Ceremoniel erklärte, welches bei dem Zuge ſtatt fand, auch verſchiedener Epochen erwähnte, die er in der Geſchichte der Etikette bei fürſtlichen Leichen dieſes hohen Hauſes entdeckt habe, mir ſogar die große Gunſt verhieß, daß er die darüber vorhandenen Akten mir mittheilen wolle, war mir ein ſüßer Troſt, das Profil meiner Geliebten durch die Scheiben öfters anzuſehn; ſoviel wie möglich wandte ſie das holde Geſicht nach mir hin, und hatte unvermerkt den Schleier auf dieſer Seite etwas zurückgeſchoben, deſto ſchwerer und weiter hing er auf der andern vor, und das blendende Weiß ihrer Stirn, der Glanz ihrer Augen, die Roſenröthe ihrer Wangen, das Purpurroth ihrer Lippen waren durch den ſchwarzen Hintergrund wunderbar erhöht. Ein paarmal ſtreifte ihr ſchwärzlich blaues Auge

meinen Blick, und mir ward ſchwer, die Faſſung gegen ihren vielſprechenden Oheim zu behalten. Ich machte mir zweimal ein kleines Geſchäft, um in's Zimmer zurücktreten zu können, damit ich den Blick nur über ihre Geſtalt von hinten gleiten laſſen dürfte; kaum wollte ich mir ſelbſt glauben, daß es dieſelbe war, die ich mit ſolcher Seligkeit umſchlungen gehalten. Mir war, als hätte mich ein heller Stern entzückt, über welchen Wolken hinziehn, und der nicht derſelbe zu ſeyn, nicht in demſelben Himmelsraum zu ſtehen ſcheint, wiewol er wiederum gleich hell leuchtet.

Der Zug war vorüber, und die Verſammlung begab ſich die Stiegen hinab, indem unſre Kutſchen vorfuhren; auf einem Nichtwege ſollten wir früher als die Leiche in der Kirche anlangen. Der Geſandte, welcher den höchſten Rang hatte, führte Agnes an den erſten Wagen, und

ich ſah, wie ſie einſtieg, ihren zierlichen Fuß, ihre feinen Knöchel, die der ſchwarze Strumpf nicht verhüllen konnte; die treue Einbildungskraft ſah das blendende Knie, wo die ſchwarze Hülle endete.

Sie fuhr allein, und erſt in der Kirche ſah ich ſie wieder, uns gegenüber in der Loge, wo die Damen verſammelt waren. Der Fürſt mit ein paar Stammvettern, umgeben von ſeinen Adjudanten und den Generälen, ſtand unten beim Altar neben der geöffneten Gruft. Er trug keine Uniform, worin er gewöhnlich ging, das einfache ſchwarze Kleid ſtand ihm überaus wohl, und ſein Stern blitzte herrlich von der Bruſt. Er ſtand ſo zwiſchen unſren Logen, daß ſeine ganze Figur gegen die Damen gerichtet war, wir ihn eigentlich nur von der Seite ſahen. Ich beobachtete ſeine Bewegungen und Blicke, und mir entging nicht, daß dieſe während der ganzen Feierlichkeit öfter und

enhaltender, als es der Anſtand erlaubte, auf Agnes gerichtet waren. Sie ſah unbefangen und gleichgültig hinab, aber bisweilen, wie mich dünkte, etwas ängſtlich zu mir herüber. Dies ſchlug alle Eiferſucht in mir nieder; ich dachte zurück, wie ſie meinen wilden Schmerz ſchmerzlich nachempfunden hatte, und nun war ihre liebe Seele unruhig, weil ſie neue Qual der Eiferſucht für mich fürchtete. Wahrlich ohne dieſe Wahrnehmung wäre mein Zuſtand in der Kirche unerträglich geweſen. Alle Augen waren auf ſie gewandt, als wäre ſie ſchon Fürſtin, und verglichen ihn und ſie, als ſei ihre Ehe im Himmel beſchloſſen. Obgleich ich die Geliebte anſchauen konnte, war mir doch wohl, als die ängſtliche Scene zu Ende ging.

Agnes hatte mir in der letzten Nacht, da mir nun das grünſammetne und das ſchwarzſammetne Kleid nicht verkünden konnten, wann ich zu ihr kommen ſolle,

und die gewöhnlichen geſellſchaftlichen Vergnügungen aufhörten, eine andere Loſung gegeben. Bisweilen würde ſich auch hinfort in den Abendſtunden in ihren Zimmern ein Zirkel verſammeln: wenn ſie mich da zuerſt deutſch begrüßte, ſo ſollte das „guten Abend" auch eine ſchöne Nacht bedeuten; empfinge ſie mich mit einem franzöſiſchen Wort, ſo ſei dies eine Bannformel für uns. Als ſie mir dies geſagt hatte, bekannte ich ihr, mir ſei bange geweſen, daß ſie für die traurige Begrüßung die Sprache meines Vaterlandes hätte brauchen wollen, wozu dieſelbe doch viel zu wohllautend ſei, und mir zu werth. Von ihr habe ich gelernt, daß die Liebe deutſch ſprechen ſolle: Zärtlichkeit rede gern italieniſch; das Geheime, was betrübt, möge franzöſiſch ausgedrückt werden.

Leider war nun heute der Tag vergangen, konnte mancher Tag vergehen, ohne daß ich mich über das neue Zeichen

freute oder betrübte. Darüber grübelnd lag ich ausgekleidet auf dem Sofa, und war unschlüßig, ob ich gleichwol nicht auf den geliebten nächtlichen Pfaden schwärmen solle. Mein Jäger tritt herein, und meldet einen Kanzleidiener des Staatsministers, der zwei große Packete unter dem Arm trage, die er schlechterdings mir überreichen müße. Ich lachte auf, denn ich merkte, was diese Packete zu bedeuten hätten. Richtig waren es die Akten über das Ceremoniel bei den fürstlichen Begräbnissen, begleitet von einem stattlichen Schreiben in der gewöhnlichen Form unsrer Noten. Verdrüßlich legte ich es hin, ohne es zu erbrechen, und den Akten, die auf meinen Befehl der Jäger entsiegelt, und an dem Boden zur Seite des Sofa gelegt hatte, gab ich einen Fußtritt, daß sie sich scheu unter demselben verbargen. Endlich nach einer Weile faßte ich doch das Schreiben, solche Leerheit unter einem

groſſen Siegel geſchloſſen vor mir zu ſehn, fiel mir beſchwerlich. Mit Staunen ſehe ich auf dem Foliobogen die Schriftzüge der Geliebten. Ihr Oheim hatte ſie erſucht, die Akten mit ihm ſelbſt einzuſiegeln, damit keiner von den Subalternen dahinterkäme, daß er ſo wichtige Dokumente des fürſtlichen Hauſes dem Geſandten einer fremden Macht mittheile, auch mögte ſie ein paar Zeilen dazu ſchreiben, damit alles das Anſehn einer blos häuslichen Angelegenheit habe; freilich ſollte er ſelbſt einige Zeilen aufſetzen, doch mache das Schreiben bei Licht ſeine Hand etwas undeutlich, und gewiß ſei der Marquis gar zu ungeduldig, noch dieſen Abend die Akten zu ſtudieren; überdies fahre er ſogleich noch zum Fürſten. Nur ſolle ſie die Form der Note ja nicht vergeſſen, damit bei den Subalternen kein Argwohn entſtehe, wenn ſo gewichtige Sachen nur mit einem Billet begleitet würden. Agnes hatte al-

les übernommen, die verſiegelte Note im Namen ihres Oheims in die Kanzlei geſandt, und die Aufſchrift machen laſſen. Dies beſchrieb ſie zu Anfang mit heiterem Muthwillen, und doch immer mit Verehrung gegen den alten Mann, ſo wie ich überhaupt nie von ihr eine Sylbe über ihn gehört habe, die eigentlich herabſetzend war. Sie kam auf die heutige Scene in der Kirche. Was der Fürſt in Hinſicht auf ſie beabſichtige, laſſe ſeine fürſtliche Zuverſicht ſchneller und offenbarer hervorbrechen, als ſie gefürchtet habe. Sie fühle darum wohl, daß wir vorſichtig ſeyn müßten, doch dünke ſie am Ende ſchöner, und eine Freiheit, die alle Gefahr und allen Kummer überwiege, wenn ſie frei ihre Liebe bekenne. Nur meine Nachtbeſuche müßten mit der äußerſten Vorſicht angeſtellt werden. Eine Entdeckung derſelben, und gar, ehe ſie das Geſtändniß ihrer Liebe abgelegt hätte, würde ihr etwas

Schreckliches seyn, und den Muth brechen, ihre Liebe frei zu bekennen. Mit den rührendsten Ausdrücken schilderte sie ihr Bangen in der Kirche, daß des Fürsten Betrogen mich schmerze.

Ich drückte die geliebten Züge oft an meine Lippen, und nun schien es mir ein Frevel, daß die guten Dokumente, die ihre Hand berührt und eingesiegelt hatte, unter dem Sofa hauften. Ich zog sie selbst nacheinander hervor, und trug sie auf meinen Schreibtisch. Daß die Umschläge weg waren, that mir leid, ich rief meinen Jäger und fragte, ob die Addreſſe auf ihnen ganz so geschrieben gewesen sei, wie das Couvert der Note. Er vermuthete einen geschäftlichen Grund, und brachte die Umschläge zurück. Ich ließ sie zu den Akten legen, weil ich nachher die Aufschriften vergleichen wollte.

Meine Stimmung war überaus wohlthätig, ich war wie in einer häuslichen

Berührung mit Agnes, und was ich in den ſüßen Nächten von Bändern und andern Pfändern der Liebe an mich geriſſen hatte, beſchäftigte mich gar anmuthig neben den wunderlichen Akten, und beſchwichtigte die Unruhe, welche das ſo ſehr beſtimmte und offenbar entſchiedne Wollen des Fürſten mir hin und wieder aufregte.

Die Abendzirkel wurden nach einigen Tagen eröffnet. In dem erſten bei Agnes war der Fürſt ſchon anweſend, als ich eintrat. Er ſtand neben ihrem Seſſel, in ein lebhaftes Geſpräch mit ihr begriffen, und ich hielt mich zurück, ohne ihr mein Compliment zu machen, ich fürchtete in ſeiner Gegenwart keinen guten Abend von ihr zu hören. Bemerkt hatte ſie mich, ihr Blick ſtreifte einmal flüchtig bei ihm vorbei auf mich, ſie ſetzte das Geſpräch lebendig fort. Ihr Oheim hatte mich ſchon gefaßt, und fragte allerlei über die höchſt intereſſante und wichtige Lectüre, die er

im Vertrauen mir gesandt habe, worauf ich nichts zu erwiedern wußte, als daß ich noch immer beschäftigt sei, mich in den wichtigen Akten zu orientiren, um sie planmäßig zu lesen; ich könne nicht schnell damit vorschreiten, weil ich die Bände nicht vorzunehmen wagte, als wenn ich sicher wäre, daß kein diplomatischer Freund mich besuche und überrasche. Indem der Minister mir seine höchste Zufriedenheit hierüber bezeugte, richtete der Fürst das Gespräch auch an andre Damen, Agnes erhob sich, kam auf uns zu, fragte ziemlich laut ihren Oheim, ob er dem Fürsten eine Parthie vorschlagen wolle, und sagte, da ich ihr meine Verbeugung machte, die entzückenden deutschen Worte, guten Abend. Mir wogte ein Lichtstrom vor den Augen, und kaum traute ich meinen Ohren; sie war nach der Begrüßung sogleich zurückgetreten, und war schon wieder im Gespräch mit dem Fürsten.

Der ſchönen Nacht gewiß, verkehrte ich von nun an überaus heiter und geſprächig in den Sälen, und trat ſogar zu dem Kreiß der Seſſel, wo der Souverän den Damen huldigte. Er grüßte mich und zog mich ins Geſpräch. Meine innere Freude warf gleichſam Funken von Witz hervor, was irgend von Geiſt in mir ſeyn mogte, ſpielte in ihrem Licht, und ich überraſchte die Damen mit einer Fülle von ſchmeichelhaften Wendungen und ſie ergötzenden Bemerkungen. Daß ich davon ſo wenig an Agnes wandte, als die Höflichkeit ſchlechterdings erforderte, mogte ihnen auch gefallen; dem Fürſten war behaglich, daß er ſoviel mit ihr allein ſprechen konnte, und ſie und ich, wir hatten die verborgene Seligkeit im Herzen, aus welcher mein Witz ſtrömte, deſſen Belebung die Damen ihren Reizen zuſchrieben. Ich merkte wohl, wie ſehr ſich die Geliebte meiner Heiterkeit freute, auch ihre Laune ward immer

glänzender, und ich empfand auch nicht die geringste Eiferſucht, daß der arme Fürſt in ſoviel Anmuth und Leben ſich gar nicht zu finden wußte. Wenn ich mir dazu denke, wie alle Geſtalten über und über ſchwarz waren, das lebhafte Spiel der ſchwarzen Damenhände mich vergnügte, ſo wird mir das Bild von jener Converſation noch lebendiger. Es währte lange, ehe der alte Staatsminiſter unſere Gruppe zu Spielparthien vertheilen konnte.

Da ich ſah, daß ich nicht zum Spiel mit Agnes kommen werde, ſchlug ich es gänzlich aus, um ihre Bewegungen und Blicke beobachten zu können. Sie ſpielte mit dem Fürſten, und ſoweit es ſchicklich war, hielt ich mich in der Nähe des Spieltiſches auf. Daß ſie die Handſchuhe ausgezogen, verdroß mich nun, und war mir nun erfreulich. Ihre ſchlanken, run-

den, weißen Arme, ihre wunderschönen Hände waren beim Mischen, Abnehmen, Geben der Karten, wie im Tanze; aber die Hände der Mitspielenden bewegten sich um dieselben Karten, und der Fürst suchte offenbar ihre Hand zu berühren, einen Finger an ihren Arm streifen zu lassen.

Wären sie doch in der schwarzen Hülle geblieben, wünschte ich; indem schaute Agnes zu mir seitwärts, freundlich mit dem rosigen Gesicht und der heitersten Ruhe im Blicke; die Eifersucht war schnell gestillt, und ich fügte meinem mißvergnügten Wunsch hinzu: mag ein Mitspielender sie flüchtig berühren, diese Arme, diese Hände, in wenigen Stunden halten sie dich inbrünstig umschlungen.

Weil fast alle spielten, war mir vergönnt, allein durch die Zimmer zu wandeln, und mir zu denken, wie sie im kurzen verwandelt seyn würden, wann diese ganze glänzende Gesellschaft sie ge-

räumt hätte und nur in einem hoch zwei Kerzen leuchteten, zu der Wonne der beiden glücklichſten Menſchen. Bis auf ihr Schlafkabinet, das an ihr tägliches Zimmer ſtieß, waren alle, auch dieſes geöffnet. Man hatte in ihm keine Spieltiſche aufgeſtellt, es ſchien nur zum Durchgang beſtimmt. Hier weilte ich mit ſtillem Entzücken. Ueber ihren Stickrahm war ein Tuch von ſanftgrauem Kaſchimir mit ſeidenen Blumen gehängt. Ich erkannte es wieder. In der erſten glühenden Nacht, als ich ihr den Buſen ganz entblößt hatte, ergriff ſie es und verhüllte ſich ſchamhaft darin. Der eine Vorhang war nicht herunter gelaſſen, die hohe Blume ſtand vor dem Fenſter, die Zeichen der Wonne waren ſchon da, die Erfüllung begann mir ſchon jetzt. Ich drückte mich in das Sofa, wo ſie das letztemal in den ſchweren Trauerkleidern von mir umfangen lag. Ich muß

hier lange verweilt haben, denn als mich Durchgehende aus meinen Träumen weckten, ich in die übrigen Säle zurückging, sah ich einen Anflug von Betrübniß auf Agnes Gesicht, der plötzlich schwand, als ihr Blick auf mich fiel.

Bald war die volle Erfüllung da. Zu meiner Freude fand ich die Geliebte nicht mehr in der schwarzen Tracht, die mir allmählig drückend wurde. Sie war in dem Morgenkleide, worin ich sie zum erstenmal küßte, das sie viel als Mädchen getragen hatte. Sie sagte mir, liebenswürdiger sei ich nie gewesen als diesen Abend:" alle die Damen dachten gewiß, wäre er doch mein! und ich fühlte tief im Herzen, er ist dein! Sie hätten mich um mein Glück beneidet, und darum war mir lieb, daß sie es nicht kannten. „Ich schilderte ihr, welche Einsamkeit ich mitten in der Gesellschaft auf diesem Sofa genossen hätte,

und ſie fragte: wirſt Du auch ſo heiter ſeyn, wenn ich Dich franzöſiſch begrüßen muß? wie hat mich ſchon geängſtigt dieſen Abend, daß Du ſolange abweſend wareſt; ich fürchtete, Du trügeſt wieder Schmerzen um mich.“ Ich entgegnete, daß mich keine franzöſiſche Begrüßung und keine Eiferſucht verſtimmen ſollten, wenn ſie nur immer dafür ſorge, daß dieſes Zimmer ſo einſam wie heute erhalten würde, wenn ſie nur ſoviel von ihren Sachen, als irgend thunlich ſei, von der Geſtalt ihres häuslichen Lebens, in demſelben laſſe.

Ihre Zärtlichkeit ſtieg dießmal bis zur muthwilligen Laune, und ſie konnte mir nicht komiſch genug beſchreiben, was vorgegangen ſei, als ſie mir die Note der Liebe amtsmäßig übermachte, und mitten unter dem Gekoſe drohte ſie mir, daß ich die traurigen Akten noch nicht ſtudiert hätte, ihr Oheim würde mich nächſtens dar-

über examiniren. Sie lachte über die Gewandtheit, womit ich mich heute vor ihm gerettet, und unerschöpflich war sie an Witz über den Fürsten. Wenn Männer ohne Seele, sagte sie, aber mit einer gewissen Schärfe des Verstandes, und mit mancherlei Wissen, dessen Formeln sie im Gedächtniß aufgestellt haben, sich verlieben, und durch diesen Zustand eine Ahndung von der Seele bekommen, das ist bisweilen ein trauriger, doch auch ein possenhafter Anblick. Die Neigung des Fürsten zu mir nimmt überhand, und weil er nun im Gespräch mit mir merkt, daß ihm etwas fehle, so will er dies mit Gewalt herbeibringen. Er weiß es nicht, und kann nicht wissen, daß es die Seele ist, aber in dem Haschen nach ihr fallen die sämmtlichen Formeln seines Wissens und Gedächtnisses durcheinander. Du bist soviel geist- und seelenvoller durch die Liebe geworden, und er verliert an sie auch

noch die wenige Schär'e des Verſtandes, die er wirklich beſaß. Laß ihn walten. das Land wird dadurch nicht ſchlimmer regiert, und wir haben kein Herzeleid davon, wenn Du Dich nur nicht grundlos quälſt.

So trieb das junge Weib den wälſchen Teufel immer mehr von mir aus, und in den nächſten Abendzirkeln bei ihr, wo ich leider franzöſiſch begrüßt wurde, immer den Fürſten fand, der in keinen andern Abendzirkel, als bei ihr ging, ihn immer verliebter ſah, die Huldigungen der Geſellſchaft Agnes immer deutlicher als die künftige Herrin bezeichneten, gelang mir wirklich, mich in dem tranten Zimmer gegen allen Unmuth zu ſtärken, und die Geliebte ſorgte treu dafür, daß dieſes und jenes, das unverſtand, umherlag, mir verrieth, wie den Tag über ihr Leben geweſen ſei. Ein beſonders reizendes Spiel trieb ſie damit, daß ſie einen italieniſchen

und einen deutſchen Dichter zuſammenlegte, und zwiſchen manche Blätter Blüthen und Blumen aus ihren Gewächshäuſern, die ſie ſelbſt beſorgte, geſteckt hatte, und ich ſo erleſene Stellen entdeckte, die in unſren beiden Mutterſprachen von unſrer Liebe redeten. Kam ich dann zurück und ſie las in meinen Zügen, daß ich die Poeſie geleſen hatte, ſo war in ihrem Blick eine Befriedigung ausgedrückt, die keinem als einzig mir etwas verrieth.

An einem Abend, ſo zuverſichtlich baute ſie ſchon auf meine volle Geneſung von der Eiferſucht, war die Einrichtung getroffen, daß ich mit ihr und dem Fürſten ſpielte. Es ging eine Zeit lang heiter von ſtatten, und ich empfand wirklich keine eiferſüchtige Regung, wenn auch des Fürſten Finger bisweilen an ihre ſtießen. Agnes war muthwillig, und er ſpielte, immer geiſtvoller zu erſcheinen, manchen Satz der Weisheit unrichtig aus. Ich war gutmü-

thig genug geſtimmt, ſeinen Gedanken etwas unterzulegen, daß er an ſich ein ſteigendes Gefallen fand. Vortrefflich ging alles, und ich war ſchon der Meinung, daß er auf die Weiſe oft die Parthie mit mir wählen würde. Da vergißt ſich Agnes einmal, giebt ihm eine zerſtreute Antwort, indem ſie mir Karten herreicht, ihre Hand die meine fühlt und einen Augenblick an ihr ruhen bleibt. Der Fürſt hatte es gemerkt, eine Verfinſterung zog über ſein Geſicht, wir waren alle drei für einen Moment verſtört, und die vorige Heiterkeit kehrte nicht wieder.

Von dieſem Abend an ward nur gar zu merklich, daß ſein alter Argwohn, ſeine alte Eiferſucht gegen mich wieder erwacht waren. Agnes ſcherzte darüber, wie ſie immer nur daran gedacht, mich vor allem Schmerz der Eiferſucht zu bewahren und daß ich unſer Geheimniß nicht verriethe, und nun ſelbſt es verrathen

habe. Daß es geſchehen ſei, darüber war ſie mit mir einverſtanden. Ich faßte meinen beſtimmten Plan.

An einem glücklichen Abend ſagte ſie mir die deutſche Begrüßung mit einem Ton, der noch vieles erwarten ließ. Der Argwohn mußte des Fürſten Gehör geſchärft haben, ein bitterer Grimm, den er bisher wenigſtens durch kein Wort verrathen hatte, überwältigte bei ihm die gewöhnliche Linie von Anſtand und Etikette. Er drehte ſich raſch um und fragte: warum, meine Gnädige, ſprechen Sie deutſch zu dem Italiener? Agnes erröthete, war verwirrt, ſchwieg. Doch ſehen Sie, fuhr er fort, im Geſicht des Herrn Marquis drückt ſich aus, wie wohl ihm die deutſche Sprache gefällt.“ Dies ſagte er nicht ſcherzhaft, ſondern mit dem bitterſten Ernſt; und ohne anzuhören, was wir beide etwa erwiedern mögten, wandte er ſich eben ſo ſchnell wieder von uns weg.

Es war dabei ein Hochmuth in seinem Wesen, daß mir das Blut in den Adern kochte. Ich hätte ihn auf dem Platz zur Rede stellen mögen, ihm seine ganze Erbärmlichkeit vorhalten können, und um so mehr, da auch Agnes das Haupt etwas hinten überbog, und ihm mit einer gewissen schmerzlichen Verachtung nachsah. Allein sogleich darauf war eine solche rührende Milde in ihren Zügen, und ihr Blick flößte mir solche Ruhe ein, daß ich mich entwaffnet fühlte. Er mußte sich schnell gestanden haben, zu weit gegangen zu seyn, denn er war den übrigen Abend ehrfurchtsvoller wie je um Agnes bemüht, und mich lud er zu seiner Parthie ein.

In der Nacht sprach ich zu der Geliebten, wie nöthig sei, vorzubauen, daß ihr Oheim von dem Antrag des Fürsten, der um sie werbe, nicht überrascht würde. Schnell werde dieser Antrag nun gesche-

hen, und eben ſo ſchnell eingeleitet wer-
den, daß ich in dieſer Reſidenz mich län-
ger nicht aufhalten dürfte. Täglich wachſe
das Vertrauen des Staatsminiſters zu mir,
und ich ſtudiere ſelbſt die Traueraften, um
mich noch mehr in ſeinem Wohlwollen zu
befeſtigen. Unter Aeußerungen, wie er
mich durch die Mittheilung und die Art
der Mittheilung dieſer Akten, wie durch
andre unſchätzbare Beweiſe, als einen
Freund ſeines Hauſes geehrt habe, wolle
ich ihm ſagen, daß wir als zwei befreun-
dete alte Edelleute nach Sitte ritterlicher
Zeiten durchaus offen gegen einander ſeyn
müßten. Die Würde des alten Adels durch
meinen Freund behauptet zu ſehen, liege
mir ſehr am Herzen, und ſomit müße ich
ihm offenbaren, daß der Fürſt nächſtens
von ihm ſeine Nichte zur Gemahlin ver-
langen werde. Er ſolle ſich dann nicht
von dieſem Glück ſeines Hauſes, woran
ich herzlich Theil nehme, überraſchen laſ-

sen, und zum Nachtheil der Würde des alten Adels zu schnell einwilligen.

Agnes erwiederte lächelnd: es ist gut, daß die Liebe keine Schlauheit des Geliebten zu fürchten braucht. Handel wie Du sagst; mir will es nie recht ein, den Fürsten zu fürchten, außer wenn ich denke, daß er die Macht hat, Dich aus diesem Lande zu entfernen.

Die Pracht des Frühlings hatte sich schon entfaltet, der Garten war ein einziger Blüthenhaufen, aus welchem die Spitzen grüner Blätter hervorbrachen. Gelblichgrüne Pappelnwipfel nickten in das Fenster der Geliebten herein. Ich hatte den Vorhang aufgezogen, Mondlicht und der Morgenstern zitterten wetteifernd durch die Scheiben, sahen verschwiegene Zeugen das Lager der himmlischen Liebe. Nachtigallen erwachten und flöteten einen Chor von Brautgesängen. Agnes war in Zärtlichkeit zerflossen, und konnte mir

kaum mit einem Seufzer ſagen, die Welt der Menſchen erwache, ich ſolle von ihr eilen. Kaum vermogte ſie, mich ein wenig ſänft zurück zu drücken, als ich nicht von ihr ſcheiden konnte. Noch einmal ſchlug die Gluth in meinen Adern auf, und als ich mich endlich von ihr losriß, rief ich aus: ſo muß ich fort, und die Innigkeit zwiſchen den beiden freieſten Herzen muß der Menſchen wegen ſcheu wie ein Verbrechen ſeyn. Wird nie das Morgenroth anbrechen, wo ich ſorglos an dieſem Buſen einſchlummern darf?" Bald, bald, entgegnete ſie; in ländlicher Einſamkeit, wo wir beide den ganzen Tag, die ganze Nacht nur ein Leben haben. Aber geh nun ſchnell!

Je entzückender ich mir das Leben mit ihr auf ihrem Landgute ausmahlte, deſto emſiger war ich auch bemüht, im Vertrauen ihres Oheims mich noch feſter zu ſetzen, dem Argwohne und Auflauern

des Fürſten durch den vorſichtigſten und ſeltenſten Genuß der Wonne von Agnes Gegenwart zu entgehen und in einem günſtigen Augenblick den alten Staatsminiſter ſo zu ſtimmen, daß ihn derſelbe mit der Bewerbung um ſeine Nichte nicht überraſchte.

Ich las mit großer Aufmerkſamkeit die Akten über das Leichenceremoniel, machte mir hin und wieder einen Auszug, und gewann wirklich einigen Geſchmack an der Arbeit. Weil mir der Geiſt der verſchiedenen Zeiten, aus welchen die Anordnungen ſich herſchrieben, auch die politiſchen und Privatverhältniſſe der Höfe und regierenden Häuſer im Allgemeinen nicht unbekannt waren, gelang mir, einige hiſtoriſche Geſichtspunkte aufzuſtellen, von welchen aus man das nichtige ceremoniöſe Treiben nicht ohne Unterhaltung betrachtete. Bei Zurückſendung der Akten, welche ich ſelbſt begleitete, zur beſondern Erfreuung des Miniſters, überreichte ich ihm

mit meiner Arbeit, die er mit auſſerordentlicher Verwunderung aufnahm. „Vortrefflich, bravo, braviſſimo, es iſt, als hätte ich wirklich meine eignen Gedanken aufzuſchreiben Zeit gehabt! Ja, dies alles habe ich mir beim Leſen der Akten bemerkt; wiſſen Sie, lieber Marquis, daß ich in Ihrem Verſtande bisweilen eine Wiederholung des meinigen zu ſehen glaube? Sie haben nur nicht die reiſe Erfahrung, wie ich. Hm, hm, hm, das wird kommen, das wird kommen. Hören Sie, es iſt keiner im ganzen Lande, der es wagen kann, auf meinem hohen Standorte zu ſtehen, wenn mich der Allmächtige abruft: was meinen Sie — wahrhaftig es iſt ein herrlicher Gedanke von mir — was meinen Sie, wenn Sie in unſre Dienſte träten, und wenigſtens in einigen Geſchäften mein Nachfolger würden?“

Kein Vorſchlag hätte mir weniger willkommen ſeyn können. Staatsminiſter

des Fürſten und Agnes Geliebter, verhielten ſich zu einander, wie die beiden Geſichter von Janus. Ich erwiederte, daß ich zuviel Selbſtliebe beſäße, um mit immerwährender Beſchämung auf dem Platz eines ſo großen Staatsmannes ſtehen zu wollen. — „Nicht zu beſcheiden! Sie können werden, werden, ich gedenke noch eine gute Reihe von Jahren zu leben, und ſo bilden Sie Sich unter meiner Leitung. Dieſe Arbeit ſoll meinen Plan einleiten. Ich gebe ſie meinem gnädigſten Herrn und er ſieht daraus, welches Intereſſe Sie an ſeinem hohen Hauſe hegen.“ Aber darf der Fürſt, fragte ich, wol wiſſen, daß Sie dem Geſandten und Diener eines fremden Hauſes ſo wichtige Familienpapiere anvertrauten? Der Alte ſchüttelte verdrüßlich ſeinen Katagon, hielt mein Memoir am Zipfel, warf den Kopf hintenüber, und wollte auf mich herabſehn. Auf

einmal fiel ſeine gedehnte Geſtalt zuſammen, und in den Seſſel hinſinkend ſagte er: Sie waren diesmal fürſichtiger als ich. Mein Anſehn iſt freilich bei dem gnädigſten Herrn ſo groß — doch Sie haben Recht, lieber Marquis, ich muß verſchweigen, daß ich Ihnen die Akten gab. Aber kennen muß doch der Fürſt dieſe vortreffliche Arbeit? Gefunden, rief er, gefunden, und ſprang auf, und ſchlug mit meinem Memoir in die Hand. Sie erlauben, daß ich Ihr Memoir benutze, noch gewiſſe große Wendungen hineinbringe. Laſſen Sie ſehen, vier Perioden haben Sie charakteriſirt. Ich werde es ſinnreich anſtellen, und mir ſoll wahrhaftig glücken, daß ich das ganze Memoir gleichſam ſinnbildlich auch in vier Perioden des Styls bringe, und Sie ſind es zufrieden, mein lieber, gar zu beſcheidener Marquis, daß ich es für meine Arbeit ausgebe?

Ich antwortete nur, daß er mir damit zu große Ehre erweiſe, und freute mich, daß es zu einer Wendung gekommen war, die ich vorausgeſehen und bezweckt hatte. Sobald der alte Mann vor dem Fürſten, und wahrſcheinlich auch vor den übrigen Staatsbeamten mit meinen Federn prangte, war ein Geheimniß zwiſchen uns, warum er mir wohlwollte, und mich zugleich fürchten mußte.

Schon am folgenden Nachmittag lud er mich durch ein Billet ein, denn das kühne Unternehmen ſei glücklich vollbracht, wider ſeine Gewohnheit habe er ſelbſt einen Theil der Nacht daran gearbeitet, und die vier Perioden ſeines Styls ſtünden wie die vier Weltalter da. Gewiß ſämmtlich, wie das bleierne, dachte ich, und eilte zu ihm. Triumphirend hielt er das Memoir in ſeiner Hand, und ich ſah es angenehm erſtaunt mit den Zügen der Geliebten ge-

ſchrieben. Ich brauchte meine Freude bei dem Anblick nicht zu verbergen, er rechnete ſie einzig auf ſeinen Triumph, und mir hoch an. Er las, und jede der Perioden ging freilich über ein paar Seiten, doch waren ſie aus lauter kleinen lichten Sätzen aufgebaut, und machten den Eindruck wie eine große, künſtlich erleuchtete Pyramide. Wie erkannte ich Geiſt und Hand der Geliebten. Ich äußerte ihm meine Dankbarkeit, daß er auch ſeine Gräfin Nichte in die geheime Arbeit gezogen hätte; ich müſſe ihr ſogleich aufwarten und danken. Gehen Sie, lieber Marquis, erwiederte er freundlich, mich amüſirt, daß wir ein Trio zuſammenſpielen.

Ich ließ mich melden, und fand Agnes allein. Sie hatte kaum ein wenig geſchlummert. Böſer Freund, ſprach ſie, iſt das der Lohn für unſre Nächte, daß Du mir für die ganze Nacht eine abſcheuliche Arbeit mit meinem Oheim über den

Hals ſchickſt? Nun erzählte ſie mir, wie er geſtern gleich nach Anzündung der Kerzen zu ihr gekommen ſei und ſie erſucht habe, daß er ihr diktiren dürfe, da er bei Licht nicht ſchreiben könne, und doch noch eine geheime dringende Arbeit gegen morgenfrüh vollenden müße. Faſt hätte ich es ihn abgeſchlagen, zum Glück ſah ich zwiſchen ſeinen Fingern Deine Handſchrift, und ich war freundlicher zu dem Geſchäfte bereit, als ich ſonſt geweſen ſeyn mögte. Dies Memoir, ſagte er, iſt ein vortreffliches Stück Arbeit von dem Marquis, aber ſie muß mehr zu einem Ganzen gefeilt werden, mehr Rundung bekommen. Ich machte zur Bedingung, das Memoir ihm erſt vernehmlich vorleſen zu dürfen, um hinlänglich unterrichtet zu ſeyn, ehe er zu diktiren anfinge. So geſchah's; und dann mußte mir mein Oheim ſeine Idee mittheilen, was er daraus gefertigt haben wolle. Alles kam eigentlich darauf hin-

aus, daß das ganze Memoir in vier Re-
deperioden gefaßt seyn müße. Es that
mir leid, an Deiner Darstellung irgend et-
was zu verändern, aber ich ging auf den
Willen meines Oheims ein, um sie so wenig
wie möglich verschimpft zu sehen. Da fing
er an zu diktiren, und ich schob ihm so
freundlich wie möglich immer andere Wen-
dungen unter, schnitt den Schweif sei-
nen Worten immer ab, und so ist zu
Stande gekommen, was Du gesehen hast.
Mein Oheim hatte die Freude, wirklich nur
vier Punkte in dem Memoir zu finden,
und glaubt, alles selbst gemacht zu haben.
Im Fortgehen sagte er: theuerste Nichte,
da haben wir die vier Weltalter geschaffen.

Wollen wir, sagte ich der Geliebten,
bei der abentheuerlichen Vergleichung blei-
ben, so hast Du nur das goldene hinein-
gezaubert. Aber Du weißt doch, daß er
auch bei dem Fürsten Alles für seine Ar-
beit ausgeben will? Laß ihn nur, er hält

es dafür, entgegnete Agnes mit Lächeln, und darum läugnet er Dir Deine Arbeit doch nicht ab, er glaubt ihr nur die Meisterschaft gegeben zu haben, und mir ist es süß, mein Geliebter, daß mein guter alter Oheim so vergnügt und geheim mit uns beiden zusammensteht.

Ich wiederholte, was er mir von unserm Trio gesagt hatte, und daß er mich zu seinem Nachfolger als Staatsminister machen wolle. Abscheulich! rief sie, Du ein Diener des Fürsten? Mir thut überhaupt wehe, daß Du dienest. Doch fort, ich muß mich ankleiden, sonst überfällt uns so der Abendzirkel. Fort, man muß Dich hier nicht antreffen.

Auf dem Heimwege sah ich die Equipage des Fürsten schon durch einen Bogen des Schlosses fliegen, und die Richtung nach dem Palais des Staatsministers nehmen. Wird er schon zu ihr gehn? fragte ich mich selber; darf er so früh kommen?

oder macht er erſt einen Beſuch bei ihrem Oheim? ſie war noch im Negligee, darf er ſie ſo ſehen? ſie wollte ſich anziehen, kann ſie auch nur den Kopfputz ſchon beendet haben?

Dieſe kleinen Unruhen ſtachelten mich peinlich. Ich überlegte hin und her, daß es für Agnes ſchmerzlich ſei, mich dienen zu ſehn. Mich verdroß dieſe Aeußerung, weil ich auf meinen Ruf im Staatsdienſte etwas hielt, weil ich bei meinem gänzlichen Mangel an Familiengut nie aufhören konnte, einem Staate zu dienen. Einen ſolchen zu heurathen, der an dieſe Galeere geſchmiedet iſt, wie es ihr vorkam, mogte für ſie freilich kein wünſchenswerthes Loos ſeyn. Sollte ſie mit mir die Sklaverei theilen, da von ihr abhing, die Herrin eines bedeutenden Landes zu werden?

Meine Verdrüßlichkeit nahm überhand, und ich faßte den Entſchluß, heute

nicht in ihren Abendzirkel zu gehen. Sie hatte doch auch nicht einmal gefragt, ob ich kommen werde? viel weniger mich gebeten, nicht zu lange auszubleiben, hatte mich nur schnell weggeschickt, um — den Fürsten zu empfangen?

Mir war zu Muth, als müßte ich glühende Kohlen verschlucken, und heftig befahl ich meinen Leuten, als würde das Haus über mir in Flammen stehn, mein Wagen sollte vorfahren. Der Jäger antwortete, der Kutscher sei ausgegangen. Ich fing an zu toben über ihre Nachläßigkeit und ihren Uebermuth, daß sie sich um meinen Dienst nicht bekümmerten. Bescheiden erinnerte der Jäger, daß ich vor wenigen Minuten auf seine Anfrage geantwortet hätte, ich würde diesen Abend nicht fahren, und darauf sei der Kutscher ausgegangen; er wolle ihn aufsuchen.

Es vergingen ein paar Stunden, ehe angespannt wurde, und nun hatten meine

Ungeduld, meine Verdrüßlichkeit den höchsten Grad erreicht. Erst als ich im Revier der Geliebten eintraf, stillte sich mein Blut, und der vorspringende Flügel vom Garten, wo ich einst gelebt, als ich wähnte, in der Nacht komme der Fürst von ihr, da er ihrem Oheim die Nachricht des achtzehnten Brümaire gebracht hatte, schien mir eine derbe Strafpredigt zu halten.

Die Gesellschaft war überaus zahlreich und glänzend, und ich verkehrte mit mancherlei Personen, ehe ich Agnes und den Fürsten sah. Ich hatte etwas Scheu vor der Geliebten, glaubte mich noch immer etwas von ihr zurückgesetzt, wollte ihr keine Empfindlichkeit in meinen Zügen verrathen und mich auch nicht gegen sie verstellen. Wie ich endlich in das Zimmer treten wollte, wo sie ohne Zweifel war, fängt mich der alte Staatsminister auf, und zieht mich auf die Seite. Mit wichtiger Miene vertraute er mir, daß er zu

Mittag bei seinem gnädigsten Herrn angefragt habe, in welcher Stunde er ihm ein Memoir verlesen dürfte, das für sein durchlauchtigstes Haus bedeutend seyn mögte. Denken Sie, der gar gnädige Herr traf eine Stunde früher, ehe er in diesen Zirkel zu kommen pflegt, bei mir ein, um das Memoir zu hören, und es hat uns so unterhalten, daß wir beide kaum vor einer Viertelstunde hier in den Appartemens erschienen sind." Ich hätte dem Alten vor Freude um den Hals fallen können, daß er mir eine so tröstende Nachricht sagte. Er mogte wahrnehmen, wie sich mein Gesicht erheiterte, und hielt natürlich für die Ursache, daß ich mich über die Ehre freute, die dem Memoir widerfahren sei. Und der Fürst, fuhr er fort, hat eine Freude gehabt über meine Arbeit, daß er sie ein Meisterwerk nannte, und wie ich ihm sagte, daß sich meine Nichte bemüht hätte, das Memoir ins Reine zu schrei-

ben. Nein, lieber Marquis, seine Gnade war überströmend, und er sagte selbst, wörtlich hat er gesagt: unsre Häuser, alter Freund, ich bitte Sie, Marquis, unsre Häuser sind einander sehr befreundet, und müßen noch inniger verbunden werden."

Hätte sich der alte Mann hier nicht mit Rührung und Entzücken von mir abgewendet, so würde ihn das betrübte Gesicht befremdet haben, das ich bei jenen Worten machte. Ich hatte mich gefaßt, als er mich wieder anblickte, und mit großer Zuversicht fortfuhr: es hat nichts mehr zu sagen, Sie, Marquis, treten in unsre Dienste, und werden mein Nachfolger. Ich machte nur die Einwendung, dies werde schon darum nicht angehen, weil ich kein Familiengut besitze, und von der Besoldung nicht den dritten Theil des Glanzes bestreiten könnte, woran sein großartiges Benehmen das Publikum nun ein-

mal gewöhnt hätte. Laſſen Sie mich ſorgen, erwiederte er mit einem Gemiſch von Hochmuth und Wohlwollen. Ein gewiſſes Trio könnte fortgeſpielt werden. Doch brechen wir davon ab, bis meine Pläne reif ſind.

Schnell wandte er ſich um, und ſprach mit andern Gäſten. Ich war freudig gerührt, daß der Alte auf eine ſo ſchöne Verbindung ſann, und wäre es weit mehr geweſen, wenn ich nicht bei dieſem Trio die zweite Geige als Staatsminiſter eben dieſes Fürſten hätte ſpielen ſollen. Auf jeden Fall konnte ich aber hoffen, daß ſein Wunſch, mich zu ſeinem Neffen aufzunehmen, auf Agnes Eindruck machen, und die Hinderniſſe, welche ihre Denkart der ehelichen Beſtätigung unſrer Liebe entgegenſetzte, wegzuräumen helfen werde. Die Beſoldung hätte hingereicht, um einen mäßigen Aufwand zu beſtreiten, und gab ich ſie ganz hin für die Bedürfniſſe unſ. es

Lebens, ſo konnte ich ohne Verletzung meines Ehrgefühls meine Gemahlin und den Oheim den Glanz deſſelben beſtreiten laſſen. Aber alle Ausſichten ſcheiterten daran, daß der Fürſt den Gemahl von Agnes gewiß nicht als ſeinen Staatsminiſter geduldet, und ſie ſchwerlich einen Gemahl, noch weniger einen Staatsdiener dazu nahm.

Mit dem ſeltſamſten Gemiſch von Gedanken und Empfindungen trat ich nun in das Zimmer, wo ich ſie vermuthete, und ſahe ſie etwas abgeſondert von der Geſellſchaft in der lebhafteſten Unterhaltung mit dem Fürſten. In ihrem Geſicht war ein ſo freudiger Ausdruck, daß ich ärgerlich darüber ward, ſie hatte mich gewiß noch nicht geſehen; und war verloren in das Geſpräch. So nahe, wie irgend thunlich war, hielt ich eine unbedeutende Perſon feſt, ſcheinbar mit ihr ſprechend. Ich habe von Natur ein ſehr ſcharfes Gehör, durch mein frühes diplomatiſches Leben,

auch durch eine gewiſſe mir angeborne Neugier, das Individuelle ſelbſt an gewöhnlichen Menſchen kennen zu lernen, habe ich es über die Maßen erhöht. So war mir möglich, jedes Wort zu vernehmen, was die beiden Abgeſonderten ſprachen. Da ward ich bald inne, daß von meinem Memoir die Rede war, und der Fürſt unter andern ſagte: ſo hoch er die Einſichten und Kenntniſſe ihres Oheims achte, hätte er ihm doch nicht ſoviel hiſtoriſche Gelehrſamkeit zugetraut. Mit unbeſchreiblicher Anmuth und Gewandheit des Geiſtes wußte ihn Agnes immer mehr zum Lobe zu ſpornen, und indem ſie alles das, was in der Darſtellung allein von mir herrührte, hervorhob, ließ ſie ihn das Lob darüber ausſprechen, als hätte er ſelbſt es bemerkt. Der Einkleidung in vier Redeperioden ward nicht erwähnt, und ebenſowenig des zierlichen Baues, den ſie von den klaren kleinen graciöſen Sätzen er-

richtet hatte, und niemand als ich wußte, daß sie kunstreich mit der Rede sei, wie mit dem Pinsel und der Nadel.

So hatte ich eine Zeitlang gelauscht mit dem wonnigen Gefühl, wie ihre unaussprechliche Liebe meinen Nebenbuhler zu zwingen wußte, gegen die Geliebte mich zu preisen, als sie plötzlich mich ansah, mit einer Zufriedenheit, Ruhe, daß ich zu ihren Füßen hätte sinken, sie wie eine himmlische Erscheinung anbeten mögen. Der Fürst sah sich um, und machte mir eine sehr kalte Verbeugung. Er wich nicht von Agnes Seite, und da ich nicht hinzutreten durfte, auch nicht länger lauschen wollte, und zu lauschen nöthig hatte, ging ich in ihr trautes Zimmer, wo ich seither weniger verweilte, weil meine Absonderung in demselben mir schon bei der galanten Welt den Mackelnamen des Philosophen zugezogen. Davon hatte niemand eine Ahndung, was mich da-

ſelbſt feſthielt; der Fürſt und Agnes gal-
ten nun einmal für ein Paar, und ſomit
glaubte man eine andre Liebe der ſchönen
jungen Frau gar nicht möglich.

Mein Blick ſpähte zuerſt, ob irgend-
wo mich ſein Dichter erwarte. Ich fand
keinen, doch reizte mich die Spitze einer
Mappe, die unter Muſikalien auf ihrem
Fortepiano vorſah. Ich zog ſie heraus,
und wie ich ſie öffnete, entdeckte ich eine
Reihe von ländlichen Scenen, die alle von
der Hand der Geliebten gezeichnet waren,
und von welchen Scenen! Die eine war
ein Garten, ihr Garten, in einer Herbſt-
nacht. Ich ſtaune, und entdecke in einem
einzigen Mondesblick, der vom bewölkten
Himmel fällt, eine dämmernde Geſtalt
zwiſchen hohen Rebenwänden, und die
Geſtalt hatte Aehnlichkeit mit mir. Meh-
rere Blätter deuteten ebenſo auf Momente
unſrer Liebe, ohne einem andern als uns

ſelbſt etwas zu verrathen. Dann folgten Gegenden, die nach der Schilderung, welche ſie mir von ihrem Landgute gemacht hatte, aus deſſen Umgebungen waren. Hier ſah ich die Geſtalt der Geliebten auf den erſten Blättern einſam auf Trümmern der Burgen wandeln, die ſpäteren zeigten ſie mit einem Begleiter, es waren Vorbilder von unſrem Zuſammenleben: ich wagte ſie nicht lange zu betrachten, und ſchob die Mappe wieder unter die Muſikalien, ehe jemand herzuträte. Beim Unterſcheiden bemerkte ich, daß auf dem Deckel ſtand, Kopien, und errieth, daß die Geliebte von keinem Dritten die Zeichnungen für ihre Erfindung angeſehen haben wollte.

Dieſe allwaltende Liebe war das Element, worin ich athmete, die glänzende Geſellſchaft hatte aufgehört für mich zu ſeyn, ich hatte nur das Bedürfniß, der Geliebten durch einen Blick meine ganze

Dankbarkeit auszudrücken. Da saß sie am Spieltisch mit dem Fürsten, und ich, der ihr liebes Gesicht nach allen seinen Regungen kannte, ich verspürte zu meinem Schrecken eine unterdrückte Traurigkeit und Verdrüßlichkeit in seinen Zügen. Die Parthie dauerte lange; schon verliert sich ein Theil der Gesellschaft, und man sieht, die Uebrigen bleiben nur des Anstandes wegen, um nicht vor dem Fürsten die Säle zu verlassen. In Agnes Gesicht immer derselbe mich beunruhigende Ausdruck. So bleibt er als sie aufstehen, der Fürst sie in die entfernteren Zimmer führt, begleitet von seinen Stammesvettern und dem Staatsminister. In der Gesellschaft entstand ein geheimes Zischeln, und ich stürmte die Stiegen hinab, um nur nichts davon zu hören.

Ich hatte diesen Abend weder eine deutsche noch französische Begrüßung von

Agnes vernommen, was ich billigerweise zu meinen Gunsten auslegte. Es konnte nicht anders werden, ich mußte in dieser Nacht das Glück der Schlüßel versuchen. Sie war überdies so schön, so warm, als sei der Frühling zugleich Sommer. Auf den Glockenschlag zwölf war ich im Garten, und sehe mit Bestürzung noch eine Reihe von Zimmern erleuchtet. Im Palais war viel Unruhe. Ich durfte nicht zweifeln, der Fürst war dort geblieben. was mir zur Gewißheit wurde, als die Hofequipagen ankamen. Sie mußten lange warten. Wider seine Sitte, die nichts weniger als ein nächtliches Leben liebte, säumte er zu meiner äußersten Beklemmung bis gegen zwei Uhr. Da rollten die verhaßten Wagen weg; die Kerzen verdunkeln sich nach und nach, und nur zwei mir helleuchtende Gestirne ziehen durch die Säle nach dem trauten Zimmer. Ich fürchtete auch sie bald ausgelöscht zu sehen, und

noch ehe die Dienerſchaft im Palais in Schlaf begraben war. Sie funkelten aber fortdauernd hell, noch keine Vorhänge waren niedergelaſſen. Doch ſah ich die Geſtalt, den Schatten der Geliebten nicht. Endlich tritt ſie im Nachtgewand an das Fenſter, öffnet es, und blickt unverwandt in den Garten. Es war ziemlich finſter. ich ſchleiche mich unter ihr Fenſter hart an die Mauer, ich höre, daß ſie ſeufzt, und ſage leiſe an der Mauer hinauf, Agnes! Sie antwortet: komm. In einem Nu war ich oben. Sie umſchlingt mich heiß, und ſagt: nun haben wir uns wieder! nein, ſolcher Soupés ſollen wahrlich nicht viele ſeyn. Sie erzählte mir, wie der Fürſt, weil ſie über mein Memoir viel und lebhaft und gern mit ihm geſprochen, auch mancher ſeiner Verfahren mit Ruhm gedacht habe, ſich in den Kopf geſetzt haben müßte, ſie nähme an ſeinem Geſchlechte Theil, weil ſie viel Theilnahme für ihn

empfände. Er ſei mit Anſpielungen auf ſeine Liebe, die gewünſchte Vermählung, viel kecker geworden, und wie der Oheim hinzugetreten wäre, habe er ſich zum Nachtmahl eingeladen. Ich war ſo verdrüßlich darüber, fuhr ſie fort, daß mir ſchwer wurde, bei dem Spiel ihm die Freundlichkeit zu beweiſen, welche die Höflichkeit gebietet.“ Indem die Geliebte dies ſagte, ward ihrer Weiſe nach, daß ihre lebhafte Vorſtellung eines Zuſtandes denſelben in ihren Zügen wieder vergegenwärtigte, ihr Geſicht ganz ſo, wie ich es beim Spiel mit Unruhe geſehen hatte. Ich küßte ſie herzinnig und äußerte mit Lächeln, ihr Bemühen ſei ihr nicht gelungen, ſie habe ſo verdrüßlich in die Karten geſehen, daß es mich geängſtiget. Es mag ſeyn, erwiederte ſie; als er mich fortgeführt hatte, ich Dir kein Wörtchen ſagen konnte, und ich hatte mich auf das „guten Abend“ ſo gefreut, als die Zurüſtungen zu dem

unerwarteten Souper so lange währten, daß ich voraussah, es werde um zwölf Uhr nicht geendet seyn, muß ich nicht freundlich ausgesehen haben, denn einen Augenblick, wo der Fürst sich mit seinen Vettern über eine Maxime stritt, benutzte mein Oheim, mich ans Fenster zu ziehn, und mir leise zu sagen: Nichte, Sie sind müde von den nächtlichen Arbeiten; ich bitte sehr, überwinden Sie Sich, werden Sie heiter und geistreich, wie gewöhnlich.'' Ich hatte mir schon Vorwürfe gemacht, daß ich dem alten Mann sein Entzücken über die Gnade des Fürsten störte, um so mehr rührte mich seine Bitte. Ich zwang mich zu einer heiteren Laune, und eben darum mag meine Fröhlichkeit, mögen meine Einfälle den Fürsten sehr aufgeregt haben. Er war bei Tafel ungemein aufgeräumt, und erzählte auf Anlaß Deines bewunderten Memoirs viele lustige geheime Geschichten von seinen Vorfahren, welche sein uner-

träglicher Stolz ſonſt immer wie Heiligthümer betrachtet wiſſen will. So beredt ich war, glich ich plötzlich einer Stummen, als ich den Glockenſchlag unſerer Stunde hörte. Ich hatte Dir nichts ge[illegible]gt, und erwartete doch mit Zuverſicht, Du werdeſt durch den Garten wandeln, nicht zurückgeſchreckt von der ungewohnten Erleuchtung. Mein Oheim ſah mich etwas bedenklich an, und der neue Zwang, den ich mir anthat um meine Unruhe zu verbergen, ſtimmte mich beinahe bis zur Ausgelaſſenheit. Der Fürſt konnte nicht wegkommen, und bat ſich aus, daß er wöchentlich ein paarmal ſolche Abende bei uns zubringen dürfte, und wir zu gleichen Soupés ihn öfters auf ſeinem Luſtſchloß beſuchten, das er morgen beziehen wolle. Mein Oheim ging auf alles mit Entzücken ein, und wie er von der Begleitung des Fürſten zurückkam, küßte er mir die Hand mit den Worten: Nichte, wie glänzend

machen Sie mein Haus. Würde ich ihn nicht zu sehr kränken, so reiſete ich in wenigen Tagen auf mein Landgut ab, um den unerträglichen Abenden und Nachtſtunden, die mir drohen, zu entgehen. Ohnedies war ich ſonſt, wenn die Blüthenpracht anging, jedes Jahr in der freien Natur, nur Deine Gegenwart konnte mich bisher in der Stadt zurückhalten. Dein Geſchäft iſt hier beendet, Du kämeſt zu mir trotz dem Fürſten. Aber ich kann dem Oheim nicht wehe thun.“

So brach eine Zeit für uns an, welche noch drückender ward, als wir befürchtet hatten. Auſſer den häufigen Soupés, zu welchen niemand auſſer den fürſtlichen Stammesvettern geladen wurde, und die, alſo ganz den Charakter einer Familiengeſellſchaft annahmen, legte der Fürſt ſowol in der Mittagsſtunde, als gegen Abend, indem die gewöhnlichen Zirkel aufgehört, allein Beſuche bei Agnes ab. Sie war ſo

unmuthig und verdrüßlich darüber, daß jede eiferſüchtige Regung in mir niedergeſchlagen blieb, und ich meinen eignen Unmuth zähmte. Nach zwei Wochen ſagte ſie mir ihren feſten Entſchluß, höchſtens noch eine auszudauern. Sie wiſſe, daß ſie nimmermehr die Gemahlin des Fürſten ſeyn wolle und werde; und wird man mich nicht mit Recht tadeln können, fügte ſie hinzu, daß ich ſeiner Bewerbung ſoviel Raum ließ? Mein Ruf leidet unter ſeinen Beſuchen, und das darf er nur durch die Liebe. Ich könnte frei der Welt meine Leidenſchaft für Dich bekennen, hätte dann auch kein Hehl mit unſren Nächten, mein Ruf iſt ein Theil Deines Eigenthums, und ebendarum bin ich eiferſüchtig auf ihn. Vor der Liebe war mir gleichgültig, was die Menſchen über mein Benehmen dachten und ſprachen."

Mein Staunen über dieſe neue große Seite ſchöner Weiblichkeit gehört zu den

glücklichſten Empfindungen, die mich je erfüllt haben; mit Ehrfurcht und Zärtlichkeit ſchloß ich das holde, hohe Weſen in meine Arme. Ich ſagte ihr, daß ich bei meinem Hof ſchon nachgeſucht habe, dieſe Reſidenz nach Befinden zu verlaſſen, und ehe die Sommerhitze eintrete, eine Reiſe zu machen. Uns entzückte die Vorſtellung von unſrem Frühlingsleben auf ihrem Landgute mit den glühendſten Farben. Sie ſchenkte mir damals die Mappe mit ihren Zeichnungen.

Ich erhielt ein paar Tage darauf die nachgeſuchte Erlaubniß meines Hofes, und zugleich verrieth mir das Schreiben eines vertrauten Freundes an denſelben, daß der diesſeitige Fürſt durch die Schweſter ſeiner verſtorbenen Gemahlin, die mit einem unſrer Prinzen verheurathet war, Winke geben ließ, meine Sendung habe ihren Zweck erreicht, und eine fortdauernde gegenſeitige Geſandtſchaft zu un-

terhalten mögte für beide Regierungen ein unnöthiger Koſtenaufwand ſeyn. Ich verſtand, warum dieſe Winke gefallen; ſie waren uns jetzt willkommen, und beförderten unſren Plan. Agnes machte die Bedingung, daß ſie früher abreiſen wolle, als ich, ihr ſei gar zu öde, in der Stadt noch zu weilen, wenn ich ſie verlaſſen hätte. Ich verſprach, noch acht Tage nach ihrer Abreiſe zu bleiben, es hätte wahrſcheinlich zuviel Aufſehn erregt, wenn wir zu gleicher Zeit abgegangen wären. Dann wollte ich mich ſtellen, als ſchlüge ich die Straße nach unſrer Reſidenz ein, und durch einen Umweg zu der Geliebten kommen.

Kurz nachher, in der Mittagsſtunde wird der Staatsminiſter bei mir gemeldet. Sein Beſuch war eine auſſerordentliche Ehre, die ſelten einem Geſandten widerfuhr. Er trat wider ſeine Gewohnheit haſtig ins Zimmer. Kaum hatte er ſich niedergelaſſen, ſo brach hervor, was ihn heftig be-

wegte. Er ſprach mit vielem Pomp von den glänzenden Nachtmahlen, die er und ſeine Nichte mit dem Fürſten und deſſen Vettern hielten. Unerwartet beſtehe die Gräfin darauf, ihm dieſen Glanz zu verderben. Beim Frühſtück habe ſie ihm heute erklärt, daß ſie in wenigen Tagen auf ihr Landgut abreiſen werde. Vergebens ſei von ihm vorgeſtellt, wie ungnädig der Fürſt dies aufnehmen müße, vergebens habe er ſein ganzes Anſehn bei der Nichte aufgeboten, um ſie in der Stadt zurückzuhalten; ſonſt gefällig gegen ſeinen Willen und ſeine Wünſche, und gar nicht eigenſinnig, bleibe ſie unerſchütterlich bei dieſem Eigenſinn. Er wiſſe, daß ſie von meinem Verſtand einen hohen Begriff hege, und da wir ſchon ein Trio zuſammengeſpielt hätten, ſollte ich jetzt wieder mit eintreten, und den kleinen Eigenſinn bezwingen; ihre Gründe hielten wenig Stich, ſie ſteife ſich blos darauf, daß ſie die

Blüthen noch draußen genießen müſſe. Was Blüthen und Blätter, ſchloß er verdrüßlich, ich gebe den ganzen Frühling um ein einziges Soupér mit meinem gnädigſten Herrn.“

Ich dankte ihm ehrerbietig für das Vertrauen, das er mir beweiſe, doch müſſe ich ihm geſtehn, daß der Auftrag, womit er mich beehre, meinen diplomatiſchen Ruhm nicht vermehren werde. An der Gräfin hätte ich lange ſchon bewundert, daß ſie nach feſten Ideen handle, und der gewöhnlichen Weiberlaune gar nichts nachgebe. Auch in dem gegenwärtigen Fall habe ſie gewiß hinreichende Gründe, und ihren Entſchluß, den ihr verehrter Oheim nicht umſtoßen könne, wage ich nicht einmal zu befehden.

Der Alte meinte, ſolche Gründe könnten nicht bei ihr vorhanden ſeyn, ohne daß er ſie entdeckt hätte, und nun war der Augenblick gekommen, welchen ich er-

wartete. Unter Betheuerungen, daß verwegen sei, wenn ich da etwas vermuthen wollte, wo er nichts sähe, daß ich aber sein Vertrauen mit der Aufrichtigkeit eines alten Edelmanns, mit der Hingebung eines Diplomatikers gegen den Meister der Diplomatie erwiedern müße, äußerte ich mit scheuer Frage: sollte der Fürst nicht die Absicht hegen, sich mit der Gräfin zu vermählen? sollte sie dies nicht merken, und auf jeden Fall für schicklich halten, in dem ersten halben Jahre nach dem Tode der Fürstin seiner Bewerbung um sie auszuweichen?"

Mit Verwunderung sah mich der Staatsminister schweigend an, und mich befremdete der Ausdruck seines Gesichtes, den ich nicht verstand. Es sei meine Pflicht gewesen, fuhr ich fort, ihm meine Beobachtung mitzutheilen; die Ehre, die seinem Hause zugedacht sei, wäre so glänzend, daß selbst ihn ohne Vorbereitung

der Antrag des Fürſten erfreuter dadurch und bereiter ihn anzunehmen hätte finden mögen, als einem ſo alten Adel gegen Souveräne gebühre.

Noch immer ging in ſeiner Seele etwas vor, was ich nicht begriff, doch brach er hier los, und ſagte heftig: dergleichen war bei mir nicht zu befürchten. Aus einer ſolchen Vermählung wird nichts; unter meinem Miniſterium ſollte der Glanz des fürſtlichen Hauſes ſinken? Herr Marquis, ich habe andre Gedanken. So wie die hochſelige Fürſtin zu ſiechen anfing, machte ich den Entwurf zu einer neuen Vermählung meines gnädigſten Herrn, wovon dereinſt heißen ſoll: ſoviel Glanz brachte noch keine Heurath in das durchlauchtigſte Haus. Den Kummer will ich nicht erleben, daß der Fürſt den Ruhm ſeiner Familie durch eine Verbindung mit meinem Hauſe verringre, dazu bin ich viel zu ſtolz. Sehen Sie, ſo denkt ein

redlicher Staatsminiſter und ein alter Edelmann."

Ich war äuſſerſt beſchämt und betroffen, ſo fehlgegriffen zu haben; zugleich war mir der alte Mann wegen ſolcher Geſinnung ungemein ehrwürdig, und wie ein Blitz ging durch meine Seele die Vorſtellung, welche Hoffnungen ich von dieſer Geſinnung gewönne. Mein Gefühl riß mich zu den lebhafteſten und wahrſten Aeußerungen meiner Ehrfurcht hin. Alles Spiel von Feinheit und Intrigue war gegen ihn beendet, und auch ihn ſchien die Wahrheit, die ich zum erſtenmal gegen ihn empfand und ausdrückte, mehr zu erſchüttern, als die Schmeicheleien, die er ſonſt meiner Verſtellung geglaubt hatte. Als wir wieder ruhig waren, hub er einigen Zweifel an, ob meine Betrachtung über den Fürſten auch wol Grund habe; denn ihm könnte doch nicht die Neigung, das

Vorhaben deſſelben entgangen ſeyn, welche ich entdeckt haben wolle. Ich ſtellte ihm nun künſtlich mancherlei Scenen zuſammen, die er ſelbſt zum Theil geſehen hatte, und fing von dem Begräbnißtage der Fürſtin an. Allein von der Intrigue des Herzens konnte ich ihm nichts begreiflich machen, und er ſah in dem Benehmen des Fürſten nichts als Galanterie und Wohlwollen gegen die Gräfin, weil ſie ſeine Nichte wäre. Da erinnerte ich ihn, wie er zu ihm geſagt: daß die Verbindung zwiſchen unſren Häuſern noch enger werde. Dies machte Eindruck, und wie ich hinzufügte, daß das ganze Publikum die Heurath zwiſchen dem Souverän und ſeiner Nichte als abgeſchloſſen anſähe, doch niemand, wie billig, gewagt hätte, ihm davon etwas zu ſagen, weil man ſie für ſein Werk nähme, maß er meiner Entdeckung mehr Glauben bei.

Und doch, hub er von neuem an, Sie haben nicht recht geſehen, der Fürſt t zu klug und ſtolz, die Parthie wäre m zu geringe geweſen.“

„Was? rief ich und ſprang heftig uf, eine zu geringe Parthie? kein Thron er Welt iſt ehrend genug für Agnes! Wo lüht eine Schönheit, wie die ihre? wann at ein Weib mit gleichem Geiſte gelebt, nit gleicher Güte und Kraft? Rufe der Fürſt alle ſeine Ahnenfrauen ins Leben urück, und Sie werden keine ſehen, die nit Agnes nur wie ein Nebelſtern mit der Sonne verglichen werden könnte. Soviel frauenhafte Holdſeligkeit und ſolche anbe- ungswürdige Freiheit des Sinnes hat die Natur nur einmal miteinander verbunden. Glückſelig der Mann, welcher ſie die ſeine nennen dürfte! Der Fürſt iſt ihrer nicht würdig, und wenn er zehn Kronen trü- ge; kein Mann iſt ihrer werth; wer ſie

am meiſten liebt, nur der hat einiges Recht auf ihre Vollkommenheiten. Eine zu geringe Parthie wäre ſie? Iſt ſie denn nicht aus einem Blut entſproſſen, deſſen Adel ſo alt iſt, wie der fürſtliche? Beſitzt ſie nicht einen Reichthum, von dem ſie wie eine Fürſtin leben könnte? Doch, wie bin ich thörigt genug, dieſer Dinge zu erwähnen! Was ſie ſelber iſt, was die Natur ihr einzig verlieh, das erhebt ſie über allen irdiſchen Werth, kann nur von der Liebe geſchätzt, darf nur von der Liebe berührt werden."

Ich weiß nicht, wie lange ich auf ſolche Weiſe fortſprach. Der Miniſter war auch aufgeſprungen, als ich aufſprang, und wie ein Pfeiler feſt ſtehen geblieben, indem ich harangnirte. Soviel ich in meiner Begeiſterung bemerken konnte, war anfangs eine Art von Schrecken in ſeinem Geſicht, das ſchnell bloße Verwunderung

ward, und mit einem gewiſſen ſchlauen Aufhorchen und Wohlgefallen endete.

Ei, Herr Marquis, ſagte er endlich mit einem lächelnden Spott und Kopfnicken, Sie haben mir heute eine Entdeckung mitgetheilt, ich will ſie mit einer von meiner Seite vergelten. Ich begreife, daß Sie über das Verhältniß des Fürſten zu meiner Nichte ſcharfſichtiger waren, wie ich, denn die Liebe macht argwöhniſch. Es wäre ja vortrefflich, und eine recht vollſtändige Fortſetzung meines Staatsminiſteriums, wenn Sie als Staatsminiſter, in demſelben Palais, und mit derſelben Dame ein Haus machten und das Staatsruder führten?

Meine Verwirrung, mich und meine Leidenſchaft ſo verrathen zu haben, ſtieg durch den Gedanken, wie die ſchöne Zukunft, auf welche der gute alte Mann deute, der Geliebten wegen nicht in Erfüllung gehen werde. Er ſchob mein fort-

währendes Schweigen vergnügt auf seinen Triumph und meine Niederlage. Sie lieben also meine Nichte, hub er wieder an, und würden es wol nicht übel nehmen, wenn über unser Trio ein priesterlicher Segen gesprochen werden sollte?

Ich ergriff zutraulich seine Hand, und bekannte offenherzig meine Liebe. Wohlan, sagte er, nun muß ich fort, um auch über meine Nichte zu triumphiren. Ich wollte ihn aufhalten, und betheuerte, die Gräfin werde gewiß nicht auf seine Absicht eingehn. „Possen, Possen, die Verliebten pflegen immer zu fürchten; ich kenne mein Terrain.“ Mit diesen Worten machte er mir eine kleine, listige und freundliche Verbeugung, und war zur Thür hinaus, sah sich auch unten nicht nach mir um, als ich in die Stiegen ihm nachgefolgt war.

Ueber den Zustand, worin er mich verließ, erinnere ich mich nur soviel, daß

ich unter der Freude, den Alten einer Vermählung zwischen dem Fürsten und Agnes bestimmt entgegen zu sehen, sogar einige Hoffnung aufkommen ließ, die Geliebte könne sich seinem Wunsche fügen. Ein Wechsel von Wonne, Zuversicht und Bangen ließ mich einige Stunden nicht der geringsten Ruhe theilhaftig werden. Zuletzt herrschte die Besorgniß vor, daß Agnes von der Heftigkeit des Alten, wenn sie ihm hartnäckig widerstand, zu leiden hätte, und ich fuhr früh am Nachmittage zu ihr. Doch überlegte ich im Wagen, daß die Schicklichkeit erfodre, zuerst bei dem Oheim anzufragen.

Er kam mir schon im Vorsaal entgegen, und war ganz ausser sich. „Das begreife mir einer, sprach er heftig: das ist ein Wollen und Nichtwollen, ein Lieben, ein Anbeten, und doch wollen die Leute nicht zusammenleben. Marquis, ich habe einen Aerger gehabt über den Unsinn,

das wunderliche, ſtörriſche Geziere. Nein, das hätte ich meiner Nichte nicht zugetraut, daß ſie den Staatsdienſt läſtern könnte.“

Er warf ſich erſchöpft in einen Seſſel, und fuhr nach einer Pauſe etwas ruhiger fort: Ich finde ſie beim Zeichnen, und bitte ſie, indem ich ihre beiden Hände faſſe und ſie zum Sofa führe, mich über einen Gegenſtand anzuhören, der für meine Ruhe und Zukunft äußerſt wichtig ſei. Sie erwiedert mir mit ihrer heuchleriſchen Zärtlichkeit, daß meine Ruhe jedes Opfer von ihr verlangen könne, nur werde ich nicht fodern, daß ſie ſich zum zweitenmal ohne Liebe vermähle; ſie errathe, daß ich mit einem Antrag des Fürſten komme. Fehlgegriffen, liebe Nichte, Sie ſollen ſich verheurathen mit Liebe und durch Liebe, und wie Sie es damit halten wollen. In dieſem Augenblick fiel mir ein, daß ich vergeſſen hatte, Sie zu fragen, ob Agnes

Sie wieder liebte? Indem ſie geſpannt aufhorchte, nahm ich eine andere Wendung. Ich ſagte: liebe Nichte, an dem Marquis haben Sie den feurigſten Liebhaber, und es würde mich auſſerordentlich beruhigen, wenn Sie ihn zum Gemahl wählten. Ihr Geſicht ward hochroth, Thränen traten ihr ins Auge, und ſie konnte kaum die Worte hervorbringen. lieber, guter Oheim, ja ich liebe den Marquis unbeſchreiblich. Dann bekam ſie die Stimme wieder, und eine Menge Tiraden, ähnliche, wie ich dieſen Morgen von Ihnen hören mußte, prieſen nun hoch Ihre Vollkommenheiten. Das waren Uebertreibungen, ich habe nichts davon behalten. Ich glaubte am Ziele zu ſeyn, und unterbrach ſie mit der Frage: an welchem Tage die Hochzeit ſeyn ſolle? Da ſteht ſie auf. und ſagt ſehr ernſt: zum Gemahl wähle ich den Geliebten nicht. Mir reißt die Geduld, ich ſpringe auf und frage: Nichte,

wie soll ich dies Kauderwälsch verstehen? Sie wollen Sich nicht vermählen ohne Liebe, und wollen den Geliebten nicht zum Gemahl! Was ist das? Haben Sie noch einen andern Liebhaber, den Sie heurathen wollen? Sie machte eine etwas verächtliche Miene, die mich verdroß, daß ich noch heftiger ward. Ich verstand nicht recht, was sie erwiederte, über eine Freiheit von allen bürgerlichen Verhältnissen, wodurch die Liebe allein ihre reine Schönheit bewahre, über eine Erniedrigung des Geliebten durch das tägliche eheliche Zusammenleben; genug, sie sprach soviel verrücktes Zeug mit solchem Ernst und solcher Erschütterung, daß mir darüber angst und bange ward. Um das Gespräch wieder auf etwas Verständliches zu bringen, theilte ich ihr meinen Entwurf mit, daß Sie zugleich zweiter Staatsminister allhier und ihr Gemahl werden müßten. Sie sorgen für mich, mein verehrter Oheim, antwor-

tete ſie mit ihrem verdammten ſchmeichleriſchen Ton, ſo väterlich gütig; aber ich muß Ihnen widerſprechen. Schon der Geliebte wird für mich auch durch den höchſten Staatsdienſt nicht erhöht, an meinem Gemahl könnte ich das Dienen noch weniger leiden. Ich fuhr zurück über dieſen Frevel, dieſe Raſerei. Ich will nächſtens mein Jubiläum im Staatsdienſte feiern, und dieſer Naſeweis unterſteht ſich, den Staatsdienſt eine Verunehrung ihres Gemahls zu nennen. Im meinen Palaisr hat ſolche Denkart nichts zu ſchaffen, rief ich, und mit dieſen Worten verließ ich ſie, und befahl, daß ich dieſen Mittag allein ſpeiſen wollte. Der Aerger, und daß ſie nicht da war, haben mir das ganze Diner verdorben."

Meine Hoffnung war freilich durch dieſe Erzählung niedergeſchlagen; mich kränkte, daß der Alte ſo hart gegen Agnes geweſen, mich freute, an ſeinem Schluß zu ſehen, wie ſehr er auch im Zorn an ſeiner Nichte hing. Um ſo eher durfte ich

bemerken, daß wir Männer und Diplomaten über Bedürfniſſe und Grundſätze einer ſo hohen und zarten weiblichen Seele nicht urtheilen könnten, daß ich alles für mein Glück von der Liebe und der Zeit erwarte. Nun gerieth er erſt in Furie, und ſprang wie toll herum, indem er mit den lebhafteſten Gebehrden lauter kurze Sätze ausſtieß: „dergleichen Unſinn heißt Grundſätze! Verrücktheit iſt Bedürfniß einer hohen weiblichen Seele! Von der Liebe und der Zeit alles erwarten wollen, was ein Gran von Vernunft geben kann. Marquis, Marquis, Ihr feiner diplomatiſcher Verſtand, an dem ich meine Freude hatte, leidet von der Liebe. Sie nehmen Ihren Hut? wollen noch wol gar zu ihr?“

Erlauben Sie es mir, erwiederte ich, ich muß ſie beruhigen, tröſten; Sie waren zu hart gegen das herrliche Weſen.“

Legen Sie nur vorher den Staatsdiener ab! murmelte er noch bitter.

Ich fand Agnes sehr bewegt. Sie kannte ihren Oheim zu gut, als daß sie nicht überzeugt war, sein Zorn werde bald seiner gewohnten Gutmüthigkeit weichen; aber sie machte sich Vorwürfe, daß sie ihre Ansicht vom Staatsdienste des Geliebten und Gemahls nicht vor ihm zurückgehalten habe, und wehe that ihr, durch die Erfüllung seines Entwurfes sein Alter nicht erheitern zu können. Unter meinen Liebkosungen ward sie ruhiger, und unser Gespräch entwickelte sich mit einer so stillen Ausführlichkeit, als uns die Liebe und äußere Umstände noch nie zugelassen hatten. Sie gab Befehl, daß jeder Besuch abgewiesen würde.

Ich wiederholte ihr die einzelnen Redensarten, welche der Oheim über ihre Ansichten von der Ehe ausgestoßen hatte. Ja, erwiederte sie innig, auch von Dir, Geliebter, fürchte ich, so reich Dein Geist, so edel Deine Gesinnung ist, daß das tägli-

che, ſtündliche, fortdauernde Zuſammenle-
ben mir Schwächen und Fehler an Dir
zeigte, wodurch Du geringer erſchieneſt,
als Du nun in meiner Seele voll Herrlich-
keit da ſtehſt. Siehe, Du haſt ſolchen
Hang zur Eiferſucht, und jetzt, da ich ſie
frei nehmen darf, nur als Deine Marter,
die mich ſchmerzt, könnte ich Dich ihrent-
wegen noch mehr lieben, wenn dies mög-
lich wäre. Glaubteſt Du nun als mein Ge-
mahl noch ein andres Recht, als welches
die Liebe, giebt zu beſitzen, um Deine Ei-
ferſucht geltend zu machen: ſo könnte ſie
mir drückend, endlich verhaßt werden;
und wenn nicht meine Liebe, doch Leben
und Glück der Liebe zernagen. Warum
ſoll überhaupt etwas ſo ſchönes und freies,
wie unſre Leidenſchaft, ſich unter ein an-
dres Recht, als ihr eignes geben? Warum
ſoll der Buchſtabe bürgerlicher Geſe-
ze der geiſtigſten Wonne und Luſt auf-
gedrückt werden."

Nichts konnte ich ihr entgegenſetzen, als die Betheuerung, daß ich keinen Begriff davon habe, wie das ſtündliche Zuſammenleben mit ihr nicht immer neue Liebenswürdigkeit vor mir entwickeln ſollte. Es komme ja nur darauf an, daß ich ſie alle Stunden ſähe und hörte, mir keine Regung ihres Daſeyns entginge, und die Liebe müßte immer wachſen. Was mich beträfe, ſo hätte ſie Recht mit ihrer Furcht, und ich müßte ihren Gründen nachgeben.

Hier unterdrückte ſie meine Worte mit ihren Küſſen, doch ohne ihre Behauptung zurückzunehmen; und ich fuhr fort:

Auch darin ſtehe ich unter Dir, daß ich mit ſo reiner und feſter Freiheit, wie Du, die Liebe nicht nehme. Gern befeſtigte ich auch ſie durch bürgerliche Verhältniſſe. Wir Menſchen ſind nun einmal nicht ohne dieſe, und ſind zuletzt nur etwas durch dieſe. Der Mann mögte ſie gern durch die Liebe beſeelen, und das

reine weibliche Wesen wird nicht durch sie leiden, wenn es nur durch den Mann mit ihnen in Verbindung steht.

Freilich wohl, sagte Agnes, doch darf der geliebte Mann kein Sklav von ihnen seyn, in gar keiner Abhängigkeit von ihnen stehen, er soll ihnen gebieten.“

Du verlangst das Unmögliche, war meine Antwort: nimm selbst den souveränen Herrscher, seine höchste Klugheit ist, die bürgerlichen Verhältnisse zu schonen. Ich weiß, was Du mir entgegnen wirst, daß der Souverän auch bei Schonung jener Verhältnisse nur sich selber, keiner andern Person diene, und ich kann nichts dagegen anführen, als daß ich, der einem Fürsten dient, mich doch als einen freien Mann gegen ihn fühle.“

Ich liebte Dich nicht, sprach sie, wenn Du der nicht in Deiner Brust wärest, und doch scheue ich die Fesseln Deiner äußeren Lage, sie können uns um

manches Glück der Liebe bringen. Agnes, rief ich, könnte ich Dir ein großes Erbthum zu Füßen legen, so legte ich meine Staatsdienste dabei hin. Nun müßen mir diese dazu dienen, den Glanz meiner Ahnen zu erhalten.“

„Und wolltest Du dazu nicht meinen Reichthum brauchen? fragte sie bewegt. Daß Du ihn als mein Gemahl dazu brauchen würdest, siehe, die Freude könnte mich zur Ehe bewegen, wenn nicht meine übrige Furcht wäre.“

„Du verkennest mich, entgegnete ich mit etwas stärkerem Tone; nimmermehr kann ein edler Mann sich und seinen Nahmen durch das Vermögen seiner Frau aufrecht halten. Auch in der feurigsten Liebe, auch in der Liebe zu Dir würde mich eine Demüthigung der Art stets von neuem drücken.“

Sie sah mich mit einiger Befremdung an: „nun verstehe ich Dich nicht; kann Dein freier, männlicher Geist eine solche Grille so hoch anschlagen? Ich setze jetzt schon mein ganzes Eigenthum mit der Vorstellung an, daß es Dein Eigenthum sei. Das darf ich also nicht mehr? Du willst einer Grille wegen nicht in meine schöne Freiheit übergehn, und ich sollte als Gemahlin eines Staatsdieners mitdienen?“

Ich schloß sie schweigend an meine Brust; ich wußte, daß hier ein Punkt berührt war, über welchen mich ihre Liebe nicht verstehen werde, wir uns nicht vereinen könnten. In diesem Augenblick hörten wir die Thüre des voranliegenden Saales aufgehn, es war der Schritt des Oheims, er öffnete die Thüre nur halb, und fragte: darf ich stören? Agnes ging ihm herzlich entgegen, er war nicht ohne einige Verlegenheit, und wie er sich zu ihr

auf das Sofa gesetzt hatte, äußerte er gutmüthig: liebe Nichte, da ich bei der Tafel Ihrer Gegenwart entbehrt habe, wollen wir Thee zusammentrinken. Ich klingelte danach, und wir saßen bald traulich bei der summenden Theemaschine. Ueber mancherlei ward geredet, der Alte schüttelte den Kopf, und sagte: unbegreiflich, was sie nun wieder vernünftig sind. Mit eurer Liebe will ich nichts weiter zu thun haben. Aber werdet gescheut und heurathet euch. Agnes küßte ihm die Hand mit den Worten, daß er die Liebe und die Zeit walten lassen solle. Er wollte schon wieder auffahren, doch faßte er sich und sagte: Nichte, ich verberge mir nicht, daß ich an dem Unverstande schuld bin. Weil ich Sie als ein gar zu junges Fräulein an einen alten Mann verheurathet habe, sind Sie der Ehe ganz abgeneigt worden.

Vergebens ſuchten wir beide ihm dieſen Gedanken auszureden, und er ward ſo weich durch denſelben, daß er ſogar verſprach, die weitere Entwicklung unſeres Verhältniſſes eine Zeitlang geduldig abzuwarten.

Wir drei ſaßen ſo traulich, ſo häuslich zuſammen, daß wir nicht daran dachten, uns zu trennen. Der Alte ſagte: ſo vergnügte Abendſtunden hab' ich ſeit dem Tode meiner Gemahlin nicht wieder gehabt, eigentlich nicht ſeit dem Hinſcheiden unſres einzigen Kindes, der Tochter, welche der Mutter voranging. So kam er auf die Geſchichte ſeiner Vermählung und Ehe, und ich lernte ihn noch mehr verehren. Zum erſtenmal war mir ſeine Redſeligkeit angenehm, und ich verlor mich gern in die Bilder des häuslichen Lebens, das ehemals ſchon in dieſen Räumen gewaltet. Agnes ſtand inzwiſchen

auf, öffnete ein Fenſter, und ſagte: es duftet und regnet ſanft draußen, als wäre ein Gewitter geweſen. Das will ich denken, rief der Oheim, es hat geblitzt und gekracht, und ihr hättet nichts davon geſehen und gehört? Mein Gott! und ſolche Leute, die übereinander alle Sinne verlieren, wollen doch nicht zuſammen. Agnes erinnerte ihn ſanft an ſein Verſprechen. Gut, gut, fuhr er lachend fort, ich habe euch heute ein Gewitter gemacht, das ihr gehört habt; nun iſt es friedlich und ſtill, bis Gott ein neues Wetter ſchickt. Träumen Sie hübſch davon, liebe Nichte.

Wir empfahlen uns ihr beide zugleich. Der Tag iſt mir ſaurer geworden, als meine ſchwerſte Negociation! ſagte er mir noch, indem er mir freundlich die Spitzen der Finger drückte.

Die Geliebte und ich hatten keine Abrede wegen der Nacht genommen. Ich

mußte voraussetzen, daß ihr nach einem solchen Tage ein ungestörter Schlummer Bedürfniß sei. Auch ich überließ mich früh der süßen Ruhe des Lagers. Allein um Mitternacht ward ich geweckt, mein Jäger reichte mir ein Schreiben, das eine Stafette gebracht hatte. Es war ein Handbillet von unsrem Fürsten. Sein Kabinetsminister, lautete es, sei plötzlich schwer erkrankt, ich sollte auf der Stelle abreisen, um vorläufig das Portefeuille der Kabinetssachen zu übernehmen. Er wünsche es in meinen Händen zu sehen, da er mit Vergnügen bemerkt habe, wie leicht, gewandt und glänzend mein deutscher Styl auf meiner letzten Sendung geworden sei.

Mögen alle Wetter dareinschlagen, rief ich, indem ich aus dem Bette sprang, und dem Jäger befahl, mir Pantalons und Überrock zu bringen. Der Geliebten

verdankſt du deine deutſche Sprache, und nun muß ihr Geſchenk uns unerwartet von einander reißen, und aus dem Umwege nach ihrem Landgute wird nun auch nichts. Verdrüßlich befahl ich dem Jäger, der die verlangten Kleidungsſtücke brachte, daß er alles zu unſrer Abreiſe gegen Mittag bereit halten müßte, und ſtürmte fort, ohne die geliebten Schlüßel zu vergeſſen. Leider war die innere Thür zu den Zimmern von Agnes verſchloſſen, wie ich nicht anders erwarten konnte. Ich mochte vergebens Geräuſch am Riegel, rief vergebens ihren holden Namen. Verzweifelnd ſtieg ich wieder in den Garten hinab, ſammelte ſehr kleine Kieſel, und warf ſie an der Mauer hinauf gegen die Scheiben ihres Schlafkabinets. Dies hatte ich öfters wiederholt, bis ſie endlich das Fenſter öffnete, und meinen Namen fragend nannte. Ich hinauf und in ihre Arme! ihren Kuß

unterbrach meine traurige Botschaft. Sie war sehr bestürzt darüber, und sagte schmerzhaft: siehst Du nun, wie verderblich die Dienstverhältnisse unsren Freuden sind? Ich halte Dich nicht zurück, ein Mann muß den Pflichten folgen, die er einmal übernommen hat.

So wollte sie sich standhaft nehmen, doch Wehmuth und Schmerz schlugen aus allen ihren Tönen, sprachen aus allen ihren süßen Gebehrden, als der Morgenschimmer sie mir zeigte. Noch hatte sie ihre Thränen zurückgehalten; doch als sie mich nun sehen konnte, stürzte sie mir heftig weinend ans Herz." Ich will Dich nicht verlieren und kann Dich nicht halten; wußte ich denn, daß die Trennung so bitter sei?" Ich suchte sie und mich damit zu trösten, daß ich nur unter der Erlaubniß zu einer baldigen Reise das Portefeuille annehmen würde. Je heller der Tag, je

freudiger die Schöpfung erwachte, deſto heftiger floſſen ihre Thränen. Doch kümmerten wir uns nicht darum, ob unſer nächtliches Geheimniß verrathen würde. Ich blieb, und ſie drängte mich nicht hinweg. Als ſie hörte, daß ich gegen Mittag abreiſe, ſagte ſie entſchieden: ſo fahre ich ſchon um zehn Uhr! und ſetzte mit einem neuen Thränenſtrom hinzu, „zum entgegengeſetzten Thor hinaus! Wie feindſelig rollen unſre Wagen immer weiter voneinander. Mit ſtummer Zärtlichkeit, unter ſchmerzreichen Küſſen hielt ich ſie noch lange umfangen. Da ſagte ſie: nun kommt ſogleich der Gärtner in den Garten, lebe wohl! Ich ging, und ſtand, und flog noch einmal an ihr Herz. Sie ſtand im Fenſter, ſo lange ich durch den Garten ging. Als ich die letzte Pforte aufſchloß, da trat ſie überwältigt zurück.

Ende des erſten Buches.

Nöthige Verbeſſerung im erſten Theil dieſer Memoiren.

1.

Am Bogen N Seite 208 hinter klei- fehlt nen naiven Zügen die auf 209.

Memoiren

des

Freiherrn von S—a.

Dritter Theil.

Prag und Leipzig 1816.
Im deutſchen Muſeum.

Inhalt des dritten Theils.

	Seite
Gräfin Agnes. Zweites Buch.	1.
Iſt ſelbſt die glückliche Ehe ein Glück? .	154.

Gräfin Agnes.

Zweites Buch.

Der Marquis ſchwieg hier bei ſeinem Abſchied von Agnes, und da er unſer Schweigen durch keine weitere Erzählung unterbrach, ſagte einer der Abbés: hätte ich doch nie geglaubt, daß unter dem Himmel des Nordens ein Weib mit ſolcher Phantaſie und ſo heroiſcher Standhaftigkeit lebe, die von der Liebe nichts will als die Liebe. Doch iſt auch uns dergleichen in Italien und Spanien vorgekommen. Aber ſolche Erſcheinungen, fiel ich ein, dauerten Ihnen auf eine Woche, einen Tag? Sie lachten beide, ins

dem wir aufſtanden und ſchieden. So anziehend, meinten ſie noch, der Marquis erzähle, ſei der Geſandſchaftsrath doch der größte Meiſter im Erzählen; denn jenen wage man nicht zu unterbrechen, bei dieſem ſprächen alle Zuhörer mit und hülfen ihm ſeine Liebesgeſchichte fertigen.

Indeſſen äuſſerten ſie bei unſrer nächſten Zuſammenkunft die lebhafteſte Ungeduld, daß der Geſandte weiter erzähle, und ſelbſt der Geſandſchaftsrath konnte nicht zurückhalten, daß der Aufſchub der Fortſetzung ihn unruhig mache, denn da der Miniſter zu Mittag habe abreiſen wollen, ſo laſſe ſich gar nicht abſehn, wie die gehörige Abſchiedsaudienz bei dem Fürſten noch vor ſich habe gehen können.

Ich kenne das Peinliche von diplomatiſchen Aengſten, ſagte lächelnd der Marquis, und geſtehe, als ich wie beſinnungslos von dem Schmerz der Trennung in meiner Wohnung ankam, meinen Jäger mit den Reiſeanſtalten beſchäftigt ſah, der

Legationssekretair einigemal in mein Zimmer trat, und mich bedenklich ansah, fiel mir selbst die Frage ein, wie ich mich rasch genug vom Fürsten beurlauben könnte, um die Sonne nicht in einer Stadt untergehen zu sehen, welche Agnes verlassen hatte? Die Hoffnung, Agnes vielleicht noch einmal zu sehen, half mich leicht über alle Schwierigkeit weg. Ich wußte, daß an diesem Tage der Minister gewöhnlich seinen Vortrag bei dem Fürsten hielt, warf mich in die förmliche Kleidung, um dem Fürsten vorgestellt werden zu können, und fuhr früh genug zu dem Minister, daß ich bei einiger Verzögerung ihrer Abreise die Geliebte noch fand. Aber ein öder Schauer, als ich durch die offenen Thore des Hofes einfuhr und ihr Reisewagen nicht mehr zu sehen war, sagte mir nur zu gewiß, daß allein die Erinnerung mir noch diese seligen Träume erfülle. Im Palais selbst war alles Unruhe und Verwirrung. Ich stand im Vorsaal neben dem alten Grafen, ohne an-

gemeldet zu ſeyn. Zum Glück ſah er mich nicht ſogleich. Wonne und Schmerz raubten mir den Athem, als ich auf die Zimmer blickte, welche die Geliebte kaum verlaſſen hatte. Die Thüre zu ihnen ſtand offen, vielleicht von ihrer Hand geöffnet, ſo wie ſie hinaus getreten war. Ein unwiderſtehlicher Drang zog mich dort hin, und ich hätte mich vielleicht in ihre Räume verloren, wenn nicht jetzt der Miniſter, der ein paar Bediente ſchalt, aufgeblickt und mich bemerkt hätte. Er fuhr in die Höhe, ſchlug die Hände zuſammen, und rief: iſt heute Alles von Sinnen? Meine Nichte iſt plötzlich weggeflogen, und Sie, Marquis, was iſt mit Ihnen? früh am Morgen in Galla, um den leeren Apartements präſentirt zu werden? Dieſe Fragen brachten mich zum Lachen, da der alte Staatsmann im verwirrteſten Negligee vor mir ſtand. Doch faßte er ſich ſchnell, ſchalt die Bediente noch mit ein paar Worten, und führte mich mit einem gewiſſen ehrfurchtsvollen Blick auf

mein Galla in ſein Cabinet. Hier brach er zuerſt wieder in Ausrufungen über ſeine Nichte aus, verwünſchte den Wirrwar, den eine ſo närriſche Liebe wie die unſre, in ſeinem Hauſe anrichte, und äffte den Ton der Geliebten nach, wie ſie hartnäckig darauf beſtanden hätte, noch vor zehn Uhr dieſe Mauern verlaſſen zu müſſen. Ohne mir ein Wörtchen davon geſagt zu haben, ſchloß er, hatte ſie die Reiſeanſtalten treffen laſſen, und wie ich endlich davon höre, in den Vorſaal hinausfahre, kommt ſie mir ſchon entgegen, um Abſchied zu nehmen. Hab' ich recht verſtanden, ſo ließ ſie auch fallen, daß ich von Ihnen über Alles Licht erhalten würde.

Ich wollte ihm darauf auseinanderſetzen, in welcher Abſicht ich käme; aber kaum vernahm er, daß ich das Portefeuille unſres Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten übernehmen ſollte, unterbrach er mich heftig: was? hier ſollen Sie an das Ruder, ſtellen Sie ſich krank, hier ſind Sie zu Hauſe,

mit mir, nach mir; was ſind Ihre auswärtigen Angelegenheiten gegen unſre Staatsgeſchäfte; und meine Gräfin Richte, Marquis?

Seine Stimme ward hier bewegt, ich ergriff gerührt ſeine Hand. Wie ich mit ihr ſtehe, wiſſen Sie; laſſen Sie die Zukunft walten. Ich brauchte mich dann nur auf die Ehre und Pflicht eines Staatsdieners, die er vor Allen kenne und hochhalte, zu berufen, um ihn von der Nothwendigkeit zu überzeugen, daß ich unverzüglich abreiſe, und er mir zu der Abſchiedsaudienz bei dem Fürſten verhelfe. Gut, ſagte er, indem er nach der Uhr ſah, Sie fahren in einem halben Stündchen mit mir zu meinem gnädigſten Herren, meine Toilette wird bald gemacht, Sie können hier in zwiſchen ein paar Berichte ſtudieren, die ich in meinen jüngern Jahren ſchon über unſre Rolle in den europäiſchen Welthändeln verfertigt habe. Ich entgegnete, zu einem ſolchen Studium jetzt nicht gefaßt genug zu ſeyn,

und bat um die Erlaubniß, in den Zimmern der Gräfin unterdeß verweilen zu dürfen. Wie Sie wollen, sagte der Alte spottend; doch verbitte ich mir alle Liebestträumereien, denken Sie fein an das, was Sie meinem gnädigsten Herrn zu sagen meinen.

Ich würde nicht unterlassen, Ihnen zu beschreiben, mit welchen Empfindungen ich dort weilte, wo mich Alles mit Erinnerungen der Wonne, mit Wehmuth ansprach, und besonders, wie ich das Lager mit Küssen bedeckte. Ich sah, ich fühlte, wo die schönen Glieder geruht hatten. Sie werden lächeln über den Grund, warum ich Ihnen Alles jetzt schildern mag. Wenn ich späterhin jener Augenblicke gedachte, jenes wollüstigen Hinsinkens, sah ich mich selbst dabei in dem Gallakleide und ward mir eine komische Figur.

Die Abbés lachten laut auf, und der Gesandschaftsrath zog den Mund ein wenig schief zum Lächeln. Wahrhaftig, sagte er,

eine ganz einzige Scene in der Geſchichte der Diplomatie. Nicht wahr? entgegnete ihm einer der Abbés, das iſt das größte Wageſtück, vom Lager der Geliebten zu einer Abſchiedsaudienz aufzuſtehen?

Der Miniſter rief mich ſelbſt ab und verbeſſerte unter poſſirlichen Ausrufungen eine kleine Unordnung, die in meine Toilette gekommen war. Wir fuhren zu Hofe. Er ging allein in das Cabinet des Fürſten, und es währte nicht lange, ſo kam er feierlich mit einer Art von Triumph zurück: ſein gnädigſter Herr wolle in Betracht ſeiner Fürſprache, meiner Verdienſte und des außerordentlichen Falles ſich über die Vorſchriften des Ceremoniels und des Völkerrechts wegſetzen; er ſei beauftragt mich zur Abſchiedsaudienz einzuführen. Leiſer fügte er noch hinzu, indem er mir den Arm drückte: mein gnädigſter Herr iſt heute über alle Maaßen gnädig gegen Sie geſinnt. Mich überlief es kalt bei dieſen Worten, denn in dem Augenblick ſchnitt mir der Ge-

danke durch das Herz, warum der Fürst so gnädig gesinnt sei. Jene Nacht, als ich dieses Schloß von der Allee dort unten her mit welcher Qual der Eifersucht betrachtete, stand plötzlich wie ein Gespenst vor mir. Sie entfärben sich, fragte der Alte mit Verwunderung, wird Ihnen nicht wohl? und führte mich gegen die Thür des Cabinets, ohne eine Antwort abzuwarten. Zum Glück fiel mir ein, daß dem Fürsten seine Freude über meine plötzliche Abreise vergällt seyn werde, so bald er die plötzliche Entfernung von Agnes erführe.

Er empfing mich mit einer freundlichen Miene, durch welche ein hämischer Zug bisweilen vorblickte und seinen geheimen Triumph verrieth. Mit langen umwundenen Reden pries er den Scharfsinn meines Fürsten, der mich auf den einzigen Posten berufe, der meiner würdig sei. Sie fühlen dies selbst, sagte er zu mir, und es hat meinen ganzen Beifall, daß Sie unverzüglich und mit Hinwegsetzung über das übliche

Ceremoniel zu ihrer neuen Beſtimmung eilen. Bei dieſen Worten regte ſich in mir etwas die Galle, und ich erwiederte, daß ich nur interimiſtiſch das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten übernehmen ſollte, und mein einziger Wunſch, mein einziges Bemühn ſei, zum beſtändigen Geſandten bei Seiner Hoheit ernannt zu werden. Der alte Staatsminiſter ließ ein gewiſſes Geräuſper von Beifall hören, als ich dies ſagte. Er bemerkte darüber nicht, wie ſich das Geſicht ſeines gnädigen Herrn verfinſterte, und machte eine Bewegung mich zu begleiten, als der Fürſt mich entließ, der ihn aber mit einer Frage feſthielt.

Kaum war ich nach einigen kurzen Abſchiedsbeſuchen in meiner Wohnung angelangt, hatte kaum mich in die Reiſekleider geworfen, ſo rollte der Wagen des Alten bei mir vor. In einem Augenblick war er heraufgeeilt und trat erhitzt in mein Zimmer. Marquis, ſagte er, und ſah ängſtlich umher, kann uns Niemand hier be-

lauſchen? Ich werde Ihnen die geheimſten wichtigſten Sachen mittheilen. Welcher Tag! Das geht Schlag auf Schlag! Er warf ſich erſchöpft auf das Sofa. Ich ſuchte ihn zu beruhigen, und als er wieder Athem gewonnen hatte, fuhr er fort: Kaum waren Sie hinausgetreten, ſo äußerte der Fürſt, daß er Ihre Vorzüge zwar erkenne, indeß keinen Charakter Ihrer Art unter den bei ihm beglaubigten Miniſtern zu ſehen wünſche; denn er liebe nicht, daß Fremdlinge bei ihm heimiſch würden, die das Leben phantaſtiſch nähmen und das Würdigſte gering ſchätzten. Marquis, rief der Alte, indem er aufſprang, dahin war auf einmal meine Hoffnung, Sie mit mir, nach mir, an dieſem Staatsruder zu ſehen. Ich ward ſo ärgerlich darüber, daß ich meine ganze Meiſterſchaft in diplomatiſcher Haltung aufbieten mußte, um meine Empfindlichkeit vor dem Gnädigſten zu verbergen. Aber hören Sie, was weiter erfolgte, die Mortification, die ich litt, iſt immer

ärger geworden. Auch Gräfin Agnes, geruhte man zu bemerken, wird nicht dadurch verlieren, daß der Marquis ſich entfernt; an der Vortrefflichkeit Ihrer Gräfin Nichte iſt nichts auszuſetzen, als daß ſie ſeine Phantaſterei nicht gering genug ſchätzte. Graf, hier ward ſein Ton ſo gnädig, wie ich ihn auf meiner langen Laufbahn nie vernommen habe, alter, vertrauter Freund, ich ehre Sie faſt wie einen Vater.

Dieſe Worte wiederholte der alte Mann mit bebender Stimme, und ſank überwältigt von Rührung wieder auf das Sofa hin, Marquis, Marquis, wer hätte gedacht, daß dieſe Worte die Einleitung ſeyn ſollten zu einer Eröffnung — Wahrhaftig, ich bewundre Ihren Scharfſinn, Sie haben Alles richtig vorausgeſagt. Kurz und gut, der Fürſt meinte, Agnes ſei zum Herrſchen geboren, und er finde kein Bedenken, ſein Geſchlecht mit dem unſrigen zu befreundſchaften.

Ich weiß nicht mehr, was der Miniſter

weiter sagte, denn in diesem Augenblick ward ich selbst Feuer und Flamme, und mag mit drohenden Ausrufungen und drohenden Gebehrden gegen den Fürsten nicht sparsam gewesen seyn; denn der erste Eindruck, dessen ich mich besinne, war der Alte, wie er furchtsam in einem Winkel saß und mich scheu mit Befremden ansah. Nun bei Gott, rief er, habe ich gesehn, was der Italiener ist; nichts fehlt, als daß Sie Gift und Dolch in der Hand hätten.

Ich bat ihn um Verzeihung wegen meiner Hitze. Welcher Verlust droht mir, sprach ich, mit Zittern seine Hand ergreifend. Einen Thron könnte ich mit Fassung verlieren; aber der Gedanke schon, daß Agnes einem andern werden könnte, zerreißt mir die Wurzel des Lebens. Da haben wir's, fiel er mit Lachen ein. Hören Sie, mit welcher Würde ein alter deutscher Edelmann und Politiker sich in solcher Lage benimmt. Der Fürst gab die Versicherung,

daß er ſein Geſchlecht mit dem meinen zu befreundſchaften nicht anſtehe, mit einem ſolchen Hochmuth von Herablaſſung, daß ich mich zum erſtenmal in meinem Leben durch ſeine Gnade gekränkt fühlte. Nichts von meinem Verdruß durfte ſichtbar werden, ich dankte für die hohe Gnade, die meinem Hauſe zugedacht war. Aber — Sie kennen die Macht meiner Beredſamkeit! mit welchem Feuer enthüllte ich ihm nun endlich das Geheimniß, das ich nur Ihnen einmal verrathen habe, meinen Plan, meine Einleitungen, eine Vermählung meines gnädigſten Herrn mit der Prinzeſſin von — zu ſtiften. Sie hätten ſehen ſollen, wie dies wirkte, und wahrhaftig, mein Plan iſt ſo meiſterhaft, bringt ſo ungeheure politiſche Vortheile, iſt die größte Epoche in der Geſchichte des fürſtlichen Hauſes, daß mir unbegreiflich bleibt, warum mich der Fürſt nicht auf der Stelle bevollmächtigt hat abzureiſen und um die Prinzeſſin zu werben. Er konnte meinen ſiegreichen

Gründen, womit ich meinen Plan unterſtützte, nichts entgegenſetzen, und ich glaubte, daß ſeine Einwilligung nichts aufhalte, als einige Schaam, auf etwas ſo Großes, dem fürſtlichen Hauſe ſo Glänzendes nicht ſelbſt verfallen zu ſeyn. Mein Spiel ſchien gewonnen, und die Reden des Fürſten über die Macht, welche die Reize meiner Nichte über ſein Herz ausübten, waren eitler Tand gegen die Kraft, womit ich ſeine Fürſtenpflicht auffoderte, jedes Gefühl der Politik zu opfern. Da erwähnte ich, wie es kam weiß ich ſelber nicht mehr, daß die Gräfin in der Frühe plötzlich auf das Land gereiſt ſei, und verſichert habe, ſie werde vor Ausbruch des Winters die Stadt nicht wieder ſehen. Recht, ich erinnere mich, ich antwortete dies, als der Fürſt äußerte, daß er meinen Plan zu ſeiner Vermählung in einer ſeiner nächſten Abendviſiten der Klugheit meiner Nichte mittheilen wolle. Auf einmal ward ſeine Stirn finſter, ſein Auge funkelte, ſein Geſicht glühte. Was hab'

ich hören müſſen! Ich durchſehe das ganze Gewebe der Liſt, ſprach er heftig; die Gräfin iſt mit ſolcher unſchicklichen Eile fortgereiſt, weil ſie wußte, daß auch der Marquis heute fortgeht; und Sie ſpielen mir glänzende Gaukeleien vor, um zu verhehlen, daß Sie die Intrigue des liebenden Paars begünſtigen. Ich wollte das Gegentheil bei meiner alten Treue, bei der Ehre eines vieljährigen Staatsdiener vom erſten Rang betheuern. Doch er hörte mich nicht an, und entließ mich mit den drohenden Worten: Ich will zeigen, daß ich Herr bin, und die Fürſtin meines Volks, die mein Urtheil erfahren hat.

Ohne den alten Mann zu unterbrechen, mit der höchſten Spannung hatte ich ſeiner Erzählung zugehört. Graf, rief ich aus, indem ich feurig ſeine Hand faßte, Sie werden zeigen, daß ein Edelmann von Ihren Ahnen, ein Meiſter der Diplomatie gleich Ihnen, ſein Wort, ſeinen Willen, ſeine reife Weisheit ſo hoch hält, wie Fürſten

wiſſen; und ich werde zeigen, daß ein Mann, welcher liebt wie ich, keinen Herrſcher der Erde fürchtet. Agnes wird mit uns ſeyn, und der Triumph iſt unſer.

Wohlan, entgegnete der Greis, der Bund ſei geſchloſſen; doch alles bleibe meiner Klugheit überlaſſen. Der Fürſt muß die Prinzeſſin heirathen, Sie ſollen mit Agnes vermählt ſeyn, ſollen hier am Staatsruder ſitzen, es in meinem Geiſt fortführen, meine Maximen verewigen, und die Gnade des fürſtlichen Paares werde unſre ſichre Belohnung!

Gern hätte ich noch ruhig mit dem Alten beſprochen, was zunächſt zu thun ſei. Aber auf alle meine Fragen ſchüttelte er bedenklich den Kopf. Hier muß es reif werden, wiederholte er, auf ſeine Stirn zeigend. Reiſen Sie mit Vertrauen auf mich. Ich allein will durch alle Klippen ſchiffen. Leben Sie wohl! Er umarmte mich und ging. Indem ich ihn begleitete, kehrte er in der Thür um, und ſagte mir

leiſe mit ſchlauer Miene: Schreiben Sie Ihren erſten Brief ſo, daß ich ihn dem Fürſten zeigen kann: finden Sie die Leitung Ihrer auswärtigen Angelegenheiten ſo entzückend, daß Sie die größte Furcht verachten, den Poſten des dirigirenden Miniſters nicht für immer zu behalten.

Betäubt von den widerſtreitenden Empfindungen in meinem Buſen, beſchleunigte ich mit heftiger Haſt die Anſtalten der Reiſe, und hoffte Ruhe zu finden, wenn mich erſt draußen die Berge umgaben, der Strom meine Gedanken mit ſich fortzog. Aber vergebens hatte ich ſo gehofft. Mein Wagen rollte über den Schloßplatz, und Agnes ſchien mir wieder ein ſo unſchuldiges Gut, wie in jener ſchrecklichen Nacht, als mich dort die Wipfel und Zweige der Bäume wie mit Thränen überſchütteten. Das Schloß war mir ſo verhaßt, daß ich die Zeiten zurück wünſchte, wo in ritterlicher Fehde der Edelmann die Burg des Nebenbuhlers belagern, zerſtören durfte. Mit

diesem Traum hielt ich mich hin, bis das Palais des Ministers hervorblickte, bis eine neue Wendung mir von der Seite das Fenster zeigte, wo Agnes dem Scheidenden thränenvoll nachblickte. Indem Wuth, Wehmuth, Bangen und Wonne in meiner Seele wechselten, flog mein Wagen zu demselben Thor hinaus, welches sich meinen nächtlichen Streifereien, meiner Eile zu welcher Seligkeit sonst öffnete. Ich sah nun die ganze Reihe der Zimmer, deren Licht mich so oft entzückt, so oft geschreckt hatte. Aber alle Bilder der glücklichsten Stunden zeigten sich kaum, und die Angst, der Zorn, daß ein solcher Nebenbuhler nach dem Einzigen griff, was ich auf der Erde mein, mehr mein nannte als mich selbst, hatte sie plötzlich in eine Nacht, in eine düstre Gluth verwandelt, worin mein Daseyn wie versinken wollte.

So war ich einige Stunden gefahren, als sich die Abendröthe mit dem milden Rosenlichte an den Bergen hinab ergoß,

und mit durchflichtigem Duft der mannichfaltigſte Schein aus der Fluth des Stroms heraufſtieg, in ſeine Tiefe hinabdrang. Nur Töne des Friedens kamen aus den Wäldern, über die Fluren, von den Höhen, über die Wäſſer, und wenn noch irgendwo eine Zwietracht, ein Mislaut ſich vernehmen laſſen wollte, ſchwiegen ſie bald vor dem unendlichen Strahl der Ruhe, mit welchem ſchon der Abendſtern hinter einem Berge hervorblickte. Da erſt übte die Natur ihre gewohnte Macht über mein Gemüth aus, und wie ſie nach dem furchtbarſten Gewitter oft an Erquickung reicher iſt, als nach langer ununterbrochner Heiterkeit, ſo kam nun eine Fülle von Seeligkeit, Befriedigung, Sehnſucht ohne Schmerz, Erinnerungen ohne alle Pein, daß ſie keine Gegenwart mehr waren, mit ſolcher Erneuung und Friſche über mich, daß ich nie ſo wie in jenen Stunden das innerſte Seyn der Geliebten, ſo die Unmöglichkeit, das Schickſal könne uns unvereint ſeyn laſſen,

in jeder Regung meines Lebens empfunden habe.

Dieſem Abend verdanke ich die Stimmung, worin ich die übrige Reiſe zubrachte. In meiner Seele war es heiter, wie der unbewölkte Himmel über mir; ich lebte ſchon in den Tagen des Herbſtes, die ich auf jeden Fall, welches Verhängniß ſich entgegen ſtellen mochte, mit der Geliebten auf ihrem ſchönen Landſitze verleben wollte. Jedes Hinderniß, das der Fürſt uns entgegen ſtellen könnte, ſchien mir gering; ich ergötzte mich mit Entwürfen, wie ſeine Leidenſchaft uns zum Heil, ihm zum Hohn, geleitet, geneckt werden ſollte, und ſo langte ich ſelbſt mit einer muthwilligen Laune in der Reſidenz an. Dabei hatte ich immer das Gefühl, daß die muthige Geliebte mit einer eben ſo friſchen Seele, trotz aller Sehnſucht der Liebe, und aller Schmerzen der Trennung, durch die herrlichen Wälder, die zu ihrem Schloß führten, dahin geflogen ſei. Schon dacht' ich ſie mir in der Freude,

dem edlen Geschäft des Landlebens, und freute mich, daß ihr ein besseres Loos gefallen sei, als mir, dessen nur Intrigue und gemüthlose Beschäftigungen warteten. Doch welche Freude, und eine so nahe, wann ich ihren ersten Brief erhielte.

Ich fand den Cabinetsminister bei weitem nicht so krank, als man ihn mir geschildert hatte: bei seinem Ehrgeiz hätte ihn seine Schwäche gewiß nicht dahin gebracht, das Portefeuille abzugeben, wenn nicht ganz andere Ursachen ihn dazu genöthigt hätten. Sie blieben mir nicht verborgen, als ich die erste Stunde mit dem Fürsten arbeitete. Diesen hatte ich bisher wenig gekannt, lernte ihn nun erst von der Seite kennen, daß er auf eine Genialität, die er sich beimaß, auf eine Vielseitigkeit und Gewandtheit des Geistes, womit er die schwersten Geschäfte leicht zu handhaben wußte, ungemein eitel war. Er verrieth mir sogleich, daß der Cabinetsminister diese genialische Gewalt in ihm entweder nicht

hatte entdecken können, oder zu ſtolz, zu ungewandt geweſen ſeyn muſte, ſeine Formen, ſeine Grundſätze und Anſichten ihr aufzuopfern. Dadurch war zwiſchen beiden eine Spannung, eine gewiſſe Bitterkeit entſtanden, welche der Fürſt in vielen unartigen Launen gegen den verdienſtvollen Geſchäftsmann ausgelaſſen, wie ich aus ſeinen eignen Geſtändniſſen abnehmen konnte. Für mich war dieſe Entdeckung keinesweges erfreulich, denn ſie benahm mir faſt alle Hoffnung, daß der Miniſter, an deſſen Stelle ich nur auf eine Zeitlang zu treten hoffte, je wieder die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten erhalten dürfte.

Mich dagegen nahm der Fürſt wie eine Natur, die der ſeinigen gleich wäre. Da ich nun zwiſchen uns beiden gar keine Aehnlichkeit fand, bemerkte ich bald, daß ſeine ganze Vorſtellung von mir ſich von jenem Colorit der Sprache herſchrieb, was ich durch Agnes gewonnen haben mogte. Leider muſte ich es ſchon als die letzte

Urſache unſrer Trennung anſehn, und nun drohete es, mich lange von ihr gebannt zu halten. Wie der Charakter des Fürſten durchaus weiblich war, ſo hatte auch ſein Geiſt ein gewiſſes weibliches Talent, einen regſamen weiblichen Takt, worin eigentlich das ganze Genie beſtand, deſſen er ſich rühmte.

Bei dieſer Charakteriſtik des Fürſten konnten die Abbés den Muthwillen nicht zurückhalten, womit ſie den Geſandſchafts-rath anſahn. Er hatte gewagt, ſich bis-weilen ein wenig zu räuſpern, als wollte er den Geſandten der ſchuldigen Ehrfurcht gegen ſeinen Souverän erinnern. Ein kleiner ſpöttiſcher Zug um den Mund des Marquis verrieth, daß es ihm nicht ent-ging, durch einen flüchtigen Seitenblick wies er den Rath in die Schranken zurück, das letzte Urtheil wandte er gerade an ihn, und dieſer ſaß halb betroffen, halb ge-ſpannt, als ginge ihm ein Licht auf, als

ſei er neugierig, wie er weiter den Fürſten werde kennen lernen.

Hier, fuhr der Marquis fort, hier, Geſandſchafterath, kein Souverän und kein Staatsdiener, kein Miniſter und kein Rath! geſtehen Sie ſelbſt, haben Sie nie Verdruß über die Aenderungen empfunden, die er bisweilen in Ihren Ausarbeitungen machte? Ein freudiger Schreck ging über das Geſicht des Angeredeten, er antwortete haſtig und unſicher: Verdruß, darf ich nicht ſagen, aber ärgerlich ſah ich die Aenderungen Seiner Durchlaucht meine ernſthafte Schrift, wo alle Regeln des Curials beobachtet waren, mit einem Tand von Phraſen aufputzen. Glücklicher Mann, riefen die Abbés, ihn verdrießt nicht einmal, was ihn ärgert! und der Marquis fuhr fort:

Soviel wußte ich nun in den erſten Tagen, daß ich meine ſchärferen Seiten herauskehren, das Weiche, was mir durch Liebe und die Geliebte angeflogen war, ſo

viel wie möglich verbergen müßte, um den Fürſten nicht zu ſehr an mich zu ziehn. Eines Tages in der erſten Zeit unſres Beiſammenſeyns, wo ich in Sehnſucht, in Bangen um den erſten Brief von Agnes, der noch immer nicht anlangte, wie aufgelöſet war, und auch bei dem politiſchen Geſchäft ſchlecht über meine Träumerei Herr werden mögte, ſchien er ein beſonderes Wohlgefallen an mir zu finden. Von da an nahm ich mich mehr zuſammen, und verfolgte nun planmäßig den Gedanken, den Cabinetsminiſter und den Fürſten wieder einander zu nähern. Indeß war ich noch nicht mit mir einig, welche Figur die Fürſtin gegen uns drei ſpielen würde. Sie hatte ſoviel Männliches, als ihr Gemahl faſt Weibiſches, eine ſchöne Frau, am meiſten zwar um das Getreibe des täglichen Lebens, ſelbſt um das Hauswesen bekümmert, ohne Liebe für daſſelbe nur zu Gunſten der Herrſchſucht, auch mit Literatur nicht unbekannt, mit Wohlgefallen an

ſtarken, geiſtvollen Schriftſtellern, ohne Sinn für die göttlichſte Schönheit der Poeſie; um die politiſchen Geſchäfte in der Regel unbekümmert, aber mit unter ergriff ſie ein Ereigniß mit der äußerſten Lebhaftigkeit, und gewöhnlich dann, wenn ihr Gemahl mit politiſchen Ideen und Entwürfen halb geheim that, halb ruhmredig ſpielte. Gleichſam wie ein Raubvogel ſtieß ſie dann auf ſeinen ganzen ohnmächtigen Geiſt, bemächtigte ſich deſſelben wie ihrer Beute, in ihrem Cabinet mußte dann gearbeitet werden; mit unübertrefflicher Feinheit durchdrang ſie das Geſchäft, und hatte ſie ihm ihren Stempel aufgedrückt, ſo ließ ſie gleichgültig zu, daß der Fürſt die ganze Arbeit als ein Erzeugniß ſeiner Kraft und Einſicht nahm.

Dieſe Beobachtungen machte ich in den erſten acht Tagen, und meine ſpätere Erfahrung hat ſie beſtätigt. Die Stimmung, in welcher ich ſie machte, hatte nur dadurch etwas reizendes, daß ich ſie alle auf die

Frage bezog, wie bald und wie ſicher für mich Freiheit zu hoffen war, zu der Geliebten zu eilen? Die ſchönſten Stunden, die mir inzwiſchen wurden, waren die, in welchen ich ihr ſchrieb. Meine Ungeduld, ſelbſt mein Unmuth, daß ich noch immer keine Zeile von ihr empfangen hatte, drückte ſich nach dem ganzen Ungeſtüm meiner Seele darin aus, und erſt, als mein Brief abgegangen war, hatte ich die Klugheit auszurechnen, daß ich nur drei Tage darauf ein Schreiben von ihr erhalten konnte. Da kam es auch, ich ſah mit Entzücken die Züge der Liebe ſchon in der Aufſchrift, ſchon in der Art, wie mein Name von der Geliebten Hand geſchrieben war; und welche Seele in dem Briefe ſelbſt. Sie ſchilderte —

Marquis, unterbrach ich ihn, vorlängſt verſprachen Sie uns, Briefe der Liebe, die erſten von Agnes, mitzutheilen. Es iſt nicht geſchehen; ſollen wir auch jetzt uns mit dem Wiederhall ihrer abgeriſſenen Laute begnügen? theilen Sie uns den

ganzen Brief mit. Ich war es Willens, erwiederte er, indem er den Brief hervorzog, und vergaß es nur im Zug der Erzählung. Er las mit einer Stimme, einem Wechsel der Gesichtsfarbe, des Ausdrucks, daß die Töne wie in seine Seele und aus derselben klangen:

„Das Gewitter, welches wir zum Befremden des Oheims überhörten, hat schrecklich auf meinem Landsitze gewüthet, die Gießbäche haben von den Bergen herunter getobt, sich ganz neue Schlüfte gewühlt, manche der Anlagen zerstört, die ich mit Vorahndung unsrer Liebe schuf. Beim Aussteigen aus dem Wagen sagte man mir sogleich davon, ich eilte hin, und sah die Zerstörung mit unbeschreiblicher Wehmuth. Du hattest ihn nicht, sagte ich zu mir selbst, als du diese Plätze zum Sitz der liebevollsten Bilder schufst, als du nur die Natur liebtest, mit dem Wahn, nie würde ein Mann deine Brust erfüllen. Ach, ich besaß ihn, besitze ihn jetzt nicht,

und die Zerſtörung iſt über euch gegangen, wie über die Freuden meiner Liebe.“

„Auf der Herreiſe habe ich nie geweint; da aber ergriff mich ſolche Wehmuth, daß meine Thränen floſſen. Wie öde war mir das Schloß, als ich endlich in daſſelbe trat. Der Abend dämmerte ſchon in den Zimmern, welche von dir nichts wußten, nie von deiner Gegenwart beſeelt waren.“

„Ich weiß, du biſt muthig und heitrer auf der Reiſe geweſen wie ich. Nur eines fürchtete ich, daß der Abſchied vom Fürſten dein heftiges Blut durch ſeine kalte und ſtolze Selbſtſucht empört habe. Aber du biſt zu weit über ihn erhaben, das tröſtete mich, und Eiferſucht, mit der ſchrecklichen Gewalt, welche ſie ſonſt über dich übte, mein Geliebter, ſie iſt nun ohnmächtig gegen dich geworden.“

„Nur keinen Augenblick dem dumpfen Schmerz hingegeben! Ich faßte ſogleich den Entſchluß, meine Anlagen ſchöner wieder herzuſtellen, als ſie je geweſen. Wie ſollte

ich ſie nicht herrlicher ſchaffen, da ich Luſt und Kraft, die ganze ſelige Welt der Liebe im Buſen trage? Mich überraſchte es mit Freude, wie ich alle die Stäten, die ich jetzt noch mit keiner Pflanzung ſchmücken darf, in deinem Geiſt und in meinem zu Anlagen bezeichne. Da wird keine Laube ſeyn, keine Baumgruppe, kein Blumenbeet, und kein Anger, um welchen die klare Quelle ſich ſchlingt, wovon es nicht heißt, das iſt Er, das bin Ich; und wo zwei luftige Züge von ſäuſelnden Birken, die der Sturm verſchont hat, an einer Höhe hinaufwehen über Schlüfte mit den glühendſten Farben, mit ſilbernen ſprudelnden Fluthen, die zugleich hinunterſtürzen und durch die Luft wieder zur Höhe zurückwehen, da ſind wir beide, in einem Streben himmelan, in einer Liebe und über das Irdiſche herrſchend zuſammen.“

„Geſtern ward ich auf meinen Wanderungen unausſprechlich überraſcht. Du weißt, wie ich die Trümmer der Vorzeit

liebe. Einſam, mit Gedanken von dir, ging ich eine hohe Schluft hinauf, ein Bächlein entlang, das oben vom Berg herabkommt, und verſpricht, je höher man gen ſein Urſprung ſteige, ſolle man immer ſchönere Farben finden. Nie ſah ich Vergißmeinnicht mit ſolchem Blau wie an ſeinem Ufer, ſo kräftig, ſo unwiderſtehlich das Gedächtniß der Liebe ausſprechen, und die kleinen Gärtchen, welche neben ſeinem Lauf von armſeligen Hütten der Bergbewohner aufblühen, prangen mit einem Farbenglanz des Mohns und andrer Blumen wie Feengärten. Endlich gelangte ich nach träumendem Weilen hier und dort zu den Trümmern, wo man durch die noch wohlerhaltnen Fenſter der Vergangenheit in die reiche Landſchaft, auf die Straßen mit lebhaftem Menſchenverkehr weit hinausſchaut. Mich beſchäftigt nichts angenehmer, als die Vorzeit mitten im regſten, vollſten und ſchönſten Leben der Menſchen und der Natur zu ſehn, ſie iſt mir dann

nicht vergangen, nicht geſtorben, ſondern Gegenwart, lebendige Kraft. Denke dir mein Staunen, mein Entzücken, wohin ich in eine Kammer einen Gang der Trümmer trete, blühen die herrlichſten Roſen aus und über dem alten Geſtein, hoch in die Höhe um die verfallnen Fugen, und die Vergangenheit iſt von dem wonnigſten Duft umhaucht. Eile zu mir, Geliebter, ehe die Roſen verblühen, hier iſt mein Lieblingsort, hier ſoll kein Reiz erſterben, den du nicht mit genoſſen haſt. Warum ſäumſt du in öden Geſchäften? Hier ſprechen Jahrhunderte zu uns, und du ſchlürfſt, ſtatt mit ihnen hier von dem großen Schickſal der Welt zu ſprechen, die elenden Tropfen der Zeit, die eine nichtige Politik die zutheilt? Fleug zu mir, und verlerne hier die Grillen von Staatsdienſt, von der Glorie deiner Familie, die du durch ſeinen Erwerb behaupten willſt."

„Als ich von der Höhe herunterkam, ſah ich meinen Gärtner mit dem ſchnee

weißen Haupt hinter einem Baum nach mir blicken. Er hatte im Spätherbſt die Roſen in die Trümmer gepflanzt, ich errieth es ſogleich, er kennt meine Neigungen. Ich ging zu ihm und dankte ihm herzlich, und ließ mir weitläuftig erzählen, mit welcher unſäglichen Mühe und wie künſtlich er die Sträuche dahin gebracht hatte, ſo fröhlich zwiſchen dem Geſtein zu ſproſſen."

„Nur am Abend wird mir gar zu öde, da ertrag' ich nicht mehr, daß du fern biſt. Ohne dich kann ich keinen Dichter mehr leſen, ohne dich mag ich die Sterne nicht mehr ſchauen, kalt und unfreundlich iſt mir ſelbſt das Mondlicht ohne dich. Eile bald zu mir, nur die Nacht, die mich mit ihrem finſtern Schleier ganz umwindet, meine Sinne, meine Gedanken, dich und mich, iſt mir erträglich, wenn mich nicht die heitre Thätigkeit des Tages hinhält."

Dieſen Brief, fuhr der Marquis in ſeiner Erzählung fort, erhielt ich an dem

ſelben Abend, da ich zum erſtenmal zum Thee bei der Fürſtin geladen war, um ihr vorzuleſen. Schon in dieſen erſten acht Tagen nahm ich einige Veränderung an ihr wahr. Sie fing an, ſich um das tägliche Getreibe des Lebens weniger zu bekümmern, die Dichter eifriger zu leſen, zur Verwunderung des Cabinetsminiſters mußten wir die drei letzten Tage hinter einander in ihrem Cabinet politiſche Geſchäfte verhandeln. Seltſam, ſagte er mir mit einem ſchneidenden Ton und forſchenden Blick, höchſtens geſchah es einmal im Monat, daß während meiner Führung des Portefeuille's ſie die Gnade hatte, meinem Vortrag beizuwohnen.

Ich war nicht Neuling genug, um nicht zu vermuthen, daß die Fürſtin meinetwegen an den Geſchäften lebhaften Theil nahm, denn ſie hatte in den letzten Tagen, wann der Fürſt und ich in ihr Cabinet traten, immer den Taſſo aufgeſchlagen, den ich ſchon bei unſrer erſten Unterhaltung meinen

theuersten Landsmann, den göttlichsten Dichter Italiens genannt hatte, und gewiß mit dem innigsten Feuer, denn mir schwebte vor, wie oft Agnes durch ihn zu mir gesprochen hatte. Nun denken Sie die widrige Stimmung, als ich nach Empfang eines solchen Briefes, des ersten, lang ersehnten, zu einer solchen Abendunterhaltung gehen sollte. Ich hatte für nichts Sinn, als für die Rosenträumer der Geliebten, wandelte neben ihr den Bergquell hinauf, drückte sie an mein Herz, von den Rosen umduftet, von den Geistern der Vergangenheit gesegnet, las und küßte immer von neuem den Brief, da kam mein Jäger mit ängstlicher Miene, und erinnerte mich, daß die Stunde, zu Hof zu fahren, schon lange verstrichen sei. Ich raffte mich zusammen und eilte hin.

Ein Schatten von Verdrüßlichkeit war im Gesicht der Fürstin, die Hoffräulein sahen mich etwas verlegen und wie mit Befremden an; ich entschuldigte mein Ver-

weilen mit den vielen Geſchäften, und der Fürſt, der nicht fehlte, wenn er irgend eine ſchöngeiſteriſche Unterhaltung witterte, fiel mir ſogleich mit Theuerungen bei, daß er nicht begreife, wie ich überhaupt zu irgend einer Zerſtreuung noch Zeit erübrigte, die Menge meiner Arbeiten ſei überſchwänglich, was aber noch nichts bedeute gegen den Glanz der Diction, deſſen Verbreitung aber die trockenſten Materien allein meine ganze Zeit in Anſpruch nähme; er wiſſe nur zu ſehr aus eigner Erfahrung, wie man auf gewiſſe glänzende Wendungen Stunden lang ſinnen könne.

Seine Gemahlin widerſprach ihm, und meinte, wer glänzende Wendungen gebrauchen ſollte, der verſtehe ſie wie im Flug zu treffen; und der Fürſt, durch dieſe Bemerkung beleidigt, verwickelte ſich mit ihr in einen lebhaften Streit, unter welchem ich mich genug ſammeln konnte; und da ich endlich urtheilte, das weibliche Genie habe allen Glanz, alle Feinheit und Zart-

heit der Diction wie durch einen Inſtinkt, indem auch das glückliche Talent des Mannes ſich ſolche Vorzüge der Sprache erarbeiten müſſe, war nicht nur der Streit beigelegt, ſondern der Fürſt drückte mir vergnügt die Hand, und aus dem Geſicht der Fürſtin verſchwand aller Schatten.

Die Stimmung, worin mich der Brief der Geliebten verſetzt hatte, löſete ſich in eine Freude auf, die mich nicht mehr hinderte meiner mächtig zu ſeyn, aber alle meine geiſtigen Kräfte beflügelte. Ich erinnere mich nicht mehr, worüber, und was ich ſprach, wahrſcheinlich über Italien, wohin mich immer die Fragen der Fürſtin führten, aber gewiß ſprach ich mit der friſchen beſeelenden Einbildungskraft, womit mich Agnes erfüllt hatte. Die ganze Geſellſchaft ward feuriger geſtimmt, und der Fürſt ergriff wie begeiſtert den Taſſo und begann die herrliche Epiſode von Olint und Sophronie. Niemand, fiel ſeine Gemahlin mit einem halb ſcherzenden, halb

ſchneidenden Ton ein, Niemand, dächte ich, hätte ein Recht die Stanzen zu leſen, als der Marquis, geben Sie ihm das Buch. Sie ſah mich dabei mit ihren groſſen ſchwarzen Augen flammend an, und er reichte mir mit empfindlichen Zügen und etwas zögernd den Dichter.

Ich brauche nur Taſſo's Stanzen zu hören, und meine Seele wird wie der italieniſche Himmel; alle die Abende, wo ſie mir über die Wellen zutönten, ſtreiten ſich um meine Beſonnenheit; und nun, den Buſen voll Liebe, ſollte ich die göttlichſten Stanzen des Dichters über welches Schickſal der Liebe vortragen. Die einzige Seele in der Geſellſchaft, die mich, wenigſtens die Leidenſchaft in dem Dichter verſtand, war die Fürſtin. Unwillkührlich richtete ich darum alle Worte an ſie, zu ihr konnten meine Blicke um ſo freier ſprechen, da ich die Verſe ſo gut wie auswendig wußte, und der ſtarke Wechſel von Empfindungen in ihren Zügen, in ihrer

Farbe, riß mich zu immer lebhafterem Ausdruck hin.

Der Marquis machte hier eine Pauſe und ſah die Abbés an. Mit dem unbeſchreiblichſten Lächeln, das mir vorgekommen iſt, ſcharf und doch anmuthig zog es ſich über ſeine feinen Lippen, fuhr er halb fragend fort: die geiſtlichen Herren ſehen ſchon eine neue Geliebte im Geiſt, und wirklich, alles ſpielt ja wieder zuſammen, wie in der Geſchichte meiner Liebe, die ich bisher erzählte. Die Stanzen der Dichter klingen wieder in die Herzen, und eine ſchöne, geiſtreiche, ſelbſt ſchwungvolle Frau, ich will es mit einem Worte frei geſtehen, die Fürſtin hatte unverkennbar eine Leidenſchaft für mich gefaßt.

War ſie auch jugendlich? fragten die beiden Abbés. Wenigſtens in blühendem Alter, und ſchön, wie es einer Herrſcherin ſeyn muß. Ihre Augen befahlen gleichſam die Wolluſt, wozu die ſinnliche Fülle ihrer Reize einlud, ohne der Würde der hohen

Geſtalt Eintrag zu thun. Arme Agnes! riefen die Beiden, eine ſolche Frau und eine Fürſtin, eine Souveräne. Bei allen unſren Liebeshändeln iſt uns nichts gelungen, einer Souveräne Meiſter zu werden, und doch haben wir uns oft damit unterhalten, wie ergötzlich es ſeyn müſſe, eine Herrin über Tod und Leben durch das ſüßeſte Leben zu unterjochen.

Hier bewegte ſich der Geſandſchaftsrath auf ſeinem Seſſel, und ich konnte an ſeinem Geſicht nicht entſcheiden, ob ihn die Aeußerung der Abbés wie ein Gedanke an Majeſtätsverbrechen, oder eine Art von ehrgeiziger Lüſternheit in Unruhe ſetzte.

Es ward ſehr ſpät, erzählte der Marquis weiter, ehe uns die Fürſtin jenen Abend entließ. Ich will genau beſchreiben, was durch meine Seele ging, als ich allein war, damit die Herren über meine Treue gegen Agnes richten können.

Sicherlich, fiel ich ein, blieb die ungekränkt, und unſre Abbés erwarten umſonſt

eine neue Liebesgeſchichte. Was, Baron, entgegnete mir einer, hinweg mit ſolchen traurigen Vorahndungen von einer ſchäfermäßigen Treue, die den Marquis und uns um den beſten Genuß brächte. Ueberlegen Sie noch einmal den großen Gedanken, von ſeiner Souveräne geliebt zu ſeyn, von einer ſchönen und ſtolzen Fürſtin, die an Ehegemahl und Liebhaber in derſelben Minute Kronen ausſpendet. Kleidete ſie ſich mit Pracht, mit Geſchmack?

Ich merke, entgegnete der Marquis, die Herren zweifeln ſchon nicht mehr an meiner Untreue. Muß ich dieſe Frage noch beantworten, ehe ich den Zuſtand meiner Seele ſchildern darf? Ja, ſie kleidete ſich, wie einer ſchönen Frau und einer Fürſtin geziemt. Ueber den wechſelnden Tand der Mode erhaben, war ſie immer in der Mode; aus den neueſten Erfindungen wählte ſie mit eigner Erfindung ſich einen Reichthum der Tracht, der immer in Harmonie mit ſich und mit ihrer eigenthümlichen

Schönheit war. Prächtiges Geſchmeide ſchien ſie wirklich zu lieben, auf eine Menge der herrlichſten Shawls faſt eitel zu ſeyn.

Die Abbés konnten ihren Triumph über mich nicht verbergen, und nickten mir zu, als ob ſie fragen wollten: wer ſo Tracht und Haltung einer Frau beſchreibt, der liebte ſie nicht? Der Marquis wies ſie indeſſen ſchon durch die Wendung zurück, die ſeine Erzählung nahm.

Bereits jenen Abend, fuhr er fort, kam ich über mein Verhältniß zur Fürſtin ganz ins Reine. Zu jeder andern Zeit hätte ich mit Feuer ihre Leidenſchaft erwiedert, hätte ich ihre Trefflichkeit nicht blos eingeſehn, ſondern tief empfunden, und mein Ehrgeiz hätte dieſes Feuer muthig ergriffen. Jetzt war es ganz anders. Die Fürſtin und ihre Liebe konnten nicht vor Agnes, mein Ehrgeiz nicht vor meiner Liebe emporkommen. Ich habe mir nie die geringſte Mühe geben wollen, in der Leiden-

ſchaft für eine Frau treu zu ſeyn, auch damals nicht, ich hatte kein Verdienſt dabei, ich mußte treu ſeyn. Gegen die ewig erneute Lieblichkeit in Agnes ſchien ſelbſt das Feuer der Fürſtin mir todt. Die Geliebte war eines mit meiner Phantaſie, war die nie ſchlummernde Schöpferin meines eigenen Weſens. Von ihr hing es ab, nicht von meiner Willkühr, ob noch eine andere Geſtalt in mein Inneres gelaſſen werden durfte. Solche Nothwendigkeit der Liebe iſt die einzige Treue der Liebe; ich halte nichts von einer Treue, die durch Grundſätze ſoll feſtgehalten werden.

Ich konnte mich nicht enthalten, ihm hier in die Rede zu fallen. Zwar könnten nimmermehr, ſagte ich, Grundſätze zur Verſtärkung einer Leidenſchaft beitragen, aber ſie vermögten viel durch Klugheit wider die Veränderlichkeit aller menſchlichen Neigungen, noch mehr durch das Gefühl von Pflicht, daß wir eine Leidenſchaft, die auch vor unſerer Einſicht gerechtfertigt

iſt, feſthalten ſollen. Uns ſelbſt wären wir dies ſchuldig, denn der Adel der Natur gehe durch oft wiederholte Leidenſchaften zu Grunde; aber auch einem fremden Weſen wären wir dies ſchuldig, denn die erwiederte Leidenſchaft ſei nicht mehr unſer Alleingut, gehöre ſchon einem Vertrage an.

Bei dieſen Worten lachten die geiſtlichen Herren etwas ungezogen, und begriffen nicht, wie Leidenſchaft etwas anderes ſei, als Luft und Licht, und irgend Jemand etwas anderes bei ihr zu berückſichtigen habe, als ob ſie ihr wohlbehage oder nicht. Aber auch der Marquis wollte ſie ſchlechterdings für nichts anderes als eine Naturerſcheinung gelten laſſen. Alle Tugend bei der Leidenſchaft beſtehe darin, daß man auch während ihrer Stürme die Geſinnung edel erhalte. Wolle ſie von uns ſcheiden, ſo müſſe man freilich wohlwollend genug ſeyn, um dem andern Theile zu wünſchen, daß ſie auch von ihm ſcheide; doch ſie feſt

halten zu wollen, sei selbst gegen die Pflicht, weil es gegen die Möglichkeit sei.

Und will sie nicht lassen von dem anderen Theile, erwiederte ich nicht ohne Heftigkeit, ist das sonst so geliebte Wesen unglücklich, verzweifelt durch unsre Erkaltung, werden wir nicht zusammenschaudern über die Schuld, daß wir zu leicht an die Unmöglichkeit glaubten, das Feuer, wodurch zwei Menschen beglückt waren, gegen fremde Eindrücke vor allmähligem Erlöschen zu bewahren? Mir bleibt der Satz unerschüttert: Grundsätze der Klugheit und Tugend können die Leidenschaft nicht hervorrufen, aber können und sollen sie festhalten, wenn sie ächter Art ist.

Der Marquis sah mich kalt an, die Abbés zuckten die Achseln, und äußerten noch einige Hoffnung, daß das italienische Blut des Gesandten, wenig bekümmert um meinen Satz, auch seine wunderliche Nothwendigkeit der Treue bald entführt habe.

Doch erwähne ich auch, fiel der Mar-

quis ein, daß meine Treue für Agnes wider eine neue Leidenſchaft, wider die Fürſtin, durch eine ſeltſame Nebenempfindung mit geſichert ward. Mir war ſo öde in allen Räumen, die ich betrat, bei Allem, was ich vornahm, daß ich Verdrießlichkeit und Unmuth über mich ſelbſt mir nicht bergen konnte und mein Ingrimm täglich zunahm.

Lohnſt du ſo, rief ich aus, die Seele der Liebe in ihrem Briefe? warum hängſt du nicht in Bildern der Seligkeit nach, welche ſie dir gegeben? nicht der Hoffnung, mit ihr allein, zum erſtenmal allein in der Freiheit der Natur, umſchwellt von der freudigen Fülle des Herbſtes, in Vollendung der Wonne zu ſchwelgen, wenn der Jubel der Winzer von den Bergen hallt und die Freude verkündet, die aus ihrer Ernte dem ſterblichen Geſchlecht erglüht?

Je feuriger mich dieſe Bilder für einen Augenblick hinriſſen, um ſo empfindlicher fragte ich mich wieder: warum iſt hier keine Dauer, warum iſt ſolche Lieblichkeit

ſogleich wieder von der Oede in dir verſchlungen? Sonſt war es nicht alſo, und bei jenen ſchwachen Regungen, die du auch für Liebe hielteſt, wußteſt du Alles an ihnen in Erinnerung und Hoffnung klug zu genießen.

Ich ſann nach der Urſache, und ſie war gefunden: die Fürſtin war es, mit ihrer verwünſchten Leidenſchaft. Durch ſie kam ich in eine Spannung, welche die Oede in mir feſthielt, mich hinderte, den Reichthum der Liebe anzuwenden. Dieſe Entdeckung erfüllte mich mit Bitterkeit gegen die unverſchuldete Fürſtin.

Die Abbés ſchüttelten etwas den Kopf, ſahen mich fragend an und mogten merken, daß ich ein wenig ungläubig ward, wie ſie. Der eine fragte den Marquis: woher aber die arge Spannung, da die Fürſtin Ihnen gleichgültig geblieben war? Marquis, die Erbitterung war ein gefährliches Symptom.

Eine Röthe ging über das Geſicht des

Marquis und er entgegnete wie zweifelhaft: auch trat die Fürstin bisweilen vor meine Phantasie, wie sie bei den leidenschaftlichsten Stellen des Dichters erglühte, und vor allen, wie sie mich entzückte. Sie stand als Fürstin, stolz und doch ein wenig das Haupt geneigt, und um ihre großen schwarzen Augen zog sich ein Glanz von Zärtlichkeit, wie ihn nur schwarze Augen beim Licht der Kerzen haben.

Kaum hielten sich die geistlichen Herren auf ihren Sesseln, so erfreut waren sie durch diesen Zusatz, der mir etwas ärgerlich war. Mir entging nichts von ihrer eigenthümlichen Schönheit, fuhr der Marquis mit schneidender Bestimmtheit fort; doch meine Sinnlichkeit selbst ward nicht im mindesten dadurch aufgeregt, nach der ersten Jugendhitze flammt sie nicht ohne die Einbildungskraft auf, und, wie gesagt, meine Herrn, in meine Phantasie und mein Herz ließ Agnes Bild keine andre Frau.

Meine Verstimmung gegen die Fürstin,

weil ich ihr Schuld gab, daß ſich meine Oede nicht ausfüllen wollte, muß ihrem ſcharfen Sinne nicht unbemerkbar geblieben ſeyn; ſie benahm ſich in den nächſten Tagen weniger annähernd gegen mich, ohne daß ſie ſtolzer war,, eine weibliche Empfindlichkeit ſchien ſie ferner zu halten. Ohne viel darüber nachzuſinnen, dachte ich jetzt daran, mich von dem Fürſten, der hitzig darauf losging, uns beide zu der Einheit eines ſchönen Geiſtes zu verſchmelzen, immer mehr loszuwickeln und den Cabineteminiſter wieder herzuſtellen. Es gab dazu kein beſſeres Mittel, als wenn ich ihn empfinden ließ, daß ſeine angemaßte Genialität nichts vermogte, wodurch ich ihm gewiß noch viel drückender würde, als mein Vorgänger. Allein dies mußte doch ſehr vorſichtig und milde geſchehen, er konnte ſonſt leicht nach ſeiner Art zu gereizt wider mich werden und meiner ganzen diplomatiſchen Laufbahn in ſeinen Dienſten Eintrag thun.

Wiewohl der Geſandſchaftsrath eben hier ſo aufhorchte, wie nur er konnte, an beiden Seiten ward ſein Kopf, wo die Ohren ſtehn, ſichtbar breiter, räuſperte er ſich ein wenig, und der Marquis mit ſeiner höflichen Gefälligkeit, die er am meiſten gegen ihn ausübte, fragte ihn, er habe was zu erinnern?

Der Rath erhob ſich ein wenig zu einer Art von Verbeugung und erwiederte: ſo geſpannt ich auf die Kunſt bin, womit ſich der Herr Miniſter aus ſolcher labyrinthiſchen Verwicklung gezogen, die ich zu meiner Verwunderung auf dem mir ſonſt wohlbekannten Terrain nicht vermerkt habe, liegt mir gleichwohl ob und ſei mir vergönnt, den verehrungswürdigen Oheim der vortrefflichen Gräfin Agnes in Erinnerung zu bringen, ob —

Freilich, unterbrach ihn der Marquis, hatte ich dem alten Staatsminiſter geſchrieben, und ganz ſo, wie ſeine Schlauheit mir angerathen, daß meine Wünſche kein

höheres Ziel hätten, als den interimistischen Cabinetsminister in einen beständigen zu verwandeln. Die Antwort blieb gerade einmal so viel Tage aus, als ich nach meiner Ankunft gezögert hatte zu schreiben; und wie unscheinbar sah das Briefchen aus, als hätte es ein Krämer dem andern über die Straße geschickt.

Ich wußte nicht, was vorgegangen war, aber der Gesandschaftsrath mußte sein kunstreiches Intriguenspiel zum Kartenmischen mit den Händen am Rande des Tisches angehoben haben; denn die Abbés lachten laut auf und riefen gegeneinander: er trommelt wie ein junger Haase!

Ueber diese Vergleichung schien der Rath ein wenig betroffen zu seyn; doch hatte er etwas auf dem Herzen, das keine Empfindlichkeit aufkommen ließ. Jenes Brieflein, sagte er gedämpft, war zweifelsohne im höchsten Grade confidentiel. Vielen äußerst erprobten Diplomatikern habe ich abgemerkt, daß sie ihre vertraulichsten politischen Eröff-

mungen ſich in den unſcheinbarſten Billets mittheilen, ohne Curialien, ohne ihr Wappen. Darum pflegte ich bei der Dienerſchaft der Geſandten von großen Mächten, oder der Cabinetsminiſter an meinem Aufenthalt eine gewiſſe klingende Verführung nicht zu ſparen, daß ſie mir eben die unſcheinbarſten Briefchen ihrer Herren, die ſie austrügen, bringen ſollten. Er weiß, mein Freund, ſagte ich, daß ein ſolcher Papierwiſch nichts Bedeutendes enthält, es iſt nur meiner Neugier wegen. Hatte ich dann ein ſolches Briefchen, löſete die Oblate auf die wohlbekannte Weiſe, ſah das Blatt unbeſchnitten, nur abgeriſſen, wahrlich, meine Herren, meine Witterung iſt oft belohnt worden.

Wir lächelten alle über den Schalk, und der Marquis ſagte: aber der alte Graf hatte auf ſein Briefchen ein Siegel gedrückt, wodurch es faſt überflügelt ward, ohne Pomp konnte er ſogar nicht vertraulich thun. Geübter war ich, wie ehemals,

ſeine Züge zu dechiffriren. Mühſam brachte ich heraus, daß der Fürſt den wohlbekannten Plan noch nicht wieder erwähnt habe, doch nicht aufzugeben ſcheine, auch in kalter Ungnade verharre. Ihm dagegen liege ob, die Krone ſeiner politiſchen Gedanken zur Vermählung ſeines Souverän nicht aufzugeben, und die Verhandlung darüber ſchreite glücklich fort. Wenn nur die Ueberſpannung von gewiſſen zwei närriſchen Leuten ſeine ſo tief combinirten Pläne nicht durchkreuzte. Inzwiſchen hoffe er auf volle Geneſung, denn zwei Actenſtücke, die von unſrem Hof mit meiner Unterſchrift eingegangen wären, verriethen deutlich, wie viel ich in einer gewiſſen Schule gelernt hätte. Er wünſche eine recht ausführliche Darſtellung meiner politiſchen Lage und des von ihm angerathenen Zieles meiner Wünſche, und welche ihm ſo zukomme, daß der Fürſt davon erführe. Auch könnte ich fallen laſſen, mir ſei unter dem Siegel der geheimſten Verſchwiegenheit mitgetheilt,

an einem wohlbewußten Hofe denke man fern an eine Vermählung der Prinzeſſin mit ſeinem Souverän.

Alles richtete ich ein, wie der Alte es wollte. Schon am zweiten Tag nach Empfang ſeines Briefchens ſandte ich meinen Jäger als Staffette mit einem groſſen ſtattlichen Schreiben an ihn ab, und der Weiſung, daß er damit nicht geheim zu thun brauche. Beinahe hatte der Fürſt ſeine Ankunft früher gewußt, als er das Schreiben an den Staatsminiſter abgab, und durch den Brief, welchen er mir zurückbrachte, erfuhr ich ſchon die Wirkung. Natürlich hatte der Graf von meiner Staffette geſchwiegen, und der Fürſt ſich nicht enthalten können, als der ſonſt ſo redſelige und der darüber ſtumme Mann von ihm weggehn wollte, darnach zu fragen. Der Alte entgegnete, daß nur von meinen perſönlichen Angelegenheiten die Rede geweſen ſei, von Dingen, die der Aufmerkſamkeit ſeines Herrn nicht würdig wären; um ſo

neugieriger ward der Fürſt, und der Miniſter mußte unverzüglich mein Schreiben holen. Nichts darin von Agnes, das Ziel meines diplomatiſchen Ehrgeizes fand den höchſten Beifall, der geheime Wink machte tiefen Eindruck; der alte Graf nannte mich ſeinen vortrefflichſten Schüler.

An die Geliebte hatte ich über die erklärte Abſicht des Fürſten, ſich mit ihr zu vermählen, mit der Wuth, die in meinem Innern kochte, vielleicht auch mit einigem Zagen, beſtimmt mit der Aufforderung geſchrieben, daß ſie ihren Oheim in ſeinem Widerſtande beſtärken ſolle. Mehr zu meiner Beſchämung, als zu meiner Verwunderung antwortete ſie auf das Alles nur mit den flüchtigen Worten: wäreſt du hier, ſo kümmerte dich ſolches Gewölk nicht.

Und ſchrieben Sie ihr von der Fürſtin? fragte ich. Vieles, entgegnete er, auch Vergleichungen zwiſchen ihr und derſelben, auch Verſicherungen, daß ſelbſt ſolche Frauen da

keinen Eindruck machten, wo einzig ihr Bild wohne. Sie antwortete hierauf eben ſo flüchtig, erwähnte der Verſicherungen gar nicht, ſchrieb nur: die Fürſtin gefällt mir nicht, denn ſie weiß nicht ihrer ſelbſt willen zu leben.

In jedem Worte von ihr, ſagte ich, in jedem Zug iſt ſie ganz, mich freut, daß Agnes wieder in Ihre Erzählung eintritt.

Wahrhaftig, riefen die Abbés, ſie iſt werth, daß eine Fürſtin ihr geopfert werde, und doch wetten wir, es geſchieht nicht. Der Marquis brach auf und erwiederte, am nächſten unſrer Abende werden wir darüber aufgeklärt ſeyn.

Wir waren früh an demſelben verſammelt, nur der Geſandſchaftsrath fämmte, wiewohl er ſonſt nie unterließ, früher als der Miniſter an Ort und Stelle zu ſeyn. Er iſt gewiß, bemerkte einer der Geiſtlichen, in einen Folianten über den Vitruvius vergraben. Welche Veränderung ging ſeit

einigen Tagen mit ihm vor? Wo man hinblickt, da ſteht er, zu allen Tageszeiten, bald auf öffentlicher Straße, wo ein Stein vom Alterthum zu ſehn iſt, bald in der Peterskirche, in den Werkſtäten aller Künſtler, auf allen Gallerien. Im heißeſten Sonnenſchein, ſah ich ihn mit entblößtem Haupte vor der Säule Trajans, irre ich nicht, ſelbſt in einem Gallakleide, als wäre er bei dem leibhaftigen Cäſar zur Audienz. Sonſt ſah er, fiel der andere Abbé ein, die herrlichſten Denkmale des Alterthums kalt und hoffärtig an; Vaſen und dergleichen betaſtete er immer mit Naſerümpfen. Nun aber, da trete ich geſtern unvermuthet in ſein Zimmer, und finde ihn nicht nur unter allen möglichen Abbildungen des Alterthums, ſondern er hatte ſo viel Steine, Scherben, Gefäße aller Gattung um ſich her, daß ich ausrief: iſt hier ein hetruriſcher Gottesacker? und ſo lernbegierig über das Alterthum war er geworden, daß er durchaus von mir wiſſen woll-

te, wie ein hetruriſcher Gottesacker ausgeſehn hätte.

Hierüber erhob ſich unter uns, wie Homer ſagt, ein unendliches Gelächter. Der Marquis und ich hatten nichts von der Verwandlung des Rathes bemerkt, und die Abbés wußten keinen Grund davon anzugeben, als den einzigen, worauf er ſich ſelbſt einließe, die hohe Vortrefflichkeit des Alterthums. Allein der Geſandte behauptete, eine geheime Urſache ſei im Spiel. So brav und treu der Mann gegen ihn geſonnen ſei, unterhalte er doch allerlei ihm verborgene Correſpondenz am Hofe, und habe viel Freude des Dienſteifers, noch mehr Kitzel daran, etwas auszuwittern, wovon in den Depeſchen noch nichts verlaute. Faſt mögte er vermuthen, der ſchöne Geiſt ſei wieder in den Fürſten gefahren, und wolle ihn auf eine Kunſtreiſe nach Italien treiben. Der Rath habe Witterung davon und bereite ſich vor, den Cicerone zu machen.

Indem trat derſelbe herein. Unſer Freund, rief einer der Abbés, muß wieder eine Dame des Herzens haben; in ſeinem Zimmer ſind geheime Dinge — Plötzlich unterbrach ihn der Marquis, blickte den Rath ernſthaft an und ſagte: wir erwarten einen hohen Beſuch? dieſer ward ein wenig roth, zog die Schultern ein wenig in die Höhe, hob ſich ein wenig auf die Spitze der Füße, und fragte mit einem bedeutenden Lächeln: alſo beſtätigt die heutige Depeſche meine — hier räuſperte er ſich heftig, und wartete, was der Geſandte weiter ſagen würde, und als dieſer ſchwieg — unreifen Nachrichten, daß der durchlauchtigſte Herr ſchon im nächſten Monat — Hier in Rom ſeyn werde, ſetzte der Marquis hinzu. Ich danke Ihnen, daß Sie mir die Mühe abnehmen wollen, demſelben die Denkmale des Alterthums zu erklären. Halb verlegen lachte der Geſandtſchaftérath unter mehrern kleinen Verbeugungen in ſich hinein, die Abbés nahmen

ihn in die Mitte, zogen ihn mit ſich fort, und verſicherten, ihn über hetruriſche Gottesäcker unterrichten zu wollen.

Sie führten ihren Scherz nicht lange fort, wie ſie Alles nur flüchtig berührten, und wir hatten ſämmtlich zu viel Eifer, uns zu unſrer Tafel zu ſammeln. Nach den erſten Erfriſchungen begann der Marquis weiter:

Der Fürſt verrieth mir doch etwas Empfindlichkeit, daß ihn ſeine Gemahlin bei unſren ſchöngeiſteriſchen Unterhaltungen ſogar zurückſetzte, und ich immer die erſte Rolle übernehmen mußte; auch merkte ich, Sie wiſſen ja woran, ſo nichtige Dinge laſſen ſich kaum ſagen, daß ſchon ein Flüſtern ging, die Fürſtin ſei mir mehr gewogen, als billig. Mein Vorgänger regte ſich, und das war mir nicht unangenehm. Zu einer kleinen Eiferſucht war der Fürſt eben jetzt empfänglich. Ueberdies ſtand ich nicht an, durch ein paar allgemeine Fra-

gen, wenn er von ſeiner genialen Gewandtheit in den Geſchäften ſprach, wenigſtens anzudeuten, daß wohl Jemand an ihnen zweifeln könnte. Dies Alles zuſammen ſchien ihn zweifelhaft zu machen, ob wir wirklich zur Einheit geboren wären. Schon durfte ich wagen, ihm das Bild eines eigentlichen Geſchäftsmannes als etwas Herrliches aufzuſtellen, und es fehlte nur, daß ich den Namen darunter ſchrieb, ſo hätte er ſagen müſſen, das Portrait ſei der Cabinetsminiſter leibhaftig. Zwei Tage darauf lobte er dieſen ſchon als einen wahren Geſchäftsmann, und ſo mit meinen Ausdrücken, daß ich meine Arbeit nicht verkennen konnte. Noch einige Farbenmiſchung hinzu, ſo entdeckte der Fürſt ſelbſt die große Wahrheit, daß zur beſtändigen Leitung der politiſchen Geſchäfte von einem Mittelpunkte aus der Deutſche vorzüglich geeignet ſei, wenn gleich die Geſchichte der Diplomatie lehre, daß Franzoſen und Italiener für die ſchlaue Verhandlung, für die

Repräſentation auf den Poſten eines Botſchafters den Vorzug hätten.

So war bei dieſer ſchwachen Seele erreicht, was ich wollte; allein damit immer nur wenig. Jene Stimmung des Fürſten hatte zur Folge, daß er ſich von ſeiner Gemahlin etwas unabhängiger fühlte; ſo wie mir überhaupt nicht entging, ſeitdem ſie mir ein leidenſchaftliches Wohlwollen bewies, ward der Ton am ganzen Hofe weniger ſteif. Die Hoffräulein wurden munter mit allen ihren kleinen Vorſtellungen. Sie, Baron, kennen die Deutſchen weniger, als ich. Wenigſtens in ihren gebildeten Ständen taſtet man kaum irgend wo hin, ſo ſpringen durch den Druck kleine Ideale hervor. Ich hatte bisher nur Hoffräulein geſehn an unſrem Hofe; als aber jetzt der Fürſt begann mit ihnen geiſtreich zu thun, war dieſe ein altdeutſches Ritterfräulein, jene ein ſchöngeiſtleriſcher Freigeiſt, die dritte ein naives Naturkind, und die vierte ein Notar. Für Augenblicke

konnte mich dies beluſtigen; die Urſache, warum ſich dieſe Erſcheinungen aufthaten, beluſtigte mich nicht.

Zwar behauptete die Fürſtin, ihrem Charakter gemäß, jede Linie der Würde in ihrem äußeren Betragen gegen mich, doch fühlte ſie, weil ſie in der ſtrengen Beobachtung Andrer nachließ, daß ſie in der Strenge gegen ſich ſelbſt nachgelaſſen habe. Je ſichtbarer mir dies wurde, je mehr verſchloß ſich mein Herz gegen ſie in Bitterkeit. Mein innerer Zuſtand war der unbehaglichſte von der Welt. Die Intrigue für ſich, ohne daß die Neigung, ein ernſter Zweck, dabei beſchäftigt wären, hat nie für mich den geringſten Reiz gehabt. Bei dem Franzoſen geſchieht dies eher, als bei dem Italiener; und wie erbärmlich, aller Bemühung unwerth, ward mir meine Umgebung, wenn mir Agnes wieder ihr himmliſches Feuer geſandt hatte.

Sie empfinden, wie unangenehm mich der Antrag des Fürſten überraſchen mußte,

daß ſich das Cabinet, ſo wie der ganze Hof, auf ſein Landſchloß in einer romantiſchen Gegend für einige Wochen begeben ſolle. Von ſeiner Gemahlin in die Freiheit gelaſſen, wußte er ſich, mit ſeinem ſogenannten Drange von Genie, gar keinen Rath, und glaubte mit den Hofſräulein wie ein ſiegreicher Gott in der Natur ſchwärmen zu müſſen. Vergebens häufte ich Schwierigkeiten auf Schwierigkeiten; und wie ich eben ſo vergeblich vorſtellte, daß man wenigſtens mich für das diplomatiſche Corps zurücklaſſen ſolle, entdeckte ich, daß der romantiſche Plan urſprünglich von der Fürſtin herrührte.

Es ging zu demſelben Thor hinaus, welches mich im Herbſt zu Agnes führen ſollte. Ich genoß die Natur mit dieſer Vorempfindung und kam heiterer auf dem Schloß an, als ich gehofft hatte. Sogleich in den erſten Stunden zeigte ſich, daß hier alle Etikette verbannt ſeyn ſollte. Wir leben hier im Stande der Natur,

ſagte der Fürſt mit jener Uebertreibung von Feuer, die ohnmächtigen und regſamen Menſchen ſo leicht gewöhnlich wird; und zu meiner Beſtürzung ſetzte er in Gegenwart der Fürſtin hinzu: mein Blut ſtrömt ſchon heute ſo feurig, daß ich für Politik und Diplomatik keinen Sinn mehr habe, behalten Sie dergleichen ganz für ſich, und bedarf es noch einer andern Meinung für Sie, ſo verweiſe ich Sie einmal für allemal an meine Gemahlin. Ich verbeugte mich ſtumm gegen die Fürſtin. Sie maß mich mit einem Blick, den ich nicht ganz verſtand, und ſagte mit einem geſchmeidigeren Ton, als ihr ſonſt eigen war: da muß ich im Gang der Geſchäfte bleiben. Beſſer, Sie kommen täglich zum Vortrag, am beſten in einer der früheſten Stunden, auch Politik treibe ich gern, wenn Alles noch friſch iſt. Sie können mich auf Spaziergängen vorbereiten, ehe Sie mit dem geheimnißvollen Schlüſſel das Portefeuille öffnen.

Armer Marquis! arme Agnes! riefen die beiden Abbés, und er fuhr fort: freilich, in einer ſo verzweifelten Lage war ich nie. Ich will nicht der vielen kleinen Künſte und Liſten gedenken, wie ich dieſen und jenen Tag, dieſe und jene Stunde mich der Vertraulichkeit mit der Fürſtin entzog; ich verſchweige nicht, wie ihr ächt weiblicher Stolz, ſo oft ihre Leidenſchaft, eine zärtliche Abſicht hervorbrach, mir dabei zu Hülfe kam; ich beichte den geiſtlichen Herren und dem ſtrengeren Freiherrn, daß ich mitunter nahe daran war, der Zärtlichkeit einer ſo prachtvollen Frau und den wechſelnden Einſtrömungen des ländlichen Lebens zu erliegen. Dennoch geſchah es nicht, in ſechs Wochen eines ſolchen Lebens nicht, und ohne daß es zu einem Bruch, nur zu einer ausgeſprochenen Empfindlichkeit zwiſchen der Fürſtin und mir kam.

Wenn ich mich frage, wie dies möglich war, fällt mir dies und jenes ein. Das letzte Geheimniß der Wolluſt fehlte in der

Fülle und Pracht ihres Weſens, und nach ihm ſucht und ſehnt ſich der Mann, der es einmal durch eine Frau kennen lernte, bei jeder neuen Bekanntſchaft mit Frauen. Jede Bewegung von Agnes ließ eine neue ahnden; bei der Fürſtin ſchien mit jeder das Leben abgeſchloſſen zu ſeyn. Wie die Geliebte auf ihren Gütern ſei, wußte ich, ohne ſie dort geſehn zu haben, ihr häusliches Bemühn, genügend und überſchauend, glich dennoch nur einem nothwendigen Ausfluß von Anmuth und Liebe; ſcharf und klug, faſt mehr vortreffliche Hausfrau, als einer Fürſtin geziemt, ordnete und berechnete dieſe auch das Landleben. Sie hatte einen reichen Sinn für die Schönheit der Natur, nur ward dadurch in ihrer Seele kein Reichthum geweckt; muſterhaft wußte ſie die göttlichſten Stanzen der Dichter zu ſagen, begriff, empfand auch ihre Schönheit, aber nie vernahm ich das poetiſche Echo.

Meine gefährlichſte Stunde mit ihr war

an einem trüben Sommermorgen, als wir von einem Spaziergang, wo wir beide ziemlich ſtumm geweſen, in ihr Cabinet traten; ich ſollte ihr einige Papiere vorlegen. Sie ſaß ſchweigend und blickte ſtarr vor ſich hin. In ihrem Geſicht konnte ein gewaltiger Ausdruck von Schmerz ſeyn. Dann zog ſich ihre ſchöne Stirn ein wenig in die Höhe und wie in beginnenden Falten ergoß ſich der Schmerz in zwei halben Kreiſen um die Augen bis zum Mund hinab. Wie ein Geſpräch zwiſchen uns entſtand, weiß ich nicht mehr; genug, ſie ſprach zuletzt in herzzerreißenden Ausdrüken über die Qual eines Weibes, die mit einem Manne verbunden ſei, der nichts von ihr verſtehe, ohne daß ſie ihn verwerflich finden könnte. Ich fürchtete, daß ihre Erſchütterung in Weichheit und Zärtlichkeit überginge, und war doch ſo feſtgehalten, daß ich keinen Vorwand zum Weggehn zu erſinnen wußte. Endlich ward ihre Rührung ſo heftig, daß ſie ſelbſt mit

bebendem Laut, abgewandtem Geſicht, mir ſagte: gehen Sie! und nur mit der Hand eine Bewegung gegen mich machte. Langſam zog ſie dieſe wieder an ſich, als ich die Thür öffnete. Ich war ſo bewegt, daß es nicht meine Kraft iſt, wenn ich nicht zurücktrat und die Hand innig ergriff. Ein glückliches Ungefähr rettete mich und zog mich fort.

Was zuletzt aus wiederholten ähnlichen Scenen geworden wäre, wollte das Schickſal uns nicht anheim ſtellen. Den folgenden Tag ließ mich der Fürſt früh zu ſich rufen: meine Vorträge ſollten nun wieder bei ihm, oder wenigſtens in ſeiner Gegenwart gehalten werden.

Ich hatte längſt gehofft, daß die genialiſche Ungebundenheit, worin ſeine Kraft ſchweigen ſollte, mit Unluſt und Ueberdruß enden werde, zumal da er mir ſchon in den erſten Tagen zugewinkt hatte, wie wenig die Hoffräulein ſeinen Schwung verſtünden, und er jedesmal, wenn die einge-

ladenen Gäſte das Schloß geräumt hatten, wenigſtens gegen mich, ſeinen genialiſchen Genoſſen, ſich zu dehnen pflegte, mit dem Ausruf: die langweiligen Sipſchaften.

Allein ich irrte mich, da ich blos der Langeweile das Verdienſt anrechnete, ihn zu den Geſchäften zurückzuführen. War ihm etwas zugeflüſtert, oder behandelte ihn ſeine Gemahlin zu ſehr obenhin, oder hatte die Langeweile ſeine Scharfſichtigkeit vermehrt, mein Fürſt war eiferſüchtig. Die unkluge Heftigkeit, wie er ſeine Eiferſucht verrieth, beluſtigte mich, die Fürſtin aber ward ärgerlich darüber und behandelte ihn noch viel unglimpflicher. Ihren Verdruß, daß ich ihm ſo wenig Grund zur Eiferſucht gegeben, mußte er vielleicht mit entgelten.

Er übte nun ſeinen kriegeriſchen Witz und war zu meiner größten Freude und Sicherheit reich an Erfindungen, ſeine Gemahlin und mich wie zwei Mächte, die gegen ihn zuſammentreten wollten, aus

einander zu halten. Dadurch entſtand das verdrießlichſte Leben, und alle fanden es ihrem Vortheil gemäß, in die Stadt zurückzukehren.

Dort erhielt ich bei meiner Ankunft ein Schreiben des alten Grafen, das noch confidentieller ausſah, wie ſeine vorigen. Zuerſt mythologiſche Anſpielungen von Juno und ihren Anbetern, die ich ſo ſchwer enträthſelte, wie die Schrift. Darauf Anrufungen, auf welches unverſuchte Meer voll Klippen ich die Diplomatie hinauswagte. Ihm ſei es recht, ſo bedenklich ſonſt wäre, es ſich auch mit dem Staatsrechte nicht gut reimen ließe, daß ein Staatsdiener ſeine Souveräne lieben wolle. Ueber die Diplomatie ginge nichts, und vor ihr hätte auch, wie ein Kenner der politiſchen Hiſtorie wiſſe, das Staatsrecht immer die Segel ſtreichen müſſen. In der kurzen Zeit, da ich in ſeiner Schule geweſen, hätte er keinen ähnlichen Fall, wie der meinige, wegen bekannter Umſtände

erleben können. Weil ich aber des erprob-
teſten Taktes von politiſcher Weisheit nun
äußerſt vonnöthen hätte, beſchwöre er mich,
bei der hohen Beſtimmung, die er mir zu-
gedacht habe, vor einer Unterredung mit
ihm keinen Schritt weiter zu thun. Er
wolle ſelbſt das Staatsruder auf ein paar
Tage verlaſſen, und auf halbem Wege mit
mir zuſammentreffen.

Soviel ſchloß ich nun wohl aus dieſem
Briefe, daß dort in die Reſidenz, oder
wenigſtens zu dem Staatsminiſter eine
Sage von einem Verhältniß zwiſchen der
Fürſtin und mir gekommen ſei, und mußte
alſo auch vermuthen, daß es an ähnlicher
und ganz ausgeſprochener Sage bei uns
ſelbſt nicht fehlen könne. Jetzt fiel mir das
Geſicht wieder ein, womit der Cabinets-
miniſter erwähnte, daß während ſeiner
Verwaltung die Conferenz ſo ſelten in An-
weſenheit der Fürſtin gehalten ſei. Wahr-
ſcheinlich ging die Sage zuerſt von ihm
aus, durch unſer Landleben war ſie unver-

meidlich groß gewachsen. Ich war nicht mißvergnügt darüber, und sah in dem Alten nur eine Fügung der Umstände, wodurch ich gegen den Herbst erlöset ward. Nur ein leises Auftreten, und der Cabinetsminister sollte wieder hergestellt werden, und mir die Wahl unter den Gesandschaftsposten freistehn.

Daß dieses mit dem Fürsten leicht zu machen war, brauche ich nicht zu erwähnen. Aber es hatte auch den Anschein, daß mich die Fürstin nicht halten werde. Seit jenem Augenblick der Erschütterung auf dem Lande schien sie über ihre Neigung entschieden zu haben, und ich gestehe meine Schwäche, sie war mir seitdem gefährlicher. Der Cabinetsminister trat allmählig in die Geschäfte wieder ein, hatte Wochen lang das Portefeuille, durfte sogar in ihrer Gegenwart ein paarmal vortragen. Alles ging vortrefflich und ich zählte schon die Tage, wann ich frei seyn würde. Ich konnte es so einrichten, daß ich wenigstens

den Herbſt für mich anwenden durfte und erſt zum Winter auf einen auswärtigen Poſten ging.

Kein Menſch kann weniger abergläubiſch ſeyn, als ich, doch geſchieht mir bisweilen, daß irgend eine Erſcheinung meine Phantaſie befängt und mich mit einem Mißmuth anſicht, worüber ich verdrießlich und doch nicht Herr werde. An einem Morgen, da ich zum Fürſten gehe, der Herbſt war ſchon angebrochen, und ein dürrer Staubwind fuhr über den Schloßplatz, ſehe ich von den Apartements der Fürſtin her einen kleinen buckligten Mann kommen, der einige Bücher unterm Arm trägt. Wie er noch ziemlich fern von mir iſt, beſchreibt er ſchon einen halben Bogen, und zieht den Huth ab. Das blaſſe, feige, tückiſche Geſicht mit rothen Augenbraunen fiel mir unangenehm auf, und die hagern Beinchen ſchritten zu der Verbeugung mit ſolchem Umſchweif aus, daß nicht viel fehlte, ſo fiel der großmächtige Buckel auf mich zu.

Ich vergaß den Kleinen in den erſten Tagen, doch einige Zeit nachher, da ich ſchon an Aufräumung meiner Bücher denke, um zur ſchnellen Abreiſe gerüſtet zu ſeyn, tritt die Geſtalt mir immer wieder vor die Erinnerung. Endlich hatte ich es ſoweit gebracht, daß über meine Beſtimmung entſchieden war, und ich die erſten Monate frei hatte. Wie ich einem Sekretär meine Bücher zum Einpacken anweiſe, und die ſondre, welche ich mit zu Agnes nehmen wollte, kommt mein Jäger mit der Nachricht, es meide ſich ein Mann mit ſeltenen Ausgaben von alten Griechen und Römern und von italieniſchen Dichtern. Ich laſſe ihn hereinführen, und mein Buckligter ſteht leibhaftig vor mir. Nach einigen Worten über ſein Geſchäft frage ich ihn, ob er der Fürſtin Bücher verſchafft habe? ich hätte ihn vor einiger Zeit von ihren Zimmern her kommen ſehen. Aber der Kleine verſicherte, daß er zum erſtenmal und nur ſeit geſtern in dieſer Stadt ſei. Er

habe ſich zuerſt in mir einen Gönner erwerben wollen. Ich ließ es gut ſeyn; doch dieſe abſcheuliche Figur nun gar in einer doppelten Exiſtenz zu wiſſen, machte ſie mir noch widriger. Der Sekretär verſicherte, daß der Mann wirklich erſt geſtern angekommen ſei, und wußte nichts von einem früheren, ihm durchaus ähnlichen.

Mir hatte geſchienen, als ob von dem Tage an, da ich das buckligte Ungethüm in dem Schloßgange ſah, die Fürſtin mehr von mir abgewandt wäre, wie bis dahin. Sie ließ, und offenbar nicht mit Wohlwollen, mitunter die Frage fallen, mit dem Studium welcher Dichter ich meine Zeit ausfüllen würde, bis ich wieder diplomatiſch beſchäftigt ſei?

Indeß kümmerte mich dies Alles wenig unter dem Jubel, womit Agnes den nahenden Tag unſerer Wiedervereinigung begrüßte. Der Fürſt trennte ſich ſo von mir, daß ich merkte, er glaubte ſich mir verpflichtet; der Cabinetsminiſter war mein

warmer Freund, weil es durchaus nicht ſchien, als verdanke er mir ſeine Wiederherſtellung, und die Fürſtin ſagte in der letzten Audienz kein bedeutendes Wort, als daß ſie ihr Vergnügen äußerte, ihren Couſin bald mit der Nichte ſeines alten, würdigen Staatsminiſters vermählt zu ſehn; ſie wenigſtens finde darin keine Mißheirath. Mit, und vielleicht ohne Faſſung ſchied ich hinweg.

Ich hatte verſchiedene Gegenden angegeben, wo ich die erſten Monate verweilen wollte. Nicht ganz ſorglos ſchlug ich den Weg nach der Grenze ein, wo es zu Agnes Landgute ging. Die Worte der Fürſtin waren nicht ohne Eindruck auf mich geblieben.

Ihrem Oheim hatte ich auf ſeinen letzten Brief erwiedert, daß die Thatſache, deren Vorausſetzung ihn zu Aeußerungen einer ſo unſchätzbaren Freundſchaft veranlaßt hätte, in das mythologiſche Gebiet gehöre, deſſen der Eingang ſeines gelehrten

Schreibens erwähne. Darauf keine Erwiederung weiter von ihm, und Agnes hatte mir arglos, wie immer, ununterbrochen geschrieben. Doch kannte ich den Widerwillen der Fürstin, an der weiblichen Schwäche, die dem Hörensagen nachgeht, irgend Theil zu nehmen. Der Dämon in mir wollte mir wohl einflüstern, die Geliebte wird wie der Oheim von einem Verhältniß zwischen dir und der Fürstin gehört haben. In ihrem letzten Briefe wußte sie offenbar noch nichts davon, doch der war sechs Tage alt; wie wenn sie im Verdruß über deinen Wankelmuth sich rasch zu einer Heirath mit dem Fürsten entschlossen hätte? So besessen war ich freilich von meinem Dämon nicht mehr, solche Einflüsterungen nicht wie die seinen zu erkennen, und noch zu verwechseln, wie Agnes empfände, und wie ich. Ich entdeckte selbst zu meinem Vergnügen, daß diese Unterscheidung, diese Selbsterkenntniß klarer und sicherer geworden sei, seit

dem ich der Neigung der Fürstin nicht erlag.

Hier ergriff ich die Hand des Marquis und konnte mich nicht enthalten zu sagen: so wahr ist, daß man reine und schöne Seelen um so mehr erkennt, je reiner man selbst wird.

Und die Buckligten, fielen die Abbés ein, standen sie nicht wie Kobolde hinten auf Ihrem Wagen?

Das nicht, entgegnete der Marquis; aber denken Sie sich mein Befremden, in dem letzten Dorfe vor Agnes Landsitze will ein kleiner Wagen bei mir vorbeifahren, und ich sehe meinen Buckligten wieder darin sitzen, von Packeten, ohne Zweifel mit Büchern umgeben. Ich rufe ihn an, meine Vermuthung war richtig, der Reisende handelte mit seltenen Büchern. Da er mich nicht zu kennen scheint, äußere ich, daß er bei mir gewesen sei, ich dieses und jenes Buch von ihm erstanden habe; er läugnet Alles. Ich meine, so ist er vielleicht

der erſte geweſen, den ich im Schloſſe ſah, doch der Reiſende verſicherte, es nie betreten zu haben. Welche Abſicht die beiden letzten Buckligten haben konnten mir vorzulügen begriff ich nicht, und überdies beſann ich mich, daß der zweite Buckligte noch zwei Tage vor meiner Abreiſe in der Reſidenz Geſchäfte getrieben habe, mir alſo nicht gut jenſeit der Grenze auf der Straße dorthin wieder begegnen konnte.

Mit dieſem letzten verſchwand jeder Schatten eines unangenehmen Eindrucks. In ein paar Augenblicken waren wir zum Dorf hinaus, und nun that ſich eine Gegend auf, ſo lieblich und ſo überraſchend erhaben, ſo geordnet, angebaut und ſo wild romantiſch, daß man alles Schöne der Natur und Kunſt zugleich genoß, ohne an irgend etwas, wie die Natur allein zu denken. Hier iſt Agnes! ſagte ich zu mir voll Entzücken; und bei Nachfrage fand ſich, daß wir auf ihrem Grund und Boden waren. Es ſchien mir nicht möglich, im

Wagen zu bleiben, ich befahl, daß er mir langsam folge, und wandelte in seliger Zufriedenheit, wie in einer Heimath.

Die Geliebte wußte nicht genau, wann ich käme. Wie oft glaubte ich, sie aus einer Schluft hervortreten zu sehen. Wie oft schlug mir ungestüm das getäuschte Herz, wenn an ferner Höhe irgend eine Gestalt herabging. Lange war ich durch ein Thal gewandelt, rascher zog es mich bergauf, ich hoffte bei jedem Schritt ihr Schloß zu entdecken; doch wie ich oben war, führte es wieder waldig bergab, und gegenüber zogen sich unendliche Weingärten hin, ohne daß ich irgend einen ansehnlichen Bau wahrnahm. Mich wunderte, daß ich fast gar keine Arbeiter sah, die Weinlese war kaum begonnen, und die Sonne war noch hoch genug am Tage.

Wie ich auf den äußersten Vorsprung hinaustrat, wo sich das Gebüsch ins Thal senkte, sah ich seitwärts hinauf hoch in den Lüften ein schattiges Bild, worin ich

nach und nach Trümmer erkannte. In jene Gegend mußte ſich auch der Strom ziehn, den man vom Schloß ſah, und doch entdeckte ich nichts von dieſem.

Ohne meine Leute abzuwarten, eilte ich ſeitwärts in das Gebüſch und traf bald auf einen breiten gebahnten Weg, der in Abſätzen wie von Felsſtück zu Felsſtück hinaufging. Die Trümmer blickten immer deutlicher auf mich herab, und plötzlich, indem ich wieder eine Stufe erſtiegen, ſtrahlte mir das Schloß entgegen, die ſinkende Sonne hatte es mit einem Feuermeer überſtrömt.

Ich weiß nicht, wie lange ich ſtand, der Anblick feſſelte mich ſo, daß ich der Geliebten ſo nach nicht vorwärts ſtreben konnte, die Kraft der Bewegung, der Athem verſagten mir. Die Wonne war Schmerz geworden, heftig und raſch folgte ein Thränenſtrom; und nun trieb mich ein ſolcher Tumult von Jubel vorwärts, daß

ich wie ein Rasender auf dem Schloß erschienen wäre.

Allein die leichtesten, fröhlichsten Melodien kamen von dort und stimmten mich sanfter. Doch sie sollte, fühlte ich bei mir, jetzt nicht durch solche Freude zerstreut seyn, nur für die Einsamkeit ist solches Wiedersehn geeignet.

Schon sah ich hin und wieder ein ländliches Paar durch die Gebüsche wandeln, ich unterscheide Tanzmusik, die ich von Agnes selbst in vorüberrauschenden Momenten gehört; gewiß gab die Gütige schon ein Fest der Weinlese.

Ich ging so verstohlen, wie möglich, damit mich die Landleute nicht wahrnähmen und ihr die Ankunft eines Fremden meldeten. So kam ich nahe an den Tanzplatz, wo sich das fröhlichste Schauspiel entwickelte.

Vergebens suchten meine Augen sehnsüchtig Agnes, sie war nicht in den Gruppen der Freude. Breite prächtige Stufen

führten zu der Halle des Schlosses hinan, auch dort war es rege von geschmücktem Landvolk, doch sie war auch dort nicht. Meine Blicke suchten an jedem Geschoß hinauf, ich wollte die Fenster entdecken, aus welchen sich die geliebte Gestalt gewöhnlich zur befreundeten Natur hinausbog, und das fröhliche Summen der Winzer rief mich aus den Träumereien zurück.

Da verwandelte es sich schnell in das fröhlichste Aufjauchzen; Agnes kam die Stufen herab, von zwei blühenden Bäuerinnen begleitet; und kaum war sie auf dem Tanzplatz angelangt, so nahm ein Winzer mit schneeweißen Haaren, der fröhlichste von allen, ihre Hand und führte sie zutraulich auf einen Sitz in der Mitte des Platzes. Sie hieß ihn sich zu ihr setzen.

Anfänglich sammelte sich Alles umher, doch zu meinem Glück zogen die raschesten Melodien auf ihren Befehl die Menge wieder zu Paaren auseinander. Da saß ihre liebliche Gestalt wieder unverdeckt vor mir.

Ich ſtand in einem dunklen Winkel, hinter Birken und Buchen, auf deren Wipfeln nur noch etwas Licht war, wie ſtark die Abendſonne auf dem andern Flügel des halben Kreiſes von Bäumen brannte. So hatte ich Agnes nie geſehn. Ein dicker Kranz von Weinlaub hielt ihre Locken feſt, mit welchen der Abendwind ſpielte; im leichten, ſchneeweißem Kleide war die ſchlanke Geſtalt wie aus der Götterwelt, wo die Unſterblichen die Freudenfeſte der Sterblichen beſuchten. Ich hatte gewähnt, meine Phantaſie und Beobachtung habe endlich alle Erſcheinungen erſchöpft, worin meine Liebe ſie wahrnehmen könnte, und nun war ſie mir wieder ganz neu, nun mußte ich mich gewöhnen, auch die Sagen der Alten mit ihr vereint zu denken.

Auf ſie zueilen, ſie überraſchen, das fühlte ich wohl, ginge nicht, das wagte ich nicht, ohne zu wiſſen, warum ich es nicht wage. Ich ging unbemerkt nach dem Seitenflügel, und trug einem der Dieners

ſchaft auf, ihr zu melden, ein Bekannter aus der Reſidenz ſei zum Beſuch eingetroffen, und folgte ihm faſt auf den Fuß. Kaum hatte Agnes ſeine Botſchaft gehört, ſah ich ſie erglühn, raſch aufſtehn, ihre Augen ſuchten mich, ſahen mich mit einem unausſprechlichen Blick, und plötzlich war ſie wieder gefaßt, ging mir ein wenig mit nur höflichem Anſtand entgegen.

Ich mußte ſogleich Theil nehmen an der allgemeinen Freude. Sie beſchäftigte ſich nicht mit mir beſonders, ich ſchien gekommen zu ſeyn, um ſie als Wirthin zu unterſtützen. Doch welche Augenblicke, ſchwer von dem Glück der Liebe und des Wiederſehns, riſſen ſich immer gedrängter von der allgemeinen Freude los!

Einzelne Blicke, einzelne Laute, flüchtige Anſpielungen auf die Vergangenheit, nur von uns verſtandne Andeutungen auf die Zukunft, unbemerktes Streifen ihrer Hände bei einem wirthlichen Geſchäft, einer Freundlichkeit gegen die Gäſte, jede

ihrer Bewegungen, die mir so wohl bekannt und so neu waren, jede Regung der blühenden Lippen, die bei solchem Wiedersehn unberührt bleiben mußten, ihr Busen, dessen Fülle von Liebe und schwellender Sehnsucht das ländliche Gewand nicht mehr halten konnte, wie soll ich alles Einzelne nennen, eine Vorstellung von meinem Zustande zu geben? Nun wünschte ich, das Fest mögte ewig dauern, und nun verwünschte ich Alles, um endlich allein mit der Geliebten zu seyn.

Als der Mond aufgegangen war, gab sie dem alten Winzer ein Zeichen, und gleich nachher brach die Musik auf, zog unter die Bäume hinein, ihr folgten die Paare, die Einzelnen, kleine Volksgruppen unter den mannigfaltigsten freudigen Tönen.

Plötzlich war es stille auf dem Platz vor dem Hause, und der Jubel, der hier entstanden war, klang immer ferner und ferner. So lange die Weinlese währt, sagte Agnes, veranstalte ich ihnen am Ende der

Woche ein Fest, im Grunde nur eine Vereinigung der kleinen fröhlichen Scenen, welche sie mir alle Abende während der Weinlese geben. Du hast mich, setzte sie leiser hinzu, als Wirthin überrascht, und noch mein Haus nicht gesehen.

Sie rief einen Bedienten zu leuchten, der mit den Kerzen schon unter der Halle wartete, nahm traulich meinen Arm, mit dem herrlichsten Gefühl von Befriedigung ging ich mit ihr die Stufen hinauf zu ihrer Heimath.

Alles war hier in einem ungleich größeren Styl, als ihre Wohnung bei dem Oheim, und Alles verstärkte mir den Eindruck, welchen sie mir selbst machte. Die Freiheit und Selbstständigkeit ihrer Seele war hier äußerlich ausgeprägt, der ganzen Umgebung aufgedrückt.

Ich war nicht nur ehrfurchtsvoll, sondern mir so wenig selbst überlassen, so wenig dreist gegen die Geliebte, daß mich keine Er-

innerung unſerer Abende, unſerer Nächte, auch nur flüchtig ermuthigte.

Sie führte mich ſogleich an den offenen Flügel eines Fenſters nach der hinteren Gegend zu. Mich erſchreckten faſt die Trümmer, wie ſie ſo nah im Mondlicht ſo rieſenhaft und vertraulich, als gehörten ſie zu uns, herabblickten.

Sie neigte ſich etwas vorwärts, als wollte ſie mein Auge führen, und indem ich ihr nach ſeitwärts ſah, ſchlug mir ein unnennbares Gefluthe von Glanz und Licht entgegen. Bis dahin verſteckt, nahm der Strom dort eine neue Richtung und eilte mit den lebendigſten Wellen ſo weit hinab, ohne ſich durch Schlängeln zu ſäumen, daß das Auge nicht das Ende ſeiner Wendung erreichte.

Von manchen Trümmern dehnte ſich ein Schatten an ſein Ufer, wie die Vorzeit ſelbſt. Mich überwältigte die Erinnerung an mein erſtes inniges Geſpräch mit Agnes, wir beugten uns unwillkührlich zurück, ſie

lag in meinen Armen, an meiner Bruſt. Deine Vorzeit, rief ich aus, iſt meine geworden: die Trümmer den deutſchen Strom hinab, die Volksgeſänge ſind es, die von alten Zeiten hier ſprechen.

Nur einen Augenblick dauerte dieſe innigſte Wonne.

Wir hörten Schritte in den anſtoßenden Zimmern, das Abendeſſen ward angekündigt. Wir redeten wenig bei demſelben, in uns, in unſere Liebe ſtill verſenkt horchten wir auf Geſänge, die fern herüber tönten. Es iſt der Balladenton, ſagte Agnes, und für mich waren ſie Lieder der Vorzeit, was auch ihr Inhalt ſeyn mogte. Sie hob die Abendtafel bald auf, weil es ſpät geworden ſei. Auf dem Lande, ſagte ſie lächelnd im Beiſeyn der Bedienten, iſt kein Schwärmen, als am hellen Tage erlaubt. Mit einer höflichen Verbeugung gegen mich, befahl ſie, mir in meine Zimmer zu leuchten.

Ich ging, und ein Gemach nach dem

andern, ein Gang nach dem andern, trennten mich immer weiter von der Geliebten. Dies däuchte mir wunderlich. „Du bist unter einem Dache mit ihr, und wirst schwerer zu ihr gelangen, als über die Straßen, den Schloßplatz, das Thor hinaus, den Garten hindurch.“

Endlich langte ich in meinen Zimmern an, sie waren auf dem entgegengesetzten Flügel, und ein unbekanntes Labyrinth, durch welches Verschwiegenheit und Liebe unmöglich zur Nacht den Weg finden konnten, hielt mich fern von der Geliebten. Mein Jäger und Kammerdiener wohnten in der Nähe, sonst schien diese ganze Hälfte des Schlosses unbewohnt. Ich untersuchte die mir angewiesene Zimmerreihe, ihre Verzierungen, ihre Meublen, ich wollte schlechterdings hier nicht in der Fremde seyn, irgendwo mußte ich Agnes entdecken: und in einem runden Sallon fand ich Sessel mit wunderschöner Stickerei, worin ich sogleich ihre Phantasie, ihre geliebten Finger

erkannte. Das Sofa ſchien verhüllt zu ſeyn, weil es ſo ſtand, daß das Licht ſtark darauf fallen mußte; ich trete näher hinzu und ſehe ihr Tuch von ſanftgrauen Caches mit den ſeidenen Blumen, ich riß es an mich, meine Lippen; die Stickerei, die es auf dem Sofa beſchirmt hatte, war ebendieſelbe, die es im Stickrahm bedeckte, als ich neben dem Geſchwirr der Aſſemblee in ihrem täglichen Zimmer die wollüſtigſte Stunde verbrachte.

Zufriedner war ich nun, heimathlich auf einmal in der Fremde; doch das Verlangen der Liebe glühte in meinem Herzen. Ich wollte es ſtillen durch den Anblick der Natur, und ward wieder unmuthiger, als ich hier nichts von dem ſah, was ich von ihrem Flügel aus erblickt hatte. Nur fernhin ragten blaue Berge, vor mir dehnte ſich ein Thal mit dem mildeſten Charakter, mancherlei Baumgruppen erkannte ich in ihrer Verſchiedenartigkeit ſelbſt im Mondlicht; kein Laut, als das geſchwätzigſte

Rieſeln von Bächen. Ich war abgeſchloſſen von den Trümmern, von dem Strom, von der Gegend, aus welcher ſein Lauf kam.

Die Nacht verging mir unter unruhigen Bildern und Träumen in einer ſüßen Unbehaglichkeit, doch gegen Morgen ſchlief ich wie in dem ruhigſten Licht ein und begrüßte beim Erwachen den hellen und rings muntern Tag, der ſich ſchon ganz aus den Herbſtdüften losgewunden hatte, mit einer ſo heiteren Seele, wie der durchſichtige Herbſthimmel ſelbſt, mit ſeinem gediegenen Glanze.

Im Sallon fielen die Sonnenſtrahlen neben dem Sofa auf einen zierlichen Schrank, als wollten ſie mich aufmerkſam machen, daß ich ihn zur Nacht überſehn hätte. Ich öffnete ihn, und fand die wohlbekannten Dichter, durch welche Agnes ſo oft und ſo zärtlich zu mir geſprochen hatte. Begierig ſuchte ich nach allen Stellen der Art; da lagen Blumen, Aehren, Blätter,

ſo wie Frühling und Sommer vorgerückt waren, hie und da bezeichnend zerſtreut, ſelbſt an den Herbſt erinnerten einige, und faſt noch friſche Blätter ſchienen zu verrathen, daß bis zu dem Tage meiner Ankunft dieſe Bücher in ihren Händen waren.

So beſchäftigt fand ich gleichwohl, daß es gar zu lange daure, bis ich zum Frühſtück mit ihr eingeladen würde. Endlich geſchah's, ich eilte dem Bedienten, der mich den Weg führen ſollte, vorauf, und er rief mich ein paarmal von einer unrechten Thüre zurück. Mein Herz bebte, wie wenn ich ihrer Liebe noch nicht gewiß wäre, als die Thüre zu dem Saal aufging, wo ſie ſeyn ſollte.

Selbſt in ihr habe ich nie eine ſolche Friſche wieder geſehn, wie dieſen Morgen. Wie könnte ich ſie mit Roſen im Morgenthau vergleichen, mit irgend etwas, das ſie nicht ſelbſt war?

Keine Diener beläſtigten wie am Abend durch ihre dauernde Gegenwart. Ich danke

Dir, ſagte ſie, daß Du geſtern vor meinen Winzerinnen mich nicht ohne alle Vorbereitung überraſchteſt. Du weißt, wie frei ich über Meinung und Gerede des Stadtvolkes wegging. Hier aber, mein Freund, hange ich von der Meinung meiner Landsleute ab; thue ich etwas, das unrecht ſcheinet, ſo thun ſie etwas Unrechtes.

So ſehr ich ſie darum ehrte, entgegnete ich: Agnes, wie gedenkſt Du Dein Versprechen zu halten? Haſt Du den erſten vollblühenden Frühlingsmorgen vergeſſen, als Du den Ungeſtümen von Dir triebeſt?

Schweig, Geliebter, rief ſie, jeder Zeitpunkt des Lebens hat ſein Recht, und die Liebe behält ihr Recht gegen jeden. Doch laß uns nichts mit Gewalt verſuchen, hier bin ich nur durch die unbeſcholtenſte Sitte etwas.

So wird auch das Erſehnteſte, das wir uns mit der genaueſten Sicherheit ausmalten, ganz anders, wie die Bilder waren. Am fernſten lag meinen Vorſtellungen von

u:em Landleben Feier und Brauch der Ki:che, und nun beim Frühſtück ſagte Agnes unerwartet: Du bedenkſt wohl nicht, daß heute Sonntag iſt? und noch lächelnder fügte ſie hinzu: Du biſt gewiß Katholik? und hier iſt man Calviniſt. Wir müſſen uns aufmachen, es iſt Zeit, kleide Dich geſchwind an, wir fahren zuſammen in die Kirche. Ich wollte in Lachen ausbrechen, doch ſie wiederholte haſtig mit freundlichem Ernſt: geſchwind, daß wir ja nicht den Anfang des Gottesdienſtes verſäumen. Was war zu thun? Als ich neben ihr im Wagen ſaß, dachte ich nichts, als wie ſchön ſie ſei.

An den Abbés merkte man einige Bewegung, und der Geſandſchaftsrath rollte verlegen ein paar groß runde Augen, wie er pflegte, wenn er ſich eines Andern ſchämte und es verbergen wollte. Marquis, ſagte einer der geiſtlichen Herren, von Diplomatie und Liebe begann Ihre Erzählung, und wie meiſterhaft fuhr hier unſer Freund in dem Geiſte fort; wollen

Sie endigen mit Kleriſei und Liebe? wahrhaftig, ſo muß er mit ſeiner Herzensdame an den Traualtar.

Spöttiſch und muthig blickte der Marquis und ſagte: warten Sie nur, mit der Kleriſei iſt es nicht genug! und ich hörte ihn mit Herzensfreude weiter reden.

Agnes trat mit einem ſo feſten, frommen Geſicht in die Kirche, daß ich zum erſtenmal fromm wurde. Durch mein Leben war ich gewöhnt, die kirchliche Feier wie jedes andere Ceremoniel zu nehmen, ich hatte mich um nichts dabei, als um die Art der Repräſentation bekümmert. Für Gott und das Univerſum hatte ich meine Philoſophie, womit ich ausreichte in Zerſtreuung des Weltlebens. Selbſt der Schwung ſchöner Kirchenmuſik, wie ſehr er mich rührte, brachte mir nicht den ſchwächſten Anklang von Frömmigkeit. Vom proteſtantiſchen Gottesdienſt hatte ich gar keine Vorſtellung, als daß er das traurigſte, nüchternſte Ceremoniel ſei.

So ſitze ich reuiger Sünder neben Agnes in dem Kirchenſtuhl, von der frommen Gemeinde wie ein Bekannter und Glaubensgenoß angeſehn, viele der hübſchen Geſichter, die ich geſtern beim Tanze ſah, nickten mir ein freundliches Willkommen. Nur ſobald Orgel und Geſang anhuben, hatte jedes den Ausdruck einer Madonna.

Ich ward immer frömmer und frömmer, doch weiß ich nicht, ob es ein heiliger Schauer war, der mich rührte, wenn ſich Agnes zu mir neigte, mich irgend worüber zu bedeuten. Ernſthaft, mit Theilnahme hörte ich der einfachen Predigt zu, und pries die Menſchen glücklich, die ſo verſtändig und ſo vertrauensvoll mit Gott zu ſprechen wüßten, wiewohl mein Univerſum mir dabei ſeltſam im Kopf herumging.

Als der Gottesdienſt geendet war und Agnes unter vielerlei freundlichen Reden mit den Nebengehenden, Umherſtehenden

in den Wagen ſtieg, befahl ſie gegen den Strom hin zu fahren. Du mußt, ſagte ſie mir italieniſch, einen Blick auf meine Lieblingsanlagen thun. Jetzt ſiehſt Du nur gelbes und röthliches Laub, und alles hat ſo ſchön geblüht durch unſre Liebe. Das ſüßeſte Gekoſe entſtand nun in der Sprache meines Vaterlandes, und indem unſere Rede die höchſten Freuden der Zärtlichkeit ausdrückte, durfte ich nur verſtohlen mit dem Arm den ſchönen Leib berühren, deſſen Wonnen ich ſo innig kannte.

Pfeilſchnell flog der Wagen dahin unter dem hellſten Himmel, durch die erquickendſte Luft, an den erſten Abhang der Anlagen, die zu den Trümmern hinaufführten. Wir ſtiegen nur auf Augenblicke aus, ich erkannte Alles, wie ihr erſter Brief es geſchildert, und wie ihre Idee die Gegend verändert haben mußte.

Nun wieder in den Wagen, rief ſie, als ich mich genauer umſehn wollte; wir müſſen noch dort um den weiten Vorſprung

des Berges, nur einen Blick auf den Strom auf der Wieſe, unter den Büſchen, die von ihm getränkt werden, man wird da ſogleich mehr Freund mit ihm, als wenn man von oben und fern auf ihn hinabſchaut.

So geſchah's zu meinem Entzücken; wo ſie mit mir ſtand, mit mir ging, war mir heimathlich zu Muthe. Dann trieb ſie wieder vorwärts. Ich muß zu Hauſe ſeyn, wenn unſre Gäſte kommen, ſagte ſie. Die ſind? — Der Paſtor nebſt Frau, nebſt zwei Nichten, nebſt fünf Kindern. Ich mußte ein langes betrübtes Geſicht machen, denn ſie lachte laut auf.

Das ſei vermaladeit! riefen die Abbés und ſprangen beide zugleich auf, da ſehe man den proteſtantiſchen Glauben. Wäre Ihre Gräfin rechtgläubig, ſo wären zwei Geiſtliche, wie wir, vielleicht wir ſelbſt, der Gaſt geweſen, und, Marquis, glauben Sie, die alte Agnes wäre die Wirthin.

Fünf Kinder! die vermaladeite Prieſterehe! Und die Nichten?

Blühende Geſichtchen, gleich den ſchönſten Aepfeln, alles derb und rund, und ſich einander ſo ähnlich, wie unſre geiſtlichen Freunde.

Die Abbés ſprangen ſchnell auf ihre Sitze zurück, und dies eine Mal habe ich den Geſandſchaftsrath über den Anſtand hinaus lachen hören.

Und wir hatten, fuhr der Marquis fort, ein geiſtvolles Mittagsmahl. Der Prediger war unterrichtet, ſprach ein ſanftes, helles Deutſch, was man in Deutſchland nicht oft hören ſoll, und weil Agnes am liebſten von Zügen aus ſeiner Gemeinde hörte, theilte er uns Beobachtungen, Bemerkungen mit, welche mir ganz neu waren, mir ſogar den Eindruck machten, alles habe der Sinn des Pfarrers zu der neuen Haltung von Agnes beigetragen. Seine beſcheidene Hausfrau miſchte ſich nur ein, wenn ſie ſeinen Erzählungen ir-

gend einen Zug hinzuzusetzen wußte; unbelebt blieben die Nichten, bis etwas Lächerliches erzählt wurde. Dann stießen sie sich unvermerkt an, sahen sich an, Spott und Lächeln in allen Gesichtszügen, wiederum das leibhaftige Ebenbild unsrer Abbés. Natürlich war ich galanter gegen sie, und erzählte ihnen, so wie der Prediger oder Agnes schwiegen, eine Lustigkeit, daß sie sich zuletzt nicht mehr halten konnten, selbst anfingen komische Dinge zu erzählen, und wirklich allerliebst.

Hatte ich den Marquis lieber gewonnen, als ich zuerst nordische Empfindsamkeit an ihm entdeckte, so stieg er jetzt noch viel höher in meiner Gunst, wie er dieses unschuldige Leben, den frommen Gottesdienst der Landleute, die neuen Tugenden der Geliebten so innig aufnahm.

Der Abend, sprach er weiter, wenigstens ein paar Stunden des Abends glichen durchaus unsren alten Freuden. Wir brachten Bücher zusammen, die Unterhal-

tung durch Leſen durfte Niemand ſtören, es konnte keinen Argwohn veranlaſſen, wenn dann alle Dienerſchaft entfernt gehalten wurde.

Wir machten zum Geſetz, daß wir Alles von den Dichtern wieder genießen wollten, was wir während unſrer Trennung einzeln genoſſen hatten, wir rechneten dabei auf ein langes Zuſammenſeyn; denn, wie dieſen Abend, mogte es immer gehn. Geſpräch und Gekoſe und die Traulichkeiten der Liebe ließen ſelten einen Ton der Dichter aufkommen. Agnes war unerſchöpflich an Holdſeligkeit und Muthwillen, und ich konnte es nicht einmal dahin bringen, daß es zu einer ernſthaften Unterhaltung über die Fürſtin gekommen wäre.

Was will die von mir? ſagte ſie lachend, um meine beiden Verehrer Krieg mit mir haben? Du weißt wohl nicht einmal, daß mein Fürſt ehemals heftig in ſie verliebt geweſen iſt, ſie ihm auch nicht abgeneigt, und irgend eine dumme Politik hat dieſe

beiden ſtarren Naturen auseinander gehalten und jede mit einer ſchwächlichen Empfindſamkeit verehlicht.

Am folgenden Morgen, ſo hatte ich mir vorgenommen, wollte ich mich früh aufmachen und in der Gegend umherſchwärmen, um nach und nach alle heimliche Schönheit kennen zu lernen; mich ahndete wohl, daß Agnes ſie nicht ohne Begleitung mit mir durchſchwärmen werde. Allein zu meiner Verwunderung war es im Schloſſe ſchon wach, als ich erwachte, ein fröhliches Treiben und Rufen erinnerte an beginnende Arbeit, und Agnes kündigte mir an, als ich zum Frühſtück gerufen war, daß ich an den wirklichen Geſchäften und Zerſtreuungen, die während der Weinleſe täglich mehr drängten, emſig Theil nehmen müßte.

Wie entzückte mich dieſe Theilnahme, ſobald auch ſie gegenwärtig war; aber grauſam genug ſchickte ſie mich bisweilen fort mit einem Auftrag an entfern-

tere Winzer, ich merkte wohl, alsdann, wenn ihre Anwesenheit irgend in der wirklichen Obhut da nöthig war, wo ich sie schicklicher nicht begleitete. Unaussprechlich reizend war sie, wenn sie in der Vorhalle saß, umgeben von zierlich geflochtenen Körben, hieher und dorther Winzerinnen kamen und ausgezeichnet schöne Trauben brachten, die gefunden waren. Hochgeschürzt die runden weißen Arme, ein Messer vom blankſten Stahl in der Hand, wählte ſie wieder die schönſten aus der Fülle der Trauben, aus welchen der Wein quillen ſollte, der ſich durch eigne Schwere und Reife ergoß, ohne von der Kelter zu wiſſen. Wenn dieſe Trauben auf das Stroh gelagert wurden, verwandte ſie kein Auge davon, die übrigen wies ſie dieſer und jener Schäffnerin an, zu vielerlei Sorten von Weinen, deren Namen ich nicht einmal behielt. Sie aber erinnerte an die Regeln der Behandlung eines jeden, und empfahl jeglichen ſo ſorgſam, daß man fühlte, wie wehe es ihr

that, die heitere Gabe der Natur durch Menſchenhand verwahrloſet zu ſehen.

So waren drei glückliche Tage in ländlichem Geſchäft und Liebe vergangen, und wir hatten noch keinen weiteren Ausflug gemacht, ſelbſt die Trümmer oben noch nicht beſucht. Doch Agnes wollte, daß ich die überhaupt nicht ſehen ſollte, nicht früher, als im künftigen Sommer, wann ſie wieder mit blühenden Roſen ausgefüllt wären: durch alle diplomatiſche Hinderniſſe zu brechen, und dann bei ihr zu ſeyn, mußte ich ihr auf das förmlichſte verheißen.

Sie betrachtete mich oft mit einer ſolchen Befriedigung und ſichern Heiterkeit, als würden wir uns nie wieder trennen, und aus einzelnen Zügen errieth ich, wiewohl ſie es nie ausſprach, daß ſie hoffe, im Zauber des häuslichen Lebens ſollten jene Grundſätze einſchlummern, die mich von ihr ſchieden, und ihr für Grillen galten.

Auch sagte ich mir selbst, nicht ohne Seufzen, zur Nacht auf dem einsamen Lager und wenn ich am Morgen sehnsuchtsvoll die Arme nach ihr ausstreckte: wärest du nun ihr Gemahl, welches Leben der herrlichsten Erfüllung! Aber wenn mein Blick auf die reichen Besitzungen hinausfiel, wenn ich die überschwänglichen Vorräthe aller Art sah, die aus ihren Gütern zuströmten: so empfand ich tief, daß ich nicht frei, und ohne Freiheit wird Alles eitel, von dieser Fülle genießen könnte, wenn ich nicht zu eignem ähnlichen Reichthum die Geliebte zu führen vermögte, wenigstens nicht selbstständig durch eigne Habe wäre.

Vielleicht, schmeichelte ich mir, erlaubt sie dir wenigstens die Wintermonate in diplomatischen Dienst zuzubringen, wenn dir gelingt, für den Sommer stets frei zu seyn; und wie sollte das nicht bei dem Ansehn, in welchem du jetzt bei deinem Hofe stehst?

Wir überließen beide unſre geheimen Gedanken der ſtillen Entwickelung, als ſie plötzlich von den unerwartetſten Erſcheinungen durchkreuzt, von gewaltſamen Auflöſungen bedrängt wurden.

Ich hatte mich nach dem Mittagsmahl kaum in meine Zimmer zurückgezogen, ſo ließ mich Agnes ſchon wieder rufen. In zwei Stunden, rief ſie, iſt Deine Fürſtin hier. Wie? ſtotterte ich, und weiß ſie, daß ich hier bin? Sie hat es mir nicht ſagen laſſen, lachte Agnes. Eine Reiſe zu ihrer Tante führte ſie in der Nähe vorbei, ſie ſei ſo bezaubert von der romantiſchen Schönheit der Gegend, welche der Ruf noch nicht genug preiſe, daß ſie mich bitte, ſie auf einen Tag bei mir aufzunehmen. Wer brachte die Botſchaft? fragte ich haſtig. Ein Hofjunker, der ſeiner Gebieterin ſogleich wieder entgegenfuhr. Du biſt ſo träumend? geſchwind, Du mußt Dich umkleiden und Deiner Gebieterin auch entgegen.

Dieſer Ausdruck, dieſe Zumuthung ſetz-

ten mich in Feuer und Flammen. Iſt es nicht genug, rief ich aus, daß ſie mich den ganzen Sommer gequält hat, daß ſie mir nicht den Frieden ließ, mit Deinem lieben Bilde, mit der Abweſenden zu ſeyn? was will ſie von mir, was begehrt ſie von Deiner Gegenwart? Hindern ſoll ſie mich hier wahrlich nicht, meine Liebe ſoll ſich frei ergießen, ich will keine Rückſicht mehr nehmen; und wenn ich mich vor der beſchränkten Unſchuld Deiner Bäuerinnen bezwungen habe, ſie ſoll meine Leidenſchaft in der ganzen Stärke ſehn. Vor ihr will ich gefliſſentlich meine volle Seligkeit ausbreiten, um welche ſie mich bringen wollte, welche die Thörin wähnte geben zu können.

Agnes ſank mit Thränen an meine Bruſt. Ich drückte ſie heftig an mich und ſagte bitter: jetzt bin ich frei, kein Diplomatiker! und ſetzte ſachter hinzu: jetzt wenigſtens nicht — und die Geliebte ſah mir freudig ins Geſicht, drohte und wie-

derholte dann bedenklich: jetzt wenigstens nicht —

Sie empfangen will und kann ich nicht, fuhr ich fort, indem ich sie losließ, beleidigen will ich sie auch nicht, ich gehe sogleich auf die Jagd und komme vor Abend nicht zurück.

Aber in dieser Wildheit? lächelte Agnes, laß es mein armes Wild nicht zu sehr entgelten. Werde ich Dich also bei der Fürstin melden müssen?

Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß ich keinen Sperling noch Hasen schoß. Nur nach einem Standpunkte suchte ich, von welchem man die Landstraße übersehen könnte. So leicht mir war, bei Ankunft der Fürstin vom Hause weg zu seyn, hatte ich zugleich die größte Ungeduld wieder zurückzukommen.

Vielerlei Vermuthungen gingen mir durch den Kopf, warum die Fürstin diesen Besuch mache? Daß sie von meiner Anwesenheit wisse, da sie von meiner Liebe

nichts wußte, schien mir unglaublich; am wahrscheinlichsten blieb, daß die Neugier sie herführe, die vermeinte Braut ihres Vetters zu sehn, und ihres alten Liebhabers, wie ich von Agnes wußte. Jetzt erst fiel mir ein, ob eine so stolze Frau, die wirklich auch den Ahnenstolz im höchsten Grade besaß, und eine auf Liebe, die einmal ihr angehört, so eifersüchtige Frau, eine Vermählung des Fürsten mit Agnes so ganz unbefangen für keine Mißheirath nehmen würde. Daß sie dies ohne Anlaß versicherte, kam mir nun verdächtig vor, ließ mich sogar fürchten, ob sie von meiner Verbindung mit Agnes etwas wisse? In welcher Absicht kam sie dann hieher?

Der Boden brannte mir unter den Füßen, ich mußte hin, ich mußte mich sogleich als Augenzeuge darüber aufklären. Aber die Fürstin war noch nicht da? In dem Augenblick steigt von der Landstraße ein mächtiger Staub auf, ein Wagen mit vielen Rossen wirbelt sich mit ihm fort,

andere traben nach; und ich wandte mich, um nicht zu ſpät nach der Fürſtin hinzukommen.

Immer langſamer ging ich vorwärts, wieder beſorgt zu früh anzulangen, und ſchlug unwillkührlich Pfade ein, die mich gegenüber jener Anhöhe führten, wo ich den erſten Abend in das Thal herabkam, und mich ſeitwärts nach den Trümmern hinwandte. Wollte ich nun nicht Umwege machen, ſo mußte ich von derſelben Seite wie damals bei dem Schloſſe ankommen.

Ich gehe näher und näher, keine ſanfte Muſik tönt mir entgegen, widerlich ſchallt einzelnes Rufen von Kutſchern und Vorreitern. In dem Gebüſche keine wandelnden Paare, die Hoflivree ſchimmerte hie und da durch das Strauchwerk. An dieſem Orte konnte mir kein Anblick ekelhafter ſeyn.

Wie ich ganz nahe war, fiel mir ein, daß ich Agnes von meiner Nähe benachrichtigen könnte, und ich ſchoß mein Jagd-

gewehr ab. Athemlos kam mir mein Jäger entgegen, um mir die Ankunft der Fürstin zu melden. Ich befahl ihm laut, daß der Kammerdiener mich umkleiden solle, und eilte heftig nach meinen Zimmern, ohne das Hofgesindel anzusehn. Agnes hatte mich schon eingeladen; ich ging, während des Ankleidens völlig gesammelt, und entschlossen, der Fürstin nicht die geringste Blöße zu geben, und hinter ihre Absicht zu kommen.

Sie empfing mich mit dem leichtesten Ton. Darf ein Politiker so laut schießen? war ihre erste Frage; und vor allen, wenn er als ländlicher Eremit verborgen seyn will? Aber es geht mir wie Ihnen, aus dieser Gegend konnte ich nicht wegkommen. Und da findet man eine Wirthin — Sie nahm freundlich Agnes Hand und sah sie mit Wohlgefallen an.

Mir wurde leicht und heiter, und ich hätte der Fürstin wohl zutrauen sollen, daß soviel Geist, Anmuth und Liebenswür-

digkeit den günſtigſten Eindruck auf ſie machen würden, mit welcher Stimmung und Abſicht ſie gekommen ſeyn mogte. Ueberhaupt hatte ſie den Zug in ſich, irre ich nicht, ſo habe ich vergeſſen ihn zu erwähnen, daß ſie trotz der Härte und Herrſchſucht in ihrem Charakter ſich durch Eigennutz und Leidenſchaft nicht verleiten ließ, den Vorzügen Andrer Gerechtigkeit zu verſagen. Hier nun gar, dies beobachtete ich in der erſten halben Stunde, war ſie nicht blos gerührt von den herrlichſten weiblichen Vorzügen, ſondern ſie hatte auch in Agnes das harmoniſche Element gefunden, um welches ihre ſchroffere Natur vergebens bemüht war, warum allein ſie, ohne es zu wiſſen, ein immerwährendes Mißbehagen empfand.

Es wollte ſich nicht ſchicklich fügen, daß ich dieſen Abend Agnes unter vier Augen ſprach, und ſo erfuhr ich nicht, ob die Fürſtin von meiner Anweſenheit ſchon gewußt, oder mit welchem Geſicht,

mit welchen Aeußerungen ſie die Nachricht davon aufgenommen hatte. In unſrer langen, lebhaften Unterhaltung verrieth ſie nichts; doch konnte ich es nur für geſellſchaftliche Feinheit halten, daß ſie weder auf die Vermählung der Gräfin mit dem Fürſten, noch auf ein Verhältniß zwiſchen uns anſpielte.

Am andern Morgen, da ich mich anſchickte, in ihrem Vorzimmer anzufragen, ward mein Frühſtück in meine Zimmer gebracht, es hieß, die Fürſtin und die Gräfin frühſtückten zuſammen, auch ohne die Hoffräulein. Ich mußte mich darin ergeben, und wartete ziemlich mürriſch, wie ſich der Tag weiter entwickeln ſolle. Nach einer Weile ließ mich die Fürſtin rufen, ſie war ſchon wieder allein.

Wenige flüchtige Worte waren gewechſelt, ſo ſagte ſie: Marquis, Sie kennen die Gräfin ſchon längere Zeit, und konnten von ſolchen Vorzügen nicht ungerührt ſeyn. Warum haben Sie ihrer nie gegen

mich gedacht? Da hätte ich geeilt, ſie früher kennen zu lernen, hätte nicht gewartet, bis ein glückliches Ungefähr — doch nicht ein Ungefähr, mit Abſicht bin ich hierher gekommen. Ich war begierig, die Dame zu ſehen, welche mein Vetter in unſre Familie zu erheben gedenkt.

Auf dieſe Wendung war ich nicht gefaßt, wiewohl ich ſie zuerſt hätte erwarten ſollen. Der Eindruck, daß Jemand Agnes anſah als entſchieden nicht mein Gut, war mir ſo ſchmerzlich, als hätte ich ihn zum erſtenmal, und doch hatte ich ebendieſelbe Anſicht von ſovielen Zungen, von einem ganzen Publikum ſo häufig, ja von der Fürſtin ſelbſt ſchon einmal hören müſſen.

Sie blickte mich ſcharf an bei den letzten Worten. Mich verdroß überdies, daß irgend Jemand in der Welt ſich herausnahm, Agnes abſichtlich, gleichſam prüfend ſchauen zu wollen, und ich erwiederte ziemlich froſtig: der Anblick der Gräfin entſchuldige mich hinreichend, daß ich ſie Per-

sonen, die sie nicht gesehn, nicht hätte beschreiben wollen; ich wüßte, daß der Vetter der Fürstin auf den Glanz seiner fürstlichen Ahnen viel gäbe, aber mir schiene, daß unsre liebenswürdige Wirthin gar zu lebendig für einen publicistischen Maaßstab sei.

Wie diese Worte heraus waren, freute ich mich, daß ich weder über das Verhältniß des Fürsten, noch das meinige zu Agnes, auch nur eine Spur von meinem Innern verrathen habe, und setzte freundlicher hinzu, ich könnte der Absicht, warum die Fürstin den kleinen Umweg gemacht habe, es nicht genug danken, daß ich Augenzeuge von der ersten Freude zwei solcher Frauen an einander wäre.

Diese Wendung nahm ich ohne Falschheit. Mir hatte am vorigen Abend geschienen, daß Agnes nicht nur mit ihrer gewöhnlichen reinen Güte die wirklichen Vorzüge der Fürstin sehr hoch und mit Neigung aufnahm, sondern auch eine höhere Idee

davon faßte, als billig, wenigſtens, als mir lieb war. Mir däuchte, ſie ſtellte ſich ſelbſt etwas im Schatten gegen dieſelbe, und das war mir unerträglich.

Betrogen hatte ich mich nicht, das erfuhr ich ſogleich, wie mich die Fürſtin entließ. Ich meldete mich bei Agnes und traf ſie allein. Sie ſprach mit vielem Feuer über die Trefflichkeit der Fürſtin, meinte, daß meine Schilderung von ihr nicht billig geweſen ſei. Ich beſtritt es nicht, ſondern wiederholte nur das wahre Wort über dieſelbe, welches ſie ſelbſt geſchrieben hatte.

Sie lebt mehr ſich ſelbſt als Du denkſt, entgegnete Agnes mit ihrem leichten, uns nachahmlichen Aufziehn der Augenbraunen; und wie ſollte ſie nicht, bei dem feſten Takt ihrer Gefühle, ihrer Gedanken, den ich nicht genug bewundern kann.

Ich nahm lächelnd ihre Hand mit den Worten: weil ſie den unwandelbaren Takt hat, entſteht ihr das Herrlichſte und

Schönste in Dir: überschätze ihn nicht, weil er Dir fehlen muß.

Allein ich drang heute nicht durch; daß die Neigung der Fürstin mich wenig gerührt hatte, schien ihr die Geliebte vergütigen zu wollen, und seltsam genug sah ich eine kleine Verschwörung gegen mich anheben, von welcher ich mir nie hätte träumen lassen.

Ich war noch bei ihr, als eine Stafette von ihrem Oheim kam. Sie las und lachte: wer weiß, was wir hier noch erleben! rief sie aus. Der Oheim ist außer sich, das Projekt seiner Vermählung des Fürsten sei nahe daran zu scheitern, und nichts, behauptet er, wäre Schuld, als unser verrücktes Liebeswesen. — „Ich hätte mein Werk gekrönt, meine Meisterschaft in der Politik, das ganze Land jubelte über die fürstliche Braut, ich wäre die Bewundrung aller Menschen, legte als Wohlthäter der fürstlichen Familie, ja Wohlthäter der fürstlichen Familie! das Staatsruder aus den

Händen, wenn nicht zwei sonst ganz gescheute Leute die Verrücktheit hätten, sich mit Ach und Weh über die Trennung das Herz zu zerknirschen, da sie warm nebeneinander sitzen könnten." — Agnes berichtete mir dann weiter aus dem Briefe, daß vorgestern der Fürst wüthend gegen den Oheim erklärt habe, er wolle sich schlechterdings mit ihr vermählen, wenigstens, ohne ihr Urtheil gehört zu haben, an keine weitere Betreibung seiner Vermählung mit der Prinzessin denken. Da folgen allerlei Dinge, die ich auf das angekündigte fürstliche Schreiben antworten soll, sagte Agnes, indem sie den Brief zusammendrückte. Und nun Geliebter, arbeiten wir wieder ein diplomatisches Actenstück zusammen? Du hilfst mir doch bei der Antwort? Nun keine Conferenz weiter. Ich muß mit der Fürstin und ihren Hoffräulein ausfahren, zu Mittag sehen wir uns wieder, sei so liebenswürdig, wie gestern Abend.

Ich war nicht auf dem Wege zur Lie-

benswürdigkeit, der Fürſt war mir zu hartnäckig in ſeiner Bewerbung, und ſie ſchien mir wieder furchtbarer, ſeitdem die Fürſtin der Geliebten ſo nahe ſtand. Verdrießlich ſtellte ich mich an's Fenſter, die Damen einſteigen zu ſehn. Sie waren alle vier ſchneeweiß gekleidet, der offene Wagen flog mit ihnen fort, hin und wieder an den Höhen ſah ich ihn wieder im Gebüſch; wie das flüchtigſte weiße Wölkchen entfernten ſich die Frauen immer ſchneller. Der Anblick hatte gewiß nichts Trauriges, und gleichwohl faßte ich allerlei Grillen, als ſähe ich dort ein Sinnbild meines flüchtigen Glückes. Unmuthig über dieſe Grillenfängerei ſetzte ich mich zu Pferde und flog auch in das Weite hinaus. Meine Streiferei brachte mich ein paarmal in die Nähe des Wagens; dann vermied ich ihn abſichtlich, überließ mich aber wirklich mit Fleiß den heiterſten Eindrücken der Natur; ich wollte zum Mittag liebenswürdig ſeyn, wie Agnes befohlen hatte.

Es mogte mir gelingen. Die Fürstin suchte ihren Geist auf das blendendste zu zeigen, und war so liebenswürdig, wie ihr möglich; Agnes fand sie bewundernswürdig, und nahm das Beste, was ich vorzubringen wußte, mit geringerem Beifall auf. Sie selbst vergeudete fast geniale Gedanken und Empfindungen, wie es ihr ging, wenn sie sich einer gewissen Hingebung überließ, und erschien so prächtig in ihrem natürlichen Reichthum, daß mich nur ein ganz leiser Verdruß über ihr Hinneigen zur Fürstin verwandelte.

Um ihn schnell zu unterdrücken, nicht spüren zu lassen, warf ich meine Laune auf eine der Hoffräulein, eben die, welche die altdeutsche Ritterdame spielte. Die bizarrsten Vorstellungen und Einfälle über das Mittelalter folgten Schlag auf Schlag, und die Fürstin setzte dem armen Fräulein auch zu, schien es nicht vergessen zu haben, daß ihr Gemahl in der Zeit seiner Freiheit den ritterlichen Verehrer gegen dieselbe

machte. Zaubermärchen ſpielten dazwiſchen, und die Unterhaltung ſtreifte an Abentheuerlichkeit, als ſie auf einmal gelähmt ward.

Der Kammerdiener von Agnes trat hinter ihren Stuhl und ſagte ihr ein leiſes Wort. Sie bat die Fürſtin um Erlaubniß, ſich auf einen Augenblick entfernen zu dürfen, und kam mit etwas nachdenklicher Miene zurück. Dieſen Nachmittag, ſagte ſie der Fürſtin, wird der Fürſt hier eintreffen. Mein Gemahl doch nicht? fuhr dieſe lebhaft auf, ſammelte ſich ſogleich und ſagte: ich freue mich herzlich, nach ſo langer Zeit meinen Vetter wiederzuſehn.

Agnes wollte mich ſchnell durch einen liebevollen Blick beruhigen, doch ich muß ſehr finſter und heftig ausgeſehn haben; ſie wandte ihn ſcheu und traurig zurück. Die Fürſtin maß uns beide mit ſcharfer, ſpürſamer Miene, wodurch das Uebel ärger ward. Von Verwandlungen und Paladinen kein Laut mehr; wir waren ſelbſt verwandelt, und in der Verſtimmung

hob die Fürſtin zum Glück bald die Tafel auf.

Agnes hatte meine Blicke beim Weggehn verſtanden, und ließ mich bald wieder zu ſich rufen. Sie gab mir das Billet des Fürſten, es war verehrungsvoll, ohne alle Zärtlichkeit, über die wichtigſte Angelegenheit ſeines Glückes wolle er ſie hören, und ihrem Ausſpruch folgen.

Wie konnte ich darüber nur einen Augenblick verdrießlich ſeyn, ſetzte ſie heiter und gefaßt hinzu: laß ihn kommen, die Sache iſt um ſo ſchneller entſchieden. Du haſt mich erſchreckt mit Deiner finſtern Miene. Ich bin ganz Dein, obgleich ich nicht einmal weiß, ob Du mich als ganz Dein hinnehmen willſt. Ich hielt das herrliche Weib lange ſprachlos an meiner Bruſt, wie ſchwer ward mir in dieſem Augenblick, meinen Grundſätzen nicht zu entſagen.

Ihren Flügel, ihre Zimmer, hatte ſie vor der Fürſtin geräumt, und bewohnte nur hintere Zimmer des Mittelgebäudes in

demſelben Stock. Du haſt gehört, ſagte ſie, die Fürſtin wünſcht ihren Vetter auf den morgenden Tag, den ſie hier noch zu bringen will, feſtzuhalten. Er wird Deinen Flügel beziehen müſſen; nimm Du die Zimmer, die mit Deinem runden Sallon zuſammenhangen, hinten hinaus. Nicht wahr, rief ich entzückt, dann trennt die Ausgänge unſeres Zimmer nur der Korridor hinter dem großen Saale? Sie nickte und lächelte.

Um die Stunde, da wir die Ankunft des Fürſten erwarteten, waren wir der Erlaubniß der Fürſtin zufolge bei ihr verſammelt. Sie war über meine unaufhaltſam vorbrechende Fröhlichkeit etwas befremdet, beobachtete auch Agnes; und mit einem durchdringenden Blick, als gemeldet wurde, der Fürſt nahe, und dieſe ſich beurlaubte, ihn zu empfangen. Es war nichts an derſelben wahrzunehmen, als daß ſie das liebliche Geſicht im Hinausgehn faſt ein wenig komiſch zur Feierlichkeit einrichtete.

Mit einer Freundlichkeit, wie ich seinem steifen Ernste kaum zugetraut hätte, führte der Fürst sie herein, und begrüßte die Fürstin mit einem Ausdruck, welcher nicht blos ihrem Range und der Verwandschaft, sondern auch dem früheren Verhältniß zwischen ihnen galt. Er freute sich offenbar herzlich, sie hier zu finden und mogte von ihrer Gegenwart etwas Gutes für seine Anträge bei Agnes ahnen. Indem wollte er den Hoffräulein seine Verbeugung machen und erblickte mich. Ein langer Schatten ging über sein Gesicht, der Verdruß wehte ihm um Mund und Nase, er faßte sich und fragte höflich: im Gefolge meiner Cousine? und ehe ich antwortete, sagte diese: mit nichten, ich fand den Marquis hier. War des Fürsten Gesicht lang gewesen, so war es nun noch länger. So hastig, als brenne ihm das Wort im Munde, stieß er heraus: freilich ist die Gegend hier für freie Geister anlockend.

So standen wir etwas statuenmäßig,

bis die Fürstin ihn und Agnes zum Sitzen einlud. Sie kam sogleich mit dem Anliegen, daß er wenigstens den morgenden Tag hier weilen möge, und da auch Agnes als Wirthin eine verbindliche Miene dazu machte, gab er ungesäumt nach. Ich habe gewiß sehr froh dazu ausgesehn, und ihm ahnete nicht, welchen Liebesdienst er mir durch sein Bleiben leistete. Alle Fügungen, welche dem Glück und der Geliebten näher bringen, sind süß, doch haben sie ihren süßesten Stachel, wenn der Feind und Nebenbuhler sie unbewußt schaffen muß.

Uebrigens zog ihn die Fürstin so ins Gespräch, führte ihn hiehin und dorthin, sie hatten von sovielen vormaligen Dingen zu reden, wovon wir nichts wußten, daß keine eigentliche Gesellschaft entstand. Sie hegten offenbar beide noch sehr viel Theilnahme für einander, und gewiß hätten sie ein stattliches und achtungswerthes fürstliches Paar abgeben können. Wenn sich nur findet, was sich für einander eignet,

so ist mir behaglich zu Muthe, und ich unterhielt den Jägermeister des Fürsten, unsren Hofjunker, die Fräulein, mit ausgelassener Lustigkeit, indem sich Agnes bei den Durchlauchtigen als Hausfrau für kurze Zeit beurlaubt hatte.

So ging alles gut, bis mich eine der Fräulein an's offene Fenster rief: ich sollte schnell kommen, das vorige Jahrhundert fahre in den Hof. Was sah ich? Das große Wappen an beiden Kutschenschlägen, dasselbe große Wappen vorn und hinten verrieth mir viermal, daß die schabigte Arche der Reisewagen des alten Staatsministers sei. Man hielt still, der Kasten schwankte noch eine zeitlang und knarrte, endlich versuchen die herabgesprungenen Bediente ihn zu öffnen, ein Trupp Bauern war dem Wunderdinge gefolgt, ein flinker Kerl sprang hinzu und zog hülfreich die dröhnende Thür auf.

Alles war eingepackt, wie zur strengsten Winterreise, und in einem Pelzrock steigt

mein alter Freund heraus. Heda, rief er, empfängt mich hier Niemand? die Fräulein kicherten, ich wußte nicht, was ich thun sollte, den Saal durfte ich nicht verlassen, und überdies scheute ich sein Auffahren, wenn er mich unten ansichtig würde. Indem er noch einmal schilt, ob ihn Niemand empfange, und auf den Stufen stille steht, springt Agnes mit der allerliebenswürdigsten Eil und Freude zu ihm hinab, küßt seine Hand, und ruft: theuerster Oheim, Sie überraschen uns so, daß wir ja nicht zum Empfang da seyn konnten. Nicht wahr, erwiederte er freundlich, das heiße ich Cäsarsschnelligkeit? Nun, ich komme früh genug? an Ihrem Putze merke ich, meine Witterung hat mich auf die rechte Spur gebracht.

Sehr galant führte er die Nichte hinauf, und die Fräulein legten ihre Gesichter zurecht und fragten, wer der alte Herr sei? Ich antwortete ihnen nicht mehr, sondern zog mich ganz in den Hintergrund,

daß ich ihm nur nicht beim Eintritt sogleich in's Auge fiel.

Agnes trat herein und sagte dem Fürsten, ihr Oheim sei unerwartet angekommen. Der Souverän machte eine finstere, fast zornige Miene, sie aber fuhr ohne zu zagen fort: er ist so im Feuer des Dienstelfers, daß er im Reisekleide augenblicklich hier zu erscheinen wünscht.

Sie ward der weiteren Rede überhoben; denn ohne ein Resultat ihrer Sendung abzuwarten, schoß der Alte pfeilschnell herein, und gerade auf den Fürsten zu. Damit das öffentliche Wesen nicht Gefahr leide, sprach er mit Würde, muß ich mich selbst der Ungnade meines Herrn aussetzen. Ich bin gefolgt, Fußtapfe auf Fußtapfe — Hier gerieth der Fürst in die entsetzlichste Verlegenheit, und schien zu fürchten, was da plötzlich an den Tag kommen könnte. Er nahm den Minister bei der Hand, und unterbrach ihn, indem er ihn der Fürstin vorstellte, als ein unschätzbares Kleinod,

das ihm sein hochseliger Herr Vater hinterlassen habe. Der Graf machte die ceremoniösesten Verbeugungen, und spann mit dem Kopfe nickend lange Redensarten.

Doch als er sich einmal zu sehr seitwärts beugte, ward er mich im Hintergrunde gewahr. Plötzlich stand er kerzengrade, und ich fürchtete, er würde einen kleinen Sprung zurück thun, wie er pflegte, wenn er sich über einen unerwarteten Anblick verwunderte. Doch die Gegenwart der Hoheiten hielt ihn; er fuhr fort, indem er von Zeit zu Zeit einen kleinen drängenden Blick auf mich warf, und ich hörte schon sein: Wart'!

Der Fürst stand wie auf Kohlen, als der Alte nun vortrug, wie sich hier Alles zu einem diplomatischen Congreß anschicke, um ein Meisterwerk der Politik zu vollenden, wozu ein einziger, auch der gewiegteste Staatsmann nicht hinzureichen schiene. Als die Fürstin aufhorchte, versicherte er, daß sie in einer hochwichtigen Familiensache

ſämmtliche fürſtliche Cognaten und Agnaten repräſentiren könne, zumal da ſie einen Beiſtand in ihrem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten mitgebracht hätte.

Weil die Fürſtin merkte, daß dieſer Vortrag ihrem Vetter peinlich war, lachte ſie und ſprach: Herr Graf, morgen bin ich Ihre diplomatiſche Schülerin. Sie haben mich neugierig gemacht, ich glaubte, daß Sie eben ſo, wie wir, gekommen wären, um das Landleben zu genießen. An einen Congreß haben wir ſo wenig gedacht, daß mein Couſin einzeln gekommen iſt, ich einzeln vor ihm, und der Herr Marquis einzeln vor mir.

Jetzt war der Alte einem Sprunge nah. Aber Agnes kam der Fürſtin zu Hülfe und die Frauen zogen mit unübertrefflicher Feinheit die ganze Geſellſchaft in ein Gewebe von Unterhaltung, daß ſich keiner mit dem andern iſoliren konnte; und wenn der Graf Fragen, Aeußerungen that, die zu weiteren Aufklärungen geführt hätten, ſah er ſich

immer damit fortgespielt, ohne zur Besinnung zu kommen. Die Fürstin ergötzte sich ungemein an seiner wunderlichen Lebhaftigkeit, seinen Erfahrungen, seinem wirklich eindringenden Verstande. Er war von ihrer Aufmerksamkeit so geschmeichelt, daß er in Erzählungen von der Schönheit ihrer hochseligen Frau Mutter, ja der Groß- und Aeltermutter unerschöpflich war. Ich glaubte zu bemerken, daß sie planmäßig darauf ausging, ihn zu gewinnen. Die Vorstellung von einem Congreß schien sie sehr zu beschäftigen.

Ich mußte noch immer annehmen, daß sie die Vermählung zwischen ihrem Vetter und Agnes für entschieden halte, und deshalb nur von ihr verstehe, was der Staatsminister von einer hochwichtigen Familiensache sprach. Auffallen mußte ihr dabei das Benehmen von dem Fürsten und Agnes gegen einander, das auf gar keine nähere Verbindung hindeutete; doch mogte sie dem Einfluß ihrer Gegenwart, seiner früheren

Leidenſchaft für ſie zuſchreiben, daß er ſich weniger um ſeine künftige Gemahlin zu ſchaffen machte. Ihr gefiel dies, mir auch. Es änderte ſich leider.

Der Fürſt ward freier, weil ſie ſich viel mit dem Alten abgab, und wollte überdies ſeinem Miniſter Trotz bieten. Gefliſſentlich bewies er eine faſt zärtliche Aufmerkſamkeit gegen deſſen Nichte, und wenn der Oheim bisweilen räuſpernd nach ihnen hinblickte, ſah er fürſtlich triumphirend über die Achſel.

Es entſtand ein Durcheinander von Forſchen, halbwahren Vorausſetzungen, ſchwankenden Entſchlüſſen, Befürchtungen, Hoffnungen, Hineinſpielen der Neugier der untergeordneten Perſonen, das mich erluſtigte, wiewohl die zärtliche Verehrung des Fürſten gegen Agnes mich Thoren wieder verdrießen wollte. Sämmtliche Perſonen waren in ein ſolches Gewebe mit einander gerathen, daß ſie ſich gar nicht trennen konnten. Der alte Graf indeß, der ſich in der entſchiedenſten

Klarheit über Alles, was hier vorwar, glaubte, und allem Einwenden zum Trotz die Idee von einem abſichtlichen Congreß auf dieſem Landſitze ſo feſthielt, daß er ſich zum Verdienſt anrechnete, der Einladung zu demſelben nach den unwichtigen Präliminarien zuvorgekommen zu ſeyn, verkehrte friſch und munter ohne irgend ein Bedenken zu finden, und nahm ſich heraus, als es ſpät geworden, zu erinnern, daß man auf Congreſſen durch nächtliche Schwärmerei den Geſchäften Abbruch thue. Ich Armer ſegnete ihn dafür, der ſilberne Klang der Uhren aus den Nebenzimmern hatte mit jedem Schlag meine Ungeduld höher geſpannt; welche Nacht meldete er mir an!

Ganz ſtille ward es zuerſt bei dem Oheim, der im Mittelgebäude ein paar der Prachtzimmer bezogen hatte; von der Seite des Fürſten erſtarben auch bald die Laute; auf dem Flügel der Fürſtin wollte es lange nicht ſtille werden, ich lauſchte ungeduldig, bis ſich nichts mehr regte; auch in Agnes

Zimmer ſich keine der Kammerfrau mehr ſpüren ließ.

Der Mond ſchien gar zu hell, und ich fürchtete, wenn ich über den Korridor ſchliche, könnte irgend Jemand, der draußen gehe, mich wahrnehmen. So beſorgt war ich um den Ruf der Geliebten geworden, weil ſie unverdorbner Menſchen willen ſo ängſtlich über ihn wachte. Aber wie ich leiſe die Thür des Zimmers am Ausgang öffne, ſehe ich den Korridor voll Schatten. So lang er war, rankten hohe Weinſtöcke an Mauer und Fenſtern; ihre Blätter waren noch reich und friſch, ihre großen Trauben ſchatteten mit an der Wand hin, das Schattenſpiel überwob verheimlichend den ſeligſten Gang.

Lange lauſchte ich an der Thür der Geliebten, da hörte ich ihren Schritt und rief leiſe ihren Namen. Der Riegel ging auf, und wir hielten uns umſchlungen, bräutlich und ein eheliches Paar.

Auch die höchſte Wonne ſteigt durch

Entſagung, und im Rauſch der Entzückungen labte uns das Gefühl von Sicherheit und Ruhe, und daß ich aus den Armen der Geliebten nicht in fremde Räume hinwegeilen mußte. Im Nachtkleide war ich zu ihr gekommen zum erſtenmal, und wenn die Sonne erwachte, durfte ſie mich ſo häuslich bei ihr überraſchen. Du biſt mein Weib! wiederholte ich unter Küſſen; und dann ſpielten wir mit der Vorſtellung, unter welcher Conſtellation wir unſre hochzeitliche Nacht feierten. Da waren die beſtimmungsvollen Planeten dicht um uns her, die morgen erſt in ihrem hohen Rath zu entſcheiden dachten, ob wir je einander ſo ſelig im Arme ruhen dürften. Bis ins innerſte Leben genoß ich die Wonne der Erfüllung, und erſt der rothe Morgenſtreif über die Gebirge hin erinnerte mich, daß die Erfüllung noch nicht ihren vollen Schirm über unſer Leben gebreitet habe.

Noch auf der Schwelle hielten wir uns lange umarmt, dann öffnete Agnes die Thür.

Das frühe Roth ſpielte durch die Blätter und Trauben auf den Gang. Ich ging und kehrte wieder, ſie bat mich zu gehn und ſchaute mir nach, bis ich an meiner Thüre war. Für den letzten Blick hatte ſie die höchſte Zärtlichkeit aufgeſpart und ſchwand.

Unſre Planeten ſchlummerten ſorglos, Alles war noch tiefe Stille. Ich warf mich auf das Lager, um des Schlummers etwa zu genießen. Erquickend breitete er ſich leicht über mich. Ich erwachte bisweilen; auf und zu gingen ſchon die Thüren derer, die über uns Rath pflegen wollten, und unbekümmert um ſie ſchlummerte ich wieder, endlich feſter und feſter.

Mein Jäger weckte mich mit dem Frühſtück, es ſei hoch am Tage, die Herrſchaften hätten ſämmtlich einzeln gefrühſtückt. So wie ich angekleidet war, verſuchte ich zuerſt bei Agnes vorgelaſſen zu werden. Allein der Fürſt war bei ihr. Ich meldete mich im Vorzimmer der Fürſtin. Allein der

Staatsminiſter war bei ihr. So mußte ich allein bleiben, und vertrieb mir die Zeit, auf dem Korridor im Schatten des Weinlaubs auf und nieder zu gehn, der Gang war mir gar zu lieb geworden. Nach einer Weile ward ich zu Agnes gerufen.

Auf eine ſolche Nacht ſchaut man die Geliebte zuerſt wieder, ich mögte ſagen mit einer Neugier, die ungemein ergötzt; und nun empfing ſie mich gar mit den troſtreichen Worten: der Fürſt iſt aus dem Felde geſchlagen!

Lange Umſchweifen, wie er auf den Plan ſeines Miniſters zu ſeiner zweiten Vermählung, wovon ſie wüßte, nicht eingehn könne, weil der Menſch ihm mehr gelte, als der Fürſt; er ſehe nicht ſo ſehr auf den Glanz einer Verbindung, als daß ſie Herz und Geiſt befriedige. Demnach hätte er Agnes zur Braut gewählt.

Sie entgegnete beinahe ſcherzend, daß ſie als Gräfin entſetzlich ſtolz ſei, und als ſolche, doch auch als Weib, das Glück des

Lebens nicht einer Herablassung verdanken könne, und fragte gerade zu: Herablassung aber fühle er gewiß selbst bei seinem Antrage?

Er ward betroffen, roth, und wußte nicht gleich zu antworten. Sie benutzte seine Verlegenheit, ihm die Vortheile der Vermählung, die ihr Oheim bezweckte, auf das beredteste auseinanderzusetzen. Er ließ dagegen die Vermuthung fallen, sie mögte sich schon einen zweiten Gemahl erwählt haben, und spielte auf mich an. Als sie dawider offen versicherte, daß keine Vermählung zwischen uns beschlossen sei, ich nicht den diplomatischen Dienst meines Hofes, sie schwerlich auf längere Zeit ihre Güter verlassen werde, ward er überaus vergnügt, und dem Plan ihres Oheims geneigter. Ihm lag mehr daran, daß ich Agnes nicht besitzen sollte, als daß er sie besäße.

Wir belustigten uns sehr an dieser Entwicklung. Indem trat der alte Graf etwas

polternd herein, mit allen seinen Orden behängt. Nun sagen Sie mir, Richte, rief er, ist dies ein sogenanntes verzaubertes Schloß? Es war doch handgreiflich, daß hier der Herr Marquis, daß die Fürstin, der Fürst selbst, ich zuletzt, alle zusammenkamen, über die Vermählung meines gnädigsten Herrn gemeinschaftlich zu communiciren. Gestern Abend hatte man doch auch die Idee von einem förmlichen Congreß, und heute will Niemand etwas davon wissen.

Wir wollten einreden, daß wir ihm gestern schon diese Vorstellung benommen geglaubt; aber er ließ sich auf nichts ein, warf sich in einen Sessel und sagte: nun, Richte, hat der Fürst mit Ihnen conferirt? und ohne auch darauf die Antwort abzuwarten, fuhr er fort: ich lasse ihn nicht los von der Prinzessin, nun gar nicht; wir haben ihn fest, wir, sage ich, ich und die Fürstin. Welcher helle Blick in Politik und Diplomatie! Schade, daß sie Souve-

räne iſt, ſie könnte ein zweiter Chevalier d'Eon werden. Meinen ganzen Plan, alle Gründe, jede Nüance, hat ſie verſtanden und bewundert. Und wiewohl ſie den in Wahrheit ausgezeichneten Gaben meiner Gräfin Nichte Gerechtigkeit widerfahren läßt, ſieht ihr vortrefflicher Verſtand wohl ein, daß der Glanz ihres fürſtlichen Hauſes durch mein Geſchlecht am beſten gefördert würde, wenn ſie beide unvermiſcht blieben. Kleine Schwierigkeiten machte ſie —

Marquis, ſagte er mir ins Ohr, darf man vor der Gräfin von gewiſſen Verhältniſſen der Fürſtin ſprechen? Agnes hatte es gehört, und ſagte lachend, ſie ſei nicht eiferſüchtig, und wiſſe um Alles. Nun denn, Marquis, fuhr er fort mit bedenklichem Geſicht, mich will faſt bedünken, als ſtünden Sie in der Gnade der Fürſtin nicht feſt. Ich ließ fallen, daß Sie eine ſchickliche Parthie für die Gräfin Nichte wären; doch die Fürſtin rümpfte ein wenig

die Naſe dazu und meinte, über den Glanz ihrer Familie ſei man doch nicht unterrichtet genug, wenigſtens großes Vermögen ſchiene ihr Geſchlecht nicht zu beſitzen, und dann brach ſie ab, und ſuchte einige Schwierigkeiten gegen meinen Plan mit dem Fürſten anzuführen. Ich wieder zurück auf eine zweite Vermählung, die hier ausgeführt werden könnte, und ließ durchblicken, daß inzwiſchen geheime Gründe obwalteten, warum das Paar ſich zu keiner Vermählung entſchließen könne. Ich ſchämte mich, Eure närriſchen Grillen, dieſe verwünſchten geheimen Gründe, kund zu machen. Die Fürſtin ward ſehr gnädig, und verſprach, gegen ihren Herrn Vetter wie meine treue Alliirte zu handeln.

Weiß ſie von unſrer Liebe? fragte ich. Da ſprang er auf, rieb ſich den Arm, und ſtieß lachend heraus: über die geheimen Leute! geheimen Leute! weit und breit hat ſie von Ihrer Liebe geſprochen, die ich auch gar nicht verläugnet habe. Lieber

Oheim, fiel Agnes freundlich ein, Sie haben ſie ihr gewiß verrathen. Was? rief er aus, und konnte vor Lachen erſt nicht weiter ſprechen. Da ſchreibe der Herr Marquis eigenhändig zärtliche Stanzen, da kritzle die Gräfin Nichte auch einen zärtlichen Reim hinzu, da lege man ſolche Blättchen in ein befreites Jeruſalem, und vertauſche ſie mit an buckligte Antiquare! Ich ſah Agnes an, ſie ward blaß und roth, und der Alte lachte immer fort; die Fürſtin hat das Buch erſtanden, und beſitzt das Dokument über Euer Geheimniß. Mein buckligter Unhold mit dem ſcheuen Ausbeugungen fiel mir ſogleich ein. Agnes legte den Arm über meine Achſel und ſagte: wie habe ich den Taſſo geſucht. Er muß mit andern vertauſchten Büchern gegriffen ſeyn. Ich küßte ihre Hand mit der Verſicherung, daß mir die Fürſtin die von ihr gekritzelten Reime herausgeben müßte. Sie wären mein Eigenthum, in weſſen Beſitz ſie ſich fänden.

Nun wieder zu ernſthaften Dingen, fiel der Graf ein. Haben Sie meinem gnädigen Herrn ſchon aufgewartet? Als ich mit Nein antwortete, weil die Conferenzen es nicht zugelaſſen hätten, trieb er mich fort, denn nun ſei dazu der einzige günſtige Augenblick, ehe die Hauptaction eine Stunde vor Mittag in den Apartements der Fürſtin beginne.

Ich ward angenommen, kalt und höflich empfangen; der Fürſt war etwas verlegen, und fragte über meine Lage weiter nichts, als ob die Miſſionen, die mir vielleicht zugedacht wären, mich in entfernte Reſidenzen führen würden? Nach einer Weile ward der Staatsminiſter gemeldet, und ich zog mich zurück. Als ich von kurzen Beſuchen aus den Zimmern der Fräulein trat, ſah ich den Fürſten mit dem alten Grafen, deſſen Hoffarth nie feierlicher einherſchritt, in die Apartements der Fürſtin gehen.

Schon waren wir ſämmtlich eine ge-

raume Zeit verſammelt. Wiewohl die Hofleute geſpannt waren, was in dem hohen Rath vorgehen möge, der den Duft der Speiſen ſo lange entfernt hielt, wagten ſie nicht, ſich ihre Vermuthungen zuzuflüſtern. Sie bewieſen gegen Agnes eine unermeßliche Verehrung, wie gegen eine Souveräne, doch ſtand auch die Frage in ihren Geſichtern, warum die zweite Hauptperſon bei dem Rath fehle?

Endlich öffnen ſich die Flügel, der Fürſt führt die Fürſtin, beide haben das gnädigſte Geſicht, der alte Staatsminiſter tritt beinahe gleichzeitig ein, Triumphator in jeder Bewegung. Nun glaubten die Hofleute bei ſeinem Anblick, ſo dürfe nur der künftige Oheim des Fürſten ausſehn; mir ſagte ſein Triumph gerade das Gegentheil; und wie man ſich zur Tafel niederließ, und die Fürſtin ihn an ihre Seite rief, konnte er ſich nicht enthalten, mir im Vorbeigehn zuzuflüſtern: morgen reiſe ich ſelbſt zur Werbung ab.

Es begann das geheimnißvollſte Mittagsmahl, wo nur Agnes und ich wußten, was Alles unter der Decke ſpielte. Ich ſaß neben ihr; und wären die Hofleute nicht gar zu ſtumpf geweſen, ſo hätte ſie die Freude und Zufriedenheit befremden müſſen, mit welcher wir uns anblickten, indem der Fürſt gegen ſeine vermeintliche Braut mehr froſtig, als zärtlich that.

Laſſen Sie mich in dieſer Situation bleiben, meine Freunde, ſagte der Marquis, indem er ſich erhob, es iſt ſehr ſpät geworden. Die Abbés wollten nicht aufſtehn, es ſei grauſam, den Zuhörer in ſo viele Verwicklungen hineinzuführen und abzubrechen, ehe ſich Alles aufgelöſet habe. Ueberdies ahne ſie nichts Gutes, da ſie den Herrn Marquis ohne Agnes hier ſähen.

Sie beruhigten ſich nicht, als bis wir übereinkamen, daß wir uns am nächſten Abend wieder verſammeln wollten. Noch eine Unterhaltung, ſagte der Marquis, und Sie werden entſcheiden können, ob

Sie in mir einen glücklichen oder unglücklichen Mann vor ſich ſehen.

Als ich den folgenden Abend im Garten ankam, ſah ich die Abbés ſchon ungeduldig auf- und niedergehn. Bringen Sie den Marquis nicht mit? riefen ſie mir entgegen. Was meinen Sie, wie iſt es auf dem Schloß auseinandergegangen? Ich erwiederte, daß ich mir nicht herausnähme, etwas darüber zu vermuthen; wenn ich der Erzählung des Marquis nachſänne, ſo müßte ich mir geſtehen, daß Alles ſo gekommen ſei, wie es nothwendig in den handelnden Perſonen lag, und doch jedesmal anders, als ich es erwartete. Ich wollte ihm daher eine große Kunſt zu erzählen beimeſſen; allein ſie meinten, die eigentliche Kunſt wäre intereſſant zu leben, da ſei eine Kleinigkeit, es intereſſant Andern zu erzählen.

Wir kamen in ein Geſpräch über die verſchiedene Erzählungsart von Völkern und einzelnen Menſchen, bis die Abbés

den Gesandschaftsrath ansichtig wurden. Er ging förmlich, wie immer, doch etwas schneller, mit kleinen Tritten, er mußte eine Neuigkeit haben. Indem wir zusammenstießen, zog er Kinn und Mund in ein Knäul zusammen, sein Zeichen von Traurigkeit und Verdrießlichkeit, ließ das Knäul wieder auseinanderfallen, und sagte hastig: mein Fürst kommt nicht nach Rom, der Reiseplan ist abgeändert.

Gesandschaftsrath, sagten die Abbés, und die Vortrefflichkeit des Alterthums? — Er stampfte mit dem Fuß und sagte: lauter Trödelwaare. Ist der Marquis noch mit Depeschen beschäftigt, fragte ich? Er ist zum Fürsten beschieden, als Reisegesellschafter, vor vier Stunden ist er abgereist und vermeidet durch mich sein Leidwesen, unsrer Abendunterhaltung nicht mehr beiwohnen zu können.

Die Abbés waren außer sich. Und damit kommen Sie so spät? riefen sie; mö-

gen Sie zum Abgrund fahren für dieſe Meldung!

Eine widerwärtigere Geſellſchaft, als plötzlich unſer angenehmer Kreis geworden, läßt ſich nicht denken. Mich ſchmerzte, den Marquis verloren zu haben. Der Geſandſchaftsrath war unerträglich, dachte noch gar nicht daran, wie es doch wirklich der Fall war, daß er ſich ungern von dieſem Geſandten getrennt ſah, ſeufzte nur über ſein vergebliches Studium des Alterthums; und die Abbés waren, als müßten ſie vor Ungeduld und Verdruß in die Luft ſpringen.

Wie endete das Mittagsmahl? fragten ſie den Rath; wie iſt es, vermählte ſich der Marquis mit Gräfin Agnes? Auf ſeine Antwort, daß darüber am Hofe nichts bekannt ſei, fuhren ſie haſtig fort: aber die Buckligten, Geſandſchaftsrath, wer die waren, drei Buckligte, oder einer, das müſſen wir herausbaben, das können Sie wiſſen; das wußte bei Ihnen jeder-

man, dergleichen überſieht man nicht, dergleichen vergißt man nicht.

Er entgegnete anfangs höflich, wie es mir ſchien, etwas erzwungen ſpöttiſch: gleichwohl habe er nie etwas von dieſem buckligten Dreizack vernommen, der unſtreitig zum Pöbel der Menſchen gehöre, wie doch auch verlautet habe, daß die buckligte Erſcheinung ſich mit Antiquitäten abgegeben. Allein die Abbés waren damit nicht zurückgewieſen, und kamen öfters auf denſelben Gegenſtand zurück. Endlich ward es dem Geſandſchafterath zuviel, und er ſagte mit einiger Hitze: mögen die Herrn Inſeparabeln ſelbſt ausgehn, und ſich die drei buckligten Antiquitätenkrämer, denn das ſind ſie gewiß alle drei geweſen, ſelbſt ſuchen, die Witterung dazu wird ihnen in dieſem Lande der Antiquitäten wohl angeboren ſeyn. Die Geiſtlichen erwiederten: ſie würden ſeiner Aufforderung Gehör geben und wünſchten nur, in den buckligten

Herren Vettern von ihm zu finden. Er ward bestürzt darüber und stumm.

Sowohl die Abbés als der Rath besuchten mich fleißig die kurze Zeit, welche ich noch in Italien zubrachte. Manche Züge von ihnen bewährten mir noch, wie treu, und als Männer von Ehre sie bei allem kleinen Zwist aneinander, auch an mir, und besonders an dem Marquis hingen. Leider kam dieser nicht zurück, und die politischen Stürme der folgenden Jahre hielten uns so fern von einander, daß ich über seine besondern Verhältnisse nicht einmal etwas Sicheres in Erfahrung brachte.

Iſt ſelbſt die glückliche Ehe ein Glück?

Roſamunde, Du biſt mein! wiederholte ich mir in Gedanken immer zaghafter, je weiter ich mich von Prag entfernte. Ich machte mir den Vorwurf, daß ich übereilt gehandelt hätte; nichts kann ich mir weniger verzeihen, als eine vorſchnelle Anmaßung. Sie erwiederte nichts, als: gehen Sie, leben Sie wohl! und damit war ich weggeeilt, als hätte ſie meine ganze Hoffnung erfüllt. Solche Blöße giebt man ſich, ſagte ich ärgerlich, wenn man ohne Berechnung dem Willen ſeines Herzens folgt.

Während der Reise, ſelbſt nach meiner Ankunft in Berlin, zauderte ich, an Roſas munde zu ſchreiben; ich wußte den Ton nicht zu treffen, wie ich ihr ſchreiben mußte. Sehr beſchäftigte mich jetzt die Aehnlichkeit meines Schickſals mit dem Verhältniß des Marquis zu Agnes. Kein äußeres Hinderniß hielt uns alle ab, das Glück einer Verbindung, die wir über alles wünſchten uns anzueignen, und nur Gefühle, Anſichten von uns, welche in der gewöhnlichen Welt als Grillen verlacht werden, waren wie ein Bann, der uns verbot unſer Glück zu faſſen.

Die Nachricht, daß die Ankunft des Hofes in Berlin noch auf ein paar Wochen verſchoben ſei, gab mir Muße genug, jenen Betrachtungen nachzuhängen. Ich vergegenwärtigte mir bis zu jeder Kleinigkeit die Erzählung des Marquis und unſre Unterhaltungen zu Rom. Damals ſchrieb ich die Hauptſache von dem, was man bisher geleſen hat.

Während der Arbeit fragte ich mich,

was und wie ich nun an Rosamunde schreiben wollte? Hüte nur die Feder vor dem Du! warnte ich mich. Aber der erste Brief ward zerrissen, er war doch zu frostig und zurückhaltend geworden. Endlich faßte ich den guten Entschluß, das Bekenntniß, welches mich überrascht hatte, schriftlich zu wiederholen, zu rechtfertigen.

„Rosamunde, schrieb ich ihr, wir haben uns getrennt, ohne uns ganz verstanden zu haben. Die Worte Ihres Briefes berechtigten mich nicht zu der Voraussetzung, daß Sie sich für das glücklichste Verhältniß entschieden hätten, was uns dauernd vereinigen würde. Doch sage ich auch jetzt mit der kältesten Ueberzeugung: es ist das einzige, was zwischen uns statt finden kann, und das Mißverständniß, wozu mich mein Herz brachte, war nichts, als ein unbefangnes richtiges Gefühl.“

„Es ist Täuschung, Rosamunde, wenn Sie annehmen, wir könnten dessen in uns ungekränkt genießen, warum wir uns ein-

ander ſo innig näherten, ſo aneinander hangen, ohne daß Leidenſchaft und Liebe ihr Recht über uns übten. Für mich wenigſtens iſt dies eine Unmöglichkeit. Ich achte und bewundre nicht blos die menſchliche Vortrefflichkeit in Ihnen, nein, Ihre weibliche Vollkommenheit: das geiſtvolle, tiefempfindende und ſchöne Weib bewundre ich in Ihnen mit gleicher Ehrfurcht und mit Zärtlichkeit."

„Aber auch Sie — darf ich es ſagen? war blos deshalb, weil meine Leidenſchaft Sie beunruhigt, jenes Bangen, Zagen, alle jene Hemmung des freien Genuſſes zwiſchen uns? Sie täuſchen ſich, Roſas munde! Wer mich ſo achtet, wie Sie, ſo gern und traulich jede ſchöne Freude mit mir theilt, wahrlich, die Frau fühlt nicht blos Mitleid mit einer Empfindung, welche durch mein Weſen gedrungen iſt, ſie nimmt zärtlicheren Theil daran, ſie theilt ſie mit mir."

„Unverholen ſei es geſagt, wir können

uns nichts mehr einander ſeyn, als wenn wir uns einander das Höchſte ſind, Mann und Weib. Dadurch allein können wir wieder zu der Freiheit des Geiſtes gelangen, die Ihnen über Alles werth iſt, dadurch allein kann die leidenſchaftliche Empfindung, die mich, die auch Sie befangen hat, aufhören eine Kette zu ſeyn. Roſas munde, ich betheure Ihnen, wenn die Leidenſchaft glücklich iſt, ſo gewinnt der Geiſt durch ſie nicht nur an Reichthum, ſondern auch an Freiheit und Weite der Ideen. Wie eine reine Gabe des Himmels kommt die Schönheit dieſer nicht zu uns, wir müſſen ſie erringen durch Schmerz, und nur die Leidenſchaft kann unſer Glück von dem Irrdiſchen läutern."

„Das ſo geläuterte Glück hängt vom Irrdiſchen nicht mehr ab, und der Tod des Geliebten macht umſonſt für daſſelbe zagen. Liebe, die einmal Erfüllung fand, beſitzt ſie unverlierbar, und bleibt frei von jener Pein, womit unerfüllte Liebe über

den Verluſt des Geliebten trauert. Sie wiſſen nicht, wie glücklich Sie lieben können!"

Mit dieſem Brief war ich endlich zufrieden, und ſandte ihn ab. Ohne ſeinen Inhalt weiter auszuführen, mich mit Beſtimmtheit auf ihn zu berufen, ſchrieb ich nun Briefe auf Briefe an Roſamunde. Sie kannte Berlin ſo gut, nahm ſoviel Theil an jeder Hoffnung zum Wiederaufleben des preußiſchen Staates, und ich ſelbſt unterhielt mich gern darüber in einem andern Ton, mit andern Bemerkungen, als welche für den Bericht an meinen Hof geeignet waren. Hier will ich das Bild davon wiedergeben, wie es mir aus meinen Briefen an Roſamunde und meinen geſandſchaftlichen Berichten entſteht.

Einzelne der höheren Staatsbeamten waren dem Hofe vorausgegangen, zum Theil Männer, die ſonſt eine untergeordnete Rolle ſpielten, durch die Zertrümmerung des alten Staatsgebäudes ſchnell in

die Höhe gekommen waren, und an dem neuen Staatsgerüſte mit gearbeitet hatten. Dieſes ward hie und da emſig aufgerichtet, und mich freute der Fleiß, der ſichtlich nicht ideenlos war.

Doch machte mir die Anſchauung noch mehr den Eindruck, den mir die Akten über die neue Staatsorganiſation ſchon gemacht hatten, daß die Hauptſache in dem Bau fehle, und man mit einiger Zuverläſſigkeit behaupten könne, ihr Urheber müſſe von der Idee einer Volksrepräſentation nach nicht gewöhnlichen, doch ſcharfen und ſichern Grundſätzen ausgegangen ſeyn. Kam dieſe Volksrepräſentation nicht bald glücklich zu Stande, ſo fehlten Grund und Dach des neuen Baues; und da es nicht geſchah, ſo mußte ſchon darum etwas unbequem in ihm zu wohnen ſeyn.

Die Geſchäftsmänner vom altpreußiſchen Schlag vermehrten das Mißvergnügen. Ihre mühſam erlernten Handgriffe, bisweilen auch erprobte Tüchtigkeit und

ächte, ſehr brauchbare Verdienſte wurden von der neuen Staatsmanier nicht geachtet, und ein nicht kleines Uebel ſchien faſt, daß die Titelſucht, die ich nirgend ſo groß fand, als im Preußiſchen, in das ſeltſamſte Gewirr und Gedräng gerathen war. So anſpruchsvolle Titel, wie Geheimer-Ober-Finanzrath, um welche mancher ſein ganzes Leben gebuhlt, die er endlich glücklich erlangt hatte, waren plötzlich um die Hälfte des Werthes geſunken, reichten nicht einmal an einen Staatsrath, und ſahen ihr altes Anſehn vom Geheimen Staatsrath uſurpirt.

Unter den neuenvorgekommenen, und aus Preußen zurückgekehrten Staatsmännern war unſtreitig viel rüſtige Kraft, inſonderheit ein unſchätzbarer Eifer, die verlorne phyſiſche Macht Preußens durch eine regere Intelligenz zu erſetzen. Doch fehlte ihnen der Mittelpunkt, ihre eigentliche Seele, weil Napoleons Tyrannei den Freiherrn von Stein nicht in ihrer Mitte duldete;

und ein Zug, den ich an ihnen wahrzunehmen glaubte, gefiel mir nicht so gut, wie der ihm entsprechende bei den vormaligen preußischen Geschäftemännern. Ihr Zusammenleben in einer Art von Verbannung, in der Nähe des unglücklichen und geliebten Hofes, unter denselben Stürmen, denselben Hoffnungen, einerlei Trost und Grundsätzen, hatte ihnen einen eigenthümlichen Geist gegeben, der sie von der übrigen Verwaltung und Gesellschaft der Monarchie einigermaßen absonderte. Sie nahmen sich als dem königlichen Hause besonders zugehörig und spielten in einen Ton des Familienlebens mit demselben. Der vormalige Geist der preußischen Staatsverwaltung schloß sich auch auf das engste an den König und das königliche Haus an, war ein preußischer Gemeingeist, der zu gelind mit dem Namen des Patriotismus bezeichnet würde, nur war er mehr durch Furcht vor der Majestät gefesselt, als der neue, fühlte sich stark, aber nur

in dem Königthum, und so hoch der Schwung von Selbstgefühl bei dem preußischen Volk unter Friedrich dem zweiten gewesen, unter Lorbeern es seyn durfte, fühlten die Geschäftsmänner und das Volk sich im Grunde jetzt noch mehr, obgleich die am wenigsten ruhmvolle Epoche Preußens eingetreten war.

Vielleicht wäre auch ohnedies die Liebe nicht so herzlich gewesen, womit alle Klassen der Zurückkunft des königlichen Hofes entgegensahn. Als der Tag des Einzuges kam, sah ich zum erstenmal nirgend mehr eine Spur von dem Druck, der Dumpfheit, die seit dem Unglück bei Jena auf allen Straßen und öffentlichen Plätzen Berlins lasteten. Der freudigste, entschiedenste Eindruck bewies augenscheinlich, daß es ohne einen König kein preußisches Volk, keinen preußischen Staat geben könne, und nur daraus erklärte ich mir, daß ich die Berliner, bei welchen ich nie Vergnügung, immer noch Tadel, neues Verlangen fand,

an diesem Tage zufrieden, durchaus genügt sah, soviel sie jetzt entbehrten gegen ehemals, so rege, zum Theil gegründet in diesem Zeitpunkt das Mißvergnügen unter ihnen war.

Dabei blickte nicht das geringste von knechtischer Gesinnung hervor, und mir ward eben so augenscheinlich an diesem Tage, daß das preußische Volk der gesetzlichen Freiheit, der Erfüllung jener Verheißung, die stillschweigend durch die neue Organisation geschehen war, so wenig ermangeln konnte, als des Königthums.

Die Freude an diesem letzten theilte sich gleichsam in die Persönlichkeit des Königs und der Königin. Nach Aeußerungen, die ich hie und da auch in den folgenden Tagen hörte, däuchte mir beinahe, daß der neue Geist der Verwaltung und des Volkes das Königthum lieber in der Königin, der alte lieber in dem König aufsuchte und verehrte. Ihnen konnte dies einerlei seyn, da sie, wenn erlaubt ist einen solchen

Ausdruck zu brauchen, nur eine Person waren.

Das Volk mußte finden, daß er durch das Unglück milder und freier, ſie beſtimmter und gehaltener geworden war. Ich wenigſtens urtheilte ſo bereits bei ihrem Einzuge. Er zu Pferde hatte nichts mehr von der vormaligen militäriſchen Gezwungenheit; weder Betrübniß über das erlittene und dauernde Unglück, noch beſondere Fröhlichkeit über den Jubel dieſes Tages nahm ich an ihm wahr; doch tiefe Gemüthsbewegung und einen Ernſt, der zwiſchen Schmerz und Freude ſtand. So freundlich ſie aus dem prächtigen Wagen, den ihr die Bürgerſchaft geſchenkt hatte, aus der Mitte ihrer Kinder grüßte, war die leichte Heiterkeit, wodurch ſie ſonſt reizte und bezauberte, aus ihren Mienen verſchwunden. Die unvergängliche Heiterkeit und Freudigkeit, die ein ſchönes Eigenthum ihrer Natur war, brach hervor wie ein Sonnenblick, auf welchem man die Schatten folgen ſieht.

„Nichts Herrlicheres iſt zu finden, ſchrieb ich an Roſamunde, als das Glück dieſes Königshauſes durch die Ehe. Gewiß hätte er den Sturm des Schickſals nicht beſtanden ohne ſie, ihren freundlichen Zuſpruch, ihre heitere Hoffnung; und ohne Vertraun auf ſeine männliche Demuth, ohne Zärtlichkeit für ſeine mannhafte Argloſigkeit wäre ſie mit ihrer frauenhaften Zartheit durch die Schläge des Schickſals geknickt. Selbſt der Muth Beider, daß ihre Dynaſtie unter den gekrönten Häuptern fortblühen werde, würde er mächtig genug ohne das Glück ihrer Ehe geweſen ſeyn, ohne den Blick auf die gedeihende Nachkommenſchaft? Ich verliere mich gern in Betrachtungen, wie wahrſcheinlich das Daſeyn der preußiſchen Monarchie und ein neues glücklicheres Syſtem in Europa an dieſe Ehe geknüpft iſt, an einen Sinn, welchen König und Königin nur mit, nicht ohne einander ſich ausbilden konnten.“

Auf den erſten Courtag, wo ich das königliche Paar näher beobachten könnte, war ich ſehr begierig, und um ſo mehr, da ich ihm blos als ein Fremder beizuwohnen hatte; ich war diesmal nicht förmlich beglaubigt, und konnte frei von aller Repräſentation ungezwungener beobachten. Gegen das Schauſpiel des Einzugs verloren hier König und Königin. Sie gehörten zu ihrem Volke, als Familie mit ihren Kindern zuſammen; und im Kreiſe der Geſandten, welche ſie in einem beſondern Zimmer empfingen, ehe ſie in den Saal heraustraten, mogten ſie von mancher Geſtalt zu ſchmerzhaft an ihr politiſches Unglück erinnert ſeyn.

In der Nähe vermißte man auch bei ihr noch mehr die leichte Huld der Jugend, welche ihrer Natur ſo eigenthümlich angehörte, und ihr um ſo weniger fehlen durfte. Vielleicht ſah ich ſie nicht ohne Vorurtheil. Man hatte den Tag vorher mir geſagt, ſie habe einer Dame erzählt,

bei einer der Feierlichkeiten in Petersburg, wo sie sich der freien Winterluft aussetzen mußte, sei plötzlich ein kalter Nordwind auf sie gestoßen, und sie habe ihn sogleich wie einen Dolch im Herzen gefühlt.

Ueberhaupt war ich verstimmt. Preußens berühmteste Staatsmänner, wie Stein, Hardenberg, waren nicht in Thätigkeit, in Berlin nicht anwesend; viele andere Namen in der glänzenden Versammlung erinnerten an eine Schmach aus der unglücklichen Katastrophe; namenlos waren noch Andere, deren Kraft im Feuer der Rache schon für Thaten und Ruhm gereift war.

Einen ähnlichen Eindruck machte auf mich ein großer Ball, welchen der königliche Hof bald darauf gab. Doch verscheuchten Tanz und Musik manche schmerzliche Ideenverbindung, und schienen ihren alten Zauber über die Königin nicht gänzlich eingebüßt zu haben. Sie blickte muthig und heiter, selbst als sie an der Hand des Grafen St. Marsan, des Gesandten

Napoleons, oder mit dem Miniſter ſeines Bruders Jerome, des Souveräns aus Preußens Beute, jenen Gang machte, den das Hofceremoniel einen Tanz nennt.

Beſonders ſchien mir ihr Geſicht vertrauensvoll und freudig, als ſie vom Tanz ruhend auf dem Sofa ſaß, die Prinzeſſinnen des königlichen Hauſes um ſie her, auch ihre älteſte Tochter, Prinzeſſin Charlotte, die mit der leichteſten Grazie unter dem Sturm unbewußt emporgeblüht war. Zur Seite ſtanden mehrere Feldherrn, unter welchen Blüchers Perſönlichkeit vorragte. Man ſah an ſeinem Aeußern, daß es ſein Inneres ausſprach, und wußte daher, daß er zum Helden geboren ſei. Hatte man Spuren von der verborgenen Bildung einer durchaus neuen preußiſchen Kriegsmacht, und verband ſeine Erſcheinung mit dem Bilde des Generals Scharnhorſt, der mit blaſſem, feinem, nur den Gedanken lebendem Geſicht ſtill umherging, mit gleicher Stille, als verfolgten ſie immer

zuſammen einen geheimen, wohlbewußten Zweck, vorzüglich von dem anweſenden jungen Militär verehrt: ſo fragte man ſich wohl, ob noch eine Fügung der Welt eintreten werde, wo jener vordringende Heldenmuth im Bunde mit dieſer abſichtsvollen militäriſchen Wiſſenſchaftlichkeit den Triumph der Rache und der Vaterlandsliebe feiern könnten.

In meinen Berichten, finde ich, berührte ich auch dieſe Frage, und äußerte meine Verwunderung, daß der franzöſiſche Kaiſer von der neuen Geſinnung, der in das Volk immer tiefer hineingreifenden, es immer mehr umfaſſenden und dadurch ſehr großen Militärmacht der verkümmerten preußiſchen Monarchie durchaus nichts zu ahnen ſchiene, und nur bisweilen auf Intriguanten im Preußiſchen ſchmähte und losfuhr, als wenn es noch da Intriguanten gäbe, wo das Volk in der Intrigue iſt.

Ich weiß nicht, ob er darüber keine das

Wesentliche berührende Berichte erhielt. Sein Botschafter, ein feiner Diplomatiker für die ehemaligen Verhältnisse, bekümmerte sich nicht viel um den Volksgeist, und als vormaliger sardinischer Staatsminister nicht viel um die Sicherstellung einer Macht, wodurch sein König gestürzt, sein Vaterland in Abhängigkeit gekommen war. Graf St. Marsan vermied sehr klug, den Argwohn und Zorn des Löwen irgend zu reizen, und freute sich wahrhaft, daß ihm gelang, gleichwohl in hohe Gunst bei König und Königin von Preußen zu treten. Er milderte, was ihm befohlen war, und verschwieg, soviel thunlich, was um ihn vorging, wenn es seinen Gebieter ergrimmen konnte.

Als strenger französischer Geschäftsmann und Franzose von Geburt und Seele konnte ihm sein Legationssekretär Caillard darin nicht gleichen, der indeß wohlwollender war, als ein durch diese Eigenschaften gegen ihn gereizter Argwohn im Preußischen

zugeben wollte. Ebendieſelben hinderten ihn doch, hier wahrzunehmen, was verſchwiegen bleiben ſollte, und es ſeinem Hofe zu berichten.

Durchaus unterrichtet über geheime Verbindungen und Pläne, beſonders über alle Maaßregeln zur Schöpfung einer bedeutenden preußiſchen Kriegsmacht, war dagegen der weſtphäliſche Geſandte, Freiherr von Linden, ein Mann ohne viele Kenntniſſe, aber von einer unglaublichen Spürkraft, Domherr und dem Spiel wie der Unwiſſenheit nicht abhold, bis er weſtphäliſcher Kammerherr und Geſandter in Berlin ward, und nun für das diplomatiſche Geſchäft, das einzige ſeines Geiſtes würdige, das er in ſeinem Leben getrieben, ſo wachſam und eifrig, ſo aufopfernd, ſo gewandt ſein Spiel mit den Neigungen, nicht den beſſern, von mehrern Menſchenklaſſen treibend, daß er bei mehr Ausbildung und Bereicherung des Geiſtes einer der ausgezeichneſten Diplomatiker geworden wäre.

Mich ergötzte, wenn er in eine Verſamm-lung trat, die ſchwarzen Augen blitzten umher, die ſpürendſte Naſe, ein ſo leichter, ſchmaler Körper, daß er zwiſchen alle durchſchlüpfte, ich ihn nur einmal anſtoßen ſah, nämlich an den Kurprinzen von Heſſen, alſo gewiß nicht von ungefähr, leidenſchaftlich ergriffen und lauernd und unbefangen zugleich. Wenigſtens einem Menſchen war er treu in der Welt, ſeinem König, dem er ſelbſt mit Liebe diente. Sonſt machte er ſich weit mehr aus Thieren, als aus Menſchen, und wenn er dieſe für ſeine Diplomatie genug gebraucht hatte, ſpielte er gern mit einem Reh und dergleichen, was er ſich hielt. Ich weiß nicht, ob er ſeine Aufſpürungen und Nachrichten der franzöſiſchen Geſandſchaft mittheilte. Seinem Hofe berichtete er ſie gewiß mit dem treueſten Intereſſe; gelangten ſie durch denſelben nach Paris, ſo ſind ſie wenigſtens ohne Wirkung geblieben.

Sehr viel Verdienſt, wenn auch nicht

zur Einſchlummerung, doch zur Ableitung der franzöſiſchen Aufmerkſamkeit von den weſentlichſten Punkten, hatte der damalige Cabinetsminiſter des Königs, Graf von der Goltz. Von Natur ſanft, offenherzig, unpartheiiſch, ſchien er mir dieſen eigenthümlichen Charakter auch mit Fleiß, mit politiſcher Berechnung bei den Franzoſen hervorzuheben und zu verſtärken. Hörte man ihn reden, ſo gab es allerdings im Preußiſchen einige geringe Köpfe, einige verlorne Leute, die von Intrigue und wiederausbrechendem Haß gegen Frankreich nicht laſſen konnten; doch alle Männer von Gewicht waren die redlichſten Freunde deſſelben, ſogar General Scharnhorſt. Dazu kam, daß Graf Goltz, ich weiß nicht wie, mir ſchien durch Dameneiferſucht, mit der damaligen ruſſiſchen Geſandſchaft, der gefälligſten und eleganteſten, in einige Spannung gerathen war, und nun die franzöſiſche Diplomatie glaubte, er halte ſich auf ſeinem Poſten nur dadurch, daß

er dem franzöſiſchen Intereſſe aufrichtig ergeben bleibe. Er hätte kein Preuße ſeyn, nicht den eigenen und ſeines Geſchlechtes Glanz durch die preußiſche Monarchie beſitzen müſſen, wenn die franzöſiſche Nationaleitelkeit, die ſo leicht zu täuſchende, ſich nicht in jener Vorausſetzung betrog. Sie hätte ſchon darum argwöhniſch gegen ihn werden ſollen, weil er den Adel und vornehmen Ruhm, ſtillen häuslichen Genuß ohne Hehl liebte, und alles Gewaltſame ſcheute, mit entſchiedenem Widerwillen erwähnte. Doch ſelbſt Napoleon, ihm die allerwiderwärtigſte Figur, blieb ſo arglos gegen ihn, daß er dem König verſicherte: der kleine Goltz verſteht das Intereſſe Eurer Majeſtät vollkommen.

In dem ſeltſamen diplomatiſchen Treiben zu Berlin, woran jetzt nicht nur ein diplomatiſches Corps, ſondern man mögte ſagen, das preußiſche Volk, wenigſtens die Berliner Geſellſchaft Theil nahm, welches vorzüglich unter dem Militär ſeine B..

wegung, seine Kreise fortsetzte, mitten unter der stillen Wuth, dem Auflauschen, welches Machtwort von Paris kommen möge, dem Tasten, wie weit man gegen die französische Regierung gehen dürfte, spürte ich mit am frühesten, daß die französische Politik auf dem Wege sei, den unklugsten Schritt in ihren Beziehungen mit Preußen zu thun.

Graf St. Marsan ließ einmal eine Beschwer über die neuen Staatsminister fallen, die nicht einmal Mittel wüßten, dem Kaiser seine Contribution zu verschaffen. Bald darauf kam ein Wink von der französischen Gesandschaft her, daß der Freiherr von Hardenberg sich in der Verwaltung von Ansbach und Baireuth als einen erleuchteten Staatsmann bewiesen habe.

Wer die Begier Napoleons nach der preußischen Contribution, seine ehemalige Wuth gegen Hardenberg, den er im Moniteur einen von England besoldeten Verräther geschimpft hatte, zusammenhielt,

wußte mit Zuverſicht, daß die Geſandſchaft jene Aeußerungen ohne ausdrücklichen kaiſerlichen Befehl nicht gewagt hätte. Wirklich hörte ich bald darauf, daß Napoleon ſich gegen die zu Paris anweſende Fürſtin von Thurn und Taxis in Lobeserhebungen über den Freiherrn von Hardenberg ausgelaſſen habe, natürlich in der Abſicht, daß ſie dieſelben ihrer Schweſter, der Königin von Preußen melde. Dann erfolgte eine Unterredung zwiſchen jenen Staatsmann und dem franzöſiſchen Geſandten.

Froh nahmen König und Königin, die Hardenbergs Geſinnungen längſt als erprobt kannten, ihn zum Staatskanzler aus den Händen ihres ärgſten Feindes, und der Kaiſer von Frankreich, in Abſicht und Vertrauen, durch deſſen Geſchicklichkeit die Contribution zu bekommen, ſtellte den vielleicht einzigen Mann auf, der Preußen vor der Hand erhalten, und bei günſtiger Gelegenheit mit Erfolg wider das große tyranniſche Reich richten konnte. Temporiſiren

hätte wohl Mancher können, doch ſchwerlich Jemand mit ſoviel Haltung und unverſiegbarem Vertrauen auf eine ſtolze Zukunft Preußens; kräftiger hätte der Freiherr von Stein an der Spitze der Verwaltung, wenn ihn der Machthaber Frankreichs dort duldete, die Nationalkraft der Preußen wider ihn beflügelt, vorzüglich durch des ſchleunigte Vollendung der inneren Geſtaltung; doch ſchwerlich wäre die Nationalkraft durch ihn gezähmt, bis der einzig glückliche Moment kam, Hardenbergs unſterbliches Verdienſt; wie wäre jenem Charakter von eiſerner Wahrheit gelungen, die franzöſiſche Regierung durchweg zu täuſchen?

Während meiner pflichtmäßigen politiſchen Beobachtungen empfand ich gewöhnlich Leerheit und blieb wehmüthig geſtimmt. Bei Feſten am Hofe, in den Kreiſen der erſten Geſellſchaft mußte ich mir ſagen, daß ich einſt an denſelben Orten mit Roſamunde zuſammen war. Hätte ich ihrem

ſeelenvollen Blick irgendwo wie ſonſt be⸗gegnen, mit ihr ein Wort, einen Gedan⸗ken über die Menſchen, die wir ſahen, über alles Treiben um uns her wechſeln können, wie ganz anders würde ich be⸗obachtet haben. Mußte ich doch, um nicht läſſig zu werden, mir immer gegenwärtig halten, daß ich ihr meine Bemerkungen ſchreiben durfte. Dazu kam, daß ich im höchſten Glanz und Glück der Monarchie, als die Hauptgeſtalten um mich her viel froher und jugendlicher waren, hier mit ihr gelebt hatte. Bisweilen täuſchte ich mich und ſchrieb alle unglückliche Verän⸗derung, alles Dunkel um mich her einzig dem Umſtande zu, daß ſie abweſend war, und meine Briefe wurden dann zärt⸗licher, klagender als ich wollte.

Sie hatte einen Brief von mir abge⸗wartet; und da ich mit dem erſten ſo lange gezaudert, währte es lange, bis ich den erſten von ihr erhielt. Ich hatte mir vor⸗geſtellt, dieſe Antwort würde Satz auf

Satz paſſen, mich widerlegen, oder mein Schickſal glücklich entſcheiden, ich hoffte als Sieger Ergebung, und doch ſchwindelte mir vor dem Gedanken, daß ſie ſich mir ergäbe. Aber die Antwort fiel ganz anders aus. „Ihr Brief, hieß der Anfang, iſt ein herrlicher Abdruck Ihres männlichen Innern. So ſehe ich Sie am liebſten, in dieſer Klarheit, Feſtigkeit. Sie haben mich erſchüttert, meinen Glauben. Noch weiß ich Ihnen nichts zu antworten. Theurer Freund, ich weiß nicht, was wird; aber ich weiß, meine Entſchlüſſe ſollen ſtill in mir gedeihen, und gäbe ich auch meinen alten Glauben auf, ſo iſt er mit ſo viel Empfindungen, verwandten Ideen, lieben Gewohnheiten des Lebens, wie mit eben ſoviel Wurzeln in meine Seele verwachſen, daß ich die Schmerzen ſcheue, ihn auf einmal herauszureißen. Ihnen geziemt männlicher Entſchluß, laſſen Sie bei mir die Zeit walten.“

Dies war Alles, was ſie in dem erſten,

in den folgenden Briefen über dieſen Gegenſtand ſchrieb. Dagegen waren alle voll von ihrer Freundin, von deren Unnachahmlichkeit, Schönheit und originellern Geiſte ſie ſo entzückt war, daß ſie neue Gedanken, neue Benennungen erfand, um mir die Herrlichkeit anſchaulich zu machen; ſie legte ihr ein eigenthümliches Genie der Güte und Unſchuld bei.

Den Reſt des Winters lebten ſie faſt nur ſelbander, doch mieden ſie nicht alle Geſellſchaft, und Roſamunde ſchilderte ſehr fein, wie ſie den ächten Ton des Adels mehr als in Deutſchland unter dem großen böhmiſchen Adel finde, der ſich durch eine liebenswürdige Höflichkeit auszeichne, daß ſie nicht blos eine angenommene Sitte, ſondern eine Eigenſchaft ſeyn müſſe. So wie aber der erſte Schein des Frühlings anbrach und den Freundinnen alles das im Jugendglanz aufblühte, was ich mit Roſamunde im Herbſtlicht geſehen hatte, als die Schilderungen davon immer reicher, ja blüthen-

voller wurden, ich in denſelben fremde Züge, die nicht von Roſamunde kamen, wahrnahm, Gedanken und Empfindungen der Freundin, als mir deutlich ward, in welches Gewebe dieſe beiden Seelen zuſammengefloſſen waren, da fühlte ich eine Eiferſucht, eine Angſt um mein ganzes Glück, die unerträglichſten Zweifel, ob ihr das Leben mit mir Bedürfniß ſei; ob in meinem Gemüth nicht zu wenig Fülle, in meiner Einbildungskraft nicht zu wenig Farbe und Gluth, nicht zuviel Ernſt, Haltung, oder gar Schroffheit in meinem Weſen, als daß ſie von mir ſtark genug angezogen werden, ſich mir hingeben mögte, wie ſie ſo überſchwenglich und ſogleich dieſer Freundin und — dem erſten Geliebten.

Dieſen Zuſatz wagte ich kaum zu denken, um ſo weniger auszuſprechen, als ich ihr in den härteſten und ſchmähligſten Schilderungen von dem öden Frühling in der armſeligen Natur um Berlin mein farbenloſes Daſeyn ſchilderte, meine Sehnſucht

nach ihrer Lenzesfülle ausdrücken wollte und ſtatt ihrer meine quälende Eiferſucht ausſprach.

Die Erwiederung auf dieſe Klagen erwartete ich mit Unruhe. Der Brief war einmal fort und vergebens wünſchte ich ihn zurück. Nun, warf ich mir vor, hatte ich das Abſtoßende in meinem Bilde ſelbſt vollendet; nun mußte ſie bemerken, daß ich ein karges, neidiſches Gemüth in mir trüge, und wenn ich ſelbſt auf ihre Freundin eiferſüchtig war, wie ſollte ſie ſich nicht ſcheuen — Hier brach ich mit mir ſelbſt ab, um nicht wieder auf den erſten Geliebten zu kommen, und die Unruhe ſtieg täglich, womit ich ihre Antwort erwartete. Sie kam:

„Ihre Pferde bringen mich und die Freundin, wie einſt uns beide, muthig und freudig umher, hier wo Gärten unter, neben und über uns blühen, wo aus der Tiefe des Thals, vom Hradſchin, am reichſten von dem lieblichen Lorenzberg herab, der Geſang der Vögel,

und welche andere Töne, denn Alles iſt Wohllaut geworden, zu einem Chor zuſammenſtrömen, in welchem das rauſchende Wehe der Moldau den Grundton hat. Hier blüht nicht allein die Natur, ſagt die Freundin, die Stadt blüht mit in den Lüften. Nie verlebte ich einen Herbſt, wie den mit Ihnen in Prag, nie einen Frühling, wie dieſen mit ihr; und bisweilen mögte ich irre werden, ob wahr ſei, daß ich zum vollen Genuß des Schönen der Mittheilung mit einem männlichen Geiſt bedürfte. Jetzt wenigſtens ſchweigt dies Bedürfniß in mir."

Hier hielt ich plötzlich inne, der Athem ſtockte mir, ich ſah haſtig oben nach dem Datum und fand zu meinem Vergnügen, daß dieſe Zeilen noch keine Antwort auf meinen letzten Brief waren, und zu meinem Troſt folgte auch ein anderes Datum:

„Soweit hatte ich Ihnen geſchrieben, als Ihr ſchwermüthiges Blatt ankam. Das arme Berlin, die arme Natur in der Mark!

Ihr Geiſt muß ſehr verödet ſeyn, wenn das Frühlingsrauſchen in den hohen Wipfeln des Thiergartens, die blauen Windungen der Spree kein Entzücken über den Lenz in Ihnen wecken konnten, der unausſprechlich ſchön auch da iſt, wo ſich nur ein Himmel über eine keimende Erde wölbt."

„Doch ich habe nicht nur Mitleid mit Ihnen, ich geſtehe mir, daß auch wir in unſerer Fülle durch Ihre Gegenwart ganz neue Seiten an dem ſchönen Frühling empfinden würden, und dann ſteigt eine ſehnſüchtige Ahnung auf, die vielleicht unter Allem, was der Frühling hervorbringt, das Geiſtigſte iſt und Wundervollſte."

„Ihre Oede that mir ſo weh, daß ich ſogleich mit Ihrem Brief zu der Freundin mußte, die ſeit kurzem durchgeſetzt hat, daß ſie Ihre Briefe leſet. Sie war noch gerührter von Ihren Klagen als ich. Er ſoll kommen, rief ſie, was ſoll das öde diplomatiſche Treiben? Lade ihn ein, ſchnell

ſoll er kommen, es iſt Sünde gegen den Frühling, ihn nicht in reicher, erquicklicher Gegend zu genießen. Auf meine Einrede, daß es nicht von Ihnen abhangen werde, ſich loszumachen, entgegnete ſie: er laſſe vom Geſchäft, das ihn in ſo traurige Verwickelung bringt. Sie las Ihren Brief noch einmal, und fuhr fort: fühlſt Du nicht, er iſt eiferſüchtig auf mich, und die Eiferſucht macht ihn ſo öde. Iſt ſie Dir nicht über Alles ſchmerzlich? Wir müſſen ihn davon heilen, und das kann nicht geſchehn, als wenn er mit uns zuſammenlebt."

„Sie verpflichtete mich mit liebenswürdigem Ernſt, Ihnen ihre Worte zu wiederholen, und ſetzte hinzu: wenn Ehre und Pflicht Sie zu Berlin feſtgebannt hielten, uns werde der Frühling auch dort ſchön ſeyn, ſie wünſche eine königliche Reſidenz im Norden zu ſehn, wir wären ja nicht durch unbezwingliche Feſſeln wie die Mäu-

ner von den beſten Befriedigungen des Lebens abgehalten.“

„Die Ungeduld meiner Freundin wird mich fortreißen, und dieſelben treuen Pferde bringen mich zu Ihnen, die mich von Berlin retteten, als das Unglück über Preuſſen einbrach. Wie freue ich mich auf das Geſpräch mit Ihnen, auf die Vollendung der Gemälde in Ihren Briefen, und welche Welt werde ich da ſehn, wo die Freundin, wo Sie bemerken. Es iſt ſo wahr, daß Frauen allein nur eine halbe Kenntniß gewinnen: manche Punkte des Lebens können, mögen, dürfen ſie nicht berühren; wo der geiſtvolle Mann nicht innig vertraut mit Ihnen verkehrt, da iſt ihr Beobachten Stückwerk.“

Vergebens ſuche ich zu beſchreiben, wie dieſer Brief mein Bangen, meine Oede in die freudigſte Erwartung verſchlang, und in dem Gewirre der Empfindungen bemerkte ich zuerſt nicht einmal die Nachſchrift. Eine ſüße Erinnerung ſchauerte mir durch die

Seele: ehemals war Roſamunde in ihren Nachſchriften zärtlicher geweſen, wie in ihren Briefen, und ſo las ich nun:

„Ich bin ungeduldig Sie zu ſehn, geliebter Freund. Schon ſage ich den Bergen insgeheim Lebewohl. Es muß nicht länger anſtehn, daß Sie die Freundin kennen lernen, Sie ſich ihrer erfreun. Wie war möglich, daß ich zwei mir ſo befreundete Weſen nicht ſchon zuſammenbrachte? Wer die Liebe kennt, und neue Liebe gewinnt, der wird unermeßlich reich; der alte Freund wird mit durch den neuen reicher.“

So ſchnell habe ich ſelbſt in wichtigen politiſchen Momenten nicht meine Stafette abgefertigt, als jetzt nach Prag. Mit den höchſten Betheurungen verſicherte ich, den berliner Hof nicht verlaſſen zu dürfen, in den ſtärkſten Ausdrücken der Rührung, Freude, Dankbarkeit beſchwor ich die Freundinnen, ungeſäumt zu kommen, mich durch eine Stafette zu benachrichtigen in

dem Augenblick, wo ſie die Reiſe ans
träten.

Als das Briefchen weggeſandt war, fand ich mich in einer Art von Trunkenheit und zählte nur die Tage, ehe mein Brief in ihren Händen, ehe ſie hier ſeyn könnten. Soviel möglich mied ich alle Geſellſchaft, alle Zerſtreuung, lebte nur in meiner Erwartung; ich fand die Umgebungen der Stadt nicht mehr öde und entdeckte im Thiergarten, in welchem ich nie ſoviel gewandelt, immer neue Entwicklung, neue Schönheit des Frühlings. Roſamundens Brief war der ſtete Gegenſtand meines Nachdenkens. Ich lobte an ihm, daß er an einigen Stellen froſtig war, daß ſie ſichtbar ihre Empfindung zurückhielt; denn wie ſtark mußte dieſe für mich ſprechen, daß ſie es nöthig fand. Mir gefiel, daß ſie zu einem Entſchluß, der ihr ſelbſt ſo ſehr am Herzen lag, durch die Freundin hingeriſſen ſchien. Aber ſolcher Stellen, wo ſie mitten in der Fülle der Freund-

ſchaft meiner entbehrt, und vor allem, wo ſie über die Sehnſucht ſtaunte, die der Frühling in ihr wecke, gedachte ich nicht ohne die heftigſte Bewegung, ohne ausbrechendes Entzücken; ich durfte ihrer nur in der tiefſten Einſamkeit gedenken.

Die Stafette kam nicht, endlich die Nachricht von Roſamunde, daß ſie entſchloſſen wären, mich bald in Berlin zu ſehn, wenn nicht die Freundin zu einer Reiſe nach Wien, welche ſie im Herbſt erſt nöthig glaube, ſchon jetzt beſchieden würde. Aber auch dann ſolle gewiß bleiben, daß wir uns dieſen Sommer noch ſähen.

Ich faßte mich und harrte, durch dieſe Gewißheit hingehalten in Freude. Ungefähr ſechs Wochen blieb ich ſchwenkend über ihre erſehnte Ankunft, und ſorgte, daß Roſamunde die wohlbekannten Zimmer, wo zuerſt zartes Vertraun zwiſchen uns entſtand, für ſich bereitet fände.

Einem der Briefe von ihr in dieſer Zwiſchenzeit hatte die Freundin einige

Zeilen beigefügt, wie gespannt sie sei, die Königin zu sehen. Nach nichts, schrieb sie, sollte man mehr reisen, als erfülltes Glück zu sehn. Eine Königin, glücklich als Frau und Mutter, und unter vielen blühenden Kindern selbst noch blühend, habe eine Erfüllung gefunden, die nicht mit dem Thron schwanke noch verdunkelt werde.

Als ich diese Zeilen las, war die Königin abgereiset, ihren Vater zu besuchen, und bald darauf kam die Nachricht, daß sie auf einem der väterlichen Schlösser gefährlich erkrankt sei. Ich zagte, dies den Freundinnen zu melden, und fürchtete, sie könnten deshalb mit der Reise säumen, doch weit mehr ihren Schmerz darüber. Seitdem ich das Glück des königlichen Hauses durch Ehe und Liebe feurig und nicht ohne Absicht an Rosamunde geschildert hatte, kam mir dasselbe fast wie ein Gestirn vor, dessen Stellung auf das Schicksal meiner Liebe nicht ohne Einfluß

sei. So schmerzlich und allgemein der Eindruck war, den die steigende Gefahr der Königin auf Berlin machte, ward vielleicht Niemand davon wegen eines gleichen Grundes, wie ich, geängstet. Doch empfand ich auch, daß ich als Diplomatiker an dem königlichen Hause sehr Theil nahm. Bei vielen von unsrem Stande habe ich bemerkt, daß sie für die Familie von Souveränen, bei welchen sie längere Zeit beglaubigt waren, eine Neigung faßten, als gehörten sie insbesondre zu derselben. Nicht immer liegt der Anlaß dazu in den Eigenschaften solcher Familien; mich dünkt, er schreibt sich vorzüglich daher, weil der Gesandte doch eigentlich bestimmt ist, dem fremden Hofe ein Zeichen von der Freundschaft des seinigen zu seyn, und gutgeartete Menschen sich leicht gewöhnen, das Wohlwollen wirklich zu fassen, was wenigstens vorzugeben oder darzuzeigen ihn aufgetragen war.

Der Tod der Königin erschütterte mich so, daß ich anfänglich nicht an ihn glauben

könnte. Das Nichtſeyn eines Lebens, das kaum vor unſren Augen blühte und wirkte, iſt an ſich ein Gedanke, dem wir fremd bleiben mögten; und war dieſes Leben der Mittelpunkt von dem glücklichen Seyn vieler Anderer, gefeiert, geliebt von Millionen, hochgeſchaut vor der Welt, wem ſchauert nicht vor dem Schatten von Nichtigkeit, der ſtatt deſſelben aufſteigt? Aber dergleichen Gedanken gingen mir ſchnell vorüber gegen den Schmerz, welchen ich nicht mehr erſparen konnte. Ich wußte nicht anzufangen, wie ich dieſen Tod den Freundinnen hinterbringen ſollte. Es konnte nicht fehlen, Roſamunde mußte in ihrem Bangen über das Glück der Liebe, über die Schrecken, womit es durch die Ehe bedroht wäre, durch dies traurige Ereigniß beſtärkt, wieder in daſſelbe verſenkt werden. Ich baute viel auf die heitern, kühnen Anſichten ihrer Freundin, und berief mich auf ſie, ehe ich die Trauernachricht folgen ließ, und ſtrebte aus allen Kräften nicht ſichtbar

werden zu laſſen, wie ich ſelbſt darin gleich-ſam eine unglückliche Conſtellation für mich fürchtete Doch mit aller Stärke ſchilderte ich das Bedürfniß, nun in dem Lande, über welches eine allgemeine Trauer ver-hängt ſei, mich der ſo lange erſehnten, ſo gütig verheißenen Gegenwart der Freun-dinnen, ihrer Seele von Auge zu Auge zu erfreun.

Roſamunde antwortete mit ruhigem Schmerz, mit einer Ergebung in das Schickſal des Glückes der Liebe, die mich verwundet, geängſtet hätte, wenn zugleich eine Spur von ihrem ſonſtigen Zagen, deshalb vor Erfüllung der Liebe zurückzu-treten, ſichtbar geweſen wäre. Auch war ſie gegen mich durch den Trauerfall, der uns beide ſo nahe anzugehen ſchien, noch inniger, zärtlicher geſtimmt, und dies gab mir eine Sicherheit, wie noch kein andres Zeichen. Viel lebhafter klagte die Freundin in den wenigen Zeilen, die ſie in den Brief geſchrieben hatte, ſie äußerte Unmuth über

die Fügungen der Dinge der Welt; doch merkte man, wie lebhaft sie gegenwärtig den Schmerz fühlte, war sie auch schon gefaßt sich seiner zu erledigen. Ich konnte ihre Schriftzüge nicht ansehn, ohne den Eindruck von kühnem Schwung und frischem Muthe zu spüren. Sie bedürfen unsrer sehr, war ihr letztes Wort; ich hoffe, wir kommen bald und ich bringe die Freude Ihnen mit.

So war es. An dem Tage, wo die Leiche der Königin vor Berlin ankommen sollte, ich ihr entgegen reiten will, ward ich begrüßt, mich schnell in dem wohlbekannten Hause unter den Linden einzustellen. Das Herz schlug mir; Rosamunde hatte mir nichts Bestimmtes von ihrer Ankunft geschrieben, ich sprenge hin, und die beiden schönen Gesichter neigen sich zum Fenster heraus. Ich vom Pferde hinab, das mein Reitknecht griff, und hinauf, und faßte beide Hände Rosamundens und verlor mich in die Wonne, sie wieder wirk-

lich vor mir zu sehn. Spät begrüßte ich ihre Gefährtin, die ein wenig seitwärts stand, etwas fremd mich mit den Blicken maß, etwas schalkhaft und bekannt lächelte. Als sie zu sprechen anfing, war mir, als hätte ich den Ton vor Zeiten gehört, doch wußte ich mir keine Rechenschaft zu geben, wo und wann?

Nie werde ich versuchen, von diesen unsren ersten Stunden irgend ein Bild zu geben. Mir war kein Zweifel mehr, Rosamunde liebte mich, Zärtlichkeit hatte ich sonst nie, Rührung, Mitleiden, Mitgefühl oft in ihren Zügen gelesen, sie war wie ehemals, und doch ganz anders, ihr Ton weicher, hellröther ihre Farbe, weniger starr ihr gewölbtes Auge. Jener Hauch nordischer Empfindsamkeit, den ich schon beim ersten Anblick in Italien an ihr wahrnahm, der immer blieb, mir unzertrennbar von ihr schien, war gänzlich weggeschmolzen, und wie es mich befremdete, so erfüllte mich diese Wahrnehmung mit dem

geheimſten Entzücken, das der Menſch zu empfinden vermag. Das konnte die Liebe, wollte ich mir ſagen, die Liebe zu Dir, indem mein Auge auf die Gefährtin fiel, die im andern Winkel des Sofa ſchwebend ruhte. Da dachte ich nicht mehr an die Liebe zu mir, ich glaubte das Licht, die Kraft ſelbſt zu ſehn, wodurch Roſamunde mit Zärtlichkeit überſtrömt war. Eine ſolche Regſamkeit, ſchaffende Weichheit, inneres Leben der Schönheit, das ganz einerlei war mit dem äußeren, hatte ich noch nicht geſehen. Unwillkührlich kamen mir die Bilder, die Sprache ins Gedächtniß, worin der Marquis von Agnes geſprochen hatte.

Unſre Unterhaltung ward die heiterſte, wiewohl die Freundin immer wieder auf den Tod der Königin zurückkam und dann ein wehmüthiger Schatten über ihre Seele ging. Bei mir konnte nichts von Wehmuth emporkommen, mir war alles Licht und Freude geworden und ich muß geſtehn, daß ich von nun an und alle die folgenden

Tage mir keiner unmittelbaren Theilnahme an der Trauer des Landes bewußt ward. Da ich Roſamunde ſo glücklich für meine Hoffnungen verwandelt ſah, da ich nichts mehr von dem Ereigniß, das mir ein trauriges Zeichen für meine Liebe ſchien, für meine Hoffnungen fürchtete, mogte ich in dieſen erſten Stunden nicht einmal darüber ſprechen, wie Trauer und Schmerz zum Glück des Lebens gehörten, wenn gleich beide Frauen wiederholt an Betrachtungen der Art ſtreiften. So ernſt ich ſonſt geſtimmt bin, ſo gern ich mich eben allgemeinen Betrachtungen hingebe, ich war jetzt der Zuverſichtliche geworden, und wollte nicht denken, daß etwas Andres als Glück auf Erden ſei. Ich habe geglaubt, Sie hätten uns nöthiger, ſagte die Gefährtin mit leiſem Scherz; in Ihren Briefen ſind Sie zaghafter, als ſich jetzt zeigt. Ich erwiederte nichts, aber küßte Roſamundens Hand mit der feurigſten Innigkeit. Doch ſchien auch die Freundin nicht

unzufrieden mit mir, und wir trennten uns mit der heiterſten Erwartung des folgenden Tages.

Noch hatte ich Roſamunde nicht allein geſprochen, und wunderte mich, daß es noch nicht geſchehen war, obgleich ſeltſam genug, denn ich war erſt zum zweitenmal dort, am folgenden Morgen, wo beide zuſammen frühſtückten. Ich weiß nicht, ob man mir dieſe Verwunderung anmerkte, denn im lebhafteſten Geſpräch machte die Freundin Miene, ſich zu einem Geſchäft für die Toilette zu entfernen. Geſchwind wollte ſie noch einiges reden, Roſamunde ſprach auch ſchneller wie gewöhnlich, mit mir ging es bald eben ſo, das Du zwiſchen den beiden Freundinnen flog hin und her, Roſamunde verirrte ſich, und nannte auch mich Du und ſtockte plötzlich hocherröthend. In dem Augenblick entfernte ſich raſch die Gefährtin. Du! weiter konnte ich nichts ſagen, und zog die Geliebte an mein Herz,

und auch sie konnte nur Du sagen. Unser Bund war für ewig geschlossen.

Von diesem Augenblick an war Alles zwischen uns Entschiedenheit, Klarheit, Ruhe. Was mir geahnet, zeigte sich sogleich, eine überschwengliche Freiheit im Geist der Geliebten, und auch glaubte ich wahrzunehmen, daß die Aehnlichkeit, die Liebe zwischen den beiden Freundinnen dadurch noch gestiegen sei. Die Gräfin war bald wieder zurückgekommen; man wußte nie von ihr, ob sie absichtlich ging, kam, ob sie irgend etwas Absichtliches im Leben thäte; sie wollte nirgends eingreifen, und hatte immer schon eingegriffen; sie bewarb sich um kein Vertraun, und man gab es ihr ganz ohne daran zu denken; wir fühlten beide den Drang ihr zu sagen, was sich kaum zwischen uns entschieden habe, und sagten nichts, und sie sagte nichts und wußte Alles, und zwischen uns drei gab es kein Geheimniß.

So war für uns der Tag begonnen,

wo die Leiche der Königin, durch das brandenburger Thor, die Linden hinab auf das Schloß gebracht werden sollte. Natürlich war der Entschluß, daß ich aus den Fenstern hier der Feierlichkeit mit zuschaute.

Ich stellte mich so schnell wieder ein, daß die Damen noch mit ihrer Toilette zur schweren Trauer nicht fertig waren. Ich stellte mich allein an's Fenster und sah den Vorbereitungen für den Leichenzug zu. Das Volk stand noch in einzelnen dünnen Gruppen, unter den Linden, auf den Straßen, bis das aufziehende Militär seine Spaliere bildete und den Mittelgang von den Zuschauern frei hielt.

Das Gewirre im Volk mißfiel mir; selten einen Ausdruck von Trauer in den Gesichtern, müßige Neugier, und vielen, die lebhaft sprachen, sah ich es an, daß sie die Anstalten tadelten. Doch entstand Ernst und Stille, als die Gardedücorps vorüberzogen, der königlichen Leiche entgegen, mit schwarz-

umflorten Kriegszeichen; man hörte nur den Trab ihrer Pferde, jeder fühlte, sie zögen aus, um das traurigste Geschick in die Hauptstadt einzuführen.

Aber hinter ihnen schwand der Eindruck, ein müßiges Geräusch und Gewirre, ein ungeziemendes Drängen um Plätze ließ kaum den Gedanken aufkommen, warum dieses Treiben wäre.

Bei jedem Geräusch hinter mir sah ich mich voll Sehnsucht um, ob sie endlich hereinträten, und gewiß trug diese Ungeduld in mir selbst viel dazu bei, daß ich an den Menschen draußen die Nüchternheit tadelte. Ich spähte umher an den Fenstern gegenüber, allenthalben eine gewisse unruhige Bewegung, und so weit ich durch ein Fernglas unterscheiden konnte, nicht die stille, schmerzliche Erwartung, wie sie einem solchen Anblick entgegenschauen sollte. Es scheint, daß das menschliche Herz die Trauer nicht als eine öffentliche Feier zu gestatten liebt, je inniger es dieselbe fühlt, so stiller

thut es ſie mit ſich ab, und der Verkehr des Lebens will nicht, daß es ſich längere Zeit und öffentlich damit beiaſſe. Ueberhaupt iſt der Schmerz nur da ſtark, wo man geſammelt ſeyn kann; die Freude dagegen wird immer lebhafter, je mehr ſie ſich mittheilt, gewinnt in der Zerſtreuung, und genießt den Augenblick ohne Ungeduld.

Jetzt erwartete man das ſchmerzlichſte Schauſpiel und die feinſten Seelen wurden verdrießlich, daß der Schmerz zögerte und ſich mehrte. Da klangen die erſten Glokkenzüge, welche verkündeten, der Leichenzug beginne der Stadt zu nahn; und eine merkliche Veränderung war in der ganzen öffentlichen Stimmung vorgegangen, als Roſamunde mit ihrer Freundin hereintrat.

Beide ſtanden zum erſtenmal vor mir in der tiefſten Trauer, blühend und ſchön wie Leben, an welches die Vergänglichkeit kein Recht hatte. Das Auge der Geliebten war nicht unbefangen und heiter wie

in der Frühe, ihr Ton, ihr Weſen waren weniger zärtlich. Es ſchien eine ſtillſchweigende Uebereinkunft zwiſchen uns zu ſeyn, daß unſre Empfindungen in den öffentlichen Schmerz übergehen ſollten: oft habe ich gemerkt, der Mann iſt zu roh, wo man allgemein ſich betrübt, ſich freut, nicht ſeiner beſondern Empfindung nachzugehn; aber die Frauen ſtimmen ihn für das allgemeine Gefühl, wenn er den Geiſt der Frauen für das allgemeine Denken ſtimmt.

In abgeriſſenen Augenblicken ſah mich Roſamunde leidenſchaftlich an, wie nie zuvor, ſagte einzelne Bemerkungen mit einer Haſtigkeit, die ſonſt durchaus nicht in ihrem Weſen war. Ihre Freundin ſprach wenige Sylben, ſchaute hiehin und dorthin, nahm Alles mit friſchem Blick auf, und plötzlich traten ihr Thränen in die Augen. Du haſt mir ſo ſchön beſchrieben, ſagte ſie, indem ſie ihren Arm in Roſamundens Arm ſchlang, wie Du einen Winter die junge Königin hier im Galopp vorbei

fliegen fahst, daß sie hinauskäme zu der Natur, woran sie so herzliche Freude hatte. Es war derselbe Winter, entgegnete leise Rosamunde, wo ich den Freund fand und erkannte, der mir in Italien erschienen war. Ich ergriff die Hände beider Frauen mit ungestümer Freude, ungestümer Wehmuth. Was war ich gegen vorher? alles erschien mir ganz anders, jede trockne Beobachtung war dahin, Wehmuth war ich geworden und entdeckte rings um mich her nichts mehr als Wehmuth.

In der Ferne, zwischen die Pfeiler des Thores durch, ward es schwärzer und schwärzer, schon berührte der Zug die Stadt, einzeln hörte man schon die Mißtöne der Trauermusik. Ohne eine Sylbe zu wechseln, sahen wir drei scharf nach dem Thor, gewiß mit derselben Erwartung. In dem Augenblick, wo wir den Sarg auf dem Rüstwagen erblickten, lehnten wir uns unwillkührlich einzwenig zurück, ich hörte

einen Seufzer der Freundinnen, und ſie ſäumten, wieder hinzuſchauen.

So kam der Zug unter unſre Fenſter, die königliche Leiche ſelbſt, und ſtumm ſahen wir Alles vorüberziehn.

Roſamunde und ihre Freundin ſchauten aus dem einen Fenſter nach, ich hatte mich etwas entfernt, um aus einem andern zu blicken. Da fiel mir die Gräfin auf, wie ihr roſiges Geſicht durch den Hintergrund des vorgefallenen ſchwarzen Schleiers gehoben ward. Auf einmal ſtand die Geliebte des Marquis vor mir, in ihrer wunderbaren Schönheit am Begräbnißtage der Fürſtin. Die Täuſchung ward ſo lebhaft, ich konnte mich nicht halten und ſagte: Agnes.

Sie hob das Haupt und ſah mich mit großem Auge an! Sie trat ein wenig zurück und fragte: warum ſprechen Sie ſo meinen Namen aus?

Zugleich war auch Roſamunde zurückgetreten, hörte nicht auf die Frage, und

ſagte mit der tiefſten Bedeutſamkeit: iſt ſelbſt die glückliche Ehe ein Glück?

Da vergaß ich der Gräfin zu antworten, eilte und faßte Roſamundens Hände und ſprach: der Schmerz über Verluſt iſt der ſchönſte Beweis vom Glück des Lebens. Sie lehnte ihr Geſicht an die Freundin und ſagte mit einem unbeſchreiblichen Ton, Agnes.

So heißen Sie, rief ich aus, ſo im ſchwarzen Schleier blühten Sie am Begräbnißtage der Fürſtin, und wie wurden Sie geliebt!

Ich beſchwöre Sie, ſprach Agnes hocherröthend, kennen Sie ihn, kennen Sie mich? Wo waren Sie, ich habe Sie nie geſehn, Sie waren dort nicht unter den Geſandten?

Nie ſah ich Sie, als jetzt, erwiederte ich, der Marquis war mein Freund, ich bin vertraut mit Ihnen, mit Ihrer Liebe. In Rom lebte ich mit ihm, an demſelben Orte machte ſeine Freundſchaft mich glück-

lich, wo mir die Liebe, wo Roſamunde zuerſt mir erſchien.

Fragen, Antworten, halbe Erzählungen, kaum berührte Erinnerungen, Ausbrüche der Freude über die neue Entdekkung, die neue Bereicherung unſres Lebens durchkreuzte einander. Wo iſt er jetzt! rief ich.

Jetzt noch in Italien; entgegnete Agnes.

Und noch nicht mit Ihnen verbunden?

Noch nicht, aber der Erfüllung ſtehen wir nahe, wie Sie.

Hier ward meine Freude ungebändigt. Ich küßte Agnes Hände wiederholt, ich umſchlang Roſamunde, ich drückte die Hände beider Freundinnen zuſammen. Agnes, rief ich aus, Sie waren in Ihrem ganzen Leben ein guter Engel; wären Sie nicht gekommen, wer weiß, ob Roſamunde mein wäre?

Sie lächelte und ſagte: von ſeiner Eiferſucht wiſſen Sie auch wohl? als ich Ihre ſah und las, da hatte ich Mitleid

mit Ihnen. Er verdankt ihr etwas, nicht wahr? wandte ſie ſich gegen Roſamunde.

Als wir endlich zu einiger Ruhe kamen, merkten wir, daß wir des Trauerzugs vergeſſen hatten. Wir warfen nur erſt einen Blick wieder hinaus, als Agnes äußerte, ſie könne nicht in den Zimmern bleiben, ihr Herz, ihr Blut, alle ihre Gedanken ſuchten das Freie.

Ich ließ ſchnell anſpannen, wir fuhren nach dem Thiergarten, nach Charlottenburg, unſre Unterredung ſchweifte immer wieder zu dem Marquis; kaum bemerkte Agnes die Umgebung, die ſie zum erſtenmale ſah, und fragte nur treuherzig: ob hier die Natur immer traurig ſei, wie heute? Wirklich fanden Roſamunde und ich, daß die Natur durch die Eindrücke dieſes Tages, vereinſamt ohne die frohe Welt, deren Mittelpunkt die Geſtorbene hier ſo oft war, ein traurigeres Anſehn hatte, als gewöhnlich.

Lieb war mir, daß durch unſere Erzählungen von dem Marquis Roſamunde, die

für den Geliebten ihrer Freundin, den Freund ihres Geliebten, die lebhafteſte Theilnahme bewies, und ihren Verſtand, ihre Einbildungskraft in Thätigkeit zeigte, um aus den einzelnen Zügen ſeiner merkwürdigen Perſönlichkeit ein Ganzes zu gewinnen, ſehr beſchäftigt und zerſtreut wurde. Nur ſelten kehrte die Stimmung zurück, in welcher ſie jene erſchütternde Frage über das Glück der Ehe that. So bemerkte ſie einmal, welches ſeltſame Spiel des Zufalles ſei, daß ſie an demſelben Tage, wo die ſchönſte Entſcheidung gekommen wäre, in tiefer Trauer erſcheinen müſſe; eben ſo die Freundin in derſelben Stunde, da ſie den Freund des Geliebten finde.

Agnes fiel ein: was iſt das Trauergewand? heute hat es Bedeutſamkeit, auch für uns, in dem Augenblick, wo eine Fülle von Glück über uns ausgeſtrömt iſt: eine holde Frau, eine tugendhafte Gemahlin, die glücklichſte Mutter, eine ſchöne und edle Königin wird betrauert. Aber am

Begräbnißtage unſrer Fürſtin waren wir Alle noch ſchwärzer, und hat Ihnen der Marquis geſagt, daß wir traurig waren?

Niemand, entgegnete ich lachend, als er ſelbſt, der leere Platz der Geſtorbenen däuchte ihm gar zu ſchreckhaft. Roſamunde wollte wiſſen, was das heiße, und ſo gab es neue Erzählung. Doch hub ich ſie nicht an, als bis wir heimgekehrt waren, und endigte mit dem Zuſatz: wir dürften nicht weiter ſo lyriſch verfahren, müßten einen Gang, einen Plan in unſere Erzählungen bringen. Roſamunde müßte ſo vollkommen unterrichtet ſeyn, wie wir beide, und ich hätte Alles aufgezeichnet, was mir der Marquis früher vertraut habe.

Agnes war außer ſich vor Vergnügen darüber und verlangte ein wenig vorſchnell, daß ich ihr das vollſtändige Heft noch dieſen Abend ſchicken ſollte. Ich machte hartnäckig Einwendungen und zuletzt kam auch in ihr Geſicht etwas Bedenklichkeit, die holdſeligſte Verlegenheit. Ich ſah in ihren

Mienen die Frage, bis zu welchem Grade der Marquis ſich mir vertraut habe? und ſie begnügte ſich ganz mit meinem Verſprechen, daß ich ihnen mein Heft, welches mancherlei Erſcheinungen und Perſonen berühre, mit zweckmäßiger Auswahl vorleſen wolle. Mit welcher Stirn hätte ich hier die himmliſchen Schilderungen des Marquis von ſeinen Nächten mitgetheilt? Die zarteſten Frauen dürfen am wenigſten wiſſen und ahnen, daß das geheimſte Glück, welches ſie geben, je beſprochen werden könne.

In der folgenden Nacht hatte ich einen Traum, der mein Glück fortſetzte, doch mir am Ende einen boshaften Streich ſpielte. Ich lag in der duftreichſten Frühe, nicht auf Moos an einem murmelnden Quell, etwa unter Erlen und Linden, ſondern wie von lauter ſchwankenden Roſen getragen, und von den üppigſten Reizen aller Art, zwar natürlichen, doch überirrdiſch blendenden und phantaſtiſch zuſammengeſtellten

umgeben. Nun ging es mir, wie öfters, im Traum konnte ich über den Traum reflektiren, und ich dachte mir, dies Alles sei der Wiederschein von dem Uebermaaß der schwarzen Farben, die ich am Tage gesehn. Da traten zwei Frauen in die Nähe meines Lagers, beide schwarz gekleidet; doch mußte ich gestehn, daß ich die Farbe eigentlich nicht schwarz nennen durfte, alle mögliche Farben brachen mit niegesehener Pracht aus ihr hervor und verschwanden sogleich wieder; die Gestalten waren Rosamunde und Agnes, ich erkannte sie so genau, bemerkte so jeden kleinen Zug an ihnen, wie noch nie im Wachen; ich verglich sie sorgfältig mit einander, was mir im Wachen nicht eingefallen war. Beide standen in der vollsten Reife jugendlicher Schönheit, ich wußte im Traum sogar ihr Alter, Rosamunde habe das vierundzwanzigste Jahr zurückgelegt, Agnes zwei Jahre mehr; und zugleich erinnerte ich mich im Traume, daß ich dies aus Berechnung

wüßte. Wirklich hatte ich einmal aus den Umſtänden ihres Lebens ihr Alter ungefähr abgenommen. Voller war die Geſtalt meiner Geliebten, ſchlanker und gleich hoch, nicht weniger blühend Agnes. Mein Bewußtſeyn erloſch nun faſt gänzlich. Kaum verglich ich noch die reichen kaſtanienbraunen Haare der Geliebten, ihren fein geſchnittenen roſenrothen Mund, und die noch reicheren bewegteren Locken von wechſelnder Farbe, die volleren aufſtrebenden Lippen ihrer Gefährtin. Mir war, als träte Roſamunde immer feſter mir näher, als ſchwebe Agnes auf den flüchtigſten Augenblick nahe an mich und ſtehe auf einmal wieder fern und lächle. Nun breitete ſich um beide Frauen der weichſte Schmelz, die Farben im Geſträuch um mich her wurden ſo glühend, daß ich die Augen auf das feſteſte zudrückte, jede Bewegung der Luft war Zärtlichkeit. Ich fühlte, wie mein Arm die Geliebte umſchlingt, meine Lippen glühen auf ihren. In dem Augen-

blick bricht ein mildes Tageslicht an, fern steigt in der Morgenröthe eine Gestalt auf, Rosamunde ist es, und an meiner Brust, umschlungen von meinem Arm liegt — Agnes.

Ich wachte mit einem heftigen Schreck auf, mein Blut schlug. Ich fühlte einen unbeschreiblichen Unmuth, erst über mich selbst, und bei Nachdenken über den Zufall, der im Traum Dinge in meiner Seele zusammenbrachte, welche allem meinen Trachten bei Tage so fern lagen, so durchaus widersprachen. Treuer lieben, so das Eine nur lieben konnte Niemand, wie ich, und bei mir ging die Sinnlichkeit einzig aus der reinsten Zärtlichkeit hervor; die frühere, weniger reine Leidenschaftlichkeit war längst und schnell an mir vorübergerauscht. Ich erklärte mir wohl, wie meine gestrigen Vorstellungen, daß ich manches aus den Erzählungen des Marquis gegen die Frauen verschweigen müßte, den Traum herbeigeführt haben konnten; doch blieb er

mir widrig und wie eine ſtille Beleidigung gegen die Freundinnen. Darum war er nicht ohne Einfluß auf meine Stimmung ſogleich, auf mein Betragen gegen ſie, und iſt nicht ohne Wirkung auf unſere ſpäteren Verhältniſſe geblieben.

Am folgenden Vormittag fand ich Roſamunde allein, Agnes war mit Briefen an den Marquis beſchäftigt. Ich weiß nicht, ob ich wegen des Traumes wirklich etwas verlegen und ſcheu war; aber gewiß war Roſamunde zärtlicher, traulicher gegen mich, wie jemals. Wäre der Traum nicht geweſen, ſo hätte ich dies mit Entzücken als natürlich erwartet. Wir ſahen uns zum erſtenmal allein, es war der erſte Tag nach der herrlichen Entſcheidung.

Das Wort Du, ſagte ſie, iſt das bedeutendſte in unſrer Sprache, es ſollte nur für Menſchen gelten, die ſich für ein gemeinſchaftliches Sinnen und Trachten im Leben entſchieden haben.

Die leidenſchaftliche Spannung, die

mich am geſtrigen Abend bald an ihr be-unruhigte, bald beglückte, kam mir wie der letzte Kampf vor, welchen ſie mit ihren vorigen Anſichten, Befürchtungen, mit ihrer überzarten Empfindſamkeit beſtanden hatte. Aber nun ging auch die Ruhe ſelbſt von ihr aus, ſo erquickend, ſo allbegnügend, ich fühlte bei mir, das möge die Ehe ſeyn. Sie war in weißer Morgentracht, und ich gedachte jener Frühſtunden, da ich ſie zum erſtenmal ſo häuslich ſah. Nun war ſie, was mir damals vorſchwebte, wie das Ideal einer deutſchen Frau.

Wir ſprachen ruhig über unſre Zukunft. Ich erklärte ihr, daß ich die diplomatiſche Laufbahn noch in dieſem Sommer aufgeben, daß ich heute noch über meine Abberufung von hier berichten würde. Die Freude trat in ihre Augen, und dann ſagte ſie ſcherzend: ein Glück, daß Du Güter haſt; oder wollteſt Du, ich traue es Dir zu, auch ohne ſie die meinen mit mir theil-

len? Ich hatte bei mir längſt entſchieden, daß der Marquis für ſich Recht habe, vom Erbgut der Geliebten nicht leben zu wollen; ob ich für mich mit demſelben Entſchluß auch Recht haben würde, hatte ich mich nicht gefragt, und antwortete ihr dies.

Sie ſchüttelte ein wenig den Kopf. Da trat Agnes herein, um etwas zu fragen, einen unvollendeten Brief in der Hand. Roſamunde ſagte: die Männer ſind ſich gleich, er iſt wie der Marquis, wenn er nicht Güter hätte —

Das wußte ich, erwiederte Agnes lachend, das Glück begünſtigt aber ihren Stolz, ich habe Nachricht, der Marquis iſt nun auch reich genug, um mir gnädig zu ſeyn. Ich wollte Sie nur fragen, bei meinem Bericht hier ward ich ſtutzig darüber, nannte er Ihnen niemals meinen Namen, und wie wußten Sie nicht ſogleich, daß ich Agnes war?

Jetzt beſann ich mich ſelbſt erſt, daß der

Marquis ſie nie mit dem Namen ihres erſten Gemahls, den ſie natürlich noch jetzt führte, genannt hatte. Ich ſagte ihr, daß er ſie immer nur Gräfin Agnes genannt habe; wir beluſtigten uns über die unſchuldige Intrigue, die uns, wie ich mich ausdrückte, der Titel von einer Ehe geſpielt, die keine Ehe war. Agnes ging, ich ward anfangs bedenklich, ob ich übereilt geſprochen hätte, und fand, daß ſie auf keine Anſpielung in meinen Worten fallen könnte, ſo wenig ich dergleichen hatte machen wollen.

Leider meldete man Beſuch von ein paar alten Bekannten, die nicht abgewieſen werden konnten, zumal, da ſie Roſamunden mit ihrer unerbetenen Güte zuvorkamen. Ich zog mich zurück, um meinen Bericht an meinen Hof über den geſtrigen Tag und das Geſuch um meine Entlaſſung abzufaſſen, damit ich die Stunden gegen Abend frei hätte.

Bei der unvollendeten Arbeit ſaß ich,

als ich eine Zeile von Roſamunde erhielt. Komme ſo früh, wie möglich, ſchrieb ſie, Agnes will, früh am Nachmittage, und Du ſollteſt Dein Heft nicht vergeſſen. Sie iſt verdrießlich über die Beſuche, wir wollten hinausfahren, und irgendwo ungeſtört leſen.

Ich verſchlang mein Mittagsmahl zwiſchen der Arbeit, mir däuchte, ich würde froher zu Roſamunde zurückkommen, wenn ich meine Freiheit ſchon eingeleitet hätte, und darum konnte ich das Geſuch nicht aufſchieben.

Als ich hereintrat, erwarteten mich ſchon die Freundinnen, ich hatte meine Rolle in der Hand, Agnes wies auf ſie: die Sybillenblätter meines Schickſals! Sie war ganz Unbefangenheit und Liebenswürdigkeit. Ich blieb zurückhaltender gegen ſie, wie ohne den unſeligen Traum der Fall geweſen wäre.

Als wir fuhren, freute ſie ſich über den Styl einiger Gebäude, wie des Zeughauſes,

des königlichen Schloſſes; aber die Stadt war ihr zu todt und einförmig; und wie wir hinauskamen, die Spree bei Stralau und in jener Gegend ſollte unſer Ziel ſeyn, beklagte ſie ſich bitterlich über uns, wann endlich die Natur anfangen werde? Hätte ich ſie gekannt, wie ſie hier iſt, betheuerte ſie, da hätte ich wohl begriffen, wie öde Ihnen ſeyn mußte, und ich hätte nicht ſo viel Mitleid mit Ihrer Liebe und mit Ihrer Eiferſucht gehabt.

Ich vertröſtete ſie weiter obenhin auf die Spree, ohne mir ſelbſt viel davon zu verſprechen. Sie meinte auch, es ſei des Waſſers genug, daß es ein Strom heißen könnte, wenn es nur Ufer hätte. Wir ſuchten nach einem einſamen Platz, um unſer Leſen zu beginnen: endlich entdeckten wir eine baufällige Laube, mit einem zerbröckelten feſtgegrabenen hölzernen Tiſch; Roſamunde war mit allem zufrieden, Agnes meinte, etwas Obdach ſei genug.

Ich las, und wie horchten ſie! Als

der Marquis ſeine erſten Bilder von dem Oheim entwarf, lachte ſelbſt Roſamunde lauter, was ihr ſelten widerfuhr; Agnes war ſtumm und zwang ſich, und brach zuletzt heftig in Lachen aus, ſetzte aber ſogleich hinzu: der gute Oheim war freilich ſo, doch hätte der Marquis ihn nicht ſo lächerlich beſchrieben, wenn er ſchon damals ſein Herz gekannt hätte. Ich bemerkte dagegen, daß dies ſchon der Fall geweſen wäre; doch als guter Erzähler habe er ſich immer in die Empfindung verſetzt, die er hatte, da er erlebte, was er erzählt.

Nun kam es zu den Beſchreibungen von Agnes, von den erſten Gefühlen des Marquis für ſie. Roſamunde wußte ihr Vergnügen darüber nicht genug zu äußern. Bald wiederholte ſie ein beſonders charakteriſirendes Werk, bald drückte ſie die Finger der Freundin und ſah ihr bisweilen fragend und freundlich ins Auge. Agnes war wie ein liebliches Kind, erſt wie ein wenig verlegen, nun bewegter und bewegter, und zuletzt

ſprach ſie mit hervorbrechenden Thränen: wie hat er mich geliebt! ſo konnte nur er lieben! das iſt die Liebenswürdigkeit, das Feuer ſeiner eignen Seele, die dieſes Bild von mir ſchufen. Dann ergoß ſie ſich in Lob über mich, daß ich die Art, den Geiſt, Wort und Gebehrde des Geliebten ſo treu aufgezeichnet hätte. Wie war es Ihnen möglich, fügte ſie hinzu, da Sie nicht wußten, daß es für mich war? Wie tief müſſen Sie ſein Freund ſeyn, da Ihre Darſtellung von ihm der Liebe genug thut.

Wir brachen mit dem Leſen ab, weil Roſamunde behauptete, daß Agnes zu ſehr davon angegriffen werde, und außerdem ſagte uns Allen die Umgebung wenig zu. Als wir zurückkamen, waren wieder Beſuche da geweſen. Ich hatte unterwegs die Gegend von Potsdam, beſonders Sansſouci gelobt, wofür ich einmal eingenommen war, und welche durch das Andenken eines groſſen Mannes noch mehr galten, als durch ihren eignen wirklichen Reiz. Agnes zögerte

mit keiner Veränderung und meinte, wir sollten sogleich dorthin ziehn, ich bliebe meiner diplomatischen Bestimmung doch nahe genug; und Rosamunde willigte ein, wenn sie morgen Vormittag die Besuche erwiedert und ein paar ihrer besondern Bekannten gesehn hätte.

Wir wohnten nahe an Sanssouci, und ich hörte von Agnes keine Bemerkung mehr über Oede der Natur. Freundlich und ohne Vergleich faßte sie jede Schönheit auf.

Mit dem Lesen meines Heftes durfte ich nicht säumen. Könnten ja zu ihm Marginalien von Rosamunde und Agnes gefügt werden, ihre Bemerkungen während der Lektüre: ich wollte gern meinen Text so im Schatten sehen.

Wir kamen zu der letzten Erzählung des Marquis, und hatten wir vorher schon manche neugierige Frage gethan, so waren wir nun fast so ungestüm, wie die beiden Abbés. Aber mit welchen sonderbaren

Figuren iſt der Marquis in Verbindung geweſen? Sie, ſein Freund, was konnte ihm der Himmel beſſeres geben? aber die Abbés, der Geſandſchaftsrath — die Männer werden mit viel heterogeneren Figuren vertraut, als die Frauen je wagten. Ich entgegnete, daß es zwiſchen Männern nur eines beſtimmten Grundes von Rechtſchaffenheit und Beſcheidung bedürfe, und die Verſchiedenartigſten könnten Vertrauen gegen einander faſſen.

Sie ſollte nun die Erzählung fortſetzen, und fing an:

Den alten Reiſekaſten meines Oheims habe ich wirklich nie abſchaffen können, es klebten ihm zuviel Erinnerungen der Vorzeit an, es that mir recht leid, wenn er ſo knarrte und ſeufzte. Ein feiner und höflicher Mann war aber der Oheim ohne Unterlaß, und wenn er bei ſeiner Ankunft ſo lärmte, war dabei eine Verſtellung von väterlichem Anſehn mit im Spiel. Als die ſeltſame Mahlzeit geendet war, und er

allein mit mir ſprach, wie dringend wurde ſeine Güte, daß der Marquis und ich uns vereinen ſollten. Ich würde in Wahrheit, verſicherte er ernſthaft, viel Gutes von ihm ſagen können, wenn Sie nicht ſo übertrieben viel auf ihn hielten! Gräfin Nichte, das Weib ſoll dem Mann unterthan ſeyn, doch auch der Diplomatiker bleibt ein Menſch.

Es gab viel Gewirre den Nachmittag über, noch eine geheime Conferenz zwiſchen dem fürſtlichen Paar und meinem Oheim. Was, meinen Sie, war das Reſultat? die Fürſtin glaubte bei Verhandlung über die Vermählung ihres Vetters müſſe ihr Hof eine Hauptrolle ſpielen, gewiſſe überaus wichtige politiſche Punkte wahrnehmen, und wer könnte dazu geeignet ſeyn? ach, mein armer Marquis. Auch er ſollte am folgenden Tage abreiſen.

Die verwünſchte Fürſtin! er hat freilich gemeint, daß ich ſie wie ſehr bewunderte, und ſie iſt eine treffliche, ſtaatskluge

Frau, er irrt ſich aber, wenn er meint, daß ich mich je mit ihr verglichen hätte. Mir ſagte ſie zuerſt, daß der Marquis zu jener Geſandſchaft den folgenden Tag abreiſen mögte. Es war keine Güte dabei in ihrem Geſicht, damals lernte ich ſie richtig ſchätzen. Ich ärgerte mich, wie ſehr, über meine Unvorſichtigkeit, über den fatalen buckligten Antiquar; die Fürſtin hätte mir ohnedies den Geliebten nicht weggeſchickt. —

Bald darauf kamen der Oheim und der Marquis zu mir. Jener rief mir zornig entgegen: iſt es glaublich, Gräfin Michle, er will morgen nicht mit mir abreiſen! eine ſolche Sendung nicht zu wollen! Ich habe ihm einen Platz in meinem Wagen angeboten, für die ganze Reiſe konnten wir die beſte diplomatiſche Unterhaltung haben, und welchen Grund führt er für ſeine Weigerung an? ſollten Sie es denken? er habe nun einmal auf drei Monate Freiheit, Urlaub. Gewiß und wahr-

haftig, als Gymnasiast hätte ich mich geschämt, wenn mir eine Arbeit aufgetragen wäre, unter dem Vorwand der Ferien sie abzulehnen.

Der Marquis lachte, so mürrisch er aussah. Von der Fürstin ist es eingefädelt, sagte er zu mir, daß ich von Ihnen hinweg soll; die List soll ihr nicht gelingen.

So verlassen Sie den Dienst? fragte ich ihn freudig. Er stand und schwieg, und blickte starr vor sich hin.

Nimmermehr! rief der Oheim, was für Grillen? Seht Ihr denn nicht, daß unsere Verbindung zu dieser Sendung die beste Einleitung ist, ihn zu meinem Nachfolger am Staatsruder zu machen?

Leider sehe ich, es ist nicht auszuweichen, sprach der Marquis, ich reise mit Ihnen.

Der Oheim umarmte ihn im Triumph seines Herzens. Kinder, rief er aus, es ist der glücklichste, der glorreichste Tag

meines Lebens, er lobt euch noch heute, ich bitte euch!

Der Marquis hatte meine Hand gefaßt und sah mich schmerzlich an. Ich bin bereit dazu, sprach ich, und Sie reisen morgen; aber versprechen mir, so wie diese Sendung beendet ist, verlassen Sie den Dienst?

Um des Himmels Willen nicht, rief der Oheim darein, durch einen solchen Narrenstreich würde ja Alles zu schanden.

Ich reise, entgegnete der Marquis sehr ernsthaft, und werde ringen und schaffen. Mir geht Hoffnung auf bei dem diplomatischen Treiben; Sie sind mein, und sollen mein werden!

Ich verstand seinen Sinn, wir blickten uns lange stumm an. Bin ich denn hier, solche Possen anzusehn? rief der Oheim.

Der Marquis ward aufgesucht, er sollte zur Fürstin kommen. Sie hatte ihn von der Sendung gesprochen, und war sehr zufrieden mit seiner Bereitwilligkeit. Ich

hätte nicht geglaubt, sagte sie mir am andern Morgen, daß ich den Marquis so leicht von hier wegbringen könnte. Sie war heiter, der Fürst schien es noch mehr. Bei meinem Oheim wechselte Sonnenschein und Sturm. Halb verdrießlich, mich unverlobt zu verlassen, halb froh meinen Geliebten gefangen mit sich zu führen, nahm er von mir Abschied. Der Marquis hatte mir gesagt, er sehe eine Verwickelung von Geschäften vor sich, deren Lösung ihm ein unabhängiges Vermögen verschaffen müßte; aber durch meine Brust gingen die heftigsten Schmerzen. Dennoch war es mir lächerlich, als der Arme zu dem Oheim in den seufzenden Reisewagen stieg.

Agnes lachte noch jetzt darüber, und wir lachten mit. Wie traurig und öde mußte Dir nun auf dem Schlosse seyn! sagte Rosamunde; und wenn Du nun in der Einsamkeit nachdachtest, welcher Grille wegen der geliebte Mann die Verbindung mit Dir verschob, vielleicht für immer un-

möglich machte, ſchadete es ſeinem Bilde nicht, fiel Dir nicht bisweilen die Möglichkeit ein, von ihm zu laſſen?

Eben ſo wenig, erwiederte Agnes leicht, als dem Freiherrn, von Dir und Deiner Grille zu laſſen. Den Staatsdiener konnteſt Du freilich nicht heirathen! gab ihr Roſamunde zurück; wie freut mich, daß mein Freund ſchon um ſeine Entlaſſung nachgeſucht hat. Brav, rief Agnes, das habe ich von dem Freiherrn erwartet! und fuhr fort zu erzählen:

Dem Schmerze hange ich niemals nach. Ich hatte der Zerſtreuung genug und ging friſch an die Arbeit. Am Tage ihrer Abreiſe war den Abend wieder mein Winzerfeſt. Bisweilen konnte ich die Thränen vor Freude und Schmerz nicht zurückhalten, wenn ich überlegte, welche Woche zwiſchen dieſen beiden Sonnabenden lag. Allein ich war äußerlich froh und geſprächig mit meinen Winzern, wie ſonſt. In Thätigkeit verfloß der Herbſt, und unter

meinen Studien in der Stille des Landlebens der größte Theil des Winters. Wann ein Brief von ihm ankam, war ein Festtag für mich, an ihn waren alle meine Gedanken gerichtet, ich schrieb ihm täglich wenigstens etwas. Viele geistvolle Briefe mit glänzenden Gedanken erhielt ich von der Fürstin, doch war mir bisweilen peinlich, ihr zu antworten, die schnelle Entführung des Geliebten konnte ich ihr nicht ganz verzeihn. Gesellschaft sah ich wenig bei mir, es giebt deren wenig in der Umgegend den Winter über, aber auch im Sommer vermied ich sie gern. Behagen fand ich nie an unsren geselligen Kreisen; als ich jung war, stürzte ich mich wohl gern flatternd und leicht in sie, er hat es so genannt; es thut mir leid, daß er mich noch so flach gefunden hat; ich kannte die Liebe noch nicht, und nun weiß er doch auch, wie viel besser mich seine Liebe gemacht hat. Der Pfarrer und seine Familie sind mir immer werth geblieben. Hätte

der Marquis nur gehört, wie die allerliebsten Nichten ihn rühmten, jahrelang haben sie die Geschichten wiederholt, die er ihnen erzählt hatte. Sie sind beide an würdige Geistliche auf meinen Gütern verheirathet, und ich bin sicher, die Frauen Pastorinnen werden noch kichern, wenn sie ihn wiedersehn.

Mein Oheim kehrte gegen Ende des Winters zurück, höchst vergnügt, die Unterhandlung wegen der Vermählung des Fürsten glücklich beendet zu haben. Ich konnte ihm nicht abschlagen, ein paar Monate bei ihm zuzubringen. Er bewies mir noch mehr väterliches Wohlwollen und Vertrauen wie sonst, und was mich freute, um des Marquis willen. Der habe sich, meinte er, bei dieser Sendung als seinen würdigsten Schüler gezeigt, und somit könne man nach Vollendung des Hauptpunktes, der sein Geschäft gewesen sey, die Verwickelungen, die sich daran knüpften, der Leitung desselben unbesorgt über-

laſſen. Leider erfuhr ich zugleich, daß ihre Löſung ihn lange entfernt halten mögte.

In der langen Zeit, daß wir uns nicht wiederſahen, lebte ich einigemal bei der Fürſtin, die mich wiederholt auf das freundlichſte, dringendſte einlud. Mir kam vor, als ſei ich dort ihm näher, ich hörte oft über ihn reden, und dieſe geiſtreiche Frau redete gern von ihm. Sie dachte ſo zart oder fürſtlich, daß ſie mich nie durch eine irgend beſtimmtere Frage zu einer Berührung meines Verhältniſſes mit ihm auffor derte. Davon konnte ich ſie nicht frei ſprechen, eine kleine Bosheit hatte mit daran Theil, daß ſie ihn ſo von mir bannte, und ſie hätte doch erkenntlich dafür ſeyn ſollen, daß ich ihren Vetter nicht gewollt; denn ſie hielt gar viel auf das fürſtliche Blut. Aber ich verzieh ihr Alles, denn ſie hatte den Marquis kaum leidenſchaftlich und unerwiedert geliebt. Von dieſer Leidenſchaft war nun keine Spur mehr, und wie intereſſant iſt eine Frau, die den

Geliebten geliebt hat. Dort war nur die Heimath ſeines verhaßten Staatsdienſtes, aber doch etwas heimathliches von ihm, und ſo lebte ich gern bei der Fürſtin. Meinen Oheim oft und auf längere Zeit zu beſuchen, fiel mir unmöglich. Er drängte mich ungeſtüm darum, ſein gnädigſter Herr wünſche ſo ſehr, daß ich nach ſeinem Ausdruck den Glanz des Hofes der Neuvermählten vermehren ſolle. Dies war mir widrig, gewiß nicht, weil mich irgend reute, nicht ſelbſt Fürſtin geworden zu ſeyn, aber die Prinzeſſin, die den von mir verſchmähten Platz einnahm, war unerträglich; etwas gelehrter, wie ihr Gemahl, doch viel pedantiſcher; innerlich noch froſtiger und hoffährtiger, wie er, und noch breiter über den Menſchen, der ihr weit vor dem Fürſten gehe. Ich erledigte mich ihrer am beſten, wenn ich bei einer Zuſammenkunft alle mögliche Titel von Büchern, die mir einfielen, herrechnete. Sie ward eiferſüchtig auf meine

Gelehrſamkeit, ließ alle von mir genannte Bücher herbeiſchaffen, ſtudierte; der Gemahl, wiederum eiferſüchtig auf ihre Gelehrſamkeit, ſtudierte mit, und ich hatte Freiheit. Dieſe kleine Nothhülfe habe ich ein paarmal brauchen können.

Seelenfroh war ich nur, wenn ich viele Monate ungeſtört hinter einander auf meinem Landſitze lebte. Da war die Gegenwart ſo heiter und meine Zukunft wollte hell werden, wie ſie. Aus den Briefen des Freundes leuchtete mir der wahre Heldenmuth, womit ſein feuriger Geiſt den verwirrteſten Schneckengang von Verhandlungen verfolgte, um das Ziel zu erreichen, wo ihm beliebte und genügte, mich ſein zu nennen. Ich weiß nicht, ſchrieb er, wenn ich am Ziel bin, daß ich daran ſeyn werde, weiß ich gewiß.

Ich gewann zuletzt auch ſeinen Trotz lieb und nährte in mir den Stolz, daß ich ihm nach ſo langen Aufſchub durch ſeinen Stolz am Ende mehr geben wollte,

als er konnte. An Liebe konnte ich es nicht: aber ſo wie ich in ſeinen lehrreichen Briefen eine Spur entdeckte, daß ein Fach der menſchlichen Kenntniſſe ihn mehr oder weniger beſchäftige, reize, war ich in meiner Einſamkeit hurtig dabei, mich darüber zu unterrichten. Erſt habe ich gelernt des Lernens wegen, dann des Wiſſens, des Gegenſtandes halber; man endet damit, daß man der Liebe wegen lernt.

Roſamunde erglühte und ſprach: Du haſt Recht! ſeitdem ich in Rom über deutſche Litteratur geſprochen, verlor ich bei einem deutſchen Buche nicht mehr den Gedanken, daß ich auch darüber ſprechen würde, wiewohl wenig Hoffnung dazu war.

Hier war der Punkt getroffen, wo es an mich kam zu reden. Bis in das mannigfaltigſte Detail erzählte ich, wie ich durch die Irrgänge der deutſchen Litteratur von Roſamundens Liebe geleitet wurde. Agnes hörte mir freundlich zu, obgleich wir von ihrer Geſchichte ganz abkamen.

Sie ward nun mehrere Tage unterbrochen, die ich in Berlin abwesend seyn mußte.

Als ich nach Potsdam zurückkam, erzählten sie mir von dem Besuch einer Dame, welcher die königliche Familie genau bekannt sei. Rosamunde besonders wiederholte mit innigem Vergnügen: so schmerzlich die Königin dort vermißt werde, dächten der König und ihre Kinder doch größtentheils mit heiteren Erinnerungen an sie. Ich erkenne, setzte sie hinzu, wo das Glück der Liebe einmal war, da blühet es durch alles Schicksal fort; eine glückliche Ehe bleibt ewig ein Glück.

Meine Freude über diese Stimmung und Ueberzeugung der Geliebten war voll und rein, doch mag sich in meinem Gesicht ausgedrückt haben, daß ich an ihre Frage bei dem Leichenzug zurückdachte. Aber der König hat unaussprechlich gelitten, setzte sie sehr bewegt hinzu; als man Hoffnung schöpfte, die Königin gerettet zu sehn, sprach er die Worte: sie würde genesen,

wann ſie nicht meine Frau wäre. So bitter fühlte er die Schläge des Schickſals und ſah den drohenden härteſten als unausweichbar an.

Und doch, fuhr ich fort, könnten wir ihn fragen, ob er dieſen Schmerz nur gegen einen Tag des Glückes mit ihr abkaufen wollte; was meinſt Du, Roſamunde? Nicht gegen eine Stunde jenes Glückes, antwortete ſie, und auch der Schmerz erhebt und ſtärkt die Erinnerungen des Glückes.

Ich äußerte meine Ungeduld, die Erzählung von Agnes zu Ende zu hören. Doch ſie machte allerlei Zögerungen. Wiſſen Sie, fragte ſie lachend, warum ich nicht wieder anfangen mag zu erzählen?

Agnes, ich bitte Dich, rief Roſamunde, lachte aber auch. Sie behauptet, daß ſie in der Kunſt zu erzählen, weit unter —

Dem Marquis ſtehe? fragte ich. Beide lachten mehr. Unter dem Geſandſchaftsrath, ſagte Roſamunde.

Wie, fuhr ich auf, wie kennen ſie den? Nun kam es heraus. Sorgfältig hatte ich von meinen Heften verſchloſſen, was die vertrauteſten Geſtändniſſe des Marquis enthielt. Der Geſandſchaftsrath und ſeine ſchöne Dame waren draußen geblieben unter Papieren und Landkarten und entdeckt worden, als die Freundinnen nach einem Plan der Gegend von Potsdam ſuchten.

Gut, erwiederte ich, daß der Zufall Sie mit dem Paare bekannt gemacht hat; ich trug Bedenken es einzuführen, und wer weiß doch, ob wir im Leben nicht wieder mit ihm zuſammentreffen? Der Mann war ein diplomatiſches Meiſterſtück, entgegnete Agnes; Du ſiehſt, Roſamunde, von welcher Vollendung wir unſere Freunde zurückhalten. Doch ich muß die Rettung meines Freundes erzählen. Um ſo ſchneller, bemerkte ich, da ſie den Inhalt ſeines letzten Briefes uns nur in der geſchichtlichen Ordnung mittheilen wollen.

Mein Oheim, begann ſie, gab nie den

Entwurf auf, den Marquis als meinen Gemahl, aber zugleich als seinen Nachfolger zu sehn. Ich wüßte mich nicht zu erinnern, daß er je einen Vorsatz, eine einmal gefaßte Absicht fahren ließ, und so oft ich von seiner Unablässigkeit litt, die der Marquis Zähigkeit nannte, muß ich gestehn, daß sie bei seinem wohlwollenden Gemüth vielmehr Gutes gestiftet, als Schaden gebracht hat. Das Land und der Fürst verdanken dieser Festigkeit, womit er die ganze Verwaltung sich unterwarf, und sie keinen Augenblick los gab, ungemein viel. Merkte er, daß er von einem Irrthum ausgegangen sei, so ergriff er plötzlich das Gegentheil, behauptete aber steif und fest gegen Jedermann, daß dies von Anfang an sein Wille und seine Ansicht gewesen sei. Nur einen Fehlgriff in seinem Leben gestand er ein, daß er durch meine Vermählung mit dem alten Krüppel, wie ihm nun beliebte meinen ersten Mann zu nennen, mir einen Abscheu gegen die Ehe beigebracht habe;

und wie oft ich ihm das Gegentheil betheuerte, ließ er von diesem Fehlgriff so wenig, wie von der übrigen durchgängigen Klugheit seines Thuns. Den Moment der Rückkehr des Marquis sah er mit Zuverlässigkeit als den Zeitpunkt unserer Vermählung an, und wo derselbe zu seinem Nachfolger ernannt würde.

Eines Abends, da er zum Thee, wie er gern that, zu mir herüber kam, hatte er etwas Besondres vor. Als hier einmal, hub er mit seiner komischen Manier an, als hier einmal ein Donnerwetter überhört wurde, Gräfin Nichte, sieben Jahre ist es her, und noch sind wir auf dem alten Fleck. Ich kenne meinen grosen einzigen Fehler, Sie werden mich ihn nicht länger entgelten lassen, und den Marquis heirathen. Damit ich seine Grille aus dem Wege schaffe, Sie wissen, daß mein nächster Vetter, der mich beerben sollte, dessen zum Glanz unserer Familie nicht bedarf.

Was ihnen zufallen sollte, davon ist hier nicht die Rede.

Er stand auf und klingelte, und bezeichnete dem Kammerdiener die Mappe, die vom Schreibtisch zu bringen sei. Ernst und feierlich schloß er auf, nachdem er während der Pause keine Sylbe mehr geredet hatte.

Hier ist, fuhr er fort, mein gestern unterstegeltes Testament. Den Marquis habe ich alle meine Güter vermacht unter der Clausel, daß Sie sich mit ihm vermählen. Sie haben sein Glück in Händen. Meinen Sie, daß er nach meinem Hintritt genug haben werde, unabhängig von Ihrem Vermögen zu leben?

Ich küßte ihm gerührt die Hand, und hätte um Alles in der Welt ihm nicht begreiflich machen können, daß damit nicht alle Schwierigkeit gelöset seyn werde.

Ich werde ihm, sprach er weiter, gar nichts von diesem Vermächtnisse melden, es könnte prahlerisch und ruhmredig aus-

ſehn, und die Ruhmredigkeit, wiſſen Sie, habe ich ſtets gemieden. Die Eitelkeit war nie meine Sache, zu meinen Verdienſten und meinem Rang paßt dergleichen nicht. Schreiben Sie, was geſchehen iſt; meiden aber auch, Ihre kindliche Ehrerbietung gegen mich zu ſtark auszudrücken.

Ich ſchrieb dem Marquis, daß ich in einer verzweifelten Lage ſei; er wäre auf einmal ein reicher Mann geworden, und werde es nicht ſeyn wollen, weil die Clauſel dabei wäre, daß er mich heirathen ſollte; und ſei er kein reicher Mann, ſo wollte er mich auch nicht heirathen. Ernſthaft ſprach ich dann über die Güte des Oheims, und fügte hinzu, daß er in dieſer Sache mit der äußerſten Schonung und mit Ehrfurcht gegen den alten wohlwollenden Mann ſeinen Entſchluß faſſen würde.

In ſeiner Antwort an mich, ſcherzte er blos darüber, daß wir dem Oheim noch ein langes Leben gönnen wollten, er aber bis dahin ſeine Vermählung mit mir nicht

aufſchieben könnte; auch ſei doch zu handgreiflich, daß der Oheim mich als ſeine eigentliche Erbin betrachte und ihn durch Ueberliſtung verleiten wolle, doch von meinem Vermögen zu leben.

Dieſelbe Wendung hatte er in einem beſondern Schreiben an den Oheim gebraucht, und dieſer fand Vergnügen daran, wiewohl ihn die Weigerung, ſein Erbe zu ſeyn, zu einigen harten Ausdrücken wider den Marquis veranlaßte. Ich werde ihn doch überliſten, betheuerte er gegen mich, nun iſt es eine Ehrenſache geworden. Ich war froh, daß es eine ſolche Wendung genommen, und machte den Oheim aufmerkſam, mit welcher Ehrerbietung und Dankbarkeit ſein edles Geſchenk abgelehnt ſei.

Sein Plan zur Ueberliſtung iſt mir nicht bekannt, vielleicht nicht reif geworden. Ich verließ ihn um dieſe Zeit, zu der Fürſtin zu reiſen. Diesmal blieb ich lange bei ihr, wir wurden täglich vertrauter.

Und der genialiſche Fürſt, fragte ich, ſeiner erwähnen Sie gar nicht, wie benahm er ſich gegen Sie?

Anbetend und feindlich, erwiederte Agnes lächelnd. Ich hatte gar nicht auf ihn gemerkt, bis die Fürſtin mir vorwarf, daß ich das Unheil vollendet und ihn gar zum Poeten gemacht hätte. Auf meine Verſicherung, wie ich davon keine Spur ſähe, fragte ſie, ob ich mich der Sonnette nicht mehr erinnerte, die uns der Fürſt vor einigen Tagen vorgeleſen? Nicht wahr, entgegnete ich, aus dem Büchelchen mit goldenem Schnitt, von dem abgeſchmackten Dichter, der endlich die Dame gefunden hat, die ihm Romantik, Chriſtenthum, Hellenik? Mir ſind einmal Damen unter die Augen gekommen, die ganz mit ſolchen Worten von den neuſten Dichtern beſungen und angebetet waren, Unbilde der Natur, nicht Urbilder, wie die Anbeter ſie nannten. Und doch, fiel die Fürſtin ein, muß ich Ihnen ſagen, Romantik, Chriſtenthum,

Hellenik ſind Sie ſelbſt, und der Dichter iſt mein Gemahl. Er ſchreibt ſeine Gedichte auf das ſauberſte und läßt ſie ſo zierlich binden.

Von dem Augenblick an war er mir unerträglich, und es währte nicht lange, ſo ließ er Anſpielungen fallen, daß man die italieniſchen Sänger mit Luſt und Empfindung geleſen haben könnte, ohne von dem Idealen in ihnen durchdrungen zu ſeyn, was überhaupt der weiblichen Natur ſo ziemlich unerreichbar ſcheine. Auf die Art führte er fleißig einen kleinen Krieg gegen mich, und ich hatte nichts dawider, weil die Fürſtin dadurch veranlaßt ward, ſich mit Freiheit über ihn zu äußern.

Sie jammerte mich ſehr; Geringſchätzung gegen den Mann, mit dem man für immer verbunden iſt, muß ſchrecklich ſeyn. Ich hatte ſoviel Mitleid mit ihr, daß ich faſt hätte wünſchen können, ihre Liebe ſei von dem Marquis nicht unerwiedert geblieben.

Sie mogte fühlen, was in mir vorging, sie nahm einst meine Hand, sagte bewegt: und wenn ich ihn vergleiche mit dem ächten Manne, mit — Liebe, Sie sind nicht ganz offen gegen mich. Warum gedachten Sie noch nie Ihres Verhältnisses zu dem Marquis? Sagen Sie mir, vergebens suche ich den Grund zu errathen, warum sind Sie nicht mit ihm vermählt?

In der letzten Zeit hatte ich eine solche Frage gewünscht, es war mir drückend, daß ich das einzige meines Lebens, worüber ich ihr Vertrauen beweisen konnte, nicht gegen sie berührt hatte. Ohne ihre bestimmteste Aufforderung dazu war es nicht möglich; ich war nicht gewiß, daß ich ihr Herz durch meine Offenheit gar nicht verwundete, wenn mir gleich ihre Leidenschaft für den Marquis ganz erloschen schien.

Sie hörte mich mit der innigsten Theilnahme, mit den edelsten Regungen; und wollte irgend ein Neid über mein Glück bei ihr aufkommen, so schlug sie ihn wenig-

ſtens gleich nieder. Zweideutig war mir, wie ſie den eigentlichen Grund, warum der Marquis ſich nicht mit mir vermählte, aufs nehmen werde. Ich erwähnte ſeiner, ohne ihn zu mißbilligen, gut zu heißen. Sie maß mich mit einigem Befremden im Blick, erröthete und ſagte raſch: Richtig, das iſt er, daran erkenn ich ihn, ſo ſtolz liebe ich die Männer. Ich wäre hier nicht unpartheiiſch, meinte ſie, ſonſt müßte ich von dieſer Geſinnung des Geliebten entzückt ſeyn.

Sie beobachtete jetzt nicht den geringſten Rückhalt mehr, und ſprach über ihn, wie ſein Bild in ihrer Seele war. Ich hörte ihr unausſprechlich gern zu, ſie fühlte ſich ſo frei und ſtark, weil ſie ſich ſelbſt bezwungen hatte. An ihrem edlen Weſen empfand ich etwas, ich mögte es den Stolz des Edelmuthes nennen. Auf Augenblicke verfiel ſie in ein Nachſinnen, man ſah ihr an, ſie machte einen Plan, an dem ſie Freude hatte.

Da in meinem Leben und in meinem

Geiſte nichts von einiger Bedeutung vorging, was ich dem Marquis nicht meldete, ſo beſchrieb ich ihm dieſen Auftritt mit der Fürſtin recht ausführlich. Ich war ſchon wieder in der Einſamkeit meines ſchönen Landgutes, als ich ſeine Antwort darauf erhielt; er ſchrieb mir überhaupt ſeltener, kürzer als ich ihm; nicht deshalb, glaube ich, weil er mehr Geſchäfte und Zerſtreuung hatte, als ich; ſollte überhaupt, wenn Liebende einander ihrer Liebe gewiß ſind, nun nicht mehr Bedürfniß bleiben, ſie auszudrücken, als den Männern?

In ſeiner Antwort äußerte er Vergnügen über den Beifall, den ſein Grundſatz bei der Fürſtin gefunden, die ſich auf männlichen Stolz verſtehe. Mir gefiel eben dieſer Zuſatz nicht, vor allen, da er mich gleich darauf bat, die Fürſtin nicht zu hoch und rein zu nehmen. Eine Warnung, die ich nun erſt ganz verſtehe, nach dem, wie er zu Rom geurtheilt hat, daß ich das

mals auf meinem Landsitz mich gegen sie in Schatten gestellt hätte.

Eines seiner folgenden Schreiben fing mit den Worten an: Ich merke, die Fürstin hat die Hand im Spiel, sie will edelmüthig und Wohlthäterin seyn, das mag hingehn, sie ist im Grunde nur Mittel, mir schnell zu verschaffen, was mir längst gebührt. Er berichtete mir darauf bestimmt, daß aus einer Masse von Gütern, die zwischen beiden durch die letzte Vermählung verbundenen Fürstenhäusern streitig wären, ihm für die mühsame und glückliche Auseinandersetzung des Zwistes, von Anfang des Geschäftes ein beträchtliches Landgut versprochen sei, wie er schon damals erwähnt habe. Als nun in den letzten Monaten das Geschäft bis auf eine kleine Häckelei durch ihn abgewickelt worden, wäre von beiden Seiten Achselzucken eingetreten und einige Bedenklichkeit wegen des versprochenen Geschenkes erhoben. Er sei Feuer und Flamme geworden und habe

doch aus Klugheit und Liebe an ſich gehalten. Auf einmal ſtimmten nun beide Höfe einen andern Ton an, wären die Großmuth ſelbſt und geneigt, ihn fürſtlich zu belohnen. „Sie geben mir, ſchrieb er, noch ein Landgut zu dem verſprochenen, es iſt mir gleichgültig, eitel, denn mit dem einen habe ich Dich. Lieber entbehrte ich das zweite; ich will an irdiſchen Gute nur, was mir Noth thut, und was ich verdiente. Aber ich erkenne hier die Fürſtin, nur ſie konnte die Höfe mit ſolchen Nachdruck an ihre Pflicht und Ehre gemahnen!“

Auf ihn ſchien ihr Benehmen wenig Eindruck gemacht zu haben, ich dagegen war und bin davon ſehr gerührt. Meine Unterredung mit ihr wurde mir noch merkwürdiger, ich wußte nun, worüber ſie auf Augenblicke nachgeſonnen, und empfand das Schöne in dieſer Güte, dieſe ächte Liebenswürdigkeit einer fürſtlichen Frau mit aller Lebhaftigkeit.

Von meinem Oheim bekam ich gleich

darauf ein Briefchen: ſein gnädigſter Herr ſei großmüthig gegen den Marquis geweſen, dieſer Großmuth ſtehe er billig nach, nehme das Siegel von ſeinem Teſtament zurück, doch wolle er, daß ſeine Güter nun allein an mich fallen ſollten. Er ſehe, daß der Himmel alle ſeine Thaten krönen wolle, die Vermählung müſſe in ſeinem Palais gefeiert werden, und ſein gnädigſter Herr hätte gewiß meinen Gemahl zu ſeinem Nachfolger beſtimmt, da er ihn ſo großmüthig datire.

Der gute Oheim! ich benahm ihm nichts von ſeiner Freude, aber er wollte doch auch gar nicht merken, daß die Schwierigkeit nicht in ſeinem gnädigſten Herrn lag, ſondern darin, der Marquis und ich wollten nicht an die Galeerenbank!

Der Fürſtin ſchrieb ich nichts über die nahe Entwickelung unſres Schickſals, ich wollte ſie vorher ſehen, und hören, auf welche Art ſie derſelben erwähnen mögte. In den erſten Tagen, die ich wieder mit ihr verlebte, ſagte ſie nichts davon. Da

konnte ich mich gegen ihre Güte und Freundlichkeit nicht länger verschlossen halten. Doch verschwieg ich, was der Marquis ihr zuschriebe. Sie äußerte, daß sie halb davon gehört habe, es freue sie, daß ein solcher Mann durch eine Kraft das ersetze, was die Gunst des Glückes ihm weniger als seiner erwählten Gemahlin verliehen hätte. Dies sagte sie zu leicht, nicht so innig, als ich erwartete; der Marquis würde gar gesagt haben, ein Zug in ihrem Gesicht hätte eine Neckerei verrathen, daß ihr Wollen erreichte, was sein männlicher Stolz und meine Liebe seinem Verdienste beilegten.

Jeden Tag erwartete ich nun die Nachricht, daß er ganz am Ende sei und zu mir eile. In dieser Ungeduld, wie konnte ich anders, als ungeduldig seyn, dem Ziel so nah, nach welchem ich viele Jahre gerungen, und noch nicht an demselben, kommt die leidige Nachricht, daß ihm die Dokumente zu den beiden geschenkten Gütern freilich schon übergeben wären, das Geschäft

überhaupt verwickle ſich indeß noch wieder am Schluß, Urkunden müßten noch wieder in Italien aufgeſucht, und ein paar Nachkömmlinge ebendaſelbſt von ehemaligen Beſitzern des größten Theils der Gütermaſſe befragt, zur Einwilligung beredet werden. Seine perſönliche Gegenwart ſei zu einem ſichern Erfolg nöthig und ſo werde er noch auf Monate von mir geſchieden bleiben.

Da ſtieg meine Ungeduld zu einem ſolchen Grade, daß ich auf meinem Landſitze, bei dem Oheim, bei der Fürſtin, an keinem mir bekannten Ort ausdauern konnte. Ich antwortete ihm, daß ich nach Böhmen reiſe, wo ich nicht weiter von ihm entfernt wäre. So kam ich zu Dir, Roſamunde, Du haſt mir die Pein der Ungeduld vergütigt.

Ich erhielt in Böhmen nur zerſtreute, kurze, abgeriſſene Zuſchriften von ihm. Er war ſelbſt in ſolche Ungeduld verfallen, daß er es nicht mehr der Mühe werth hielt, mir zu ſchreiben; gewöhnlich ſchloß er mit den Worten: Ich ſollte bei Dir ſeyn und muß

dieſe nüchternen Buchſtaben mahlen. Zu Berlin endlich erhielt ich einen ausführlichen, ruhigen Brief, der mir von Prag dahin gefolgt war. Ich habe ihn zurückbehalten, bis die Ordnung der Geſchichte an ihn käme; ſo muß ich ihn holen.

Als ſich Agnes entfernt hatte, ſagte Roſamunde: der Marquis iſt ein ächter Italiener und hat doch ſchon in Deutſchland mehr von dem Deutſchen angenommen, als Du von dem Italiener, obgleich Du in Italien aufgewachſen biſt. Dank Dir, daß Du ſo deutſch bliebeſt. Ich entgegnete ihr, daß dieſe Vergleichung weder auf einen ſtärkeren Charakter in mir, noch in der Deutſchheit, als in dem Marquis und dem italieniſchen Weſen ſchließen laſſe. Hätte ich eine Italienerin geliebt, wie mein Freund eine Deutſche, ſo hätte ich unſtreitig viel mehr von meinem Volk eingebüßt, als er von dem ſeinen. Nun fügt es ſich ſchön, ſagte Roſamunde, in Agnes iſt ſoviel Südliches, in ihrer Einbildungskraft, der beweglichen

Fülle ihres Lebens; ich kenne keine Deutſche, die ſich für den Marquis geeignet hätte.

Indem kam die Gräfin zurück mit dem Brief. Wir gehen hier ganz nach der Wahrheit der Geſchichte, ſprach ſie, und ſo iſt meine Pflicht, das Schreiben des Marquis buchſtäblich vorzulegen:

„Es iſt mir lieb, daß Du in Prag lebſt. Ich weiß Dich gern an einem Orte, der einen bedeutenden Charakter hat. In eine Stadt mit einer merkwürdigen Vorzeit gehörſt Du hin, oder in Deine, die von Dir beſeelte Natur. Du jammerteſt mich in den beiden flachen Reſidenzen, mit welchen Du in der letzten Zeit gewechſelt haſt.“

„Ich werde nicht weiter in Italien hineingehen, und von Mailand aus den Zweck meiner Reiſe erreichen.“

„Die Muße, worin ich hier lebe, fülle ich größtentheils mit Erinnerungen aus. Wann wir verbunden ſind, wieviel werde ich Dir aus meinem Leben zu erzählen haben. Noch waren wir nie in ſolcher Ruhe und

Muße zuſammen, daß wir mit etwas anderm, als uns beſchäftigt ſeyn konnten.“

„Deine letzten Briefe greifen in die Erinnerungen ein, die mich hier umgeben. Der Freiherr, deſſen Du gedenkſt, iſt einer meiner liebſten Bekannten, mein treugeſinnter, zartfühlender Freund, und die Gräfin W—g, ſollte ich ſie nicht auch kennen? Heißt ſie nicht Roſamunde? Eine deutſche Gräfin Roſamunde ſah ich einſt hier in Mailand, damals, wie der Fürſt mich nach der deutſchen Grenze beſchieden hatte, und ich in Mailand ſchon wieder eine neue Beſchäftigung erhielt, weil er unſchlüſſig geworden ſei, ob er doch nicht nach Rom und Neapel gehen werde. Den Familiennamen jener Gräfin habe ich ſchlecht gehört oder vergeſſen. Sie war jung und ſchön, ſie hätte mir ſelbſt damals, als ich nur das Verlangen nach Dir im Herzen trug, beinahe ſchöner wie Agnes gedäucht, wenn dieſe nicht durch den Wechſel ihren Reiz ſo zu mehren wußte, daß die Berechnung aufhört. So wenig die

Deutſche ſprach, verrieth ſie Geiſt und Kenntniſſe: doch war ſie ſo ſchwermüthig, und blickte oft ſo traurig, als weder ihrer Jugend noch ihrer Schönheit geziemte. Die galante Welt machte über ſie den Scherz, daß ihr Lieblingsſpaziergang auf einen Kirchhof ſei."

Roſamunde lächelte und war bewegt. Mir war die Berührung dieſer Seite nicht angenehm, und ich fiel mit der Frage ein: über mich nichts mehr?

Sie kommen eben an die Reihe, fuhr Agnes fort:

„Daß die Gräfin dem Freiherrn meinen Namen nenne, daß ſie ihn grüße im Andenken jener trauten Abende, wo ich auch von Dir nicht geſchwiegen habe."

Das nennt er nicht ſchweigen! unterbrach ſich Agnes; und ich dachte bei mir: wenn Du wüßteſt, wie viel weniger er geſchwiegen hat nach einem freiherzigen Entſchluß.

Wenn er, ſprach ſie weiter, meinen letzten Brief erhält, Verwunderung über Verwunderung. Ich in Berlin, der Freiherr ein Bräutigam, die ſchwermüthige Gräfin ſeine Braut, das heiterſte Dreiblatt;

und ich bekannt mit allen seinen Plaudereien über mich und unsre Liebe und mit seiner werthen geheimen Gesellschaft.

Nach diesen Worten fuhr Agnes fort zu lesen: „Wäret Ihr, Du und Er Repräsentanten der deutschen Nation, ich gäbe Dir gern zu, was Du mir durch Trotzen und Schmeicheln nie hast abgewinnen können, daß sie das herrlichste Volk sei. Er war so fein, und doch so männlich, so klug, umsichtig, berechnungsvoll, und gleichwohl treu und wahr; bisweilen wollte ich rasend über seine Fassung werden, schalt ihn bei mir selbst nüchtern; auch das mogte ihm nicht entgehn, eben dann sagte er etwas so tief Empfundenes und klar Gedachtes, daß ich mit meiner Leidenschaftlichkeit und dem Wirrwar meiner Gedanken mich innerlich schämte. Ich glaube, auch dies entging seinem Falkenblicke nicht. Ich erinnere mich, daß er ein paarmal, wenn ich in jenem Zustande war, die lakonische, befehlende, herrschsüchtige Haltung, die ich, wie mancher Italiener, leicht im Verkehr habe, unter besseren Namen schilderte und lobte."

„Schon vergnüge ich mich mit dem Einfall, daß jene mailändische Rosamunde

Deine Gräfin, und ſo auch diejenige ſei, die offenbar, wenn Du es gleich nicht ſagſt, ſehr zärtlich für meinen Freiherrn geſtimmt iſt. Wenn Du ihn ſiehſt, ſchau nicht zu tief in ſeine blauen Augen; auch der ehrlichſte Mann iſt in Hinſicht auf ſchöne Frauen nicht mehr ehrlich.“

Da haben wir den Italiener und den Wildfang, ſagte Agnes; er weiß nicht, wie ſeine ſchwarzen Augen feſthalten. Sie las weiter:

„Du findeſt in ihm ein blondes Gegenſtück zu mir. Auf eines mache ich Dich aufmerkſam und wünſche darüber durch Dich ein Licht zu bekommen. Er hat eine Eigenheit, nur aus Wohlwollen gegen ihn nenne ich ſie eine tugendhafte Empfindſamkeit. Ich kann nicht helfen, mir ſchien das wie ein jüngferlicher Zug, ja, wie ein Zug von einer alten Jungfer. Mache mir begreiflich, ob dergleichen bei vorzüglichen deutſchen Männern häufig? Soviel ſehe ich ein, wäre ich eine Frau, mir könnte dieſe Empfindſamkeit an einem Mann gefährlich werden.“

Agnes las dies Alles etwas komiſch, und beide Freundinnen brachen zuletzt in Lachen

aus. Der Brief gab zu der lebhafteſten, anmuthigſten Unterhaltung, zu den heiterſten Erwartungen Anlaß, daß das Schickſal ſo gutmüthig und witzig, wie bisher ſeine Intrigue mit uns fortſpielen werde. Roſamunde war unerſchöpflich in ihrer Freude, daß der Marquis mich alſo aufgefaßt habe. Nur von einem Zuge in mir, der an alte Jungfern erinnere, wollte ſie nichts wiſſen. Agnes, rief ſie lachend, da müßte der Baron ja uns ähnlich ſeyn? Doch nein, Du warſt vor Zeiten eine Ehefrau. Ich dachte an das Geheimſte in den Erzählungen des Marquis.

Unſere Briefe wurden von der Poſt gebracht. Alles gut, rief Agnes, er geht nach Wien, wo die letzte Genehmigung ſeiner Reſultate geſchieht, ich ſoll zu ihm eilen; „und dann auf Deinen Landſitz, zur immerwährenden Luſt. Ihn lieb' ich am meiſten von allen unſren Beſitzungen; kaum kann ich mir denken, daß mich nun von Dir nichts mehr vertreiben kann. Nun kümmert uns keine Conſtellation aus fürſtlichen Figuren. Von Wien aus fodere ich meinen Abſchied.“

Agnes las dieſe Zeilen mit unnennbarem

Triumph. Morgen, ſetzte ſie hinzu, will ich fort; und Du, Roſamunde, reiſeſt mit mir? Doch freilich, Dein geſtrenger Herr iſt noch ein diplomatiſcher Leibeigner!

Sorgen Sie nicht um mich, entgegnete ich, dieſes Schreiben mit dem großen Siegel habe ich heute erwartet, wir wollen ſehen, ob ich meine Freiheit nicht früher habe, als ihr geſtrenger Herr.

Ich erbrach das Siegel, beide Frauen ſahen zugleich mit mir hinein, und ehe Roſamunde und ich zur Hälfte waren, rief Agnes ſchon: Freiheit! Freiheit!

Wir reiſen zuſammen nach Wien, erklärte ich, nur zwei Tage Raſt; und Du, Geliebte, wenn ſich dort Agnes und der Marquis verbinden, wir laſſen uns nicht zuvorkommen?

Eine und dieſelbe ſchöne Stunde führe uns Alle, ſprach Roſamunde: doch Agnes rief, halt! mein alter Oheim iſt auch dabei. In ſeinem Hauſe iſt meine Hochzeit, ſeid ſo gut, laßt die Eure dort zugleich ſeyn, und die Freude des alten Mannes iſt unbegrenzt. Wir waren bereit dazu, da weder Roſamunde noch ich auf nahe Verwandte Rückſicht zu nehmen brauchten.

Frohere Menschen sind nie von Potsdam nach Berlin gefahren, als wir drei. Hier hatte ich mit einem Vormittag genug zu den Abschiedsbesuchen, wir waren fertig zur Reise auf den folgenden Tag, von dem sonnenhellsten Wetter begünstigt.

Es konnte nicht fehlen, daß in unsrem Gespräch wiederholt die Bemerkung vorkam, wie hier am Trauertage der Monarchie sich unser Glück zum Theil entschieden habe, und dann beinahe täglich durch neue Entdeckungen vermehrt, durch neue Nachrichten vollendet sei.

Die Königin, sprach Rosamunde, war eine Erscheinung, die unserer Liebe zur Seite stand, wie ein schützendes Wesen. In ihrer Nähe, rief ich, sah ich Dich zum erstenmal wieder, sie war der Stern, der uns zusammenführte.

Und warum muß sie uns nun verschwunden seyn, erwiederte Rosamunde gerührt; wohin deutet dies? warum zog uns ihre Leiche vorüber, als sich unser Leben kaum ganz zum Glücke vereinet hatte?

Glaube mir, fiel Agnes ein, das bedeutet, Euer Glück bedürfe ihres Schutzes nicht mehr. Da wir aber unsre Heiterkeit mit der

Trauer um ſie her begannen, wollen wir unſer Leben in Berlin nicht enden mit ihr?

Wir verſtanden ihre Frage und gingen nach dem Dom. Die Leiche ſtand dort, bis ihr Begräbnißplatz in Charlottenburg fertig war.

In die kleine mit ſchwarzen Tuch ausgeſchlagene Sakriſtei brach mit Gewalt der Sonnenſchein durch ein einziges hohes Fenſter von oben her. Blumen ſtarben um den Sarg, die nur halb blühten. Sie und das Licht, die allenthalben das Leben erheitern, waren hier nur wie Erinnerung der Heiterkeit, und vermehrten den Eindruck von Hingeſchiedenheit des reichſten Lebens. Wir faßten den Eindruck ſtumm auf, und gingen um den Sarg ohne einen Laut.

Roſamunde verließ zuerſt die Sakriſtei. Sie war tief bewegt. Wie anders war es, ſagte ſie mir draußen mit Thränen, wenn wir ſonſt ihr nahten!

Wir hatten uns vorgenommen, auch das Gewölbe zu beſuchen, die Gruft des königlichen Hauſes. Als wir hinabgeſtiegen waren und der erſte Blick uns die unordentlichſte Anhäufung von Särgen verrieth, ſagte Agnes: es iſt brav von dem König, daß er hier ſeine Gemahlin nicht wiſſen will! welches

feuchte, unedle Gewölbe, welche Vernachläſſigung der Todten!

Nicht einmal eine Zeitfolge, wie ſie gelebt hatten, war hier den Todten gegönnt. Viele der Särge waren verwittert, und die Gebeine, deren Behauſung gänzlich verfallen war, hatte man in einen dunklen Winkel aufgehäuft. Auf einem einzigen alten Sarge lag ein Ritterdegen, und erinnerte allein daran, daß hier ein Geſchlecht ruhte, aus welchem viele Helden hervorgingen, Häupter einer Monarchie, die vor allen die kriegeriſche heißen kann. Ich freute mich, daß ich in der Nähe den Sarg des Louis Ferdinand erblickte. Vor Ausbruch des Krieges hörte ich ihn einmal ſeinen Widerwillen ausdrücken, daß man ihn in den feuchten ſchwarzen Keller hinabtragen würde. Schon war er dort und hatte ſelbſt für Feldherrnruhm, nach welchem er am heißeſten ſtrebte, nicht lange genug gelebt.

Meine Gefährtinnen ließen mich nicht länger weilen, ſie waren zu beängſtet von dem wüſten Orte. Als wir an das Sonnenlicht kamen, äußerten wir alle unſer Bedauern, daß wir nicht aus der Sakriſtei ſogleich wieder unter die freundlichen Bäume

hinausgegangen waren; und wir gingen so schnell zu unsrer Wohnung zurück, als wären wir übereingekommen, daß wir dort durch ungestörte Mittheilung uns von der Verstimmung befreien müßten.

Agnes war am lebhaftesten unwillig. Ich hatte noch keine Fürstengruft gesehn, brach sie aus, indem sie den Shawl ablegte; immer mißfiel mir schon, daß man die Beherrscher eines Volkes und ihr Geschlecht in die Tiefe versenkte.

In hoher freier Gegend, von allem Volke geschaut, über das Leben emporragend, sei die Stäte, wo die Könige ruhn. Wodurch sie Könige waren, die Idee stirbt doch nie, leitet und vereint immerfort die Völker; und daß es ein einziges Geschlecht giebt, durch welches, mit welchem die Idee mächtig wird, daß dieses Geschlecht sich mehr als irgend ein andres wie blutsverwandt, ein in sich geschlossenes Ganzes, mit einer und derselben großen und reinen Gesinnung, mit einer Ehre, die sie alle fördern, betrachten soll, ich wüßte nicht, wo dies besser ausgedrückt werden könnte, als durch ihre Begräbnißstäte?

Ein Wappenschild an allen Särgen spricht

die Gemeinschaft aus; an den Ahnherrn leuchtet es am höchsten. Sie stehen in der Mitte des hochgewölbten Saales, im Hintergrund, am erhabensten. An den Seiten, so wie sie entsprossen, steigen von ihnen die Nachkommen herab; die zuletzt Verstorbenen stehen am niedrigsten, uns am nächsten, so wie wir eintreten.

Durch Vermählung sind immer neue Geschlechter in das Haus gekommen, ihre Wappen deuten uns an, wie das alte Stammesgemüth eine neue Farbe in sich aufnahm, wie durch neue Familienverbindung das Verhängniß der Völker sich in andrer Richtung webte.

Worte von Gewicht, Sinnsprüche der nun Ruhenden, mancherlei Zeichen, offenbaren uns, über ihren Häuptern in Marmortafeln der Wand gegraben, wie der Einzelne mit seiner Zuthat den Geist der Ahnen fortpflanzte.

Die ganze Anhöhe ist geweiht, wie der Bau selbst. Ein volles freudiges Leben ergießt sich an ihr herab, steigt an ihr hinan. Was nur Schönes da gedeihen will, ist auf ihr versammelt.

Agnes, rief ich aus, Sie beleben die Idee vom Königthum selbst durch den Tod; und was sind Königreiche ohne diese Idee?